universität wien

DISSERTATION / DOCTORAL THESIS

Titel der Dissertation /Title of the Doctoral Thesis

„Waschen tut die Maschine“ –

Veränderungen im Haushalt seit Ende des Zweiten

Weltkrieges – Erleichterungen der Haushaltsarbeit?

verfasst von / submitted by

Mag.phil. Ilse Bacher

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of

Doktorin der Philosophie (Dr. phil.)

Wien, 2017 / Vienna 2017

Studienkennzahl lt. Studienblatt / degree programme code as it appears on the student record sheet:	A 092 308
Dissertationsgebiet lt. Studienblatt / field of study as it appears on the student record sheet:	Dr.-Studium der Philosophie Volkskunde
Betreut von / Supervisor:	Hon.-Prof. Dr. Hermann Steininger

ABSTRACT

Seit Ende des Zweiten Weltkrieges haben sich die sozialen und wirtschaftlichen Lebensbedingungen besonders für Frauen entscheidend verändert. Mit der zunehmenden Ausstattung der Haushalte mit technischen und zeitsparenden Geräten wird die von Frauen geleistete Reproduktionsarbeit mitunter als „leicht“ zu erledigende Tätigkeit angesehen. Die vorliegende qualitativ-empirische Arbeit untersucht die Dimension der Hausarbeit nach physiologischen und psychologischen Kriterien dahingehend, in welchem Maße eine Erleichterung tatsächlich vorliegt. Die zuvor genannte Thematik erfordert die Berücksichtigung jener grundlegenden Fakten, die zu den bedeutsamen Veränderungen geführt haben. Als Quellen dienen autobiografische Berichte von Frauen sowie Texte von Autoren beiderlei Geschlechts, die sowohl im Zeitraum dieser Untersuchung lebten und leben (Teil 1: Kapitel 6-9), als auch die Auswertung von Stellungnahmen anonymer Probandinnen und Probanden zum Themenkomplex (Teil 2, Kapitel 10).

Women´s social and economic living conditions have changed radically since the end of World War II. Due to the increasing usage of household timesaving devices, women’s reproductive work is often considered to be “simple”, and requiring little effort. Based on physical and psychological conditions, the present qualitative study explores the subject of domestic work, focusing on the extent to which the aforesaid assumptions are actually applicable. The topic requires considering a wide range of basic factors influencing the aforementioned radical changes. The source material includes women’s own narratives as well as autobiographical manuscripts from authors of both sexes, who were alive during the research period (Part 1, Chapter 6-9), as well as the evaluation of anonymous opinions on the thematic complex, acquired on the basis of questionnaires (Part 2, Chapter 10).

DANKSAGUNGEN

Mein besonderer Dank gilt meinem Betreuer Herrn Hon.-Prof. Dr. Hermann Steininger, der meine Arbeit mit viel Engagement und wertvollen Hinweisen begleitete. Es ist und war eine große Freude und Ehre von ihm als Dissertantin angenommen und unterstützt worden zu sein. Herr Hon.-Prof. Dr. Hermann Steininger hat diese besondere Etappe meines wissenschaftlichen Werdegangs in seiner einmaligen Weise mitgestaltet.

Frau a.o. Univ.-Professorin Dr. Birgit Bolognese-Leuchtenmüller danke ich herzlich für konstruktive Ratschläge zu meiner Arbeit und dass sie fachkompetent die Begutachtung meiner Dissertation übernahm.

Herrn Mag. Günter Müller bin ich für die Unterstützung meiner Recherchen dankbar, die Option, mich mit einem ergänzenden Appell *„Hausarbeit“* an den von ihm initiierten Schreibaufruf *„Arbeit ist das halbe Leben“* an die Autorenschaft des Archivs *„Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“* anschließen zu dürfen.

Frau Mag. Sabine Lichtenegger schulde ich ebenfalls Dank für ihre Hilfe; sie ermöglichte mir Recherchen im Archiv des Institutes für Gewerkschafts- und AK-Geschichte.

Besonders herzlich bedanke ich mich bei den Frauen, die zu der Thematik meiner Arbeit Manuskripte verfasst haben, als auch bei jenen anonymen Probandinnen und Probanden, die meine Forschungsfragen beantworteten; ohne ihre Aktivitäten wäre diese Arbeit nicht möglich gewesen.

Insiderwissen über die Werbewirtschaft und zahlreiche produktive Gespräche verdanke ich der Grafikerin und Malerin Traute Molik-Riemer.

Auch meinen Studienkolleginnen und Studienkollegen habe ich für die Nachfragen und bereichernden Gespräche zu danken.

Mein herzlicher Dank über den Tod hinaus gilt meiner im Dezember 2016 verstorbenen Freundin und Lesepartnerin meiner Diplomarbeit, der unvergleichlichen Pianistin und Musikpädagogin Irene Gernert. Sie hat mich sehr darin bestärkt, meinen Jugendwunsch eines Studiums in die Realität umzusetzen und war mir eine anregungsreiche Hilfe im wissenschaftlichen Diskurs. Krankheitsbedingt konnte sie mich leider beim Entstehen meiner Dissertation nicht mehr begleiten; da sie aber so maßgeblich zu meinem ursprünglichen Entschluss (der gewissermaßen auch ein emanzipierender Schritt von der traditionellen Frauenrolle meiner Generation war) beigetragen hat, möchte ich an dieser Stelle dankend und wertschätzend gedenken. Q. D. B. V.

VORWORT

Unbedachte Bemerkungen von Männern während der täglichen Alltagsarbeit *wie „Waschen tut eh die Maschine“* oder *„Kochen tut der Herd“* empfand und empfinde ich als abwertende Kommentare über die Arbeit der Frauen im Haushalt. Das Statement *„Waschen tut eh die Maschine“* mag als triviale Aussage – unter Berücksichtigung, dass eine Maschine ein Apparat ist, der eine Tätigkeit selbständig ausführt – teilweise gültig sein. Der von der Maschine „selbstständig“ durchgeführte Waschvorgang funktioniert jedoch erst, wenn eine Person mit einem dieser unzähligen (aber von Männern meistens nicht wahrgenommenen) Handgriffe, die für die tägliche Hausarbeit gezwungenermaßen nötig sind, die entsprechenden Tasten oder Knöpfe gedrückt hat. Diese Handgriffe setzen zumeist noch immer die (Haus-) Frauen.

Mit dem Alltagsleben, das *„die Gesamtheit der Tätigkeiten der Individuen zu ihrer Reproduktion, welche jeweils die Möglichkeit zur gesellschaftlichen Reproduktion schaffen“*,[1] umfasst, ist zwar jede Einzelne und jeder Einzelne konfrontiert; die Organisation der alltäglich zu erledigenden Arbeiten liegt hingegen – zumindest in heterosexuellen Partnerschaften – überwiegend in der Hand von Frauen.

Ebenso verwehre ich mich gegen den Begriff der *„Nur-Hausfrau“*. Zweifellos hat die technische Entwicklung von Haushaltsgeräten – vor allem der automatischen Waschmaschine – die physische Hausarbeit erleichtert. Lässt sich *„das Bisschen Haushalt“* tatsächlich leichter und schneller erledigen als beispielsweise in den 1950er Jahren? Wie hat sich dieser Aufgabenbereich für die Frauen und (damit verbunden) wie hat sich das Rollenbild der Frauen verändert?

Ziel dieser qualitativen Forschungsarbeit ist die Beantwortung der zuvor genannten Fragestellungen.

[1] Heller, Agnes: Das Alltagsleben. Versuch einer Erklärung der individuellen Reproduktion. Hgg. von Hans Joas. (=edition Suhrkamp, 805), Frankfurt/Main, 1978, S. 24.

INHALTSVERZEICHNIS

1 EINLEITUNG 10
2 AUFBAU 12
3 METHODISCHER ZUGANG 15
3.1 Fachliche Zugänge 15
3.1.1 Sicht der Themenbereiche 22
3.1.2 Sprachliche Expressionen 23
4 THEORETISCHE BEGRIFFE 30
4.1 Haushaltswissenschaft 30
4.2 Hausarbeit 32
5 QUELLEN 35
5.1 Quellenkritik 37
5.2 Das Archiv der „*Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen*“ 40
5.3 Anlässe für biografisches Schreiben 43
5.3.1 Zusammengefasst: *„Vielleicht hat es einen Sinn …“* – Elemente autobiographischen Schreibens 48
5.4 Die Schreibaufrufe 49
5.5 Die Edition „*Damit es nicht verlorengeht …*“ 52
5.6 Die Internet-Plattform der „*Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen*“ 53
5.7 Die Kooperationsprogramme mit Museen 53
5.7.1 Der *„Tagebuchtag“* 54
5.8 Autobiografische Quellentexte aus dem Archiv 55
5.9 Der Schreibaufruf „*Arbeiten im Haushalt*“ 56
5.9.1 Die Berichte 57
6 AUSWERTUNG DER QUELLEN 61
6.1 Markante Anmerkungen 62
6.2 Gedächtnis und Erinnerung 68
6.2.1 Hamsterfahrten und Schleichhandel 79
6.2.2 Nicht Erinnertes – Trümmerfrauen und Muttertag 85
6.2.3 Seltene Hausarbeits-Erinnerungen 92
6.2.4 *„Nichts wurde weggeworfen“:* Der Umgang mit Essbaren 99

6.3 Zitate aus einzelnen Bänden der Buchreihe „*Damit es nicht verlorengeht …*“ 100
7 DIE HAUSARBEIT AUS DER SICHT DER FRAUEN 112
7.1 Erlebte Praxis 113
7.2 „*Das größte Problem war wohl die Wäsche*.“ – Der Waschtag 117
7.2.1 Der inszenierte Waschtag 143
7.2.2 Der *„nicht mehr vergleichbare Waschtag“* – Fazit technischer Entwicklungen 144
7.2.3 Zusammengefasst: *„Die selbstverständliche Frauenarbeit“* – das Wäsche Waschen 147
7.3 „*Das Maß aller Dinge*“ – Die Pflege der Fußböden 154
7.4 Vom Schuhe Putzen, vom Teppich Klopfen und vom Osterputz 156
7.5 Einiges über das Kochen 158
7.6 „*Gleich nach dem Waschtag die mühsamste Arbeit*“ – Das Einheizen 162
7.7 Bügeln 164
7.8 Zeitplan einer „Nur-Hausfrau“ 166
7.9 „*… und ich habe auch gelernt, alles selbst zu nähen*“ 170
7.10 „*Der erste richtige Haushalt*“ – Stationen der Haushaltsgründung 176
7.11 „*Da hatte ich nun zwei Haushalte*“ 184
7.12 Mithilfe im Haushalt 188
7.13 „*Der Alltag der Hausfrau einst und jetzt*“ - Sicht eines Mannes 190
7.14 „*Hausarbeit hält gesund*“ 192
7.15 Wohnen 194
7.15.1 Die Wohnungssuche 196
7.15.2 *„…dort gings wieder VON VORNE los“* – Gründe für Umzüge 201
7.15.3 Gründe für Wohnungsumzüge 207
7.15.4 Wohnungseinrichtungen 208
8 ABSCHIED VOM BERUF ODER DOPPELBELASTUNG? 213
8.1 Über die „produktive“ und die „reproduktive“ Frau 215
8.2 Zusammengefasst: „*Die Rollen der Ehe-Hausfrau, Mutter und Berufstätigen unter einen Hut zu bringen*“ 236
9 DIE FRAU UND IHRE ROLLENBILDER 241
9.1 Wenig bekannte Rollenbilder in Wissenschaft und Technik 248

9.2 Frauenrollenbilder nach dem Ende des Krieges 251
9.3 Das anerzogene Frauenbild 255
9.4 Von „*Küche, Kinder, Kirche*“ zu „*Karriere*! – *Kinder, Küche*?“ 258
9.5 „*Das unentrinnbare Schicksal*“ 260
9.6 Das Rollenbild der „Nur-Hausfrau“ 261
9.7 Erlebte Rollenbilder 263
9.8 Eine unendliche Geschichte – das sich noch immer ändernde Rollenbild 266
9.9 Das Bild der Frau in der Werbung 276
9.9.1 Angrenzende Themenfelder 292
10 AUSWERTUNG DER FRAGEBOGEN 297
10.1 Die Forschungsfragen 297
10.2 Zur formalen Struktur der Befragung 298
10.3 Zur inhaltlichen Strukturierung 300
10.4 Auswertung der anonymen Fragebögen 303
10.4.1 Zur Frage 1: Prägende soziale und gesellschaftliche Veränderungen 303
10.4.1.1 Subsumierte Erkenntnisse 309
10.4.2 Zur Frage 2: Einfluss der Technisierung und des Einsatzes organisatorischer Hilfsmittel 311
10.4.2.1 Subsumierte Erkenntnisse 315
10.4.3 Zur Frage 3: Veränderung der patriarchalischen zur partnerschaftlichen Beziehung 315
10.4.3.1 Subsumierte Erkenntnisse 320
10.4.4 Zur Frage 4: Sichtweisen zur „Nur-Hausfrau“ und zur berufstätigen Hausfrau seit Kriegsende 322
10.4.4.1 Subsumierte Erkenntnisse 327
10.4.5 Zur Frage 5: Das Bild der Hausfrau in den Medien 327
10.4.5.1 Subsumierte Erkenntnisse 334
10.5 Auswertung der Stellungnahmen der Schreibpartnerinnen 335
10.5.1 Zur Frage 1: Prägende soziale und gesellschaftliche Veränderungen 335
10.5.1.1 Subsumierte Erkenntnisse 338
10.5.2 Zur Frage 2: Einfluss der Technisierung und des Einsatzes organisatorischer Hilfsmittel 339
10.5.2.1 Subsumierte Erkenntnisse 343

10.5.3 Zur Frage 3: Veränderung der patriarchalischen zur partnerschaftlichen Beziehung 344
10.5.3.1 Subsumierte Erkenntnisse 346
10.5.4 Zur Frage 4: Sichtweisen zur „Nur-Hausfrau“ und zur berufstätigen Hausfrau seit Kriegsende 346
10.5.4.1 Subsumierte Erkenntnisse 350
10.5.5 Zur Frage 5: Das Bild der Hausfrau in den Medien 350
10.5.5.1 Subsumierte Erkenntnisse 353
10.6 Die Auswertung der anonymen Fragebögen der Männer 354
10.6.1 Zur Frage 1: Prägende soziale und gesellschaftliche Veränderungen 354
10.6.2 Zur Frage 2: Einfluss der Technisierung und des Einsatzes organisatorischer Hilfsmittel 354
10.6.3 Zur Frage 3: Veränderung der patriarchalischen zur partnerschaftlichen Beziehung 355
10.6.4 Zur Frage 4: Sichtweisen zur „Nur-Hausfrau“ und zur berufstätigen Hausfrau seit Kriegsende 356
10.6.5 Zur Frage 5: Das Bild der Hausfrau in den Medien 357
10.7 Vergleichende Auswertung 358
11 RESÜMEE 366
12 LITERATUR- UND QUELLENVERZEICHNIS 375
13 BIOGRAMME 397
14 ANHANG 400

ABBILDUNGSVERZEICHNIS

Abbildung 1: Gasgemeinschaft (Privatarchiv I. Bacher)..... 278
Abbildung 2: Presto (Quelle: www.bildarchivaustria.at PLA 16306654, Wien 1955) 279
Abbildung 3: Alles für Ihr Heim (Quelle: www.bildarchivaustria.at PLA16308449 um 1950)..... 280
Abbildung 4: Konsum (Quelle: www.bildarchivaustria.at, PLA16308459)..... 281
Abbildung 5: Persil Kind (Quelle: www.bildarchivaustria.at PLA16307916, 1958) .. 282
Abbildung 6: Persil Frau (Quelle: www.bildarchivaustria.at PLA16306629, o.D.) 282
Abbildung 7: Omo (Quelle: www.bildarchivaustria.at, PLA16307911)..... 285
Abbildung 8: Radion (Quelle: www.bildarchivaustria.at, PLA 16307949)..... 286
Abbildung 10: Fewa Kleid (Quelle: www.bildarchivaustria.at PLA16306740, 1953) 287
Abbildung 9: Fewa Waschmittelbox (Quelle: www.bildarchivaustria.at PLA16306070, um 1953)..... 287
Abbildung 11: "Im Reiche der Frau" (Quelle: www.bildarchivaustria.at PLA16550563) 294
Abbildung 12: Plattenbaumöbel (Quelle: Kotal)..... 295

1 EINLEITUNG

Das Fach Volkskunde hat sich seit den 1960er Jahren verstärkt mit Themen des Alltags beschäftigt. [2] *„Die Volkskunde, die sich in diesem Band dezidiert als Sozialwissenschaft präsentiert“* behandelt *„Schlüsselkonzepte“* einer neuen Volkskunde. Zu diesen Grundzügen *„Kultur“*, *„Geschichtlichkeit“*, *„Identität“* zählt auch der *„Alltag“*.[3]

Auch nach der Umbenennung der Studienrichtung Volkskunde in Europäische Ethnologie steht diese Thematik im Mittelpunkt der Forschungen mit der Aufgabe *„Kultur und Gesellschaft zu verstehen“*.[4] Wenn auch auf den *„ersten Blick“* viele Themen – wie beispielweise das vorliegende Thema über die Veränderungen der alltäglichen Haus- und Familienarbeit sowie der Geschlechterverhältnisse - *„vielleicht marginal wirken“*, so führen sie doch *„in gesellschaftliche Aushandlungsprozesse und größere Zusammenhänge“*.[5]

Den von den Medien immer wieder aufgegriffenen Themen der von den Frauen im Alltag unentgeltlich geleisteten Reproduktionsarbeit und der Doppelbelastung der berufstätigen Hausfrau werden die mit den technischen Geräten leichter zu bewältigenden Hausarbeiten gegenübergestellt. Berufen zu beurteilen, ob sich die Bewältigung des repetitiven sozialen Handelns im alltäglichen Haushalt und der Kinderbetreuung seit Ende des Zweiten Weltkrieges tatsächlich verbessert hat, sind Frauen, die diese Entwicklungen erlebt haben. Während meiner Recherchen in autobiografischen Texten im Archiv der *„Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“* initiierte der Leiter Mag. Müller Schreibaufrufe über die Themen *„Arbeit ist das halbe Leben“* und *„Hausarbeit“*. Die für meine Fragestellung relevanten einlangenden Berichte stellte er mir dankenswerterweise zur Verfügung, sie bilden das Fundament meiner Quellen.

Als „Zeitzeugin“ kann ich in dem zu erforschenden Zeitraum auf selbst gemachte Erfahrungen zurückgreifen, die bei der Auswertung des biografischen Materials als

---

[2] Vgl. Steininger, Hermann: Volkskunde in Bewegung. Von alten Konzepten und Sammlungen zur Beobachtung des Alltags. Eine Skizze. In: Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien (MAGW), Bd. 142, Wien, 2012, S. 1.
[3] Ebd., S. IX.
[4] Schmidt-Lauber, Brigitta: Nahwelten erforschen. http://medienportal.univie.ac.at/uniview/professuren/detailansicht/artikel/brigitta-schm... , S. 4. [Zugriff am 10.6.2013].
[5] Ebd., S. 4.

Basiswissen hilfreich sind. Gleichzeitig bin ich mir bewusst, dass ich dieses Wissen nur als eine Art Kontrollfunktion einsetzen darf, um jeden subjektiven Einfluss beim Auswerten der Quellen zu vermeiden.

Die Auswertung der Berichte und der autobiografischen Texte ergänzte ich mit den Antworten aus einem anonym gehaltenen fünf wirtschaftliche, soziale und gesellschaftliche Veränderungen umfassenden Fragebogen.

2 AUFBAU

Kapitel 1 dient der Einleitung.

Kapitel 2 konturiert den Aufbau.

Das Ziel meiner Arbeit ist anhand autobiografischer Texte und forschungsleitenden Fragen zu eruieren, ob die alltägliche Hausarbeit seit Ende des Zweiten Weltkrieges mit Hilfe von Geräten, die mittels Elektrizität funktionieren, tatsächlich leichter zu bewältigen ist wie es im gesellschaftlich undifferenzierten Diskurs dargestellt wird. Die alltagsgeschichtliche Materie dieser Recherche erfolgt in zwei Schritten: einer Analyse autobiografischer Texte folgt die fokussierte Auswertung der Forschungsfragen.

Aussagekräftige Quellen zu diesen Fragen erhielt ich im Zuge eines Schreibaufrufes der *„Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen am Institutes für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien“* mit den Themen *„Arbeit ist das halbe Leben“* und *„Hausarbeit“*. In den an das Archiv eingesandten Manuskripten berichten die Frauen, wie sie die Haushaltsführung respektive ihre damit vernetzte Biografie während des Zweiten Weltkrieges bzw. seit Ende des Krieges bis in das 21. Jahrhundert gelebt und erlebt haben. Im zweiten Abschnitt (Kapitel 10) analysiere ich die Antworten anonymer Probandinnen und Probanden zu den anschließenden Forschungsfragen. Da die Frage 2 (die Erleichterung der Hausarbeit betreffend) nicht ohne Berücksichtigung der gesellschaftlichen, sozialen und wirtschaftlichen Veränderungen untersucht werden kann, habe ich diese Thematik in den Fragenkomplex eingeschlossen:

1. Welche sozialen und gesellschaftlichen Veränderungen haben die Aufgaben der Frau in der Familie verändert?

2. Die Technisierung und der Einsatz organisatorischer Hilfsmittel haben die Hausarbeit zweifellos physisch erleichtert; ist die Hausarbeit aber tatsächlich leichter, respektive einfacher geworden?

3. Hat sich in der Familie die patriarchalische zur partnerschaftlichen Beziehung weiterentwickelt?

4. Hat sich bzw. wie hat sich die gesellschaftliche Sichtweise zur „Nur-Hausfrau“ und zur berufstätigen Hausfrau seit Kriegsende geändert?

5. Wie hat sich das Bild der Hausfrau in den Medien gewandelt, und mit welchen Argumenten versucht die Werbung, die Frau für Produkte des Alltags zu gewinnen?

Die folgende Auflistung zeigt die in den einzelnen Kapiteln behandelten Themen: Kapitel 3 informiert über den Konnex des Themas zu den akademischen Disziplinen der Volkskunde/Europäische Ethnologie und der Wirtschafts- und Sozialgeschichte (3.1). Ein weiterer Abschnitt ist der methodischen Sicht der Themenbereiche und den darin enthaltenen sprachlichen Expressionen gewidmet, wozu Schlüsselwörter, Hervorhebungen mit stilistischen Ausdrucksmitteln wie z. B. die Betonung mit Ausrufezeichen und/oder Erzählungen in Form der direkten Rede zählen.

Kapitel 4 präzisiert theoretische Begriffe wie beispielsweise Haushaltswissenschaft und Hausarbeit und rekurriert dabei interdisziplinär auf wissenschaftliche Definitionen benachbarter Fachinstitutionen.

Kapitel 5 befasst sich mit den Initiativen Michael Mitterauers und öffentlicher Institutionen zur Förderung biografischen Schreibens und der Gründung des Archivs *„Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen am Institutes für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien“* und der im Zuge dieser Aktivitäten entstandenen Buchreihe *„Damit es nicht verlorengeht …“* (5.2; 5.5) Zusätzliche Aktivitäten, die die Leitung des Archivs in der Folge initiiert hat, finden sich in diesem Kapitel unter 5.7 ebenso wie auch eine Aufstellung der am Schreibaufruf *„Haushalt“* teilgenommenen Autorinnen unter 5.9 Kritische Überlegungen zu den Quellen scheinen in einer eigenen Passage unter 5.1 auf.

Kapitel 6 behandelt zunächst erste Erkenntnisse der Auswertung der Quellen, mit welchen Ereignissen die Probandinnen ihre Erinnerungen verknüpfen, dabei wird deutlich, an welche seltenen mit dem Haushalt verflochtenen Tätigkeiten sich einige Frauen erinnern (6.2.1) und welche Themen für sie nicht erwähnenswert respektive relevant waren (6.2.3). Generationsbedingt sprechen sie u. a. im Vergleich zur Gegenwart unvorstellbare Situationen an wie z. B. „Hamsterfahrten“ (6.2.2). Ebenso beeinflussten Notzeiten den Gebrauch materieller Güter, wobei Dinge wiederholt als symbolische Gedächtnisträger eine gewisse Verbindung mit verstorbenen Familienmitgliedern aufrechterhalten sollen (6.2.1). Eine weitere Passage dieses Kapitels beleuchtet Zitate aus der Buchreihe *„Damit es nicht verlorengeht …“*(6.3), in der die Autorinnen primär die beschwerliche Arbeit des Waschtages hervorheben.

Kapitel 7 gibt einen Überblick über die von den Schreibpartnerinnen beschriebenen Hausarbeiten, die Reihung der einzelnen Tätigkeiten erfolgte nach der Häufigkeit und der Detailgenauigkeit der Ausführungen. Dem Wäsche Waschen – der physisch

anstrengendsten Tätigkeit – ist in diesem Kapitel eine differenzierte Auswertung gewidmet, da diese Arbeit in den Berichten zumeist sehr umfangreich beschrieben wird. (7.2). Zu den ebenfalls in geringerem Umfang erwähnten Hausarbeiten zählen die Pflege und das Putzen der Wohnung, das Kochen und die Instandhaltung bzw. die Anfertigung von Kleidungsstücken. Das Kapitel umfasst außerdem die Haushaltsgründung (7.10.), die gegebene bzw. die fehlende Mithilfe der Familienmitglieder (7.12), die männliche Sicht des *„Alltag*[s] *einer Hausfrau einst und jetzt“* (7.13) und Überlegungen zur Inszenierung der Hausarbeit in Printmedien als gesundheitsfördernde Tätigkeit (7.14). Eine umfangreichere Passage in diesem Kapitel ist der schwierigen Wohnungssuche, deren Ausstattung bzw. Einrichtung und der folgenden Umzüge gewidmet (7.15.1).

Kapitel 8 zeigt den gesellschaftlichen Wandel von der „Nur-Hausfrau“ zur berufstätigen Hausfrau, den Einfluss vorgegebener Rollenbilder in den Schulbüchern, die Überlegungen der Frauen beruflich tätig zu werden und die „Doppelbelastung“ – oft nicht völlig freiwillig – zu akzeptieren.

Kapitel 9 behandelt die Rollenbilder aus historischen, tradierten, erlebten und gegenwärtigen Sichtweisen. Außerdem wird das Bild der Frau in der Werbung an Hand von Werbeplakaten, Werbeanzeigen in Printmedien und Werbespots in der Fernsehwerbung analysiert (9.9).

Kapitel 10 gibt Auskunft über die Forschungsfragen und ihre formale Struktur und beinhaltet die Auswertung der anonymen Fragebögen der Probandinnen und Probanden (10.4; 10.6) sowie die Analyse der Stellungnahmen der Schreibpartnerinnen (10.5). Die erste Interpretation teilt sich jeweils in getrennte Unterkapitel hinsichtlich der Stellungnahmen der an der Beantwortung der Forschungsfragen teilnehmenden Probandinnen, Probanden und der Schreibpartnerinnen. Im Anschluss an die Unterkapitel geben subsumierte Erkenntnisse einen Überblick der Angaben der Individuen. Eine abschließende Auswertung vergleicht die Ansichten aller befragten Teilnehmerinnen und Teilnehmer (10.7).

Kapitel 11 extrahiert die gewonnenen Erkenntnisse.

.

3 METHODISCHER ZUGANG

3.1 Fachliche Zugänge

Das Alltagsleben als Wirkungsfeld gesamtgesellschaftlicher Mechanismen zählt seit den 1970er Jahren zu den Forschungsgegenständen und Analyseinstrumenten der Volkskunde respektive der Europäischen Ethnologie.

Für die Geistes- und Kulturwissenschaften, deren Bedeutung mangels ihrer ökonomischen Verwertung neben den Naturwissenschaften immer wieder in Frage gestellt wird, bringt die Einbettung des Wissens in Handlungszusammenhänge Anerkennung in unserer materialistisch orientierten Zeit. Neben der Reflexivität, in deren Namen die Humanwissenschaften die Vergangenheit im Namen der Gegenwart befragen, ist die Suche nach Orientierungshilfen für die Gesellschaft zur rationalen Bewältigung des naturwissenschaftlich-technischen Fortschritts eine wichtige Komponente.[6]

Es ist ein Anliegen der Moderne *„alles zu hinterfragen“*. Das *„Selbstverständliche“*, der Alltag, wird problematisch, da die Sicherheit in vielen Lebensbereichen schwindet. Ein Beweis dafür ist die *„Fülle von Ratgeberliteratur“*.[7]

Nach der Neuorientierung des Faches in den 1960/70er Jahre traten u. a. (Auto-)Biographien, Lebenserinnerungen und Lebensberichte in den Mittelpunkt der Forschungen. Zu den Aufgaben der biografisch forschenden Ethnologinnen und Ethnologen zählen u. a. Werte des Handelns, die Bedeutung sozialer Positionen und Rollenbilder für die Gestaltung des eigenen Lebenslaufes, das Erwerben von Wissen und Kompetenzen und das Erleben kultureller Phänomene und Bereiche in ihrer Verflechtung zu erfassen und deutend darzustellen.[8]

„Vorsichtig ausgedrückt“ sieht Steininger die Volkskunde als *„Wissenschaft von der Alltagskultur“*, umfasst doch der Alltag der Menschen die gesamte *„soziale Praxis“*[9],

---

[6] Vgl. Felt Ulrike, Nowotny Helga, Taschwer Klaus: Wissenschaftsforschung. Eine Einführung. 2. Aufl. (= Campus Studium, Bd. 1086), Frankfurt/Main, New York, 1995, S. 158-160.

[7] Köstlin Konrad: Der Alltag als Thema. Mitschrift der Lehrveranstaltung am Institut der Europäischen Ethnologie an der Uni Wien, 10.10.2002, S. 1.

[8] Vgl. Paul Sigrid: Funktionen der Biographieforschung in der Ethnologie. In: Biographische Methoden in den Humanwissenschaften. Hg.: Gerd Jüttemann und Hans Thomas, Weinheim, 1998, S. 24.

[9] Steininger Hermann: Alltagskultur-Forschungen in Niederösterreich. Forschungsgeschichtliche und thematische Schwerpunkte des Alltags nach 1945. In: Alltagskulturen. Forschungen und Dokumentationen zu österreichischen Alltagen seit 1945. Referate der Österreichischen

die jede und jeder zwar individuell, jedoch von wirtschaftlichen, sozialen und gesellschaftlichen Veränderungen beeinflusst erlebt. So zeigen bibliographische Zusammenstellungen sowohl fachlicher als auch regionaler Art, dass soziale und wirtschaftlich-gesellschaftliche Fragestellungen seit den 1960er Jahren in den Mittelpunkt des Faches Volkskunde rückten.[10]

Im alltäglichen Sprachgebrauch bedeutet „Alltag" jene gewöhnlichen Tage, die gleichförmig ohne besondere Ereignisse ablaufen. Als *„gleichförmiges tägliches Allerlei"* [11] wird der *„Alltag"* im Duden bezeichnet. Kluge deutet an, dass der Begriff *„Alltag"* eine *„Zusammenrückung aus ‚all' und ‚Tag', vielleicht unter dem Einfluss des Adverbs alltäglich"* [12] darstellt.

Das Alltagsverständnis der Ethnologen entfaltet sich wie im Folgenden dargestellt. Dieses *„gleichförmige tägliche Allerlei"* des Alltags definiert Bausinger als *„Dinge und Vorgänge, die normalerweise nicht beachtet, jedenfalls nicht reflektiert wurden, die aber das Leben stark strukturieren"*.[13] Bausinger versteht den Alltag *„dabei nicht als emphatische*[n] *Kontrast zum Feiertag; das Festliche soll nicht ausgeschlossen"*, sondern *„wie jede kulturelle Äußerung an die alltäglichen Bedingungen von Arbeit und Freizeit gebunden werden".*[14]

Köstlin benennt die *„Dinge und Vorgänge, die normalerweise nicht beachtet"* werden, als *„jene unbefragten Selbstverständlichkeiten, von denen immer mehr in der Moderne"* und im Besonderen im Fach Europäische Ethnologie *„befragt und beredet werden".*[15]

Volkskundetagung 2004 in St. Pölten. Hg.: Olaf Bockhorn [u.a.] (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, Neue Serie, Bd. 19), Wien, 2006, S. 115.

[10] Vgl. Steininger H., Volkskunde in Bewegung, 2012, S. 256.

[11] Duden Bedeutungswörterbuch, Hgg. Wolfgang Müller. Bd. 10. 2. Aufl. Mannheim [u.a.], 1985, S. 42.

[12] Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 25., durchgesehene u. erweiterte Auflage. Berlin, 2011.

[13] Bausinger Hermann: Erinnerung**.** In: Ein Aufklärer des Alltags. Der Kulturwissenschaftler Hermann Bausinger im Gespräch mit Wolfgang Kaschuba, Gudrun M. König, Dieter Langewiesche und Bernhard Tschofen. Mit einem Vorwort von Bernd Jürgen Warneken. Wien, Köln, Weimar, 2006, S. 61.

[14] Bausinger Hermann: Einleitung: Volkskunde im Wandel. In: Grundzüge der Volkskunde. Bausinger, Hermann, Utz Jeggle, Gottfried Korff, Martin Scharfe. 4. Aufl. Darmstadt, 1999, S. 15.

[15] Köstlin Konrad: Der Alltag als Thema der Europäischen Ethnologie. In: Alltagskulturen, Forschungen und Dokumentationen zu österreichischen Alltagen seit 1945. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 2004 in St. Pölten. Hg.: Olaf Bockhorn [u.a.] (=Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, Neue Serie Band 19), Wien, 2006, S. 21.

Für Tschofen stellt sich der Alltag als die *„durch natürliche und biografische Abläufe regulierte Welt der Selbstverständlichkeiten“*[16] dar. Verantwortlich für die Realisierung und Organisation der *„Selbstverständlichkeiten“* waren und sind – bis auf wenige Ausnahmen – die Frauen.

In der Auflage aus dem Jahre 1971 der „Volkskunde – Von der Altertumsforschung zur Kulturanalyse“ von Hermann Bausinger ist *„die Frau“* im Textzusammenhang immer wieder zu finden, im Sachwortregister ist die Suche nach den Schlagworten *„Frauen“* oder „*Frauenforschung“* allerdings vergeblich.[17]

Die Volkskunde des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts betrachtete die Frau meist im Kontext von Brauch und Sitte im Zusammenhang von Brauchhandlungen, die den menschlichen Lebenslauf strukturierten.[18] Oder wie es Katschnig-Fasch formuliert: Die ältere Volkskunde erwischte die Frau *„sozusagen gerade noch am Zipfel ihrer Trachtenschürze, an den Bändern und Stickereien – an den Attributen ihrer volkskulturellen Weiblichkeit“*.[19]

Ebenso finden sich in den Umfragen zum „Atlas der deutschen Volkskunde“ viele Angaben über die Stellung der Frau in der bäuerlichen Gesellschaft, aber Indizien auf die weibliche soziale und wirtschaftliche Lebenstätigkeit scheinen nicht auf. In den Untersuchungen der Volkskundlichen Kommission des Landwirtschaftsverbandes Westfalen-Lippe zur Geräte- und Arbeitsforschung in den Jahren 1951 – 1964 fehlt die systematische Auswertung frauenbezogener Daten ebenfalls.[20]

In den späten 1960er Jahren wandelte sich der Blickwinkel des Faches Volkskunde. Im Mittelpunkt der Forschung stand nicht mehr die Interpretation ritualer Ereignisse, die Ethnologinnen und Ethnologen wandten sich der Alltagskultur und deren Analyse zu.[21]

---

[16] Tschofen, Bernhard: Vom Alltag**.** Schicksale des Selbstverständlichen in der Europäischen Ethnologie. In: Alltagskulturen**.** Forschungen und Dokumentationen zu österreichischen Alltagen seit 1945. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 2004 in St. Pölten. Hg.: Olaf Bockhorn u.a. (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, N. S., Band 19), Wien, 2006, S. 94.

[17] Vgl. Lipp Carola: Geschlechterforschung – Frauenforschung. In: Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. Hg.: Rolf W. Brednich. Dritte, überarbeitete und erweiterte Aufl., Berlin, 2001, S. 340; Bausinger Hermann: Volkskunde. Von der Altertumsforschung zur Kulturanalyse. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe 1971. (=Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Univ. Tübingen. Sdbd.), Berlin, Darmstadt, Wien, 1987, S. 297-302.

[18] Vgl. Lipp C., Geschlechterforschung – Frauenforschung, 2001, S. 336.

[19] Katschnig-Fasch Elisabeth: Frauenforschung in der Kulturwissenschaft – ein marginales Problem? In: Über Frauenleben, Männerwelt und Wissenschaft. Österreichische Texte zur Frauenforschung. Hg.: Beate Frakele, Elisabeth List, Gertrude Pauritsch. (= Österr. Texte zur Gesellschaftskritik, Bd. 29), Wien,1987, S. 57.

[20] Vgl. Lipp C., Geschlechterforschung – Frauenforschung 2001, S. 336-338.

[21] Vgl. Katschnig-Fasch E., Frauenforschung in der Kulturwissenschaft, 1987, S. 57.

Zu diesem vielfältigen Fachbereich zählte auch das Alltagsleben, mit dem jeder Mensch – Kinder bewusst später – in Berührung kommt, der für sich selbst sorgen muss.

Der Paradigmenwechsel im Fach – die Erforschung alltagskultureller Phänomene populärer Bevölkerungskreise – trug dazu bei, dass die Frauen aus ihrem Schattendasein hervortraten. Die ersten Forschungen, die Frauen als handelnde Subjekte begriffen, scheinen in der Volkskunde im Bereich der Familienforschung auf. Ingeborg Weber-Kellermann geht 1974 in ihrer Publikation *„Die deutsche Familie“* auf die spezifischen Bedingungen historischen Frauenlebens ein und berücksichtigt dabei Aspekte des Familienrechts und die Lebens- und Arbeitsbedingungen der Bäuerinnen, Arbeiterinnen und Dienstmädchen. In einer späteren Auflage setzt sie sich mit neuen partnerschaftlichen Beziehungs- und Lebensformen auseinander. Wertvolle Denkanstöße für eine systematische Analyse des Frauenlebens finden sich in der ersten großen volkskundlichen Publikation zur Frauengeschichte, in der 1983 ebenfalls von Weber-Kellermann verfassten *„Frauenleben im 19. Jahrhundert“*. Mit zahlreichen Quellentexten und Bilddokumenten wird der Frauenalltag vom Ende des 18. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts dargestellt.[22]

Systematische Forschungsansätze, die sich mit der Thematik „Familie“ explizit aus volkskundlicher Sicht befassen, fehlen in Österreich. Das Thema „Familie“ ist jedoch im Rahmen des volkskundlichen Kanons des Faches in diversen Zusammenhängen präsent.[23]

Das vielseitige Spektrum des Forschungsgegenstandes „Familie“ wurde zum interdisziplinären Forschungsfach, das in Österreich *„heute eine Domäne der Geschichts- und Sozialwissenschaften“*[24] ist. Zu den wichtigsten Werken zählen die Arbeiten von Mitterauer, Sieder und Bernold.[25]

Die Arbeitswelt der Frauen war ebenfalls ein Forschungsschwerpunkt, dem sich die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler des Institutes der Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien widmeten. Bolognese-Leuchtenmüller

---

[22] Vgl. Lipp C., Geschlechterforschung - Frauenforschung, 2001, S. 341f.

[23] Vgl. Breuss, Susanne: Volkskundliche Familienforschung in Österreich. In: Volkskunde in Österreich. Bausteine zu Geschichte, Methoden und Themenfeldern einer Ethnologia Austriaca. Für den Fachverband herausgegeben von Olaf Bockhorn, Helmut Eberhart u. Dorothea Jo. Peter. Innsbruck, 2011, S. 619.

[24] Ebd., S. 620.

[25] Vgl. Mitterauer**,** Michael, Sieder Reinhard: Vom Patriarchat zur Partnerschaft. Zum Strukturwandel der Familie. 4. Aufl., München, 1991.; Sieder, Reinhard: Sozialgeschichte der Familie. (= edition suhrkamp Neue Folge, Band 276), Frankfurt/Main, 1987.; Bernold, Monika [u.a.]: Familie: Arbeitsplatz oder Ort des Glücks? Historische Schnitte ins Private. Wien, 1990.

thematisierte die Berufstätigkeit der Frauen, die den *„Zwang zur Freiwilligkeit“*[26] oft beeinflusst von politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Ansichten aus ökonomischen Überlegungen akzeptiert haben respektive akzeptieren mussten

Eine Berufswahl nach den eigenen Interessen war den Frauen erst auf Grund einer gerechteren Ausbildung sowie nach der Abkehr der Ansicht, Frauen nur in Berufen einzusetzen, für die sie – nach tradierter Meinung – auf Grund ihrer geschlechtsspezifischen Eigenschaften prädestiniert sind. Bolognese-Leuchtenmüller wies außerdem darauf hin, dass Österreich im 20. Jahrhundert *„mit seinen Werten der Frauenerwerbsbeteiligung zum einen praktisch durchgängig im europäischen Spitzenfeld“* lag und *„zweitens sich diese Werte durch ihre absolut überraschende Konstanz über den gesamten Zeitraum hinweg“* zeigten.[27]

Die Infragestellung des traditionellen Rollenbildes der Frau führte in den 1990er Jahren zur gesellschaftlichen Akzeptanz der Erwerbstätigkeit von Frauen mit Klein- bzw. Schulkindern. Nicht geändert hatte sich die alleinige Verantwortung der Frauen für die Haushaltsführung und die Familienaufgaben. Die Vereinbarkeit von Beruf und Familie – *die doppelte Verpflichtung* – war ein entscheidendes Kriterium bei der Berufswahl der Frauen; Bildungs- und Sozialberufe zählten zu den bevorzugten Erwerbstätigkeiten.

Die geringe Wertschätzung der fast ausschließlich von Frauen geleisteten Reproduktionsarbeit zeigt sich darin, *„dass ihr Ergebnis sofort aufgebraucht wird und sie nur als ständiger Kreislauf Wirksamkeit erzeugt“.*[28] Nicht entlohnte Arbeit besitzt keinen Stellenwert und wird *„unter der Etikettierung ‚Arbeit aus Liebe‘ bagatellisiert“*.[29]

Während die Arbeiterforschung im Fach Volkskunde bzw. der Europäischen Ethnologie viele Aspekte der männlichen Arbeitswelt respektive des *„Arbeiteralltags“*

---

[26] Bolognese-Leuchtenmüller, Birgit: „Der Zwang zur Freiwilligkeit“. Zur Ideologisierung der „Frauenerwerbsfrage“ durch Politik, Wissenschaft und öffentliche Meinung In: Frauen-Arbeitswelten. Zur historischen Genese gegenwärtiger Probleme. Hg. Birgit Bolognese-Leuchtenmüller, Michael Mitterauer. (=Beiträge zur Historischen Sozialkunde, Beiheft 3/1993), Wien, 1993, S. 169 – 190; Bolognese-Leuchtenmüller Birgit: Zwischen Anforderung, Anpassung und Alternativen – Überlegungen zur gegenwärtigen Rollenverteilung in der Familie. In: Das ewige Klischee. Zum Rollenbild und Selbstverständnis bei Männern und Frauen. Wien, Köln, Graz, 1981, S. 132-154.

[27] Bolognese-Leuchtenmüller Birgit: Geschichte einer doppelten Verpflichtung. Mütter zwischen Erwerbstätigkeit, Familienökonomie und persönlichen Lebensvorstellungen. In: Produkt Muttertag. Zur rituellen Inszenierung eines Festtages. Begleitbuch zur Ausstellung: Produkt Muttertag. Zur rituellen Inszenierung eines Festtages. 6. April bis 4. Juni 2001. (= Kataloge d. Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. 78), Wien, 2001, S. 135.

[28] Bolognese-Leuchtenmüller B., „Der Zwang zur Freiwilligkeit“, 1993, S. 10.

[29] Ebd.

[30] abdeckte, fehlte eine eigenständige Erforschung der sich geänderten weiblichen Arbeitsbedingungen. Die Soziologisierung des Faches Volkskunde und die neuere Frauenforschung, die Frauen als Subjekte der gesellschaftlichen und kulturellen Prozesse ins Zentrum ihrer Forschungen stellten, trugen ebenfalls dazu bei, Frauen und ihre Lebenswelt wirksamer wahrzunehmen.

Eine der Aufgaben, der sich die beginnende Frauenforschung in den 1970er Jahren stellte, war die wissenschaftliche Analyse weiblicher Alltagserfahrungen. Studien untersuchten die Arbeitsbedingungen respektive die sich daraus ergebende Doppelbelastung für berufstätige Hausfrauen.

Beck-Gernsheim stellte 1980 in *„Das halbierte Leben“* die Frage, wie sehr die Arbeitsteilung zwischen dem hauptberuflich tätigen Mann und der in der Familie tätigen respektive der doppelbelasteten berufstätigen Hausfrau gesellschaftliche Auswirkungen mit sich bringt. Die Autorin charakterisiert den Beruf der Frau als ein *„unverzichtbares Ärgernis“*[31] und stellt positive und negative Konsequenzen, die eine Berufsarbeit für Frauen mit sich bringt, gegenüber. Der Beruf als ein Weg zur Emanzipation vermittelt der Frau einerseits mehr Selbständigkeit und mehr Selbstbewusstsein, aber andererseits zeitliche Einengung, die sie mit der Erledigung der Hausarbeit nach dem Dringlichkeitsprinzip auszugleichen versucht.

Die Diffizilität beiden Aufgaben gerecht zu werden, zeigen beispielsweise Becker-Schmidt und Knapp in ihrer Forschungsarbeit über Erfahrungen von Arbeiterfrauen auf. Eine der an dieser Studie teilnehmenden Gesprächspartnerinnen charakterisiert die für viele Frauen zwiespältige Situation neben der Haushalts- und Familienarbeit beruflich tätig zu sein, mit der Aussage *„Eines ist zuwenig – und beides ist zuviel“*.[32]

Ebenso rückte die Technisierung der Haushalte durch elektrische Geräte in das Interesse der Ethnologen und Soziologen. Silberzahn-Jandt untersuchte z. B. die Veränderungen für die Frauen, die der Einsatz der automatischen Waschmaschinen brachte.[33]

---

[30] z. B.: Assion Peter: Arbeiterforschung. In: Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. Hg. Rolf W. Brednich. 3. Überarbeitete und erweiterte Aufl. Berlin, 2001, S. 255-289.

[31] Beck-Gernsheim Elisabeth: Das halbierte Leben. Männerwelt Beruf, Frauenwelt Familie. Frankfurt am Main, 1980, S. 10.

[32] Becker-Schmidt Regina, Beate Gudrun-Alexi Knapp, Beate Schmidt: Eines ist zuwenig, beides ist zuviel. Erfahrungen von Arbeiterfrauen zwischen Familie und Fabrik. Hg: Werner Fricke. 2. Aufl., (=Forschungsinstitut der Friedrich-Ebert-Stiftung. Reihe Arbeit, Sonderheft 2), Bonn, 1984.

[33] Silberzahn-Jandt Gudrun: Wasch-Maschine. Zum Wandel von Frauenarbeit im Haushalt. Marburg, 1991.

Der Einzug der vielfachen technischen Entwicklungen in alle Bereiche des Alltagslebens hat die *„stillschweigende Verpflichtung auf eine bestimmte normative Grundordnung“*, die darin besteht *„was Gesellschaftsmitglieder als allgemein bekannt und gebilligt in ihren alltäglichen Aktivitäten voraussetzen“* signifikant verändert.[34]
Bausinger sieht die expandierende Edition von Ratgebern – wie Köstlin – als eine Folge dieses Verlustes von *„festen Normen“*, die den nun vor *„einer Vielzahl von Möglichkeiten“*[35] gegenüberstehenden Menschen Sicherheit geben sollten.
Der Terminus „Methode“ leitet sich vom Griechischen méthodos (eigentlich ‚der Weg auf ein Ziel hin‘)[36] ab. Mein Ziel ist es eine Antwort darauf zu finden, ob die technischen Geräte die vielfältigen Hausarbeiten – die reproduktiven und nicht entlohnten Tätigkeiten – erleichterten bzw. in welchen Dimensionen dies für die (Haus-)Frauen der Fall war.
Meine Arbeit basiert auf der induktiven Methode und strebt eine qualitative und objektive Inhaltsanalyse des Materials an. Zu den wichtigsten Quellen zählen die autobiografischen Berichte der Autorinnen (des Schreibaufrufes über die Veränderungen in der Hausarbeit), worin sie rückblickend aus ihrer Sicht konkrete Sachverhalte und ihre Handlungsweisen während des Zweiten Weltkrieges, den Nachkriegsjahren und den folgenden Jahrzehnten bis zum Jahr 2006 darstellen. Die Autorinnen berichten – dem Schreibaufruf entsprechend – primär wie sie die alltägliche Versorgungsarbeit ihrer Familien unter den schwierigen wirtschaftlichen Voraussetzungen gelöst haben. Zu den in den Texten beschriebenen Prioritäten zählen Hinweise auf physisch schwer belastende Tätigkeiten wie z. B. den Waschtag und die enorme Erleichterung durch den Einsatz der automatischen Waschmaschine ebenso wie die Problematik zum Erlernen und der danach folgenden Ausübung eines Berufes. Während das Rollenbild der Frau von einzelnen Autorinnen aus der gesellschaftlich traditionell verbindlichen Sicht dargestellt wird, sprechen einige Frauen die in ihren Familien geltende Hierarchie, die sie persönlich mit den damit verbundenen Vorurteilen betroffen hatte, an.
Diese Epoche ist mir nicht fremd; sich an das „Fremde“ – der jeweiligen Individualität der Autorinnen – objektiv anzunähern, zählt zu den Aufgaben der Forschenden.

[34] Cicourel Aaron V.: Sprache in der sozialen Interaktion. München, 1975, S. 67.
[35] Bausinger H., Erinnerung, 2006, S.72.
[36] Kluge, Etymologisches Wörterbuch, 2011, S. 618.

Während in Gesprächen der Tonfall der Stimme, die Geschwindigkeit des Sprechflusses, das Suchen nach Worten, das Zögern in der Beantwortung einer Frage sowie Emotionen und Gestik helfende Hinweise geben können, fehlen diese Indizien bei der Recherche schriftlicher Aufzeichnungen. Andererseits darf angenommen werden, dass die Autorinnen und Autoren ihre Erinnerungen vor der schriftlichen Aufzeichnung überdenken und systematische Zusammenhänge wahrscheinlicher erfasst und aufgezeigt werden als in lebensgeschichtlichen Interviews.[37] Um Passagen oder Sätze besonders hervorzuheben, bedienten sich die Autorinnen vorzugsweise des Rufzeichens oder der direkten Rede. Mit Fragezeichen beenden zwei Schreibpartnerinnen ihre Gedanken über Fragen, für die sie selbst keine endgültige Antwort finden und setzen damit einen Gedankenanstoß für die Leserinnen und Leser über das zur Diskussion gestellte Thema weiter zu reflektieren.

Abweisende Antworten erhielt ich von zwei (nicht zu dem vorgenannten Personenkreis gehörenden) ehemals berufstätigen Hausfrauen, die ich über ihre Haushaltsführung befragen wollte. Ihre knappen Antworten lauteten: *„Vom Haushalt will ich nichts mehr wissen, der lief so nebenbei“* [38] und *„Reden wir von etwas anderem, mein Beruf war mir wichtiger.“*[39]

Das Verfassen der Berichte zum Thema „Hausarbeit“ darf nicht nur als eine sachliche Darstellung der wirtschaftlichen und sozialen Voraussetzungen sowie der laufenden technischen Entwicklungen in der Haushaltsführung innerhalb von fast sechs Jahrzehnten betrachtet werden. Für die Autorinnen war das Schreiben der Manuskripte gleichzeitig ein nicht emotionsloser Rückblick auf ihre Biografie, auf die lebensgeschichtlichen Zusammenhänge, denen sie sich gestellt haben respektive stellen mussten.

3.1.1 Sicht der Themenbereiche

In meiner ersten Analyse nach den Veränderungen der sozialen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Veränderungen in der Hausarbeit bzw. Familienarbeit seit dem Ende

---

[37] Mitterauer Michael: Lebensgeschichten sammeln. Probleme um Aufbau und Auswertung einer Dokumentation zur popularen Autobiographik. In: Biographieforschung. Gesammelte Aufsätze der Tagung des Fränkischen Freilandmuseums am 12. und 13. Oktober 1990 hgg. von Hermann Heidrich. (=Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilichtmuseums, Bd. 14), Bad Windsheim, 1991, S. 23.

[38] A. T., Gespräch am 29.10.2010.

[39] E. M., Gespräch am 10.11.2010.

des Zweiten Weltkrieges prüfte ich vorerst, welche Themen in den Berichten über die „Hausarbeit“ vorherrschend respektive welche Sujets nur einmal zu finden sind. Sowohl die dominierenden als auch die nur einmal thematisierten Textstellen fasste ich unter den betreffenden Themenbereichen in Dateien zusammen. Diese Themenübersicht diente mir als systematischer Zugriff für meine Auswertung. In alternativen Analysen der einzelnen Berichte untersuchte ich die Reihung der einzelnen Sachthemen dahingehend, ob einzelne Arbeitsgebiete in ähnlich verbalisierter Form und in welcher Extension zu finden sind. Von dieser Auswertung erwartete ich mir Hinweise auf die Wertigkeit einzelner Haushaltsalltagsarbeiten aus der Sicht der Autorinnen. Den Ablauf eines Waschtages beschrieben beispielsweise bis auf die jüngste Autorin alle Frauen – zumeist detailliert mit den einzelnen Arbeitsschritten. Lediglich die 1947 geborene Probandin erwähnt, dass zu ihrem *„Glück“* ihre Mutter die Reinigung und das Bügeln der Wäsche übernahm.[40]

Die Sichtweise der Autorinnen auf die Kriegsjahre bzw. die Jahre 1945 bis 1970 variiert abhängig von den jeweiligen Geburtsjahrgängen dahingehend, ob sie die Zeitepoche schon als junge Erwachsene oder noch als behütetes Kind erlebten. Besonders für jene Schreibpartnerinnen, die aus ihrer Heimat flüchten mussten, brachte das Jahr *1945 „das Ende jedweder Normalität“*. [41]

Mehrere Schreibpartnerinnen kamen auf die Diskrepanz zu sprechen, die sich daraus ergab, dass die wirtschaftliche Lage in den 1940er und 1950er Jahren sehr schwierig und belastend war, was jedoch durch das allgemeine ruhigere Lebenstempo und den sozialen Zusammenhalt in gewisser Weise im Vergleich zum extrem beschleunigten und zunehmend entsolidarisierten 21. Jahrhundert abgemildert wurde.

In den folgenden Recherchen der autobiografischen Texte konzentrierte ich mich auf jene von den Probandinnen eingesetzten Ausdrucksmitteln, durch die sie subjektiv oder emotional bedeutende Ereignisse hervorhoben wie beispielsweise den Einsatz von Satzzeichen oder das Anführen direkter Redepassagen,

3.1.2 Sprachliche Expressionen

Sprachliche Konfigurationen hängen von subjektiven Voraussetzungen wie z. B. dem Wortschatz, der Bildung und den Erfahrungen ab. Unabhängig davon finden sich in den

[40] Emilie N.: Hausarbeit, Wien 12.1.2010, S. 1.
[41] Ingried: Geschichte der Hausarbeit seit 1945, 2009, S. 1.

autobiografischen Texten über Haushaltsarbeiten wiederholt festgeschriebene Termini wie z. B. *„Schwerstarbeit“, „Kraftakt“* oder *„Schleppen“* oder drastisch illustrativ dargestellte Erlebnisse des Alltags.

Das Verb *„Schleppen“* verwenden die Schreibpartnerinnen in den Berichten vor allem, wenn sie den Waschtag beschreiben. Einige Frauen *„schleppten“* nicht nur Wäschekörbe von der Waschküche auf den Dachboden, sondern auch Teppiche *„zur Klopfstange“*[42] oder wie Gertrud A. den *„schweren Kinderwagen“* aus dem Keller in das Parterre bzw. in umgekehrter Reihenfolge vom Parterre in den Keller. Wenn sie dann *„vier Stockwerke hinaufsauste“*, das Kind holte und wieder *„hinunter hastete“* war sie *„schweißgebadet und dampfte wie eine Lokomotive“*.[43] *„Schleppen“* als *„damals ständige Plage“* beschreibt auch Cäcilia, die ihr Fahrrad täglich in den 4. Stock bzw. 7. Stock (plus Parterre, Hochparterre, Mezzanin) *„schleppte“*[44] um es vor Diebstahl zu schützen. Nicht nur sie, sondern alle Hausparteien *„schleppten“* die *„großen quaderförmigen Eisblöcke für den Eiskasten“*,[45] die der *„Eismann“* mit seinem Pferdewagen lieferte, bis zu sieben Stockwerke hoch.

Einige Probandinnen thematisieren eine andere Tätigkeit des *„Schleppens“*. Da die meisten Wohnungen mit Dauerbrandöfen ausgestattet waren, musste *„täglich in einem Kohlenkübel vom Keller das Brennmaterial heraufgeschleppt und die Asche des Vortages hinunter in den großen Hausmistkübel gebracht werden“*.[46] Ähnliche Aussagen finden sich in den Berichten von Eva[47] und Herta.[48] Die Installation von Elektro- und Gasheizungen fand im großen Ausmaß erst in den 1970er Jahren statt.

Ein von den Schreibpartnerinnen auffallend häufig gesetztes Interpunktionszeichen ist das Rufzeichen. Dieses Satzzeichen soll die jeweiligen Sätze aus dem laufenden Text hervorheben und mit Nachdruck auf die für die Frauen noch im Rückblick unerwarteten Situationen und Reaktionen verweisen. Ebenso beenden die Autorinnen nostalgische Anmerkungen oder Gegebenheiten, die verglichen mit den Lebensbedingungen der Gegenwart undenkbar erscheinen, mit einem Aufmerksamkeit produzierenden Rufzeichen und dem Wissen, dass die beschriebenen Ereignisse nicht von jeder Leserin

[42] Wilhelmine: Etwas über die Hausarbeit. 2009, S.1; Silvia, Alltagsgeschichten – Wie es so war in den 50ger Jahren. o. D., S. 6.
[43] Gertrud A.: Die Geschichte der Hausarbeit seit 1945. 2009. S. 3.
[44] Cäcilia: Hausarbeit in der Nachkriegszeit. 2009, S. 1.
[45] Cäcilia, Hausarbeit in der …, S. 1.
[46] Gertrud A., Die Geschichte der …, S. 3.
[47] Eva: Haushalt, seine Abwicklung, Geräte, die Arbeitsaufteilung etwa ab 1950. 2009, S. 2.
[48] Herta: Erfahrungsberichte über die Arbeit im Haushalt. 2009, S. 2.

oder jedem Leser als gegeben angenommen werden dürfen. Das eine oder andere Ausrufezeichen könnte ebenso durch die beim Schreiben des autobiografischen Textes aus der Erinnerung aktivierten Emotionen gesetzt worden sein. Eine Auswahl jener Sätze, die die Frauen mit einem Rufzeichen verstärkten, zeigen folgende Zitate.

Mit nostalgischen Anmerkungen beispielsweise schließt Wilhelmine ihren Bericht *„Etwas über die Hauswirtschaft“*. Nicht nur für sie war es eine Zeit, in der es hieß, *„zufrieden zu sein“,* mit dem *„was man bekam“* und aus dem Wenigen etwas herzustellen. Rückblickend waren sie ihrer Meinung nach *„samt dieser schlechten Zeit … glückliche Menschen!“*[49] Ihr Gefühl des Glücks beschreibt die Autorin im folgenden Satz, den sie – ebenso wie den zuvor angeführten – mit einem akzentuierenden Rufzeichen beendet: *„Am schönsten waren Abende bei leiser Musik, bei der Stehlampe zu sitzen und daneben einen Korb mit zu stopfenden Socken!“*[50] Im Anschluss an diese Feststellung stellt Wilhelmine im Bewusstsein, dass auch sie ihre Abende in der Gegenwart mit anderen Interessen verbringt, die Frage: *„Wer macht das heute noch?“* [51]

In einer Passage über die Verbesserung der Nahrungsversorgung erinnert sich Ilse *„noch an die Sensation, als es die ersten Semmeln wieder zu kaufen gab!“*.[52] Das Rufzeichen, mit dem die Autorin ihre Anmerkung beendet, soll diese „*Sensation“*, das für die damalige Zeit aufsehenerregende und unerwartete Ereignis, für die Gegenwart jedoch ein unglaubhafter Sachverhalt, hervorheben. Eine *„besondere (sehr geschätzte!) Vergünstigung“*[53] waren Semmeln auch in Gertruds Familie. Das Interpunktionszeichen unterstreicht hier, dass es die *„sehr geschätzte! Vergünstigung“* für die neunköpfige nur zu bestimmten Anlässen geben konnte und die Wertschätzung über diese kulinarische Ausnahme sehr hoch war.

Mit einem Rufzeichen markieren Probandinnen auch allgemein geläufige Aussagen wie z. B. *„Hunger ist der beste Koch!“*[54], *„Was haben sich die Frauen früher plagen müssen!“*[55], *„Arbeit macht das Leben süß!“*[56] und die gesellschaftlich akzeptierte Vorrangstellung einer Berufsgruppe. Herta unterstreicht ihre Anmerkung über die

[49] Wilhelmine, Etwas über die …, S. 2.
[50] Ebd.
[51] Wilhelmine, Etwas über die …, S. 2.
[52] Ilse: Hausarbeit – Hausfrau. 2009, S. 3.
[53] Gertrud: Der Bereich der häuslichen Arbeitswelt neben der beruflichen. 2009, S. 7.
[54] Wilhelmine: Noch einige Erinnerungen. 2005, S. 2.
[55] Wilhelmine: Etwas über die …, S.2.
[56] Stefanie-Eveline: Arbeitswelt einst und jetzt. 2009, S. 2.

Erinnerung an den Respekt, den die Hausparteien vor den *„hohe*[n] *Herrschaften“* – den Hausbesorgern – hatten, ebenfalls mit einem Rufzeichen: *„Wehe, wer da gerade ins Haus kam oder hinaus wollte!“*[57]

Gertrudes Rechtfertigung, dass sie ihrer Mutter nur *„gelegentlich“* im Haushalt geholfen hat, begründet sie mit ihrem – zwar nur einjährigem – Studium an der Hochschule. Nach dem Argument, mit dem sie sich nochmals auf ihr Studium bzw. die unterlassene Mithilfe bei der Hausarbeit bezieht, setzt Gertrude ein Rufzeichen. Mit diesem Interpunktionszeichen versucht sie, die späte Einsicht, ob ihre Aussage einer nachträglichen Prüfung standhalten könnte, auszuschließen: *„Da brauch ich doch keine Hausarbeit machen!“*[58]

Ihre besonders ausgeprägte Abneigung gegen das Bügeln der Wäsche (ihr Ehemann benötigte als Bankangestellter *„oft ein bis zwei Hemden am Tag“*) unterstrich die jüngste Probandin mit sieben ins Auge stechenden Rufzeichen: was nicht bügelfrei war, kam *„in die Putzerei ZUM BÜGELN !!!!!!!“*[59]

Das Ablegen ihrer Armbanduhr nach der *„Ankunft im winzigen Sommerhäuschen“* mit ihrer Familie zu Beginn der Sommerferien bedeutete für Gertrud *„neun Wochen ohne (Schul)Uhr-Streß!“*[60] Mit diesem Interpunktionszeichen betonte die Autorin die damals empfundene Erleichterung nach einem anstrengenden Schuljahr. Ebenso positiv empfand sie, dass in ihrer Familie die *„hektische Betriebsamkeit“* fehlte, denn sie hatten *„kein Fernsehen, kein Auto!“*[61] Hervorgehoben mit Rufzeichen hat Gertrud Arbeiten, die – für sie überraschend – die *„Kinderfrau“* bzw. ihre älteste Tochter übernahmen: die Begeisterung der Kinderfrau über die neue Waschmaschine ließ diese *„auch das Waschen übernehmen!“*[62] Als die Kinderfrau kündigte und Gertrud sich entscheiden musste, ob sie ihren Beruf weiter nachgehen könnte, erklärten sich die Kinder *(„bis auf eines“*) bereit *„ein zusätzliches Amt“* zu übernehmen und die Älteste *„sogar spontan den Waschtag!“*[63] wählte. Die Rufzeichen symbolisieren hier die von Gertrud empfundene Erleichterung, dass ihr diese – trotz Einsatz einer Waschmaschine – zeitaufwendige Hausarbeit abgenommen wurde.

---

[57] Herta, Erfahrungsberichte über die …, S. 2; Gertrud, Der Bereich der …, S. 1.
[58] Gertrude: Hausarbeit und anderes von 1958 – und ein bisschen vorher – bis ???? – immer noch! 2009, S. 2.
[59] Emilie N.: Hausarbeit, S. 1.
[60] Gertrud, Der Bereich der …, S. 4.
[61] Ebd., S. 8.
[62] Ebd., S. 3.
[63] Gertrud, Der Bereich der …, S. 6.

Gedanken und Empfindungen, die sich im Vergleich mit der Vergangenheit entwickeln, beenden einige Probandinnen ebenfalls mit einem aussagebekräftigenden Rufzeichen. Positives und Negatives sieht Gertrud A. in den Veränderungen im Haushalt durch den Einsatz von Geräten: *„Alles wurde und wird immer einfacher und rascher zu bewerkstelligen. Leider aber auch immer etwas weniger ‚menschlich'!"* [64] Karin stellt im Hinblick auf die *„ökologische Krise"* die Ausstattung der Haushalte mit einem Überangebot an elektrischen Geräten *„und vieles andere mehr!"* zur Diskussion. Ihr Resümee dazu: *„… man müsste ein bisschen mehr Kreativität für ein einfacheres Leben einsetzen!"*[65] beendet sie mit einem Rufzeichen, um ihrer Empfehlung mehr Nachdruck zu verleihen.

Eine für sie emotional belastende Entscheidung veranlasst Silvia in ihrem Bericht nach einer Passage, in der sie ihre berufliche Situation nach der Geburt ihres zweiten Kindes schildert, das einzige Rufzeichen zu setzen. Die Autorin wollte wie vor der Geburt ihres Sohnes ihre Halbtagsbeschäftigung fortsetzen, was der Arbeitgeber jedoch ablehnte, denn *„eine zweifache Mutter gehöre zu Familie, noch dazu, da* [sie] *einen Mann habe, der genug Geld verdiene, um eine Familie zu erhalten!"* [66]

Fest im Gedächtnis eingeschriebene diskriminierende Erinnerungen sowie die Hilfe einer Frau hebt ebenso Stefanie mit Ausrufzeichen hervor wie z. B. *„ein Mädchen braucht doch nicht zu studieren!"*[67] Beim Vorstellungsgespräch in ihrer ersten Dienststelle, als der Vater die an sie gerichteten Fragen beantwortete, wies ihn die Direktorin mit den Worten *„Ich habe Ihre Tochter gefragt!"*[68] zurecht. Für Stefanie steht hinter diesem Satz die symbolische Befreiung aus der Bevormundung ihres Vaters. Emotionen liegen auch dem dritten Satz, den die Probandin mit einem Rufzeichen beendet, zu Grunde. Ihre Mutter übernahm Stefanies Tochter während sie ihrem Beruf als Lehrerin nachging, Abgesehen davon, dass die Autorin ihren Beruf schätzte, war sie zu dieser Zeit die Familienerhalterin. Die Situation, die ohne der Hilfeleistung der Mutter prekär gewesen wäre, hält Stefanie mit dem Satz: *„Ja, wenn ich meine Mutter nicht gehabt hätte!"*[69] fest.

---

[64] Gertrud A., Die Geschichte der …, S. 4.
[65] Karin: Meine Hausarbeit. 2009, S. 2.
[66] Silvia: Haushalt, Kinder und Beruf. 2009, S. 2.
[67] Stefanie-Eveline, Arbeitswelt einst und …, S. 1.
[68] Ebd., S. 2.
[69] Ebd.

Auch erwähnte Erinnerungen, die Jahrzehnte zurückliegen, beenden Schreibpartnerinnen – wie beispielsweise Ilse – mit dem ausrufenden Interpunktionszeichen: *„Ich erinnere mich, dass ich ihm* [ihrem Verlobten] … *untersagte, mich beim Kochen anzureden, denn ich war zu aufgeregt!“*[70] In den ersten Jahren ihrer Ehe konnte sie *„nicht mit Geld umgehen“*, was dazu führte, dass *„zum Ultimo hin Schmalhans Küchenmeister!“*[71] war. Die Autorin erinnert sich ebenso an das Testbild der Fernsehsendungen in den Jahren 1957/58, das sie mit dem Kauf eines Apparates verbindet. Die Familie konnte sich zwar keine *„Geräte“* leisten, *„aber der erste Fernseher kam ins Haus!“*[72] Ihre persönliche Einstellung zur Hausarbeit im Vergleich zu anderen Hausfrauen, mit deren Perfektionismus sie sich nicht identifizieren kann, beschreibt sie wie folgt: *„Es soll Frauen geben, die mit Leidenschaft putzen – mir unverständlich!“*[73]

Ein anderes Stilmittel, mit dem die Frauen für sie signifikante Entscheidungen aus ihrer introspektiven Sicht betonen, ist die direkte Rede, die oft zusätzlich mit einem Ausrufezeichen markiert wird. Gertrud stand zweimal vor der schwerwiegenden Entscheidung, ob sie aus dem Berufsleben ausscheiden und sich „nur“ der Familie widmen soll. Die Autorin stellt ihre Argumente als auch die ihres Mannes in direkter Rede dar. Als ihr Mann endlich eine Professorenstelle in der Nähe des Wohnortes antreten konnte, forderte er sie auf: *„Morgen kannst du dein Entlassungsgesuch einreichen!“*[74] Drei Monate zuvor, als die Autorin noch keine *„Kinderfrau“* unterstützte, hätte sie *„es mit Freuden getan“*. Da sie ihren Beruf liebte, *„mit Leib und Seele Lehrerin“*[75] war, lautete ihre Entscheidung: *„Ich kann ja später immer noch kündigen, wenn es die Kinder erfordern!“*[76] Als sie von sich aus – nachdem die *„Kinderfrau“* aus privaten Gründen gekündigt hatte – den Lehrberuf aufgeben wollte, war es ihr Mann, der strikt gegen ihre Kündigung war: *„Bist du verrückt, nach soviel* [sic] *Dienstjahren auf deine Pension zu verzichten!!“*[77]

Die Anschaffung einer Eigentumswohnung war mit hohen finanziellen Belastungen verbunden. Ein Leben *„wie die Fürstn!“* stellte ein Onkel fest, als Herta im Jahr 1957

[70] Ilse, Hausarbeit – Hausfrau, S. 4.
[71] Ebd.
[72] Ebd.
[73] Ilse, Hausarbeit – Hausfrau, S. 4.
[74] Gertrud, Der Bereich der …, S. 2.
[75] Ebd.
[76] Ebd., S. 3.
[77] Ebd., S. 6.

nach ihrer Heirat mit ihrem Mann in *„eine neu erbaute Eigentumswohnung beim Türkenschanzpark“* – in der *„natürlich ein Badezimmer“*[78] vorhanden war – zog. Die monatliche Belastung – sie *„bezahlten das Vierfache eines damals üblichen Mietzinses – verursachte allgemeines Kopfschütteln“*, das außerdem mit einem *prognostizierenden „Des werds euch net lang leistn können!*[79]*“* kommentiert wurde. Die Autorin erwähnt die Aussagen der Verwandtschaft mit dem Stilmittel der direkten Rede, um einerseits ihre Betroffenheit über diese Meinungen und andererseits ihre Genugtuung und ihren Stolz darüber *„es trotz allem“*[80] geschafft zu haben zum Ausdruck zu bringen.

[78] Herta, Ergänzungen, 11.10.2009, S. 1.
[79] Ebd.
[80] Ebd.

4 THEORETISCHE BEGRIFFE

Der *„private Haushalt“* mit seinen vielseitigen Funktionen wurde/wird aus den Perspektiven verschiedener sozial- und kulturwissenschaftlicher Disziplinen erarbeitet. Die Haushaltswissenschaft hat sich in ihren Forschungen im Besonderen der Rationalisierung der Arbeiten im Haushalt gewidmet. Forschungsgegenstand der Ökologie ist u. a. Lösungen zur Vermeidung der Umweltproblematik zu finden wie sie beispielsweise im Zuge der (häuslichen) Wäschepflege zu finden ist. Die Soziologie und die Frauenforschung stellen in ihren Diskursen den „privaten“ dem „öffentlichen“ Haushalt gegenüber und thematisieren das damit assoziierte Geschlechterverhältnis. In den 1970er Jahren rückte das Thema der fortschreitenden Technisierung der Haushalte in den Fokus der Sozialwissenschaften. Das folgende Kapitel rekurriert primär auf Definitionen aus den Forschungen der Haushaltswissenschaft und der Soziologie mit dem Ziel einer grundlegenden Überblicksdarstellung.

4.1 Haushaltswissenschaft

Nach Tschammer-Osten ist die Haushaltswissenschaft *„von der traditionellen Wissenschaftssystematik her gesehen eine angewandte Wissenschaft, die sich nicht eindeutig einer Disziplin zuordnen lässt“*.[81]. Die Haushaltswissenschaftslehre stellt(e) sich einerseits die Aufgabe Lösungen für die Praxis zur bestmöglichen Gestaltung der privaten Haushaltsführung zu geben und andererseits Daten für die staatliche Wirtschaftsplanung zu liefern.[82]

Streissler betrachtet in ihrer *„Theorie des Haushalts“* den privaten Haushalt *„als die Entscheidungs- und Verwendungseinheit eines oder mehrerer Einkommen“*.[83] Die *„Zielfunktion“* eines Haushalts sieht Streissler in der kurzfristigen *„Befriedigung einzelner Bedürfnisse bzw. eines bestimmten Komplexes von Bedürfnissen und längerfristig seinen Lebensstandard. In der Regel wird er auch ein Höchstmaß an Wohlfahrt anstreben“.*[84]

---

[81] Tschammer-Osten Berndt: Haushaltswissenschaft. Einführung in die Betriebswirtschaftslehre des privaten Haushalts. (=Uni-TB, 869), Stuttgart, New York, 1979, S. 9.
[82] Vgl. Ebd.
[83] Streissler, Monika: Theorie des Haushalts. (=Grundwissen der Ökonomie), (= Uni-Taschenbücher, 369), Stuttgart, 1974, S. 5.
[84] Ebd., S. 67.

Die Frauen, die hinter dieser haushaltswissenschaftlichen Definition des Begriffes *„Haushalt“,* der *„in der Regel auch ein Höchstmaß an Wohlfahrt“* anstreben wird, stehen und diesen organisieren, bleiben in dieser Darlegung sprachlich unsichtbar.

Als *„die nicht erwerbswirtschaftliche Einheit zur Sicherung der Bedarfsdeckung einer Person oder Personengemeinschaft unter Beachtung der verfügbaren Mittel“*[85] und als ein *„Sozialgebilde, in dessen Mittelpunkt der Mensch mit seinen Bedürfnissen steht“*[86] definiert Landau den privaten Haushalt.

Im Gegensatz zu reinen Erwerbsbetrieben charakterisiert Piorkowsky Haushalte als

„durch ihre Mitglieder agierende Wirtschaftsinstitutionen, deren oberstes Sachziel die gemeinsame, insbesondere unmittelbare (Eigen-)Bedarfsdeckung ist und die nicht vorrangig durch Märkte, sondern durch die Bedürfnisse der Mitglieder sowie durch hausinterne Koordinationsmechanismen gesteuert werden.“[87]

Piorkowsky bezeichnet in seiner Definition die im Haushalt handelnden Personen – geschlechtsneutral – als *„Mitglieder“,* um den Personenkreis eines Haushalts, der sich jeweils nach den Lebenssituationen ändern kann, einzuengen.

Als negativ konnotierten, da *„überwiegend unfreiwilligen“*[88] Arbeitsplatz betrachtet nach Piorkowsky die feministische Haushaltsökonomie den Familienhaushalt.

Galler und Ott weisen darauf hin, dass die Definition des *„privaten Haushalts“* im Zuge des gesellschaftlichen Wandels im privaten Zusammenleben nicht einfach zu hinterfragen ist. [89]

Eine Definition, die die zuvor genannten Veränderungen der Haushaltsformen berücksichtigt, fixiert Glatzer:

„als Lebenszusammenhang von Individuen, der durch gemeinsames Wohnen und Wirtschaften gekennzeichnet ist. Es kann sich um Kernfamilien (Eltern-Kind-Gemeinschaften), erweiterte Familien, Alleinerziehende, Alleinlebende, Ehepaare, unverheiratete Paare oder Wohngemeinschaften handeln.“[90]

---

[85] Haushalt. In: Der Wert der Hausarbeit. Begriffslexikon und Arbeitsbewertungsverfahren. Unter Mitarbeit von Hilde Deist [u.a.]. Hg. Kurt Landau. München, 1990, S.15.

[86] Ebd., S. 16.

[87] Piorkowsky Michael-B.: Haushaltsökonomie. In: Kutsch Thomas, Michael-Burkhard Piorkowsky, Manfred Schätzke: Einführung in die Haushaltswissenschaft. Haushaltsökonomie Haushaltssoziologie Haushaltstechnik. Stuttgart, 1997, S. 30.

[88] Ebd., S. 24.

[89] Galler Heinz P., Notburga Ott: Empirische Haushaltsforschung. Erhebungskonzepte und Analyseansätze angesichts neuer Lebensformen. Frankfurt/Main, New York, 1993.

[90] Glatzer Wolfgang: Die Technisierung der privaten Haushalte – ein fortschreitender sozialer Prozeß. In: Der private Haushalt im wissenschaftlichen Diskurs. Hg.: Sylvia Gräbe. (= Reihe Stiftung Der private Haushalt, Bd. 17), Frankfurt/Main, New York, 1993, S. 281.

Die Haushaltswissenschaft bemühte sich Haushaltsarbeiten nach dem Vorbild industrieller Arbeitsorganisation zu strukturieren und zu rationalisieren. Haushaltsarbeiten sind von individuellen Gegebenheiten abhängig und müssen daher immer wieder angepasst werden. Ein systematischer Ablauf einzelner Arbeitsschritte, wie sie am Fließband und teilweise im Gewerbe und im Dienstleistungssektor angewendet werden, ist daher im Privathaushalt nicht durchführbar.

In ihrer Untersuchung über *„Neue Haushaltstypen“* erweitert Spiegel die zuvor genannten Definitionen. Sie charakterisiert Haushalt

„als übergreifende[n] *Lebenszusammenhang, als Lebensform, die ebenso durch spezifische Formen des Wohnens und Wirtschaftens wie durch die Art der Rollenverteilung, der interpersonalen Beziehungen und der normativen Vorstellungen und Erwartungen der Haushaltsmitglieder geprägt ist.“*[91]

Ähnlich den zuvor genannten Interpretationen der Haushaltswissenschaft stehen dem Fachgebiet der Hausarbeit betreffende vielfältige Definitionen gegenüber.

4.2 Hausarbeit

In der wissenschaftlichen Literatur wird die lebensnotwendige Alltagsarbeit mit verschiedenen einander ähnelnden Begriffen wie *„Hausarbeit“*, *„Haushaltsarbeit“, „Familienarbeit“* definiert bzw. gegenübergestellt.

Schweitzer sieht die Hausarbeit *„als Familientätigkeit und soziale Netzwerkhilfe vor allem in ihrem sie konstituierenden Kernbereich der Versorgung, Erziehung und Pflege der Nachkommen und behinderter und kranker Menschen“*.[92] Als *„Sorge für und zugleich als Sorge um andere vertraute Menschen“*[93] interpretierten die an der Frauenforschung interessierten Sozialwissenschaftlerinnen in den 1970er Jahren den Begriff *„Haushalt“* mit dem Hinweis, dass Hausarbeit nicht nur materielle Arbeit sondern die ebenso wichtige Beziehungsarbeit umfasst. Selbst Tätigkeiten wie beispielsweise Putzen und Kochen sind immer als personenbezogene Arbeiten, die *„wenn schon nicht immer aus Liebe und Sorge um andere, so doch in Erfüllung einer Norm“*[94] geleistet werden, zu verstehen.

---

[91] Spiegel Erika: Neue Haushaltstypen. Einführung. Entstehungsbedingungen, Lebenssituation, Wohn- und Standortverhältnisse. Frankfurt/Main [u.a.], 1986, S. 9.
[92] Von Schweitzer Rosemarie: Einführung in die Wirtschaftslehre des privaten Haushalts. (=Uni-Taschenbücher 1595, Stuttgart, 1991, S. 18.
[93] Ostner Ilona: Phantom Hausarbeit. In: Arbeitsplatz Haushalt. Zur Theorie und Ökologie der Hausarbeit. Hg. Gerda Tornieporth. Berlin, 1988, S. 92.
[94] Ebd., S. 92f.

In dem von Landau herausgegebenen umfassenden Werk über den *„Wert der Hausarbeit“* wird zwischen Hausarbeit, Haushaltsarbeit, Haushaltsführung und Beziehungsarbeit unterschieden.

Als Hausarbeit wird jener *„Teil der Haushaltsarbeit, der sich auf die ausführenden Tätigkeiten bezieht“* verstanden.[95]. Die *„Haushaltsführung“*[96] umfasst den *„dispositiven Teil der Haushaltsarbeit in allen Arbeits- und Funktionsbereichen“*. Die *„emotionale, personengebundene Zuwendung“*, die *„auf die harmonische Gestaltung des Zusammenlebens der Haushaltspersonen“* zielt, ist mit dem Terminus *„Beziehungsarbeit“* [97] fixiert.

Diese zuvor angeführten Aufgaben fasst er im Begriff *Haushaltsarbeit*, die er als *„alle bewusst gewollten und planmäßigen, dispositiven und ausführenden Betätigungen für den Haushalt zur Sicherung der kurzfristigen und langfristigen materiellen und immateriellen Bedarfe der Haushaltspersonen“* definiert, zusammen.[98]

Kittler versteht in ihrer Untersuchung 1980 unter *„Hausarbeit“* diejenige Arbeit, *„die außerhalb des Lohnverhältnisses in der Herstellung und Wiederherstellung lebendigen Arbeitsvermögens verausgabt wird“*.[99] Eine ähnliche Definition führt Kettschau an: für sie sind der Hausarbeitsführung *„alle gesellschaftlich nicht entlohnten Arbeiten im privaten Bereich der Daseinsvorsorge“* zuzurechnen, sie umfassen *„nicht nur körperliche Arbeiten, sondern auch dispositive und soziale Dienste“*.[100]

Die feministische Forschungsrichtung betrachtet die Hausarbeit als eine von den Frauen überwiegend unfreiwillige zu leistende Tätigkeit.[101]

Mit der vom *„Lohnarbeitsmarkt abgewandten Seite von Arbeit“* spricht Metz-Glöckel das Problem der fehlenden Wertschätzung für die Hausarbeit an. Arbeit ohne Lohn wird *„verkannt und bleibt unsichtbar, da sie im Rahmen privater Verhältnisse stattfindet und einseitig von Frauen für andere Menschen ausgeübt wird“*[102]. In ihrer analytischen Arbeitsbewertung der Aufgaben für die *„Führung eines Haushalts“* zählten die

---

[95] Haushaltsarbeit, in: Der Wert der Hausarbeit, 1990, S 46.
[96] Haushaltsführung, in Der Wert der …, S. 49
[97] Beziehungsarbeit, in: Der Wert der …, S. 52.
[98] Hausarbeit, in: Der Wert der Hausarbeit, S. 51.
[99] Kittler Gertraude: Hausarbeit. Zur Geschichte einer „Natur-Ressource“. München 1980, S. 14.
[100] Kettschau Irmhild: Zur Theorie und gesellschaftlichen Bedeutung der Hausarbeit. In: Hg: Gerda Tornieporth. : Arbeitsplatz Haushalt. Zur Theorie und Ökologie der Hausarbeit. Berlin, 1988, S. 107.
[101] Vgl. Piorkowsky, Haushaltsökonomie, 1997, S. 24.
[102] Metz-Glöckel Sigrid: Von der Technikdistanz zur Technikkompetenz. In: Metz-Glöckel, Sigrid, Elke Nyssen: Frauen leben Widersprüche. Zwischenbilanz der Frauenforschung. Weinheim, Basel, 1990, S. 163.

Wissenschafterinnen Deist und Warlimont 1990 folgende Punkte auf: (Die Angaben entsprechen jenen Haushaltsarbeiten, die Gertrud anführt; sie sind jedoch detaillierter aufgelistet).

„1. Haushaltsführung (Planung u. Steuerung),
2. Beschaffung (Einkauf),
3. Ernährung- u. Nahrungszubereitung,
4. Reinigung u. Pflege von Küchen- u. Tafelgeschirr sowie sonstigen Haushaltsgeräten,
5. Reinigung u. Pflege von Wohn-Schlaf-Wirtschafts- u. Verkehrsräumen u. deren Instandhaltung,
6. Reinigung und Schrankfertigmachen von Waschgut,
7. Reinigung u. Pflege von Oberbekleidung u. Schuhen,
8. Ausbessern von Wäsche u. Oberkleidung,
9. Neuherstellung von Wäsche, Oberbekleidung u. Textilien.
Je nach Umfang und Art des Haushalts ergeben sich noch weitere Aufgaben:
10. Pflege von Kindern,
11. Betreuung u. Erziehung von Kindern u. Jugendlichen,
12. Pflege u. Betreuung von Kranken u. Alten,
13. Pflege u. Instandhaltung d. Gartens,
14. Pflege u. Betreuung von Haustieren u.a.“ [103]

Hausarbeit beinhaltet ein Planen, Organisieren und Suchen von Lösungen für unvorhersehbare Alltäglichkeiten ohne Zeitbegrenzung. Berufstätige Frauen stehen besonders unter emotionalen Druck, sie müssen neben allen Aufgaben der Haushaltsführung Beruf und Familie im Gleichgewicht halten.

[103] Deist, Hilde, Warlimont, Liselotte: Die Methode der analytischen Arbeitsbewertung. In: Der Wert der Hausarbeit. Begriffslexikon und Arbeitsbewertungsverfahren. Hg. Kurt Landau. München, 1990, S. 77f.

5 QUELLEN

Zu den inhaltlich aussagekräftigsten Quellen zählen die Berichte des Autorenkreises zum Schreibaufruf *„Hausarbeit“* und die Stellungnahmen der Probandinnen und Probanden zu den von mir gestellten Forschungsfragen.

Eine Untersuchung des Alltags kann auf lebensgeschichtliche Zeugnisse nicht verzichten. Ich recherchierte daher im Archiv des Institutes für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Universität Wien. Der in diesem Institut integrierte Verein *„Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“* sammelt seit 1983 Autobiographien, Erinnerungstexte, Tagebücher und Fotografien von Alltagsmotiven als historische Dokumente für wissenschaftliche Forschungen, Bildungs- und Ausstellungsprojekte. Additional stellte mir Günter Müller aus der Sammlung der *„Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“* autobiografische Texte für meine Recherchen zur Verfügung, die im Kapitel 5.8 angeführt werden.

Außerdem versendet der Verein in etwa jährlichen Abständen an die Schreibpartnerinnen und Schreibpartner Schreibaufrufe zu alltagsgeschichtlichen Themen, die wissenschaftlich interessant sind oder in Lehrveranstaltungen thematisiert werden. Schriftliche Lebensrückblicke können für Angehörige von persönlichem Wert sein und für die Autorinnen und Autoren zu einer Neuorientierung und Aufarbeitung belastender Ereignisse führen. Für die Gesellschaft – im Besonderen für jüngere Generationen – geben Lebenserzählungen Einblicke in vergangene Lebenswelten. Sloterdijk definiert lebensgeschichtliches Erzählen als *„eine Form des sozialen Handelns – eine Praxis, in der individuelle Geschichten mit kollektiven Interessen, Werten, Phantasien und Leidenschaften zusammengewoben werden“*[104]. Die im Archiv des Dokumentationszentrums gesammelten Materialien stehen *„als historisch-kulturwissenschaftliche Dokumente für wissenschaftliche Forschungen, Schulunterricht und Studium, Bildungs- und Kulturprojekte“* Interessierten zur Verfügung.

Eine ergänzende Quelle stellt die Buchreihe *„Damit es nicht verlorengeht …“* dar. In vielen dieser Bände berichten Frauen über die ihnen vorgeschriebenen Rollenbilder,

[104] Sloterdijk Peter: Literatur und Organisation von Lebenserfahrung. Autobiographien der Zwanziger Jahre. München, Wien, 1978, S. 6.

ihre vergeblichen Berufswünsche und die Bewältigung physisch schwerer Hausarbeiten ohne technische Hilfsmittel.

Der Ordnung halber sollen die für diese Arbeit voraussetzenden Recherchen in der wissenschaftlichen Literatur erwähnt werden. Diese Nachforschungen betrafen folgende Wissensgebiete: die Geschichte des Faches Volkskunde respektive der Europäischen Ethnologie, die Forschungsarbeiten zum Thema des Alltags, die Biografie- und Frauenforschung, die Haushaltswissenschaft und die Schulbuch- und Ratgeberliteratur. Das Gebiet der Frauenforschung inkludiert Schriften zum Rollenbild der Frau. Die Schulbuch- und Ratgeberliteratur der 1960er bis 1980er Jahre lässt eine beabsichtigte Einflussnahme mittels der Sprachreflexionen professioneller Pädagogen auf die geschlechtsspezifische Sozialisation und die Verfestigung der Rollenbilder erkennen.

Artikel aus Printmedien und Zugriffe auf das Worldwideweb sieht die Verfasserin als Quellen von Zeitzeugen bzw. des Zeitgeistes an; sie dienen dazu Veränderungen traditioneller Ansichten zu konstatieren bzw. die Entwicklung neuer Sichtweisen aufzuzeigen.

Ausstellungen bieten einerseits eine populäre Möglichkeit gesellschaftliche, soziale und wirtschaftliche Veränderungen einer breiten Öffentlichkeit zur Kontemplation der eigenen Vergangenheit und andererseits den jüngeren Bevölkerungsgruppen Informationen über vergangene Alltagskultur.[105] Folgende Ausstellungen auf der Schallaburg thematisierten neben historischen Ereignissen auch Alltagsgeschichtliches über vergangene Zeitepochen:

1985 *„Die ‚wilden' fünfziger Jahre – Formen und Gefühle eines Jahrzehnts in Österreich"*

2010 *„Die 60er. Beatles, Pille und Revolte"*

2016 *„Die 70er. Damals war Zukunft"*

2010 widmete sich eine Ausstellung im „WAGNER:WERK Museum Postsparkasse" den „FEMININE FIFTIES. Die Wirtschaftswunderfrauen", jenen Jahren, in denen die zurückgekehrten Männer ihre Stellung als Familienoberhaupt wieder beanspruchten und sie die Frauen in die ihrer *„wesensgemäße Natur"*[106] entsprechende Rolle als Hausfrau und Mutter drängten. (13. April – 22. Mai 2010)

---

[105] Vgl. Steininger, Volkskunde in Bewegung, 2012, S. 255.

[106] „Feminine Fifties". Museum PSK, Wien. Folder zur Ausstellung vom 13. April bis 22. Mai 2010.

Während die zuvor genannten Ausstellungen positive Entwicklungen thematisierten, erinnerte eine Sonderausstellung im Heeresgeschichtlichen Museum vom 21. November 2007 bis 25. Mai 2008 an die traumatische Zeit der letzten Kriegsjahre – den Alltag in den Kellern der Wohnhäuser bzw. in den Luftschutzräumen.[107]

Das Oberösterreichischen Landesmuseum initiierte im *„Jubiläumsjahr"* 2005 ein Projekt, das Aspekte der Objektkultur nach 1945 zum Thema festlegte und zu über 50 Ausstellungen in Österreich führte. Unter dem Titel *„Wie wir wohnten. Alltagskultur seit 1945"* zeigte das Oberösterreichischen Landesmuseum charakteristische Gegenstände *„die den Alltag des Menschen in dieser Zeit bestimmt haben und auch nach wie vor bestimmen"*[108].

Dinge des Alltags präsentiert das Technische Museum Wien seit Oktober 2005 in der permanenten Ausstellung *„Alltag. Eine Gebrauchsgeschichte"*, die den *„Selbstverständlichkeiten"* des Alltags und den Umgang mit Technik nachgeht.[109]

Die Dauerausstellung *„Schätze des Alltags erzählen Geschichten"* im Volkskundemuseum in Graz stellt Dinge des Alltags, die mit den grundlegenden Bedürfnissen der Menschen wie Wohnen, Kleiden und Glauben im Zusammenhang stehen, aus.

5.1 Quellenkritik

Die in den autobiografischen Texten – Lebensgeschichten, Texten zu Schreibaufrufen – als auch in den anonymen Stellungnahmen in den Fragebögen berichteten Erfahrungen der Probandinnen und Probanden bilden die Basis für meine Arbeit, ob die Hausarbeit durch den Einsatz technischer Geräte tatsächlich müheloser zu bewältigen ist. Gesellschaftliche, soziale und wirtschaftliche Veränderungen – wie beispielsweise die Berufstätigkeit der Frauen – haben die vielfältigen mit der Führung eines Haushaltes verbundenen Aufgaben ebenso verändert und sind daher für die Recherche dieser Fragestellung zu berücksichtigen. (Die von mir an Probandinnen und Probanden gerichteten Forschungsfragen sind im Kapitel 5.9.1 angeführt.) Meine Arbeit teilt sich

---

[107] Privatarchiv (Heeresgeschichtliches Museum: „Im Keller. Österreich im Zeichen des Luftschutzes.")
[108] Assmann Peter: Vorwort. In: Wie wir wohn(t)en. Alltagskultur seit 1945. Redaktion: Andrea Euler, Lektorat: Barbara Sinnig. Hg.: Land Oberösterreich, Oberösterreichische Landesmuseen. Ausstellung 22. Mai – 26. Okt. 2005 (= Kataloge der Oberösterreichischen Landesmuseen, N.S., Bd. 26), Linz, 2005, S. 9.
[109] Vgl. Euler Andrea: „Alltagskultur seit 1945". In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde. Gesamtserie, Bd. 109, H 2, Wien, 2006, S. 202.

in zwei Segmente: die folgenden Ausführungen betreffen die Berichte zum Schreibaufruf, die Auswertung der anonymen Fragebögen erfolgt in Kapitel zehn.

Dem Leiter des Archivs *„Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“*, Herrn Müller, verdanke ich die Bereitstellung autobiografischer Texte und die Möglichkeit am Schreibaufruf *„Arbeit ist das halbe Leben“* mit einem ergänzenden Thema über *„Hausarbeit“* für meine Recherchen teilzunehmen. (Einen Überblick zu den gedanklichen Anregungen des Schreibaufrufes für die Schreibpartnerinnen und Schreibpartner gebe ich ebenso im Kapitel 5.9.1 an, der vollständige Text ist im Anhang einzusehen.) Der Aussagegehalt dieser Quellen stützt sich auf die Darstellung selbst gestalteter Haushaltsführung respektive selbst erlebter Geschehnisse, in denen die Autorinnen und Autoren verschiedener Bildungsstände involviert waren, wobei sich der Zeitrahmen der Berichte vom Ende des Zweiten Weltkrieges bis etwa 2009 erstreckt.

Der Kreis der Autorinnen und Autoren zu diesen Schreibaufrufen und von Lebensgeschichten umfasst die Geburtsjahrgänge der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Der Intention zur Gründung des Archivs liegen die Initiativen Michael Mitterauers zugrunde, dem es ein Anliegen war, ältere Frauen und Männer anzuregen aus ihrem Lebenslauf zu berichten und damit Kenntnisse aus dem Alltagsleben der Vergangenheit zu gewinnen. Im Zuge dieser Aktivität bzw. unabhängig davon erhielt das Archiv von Wissensträgern zumeist für Familienangehörige persönlich verfasste Manuskripte, in denen die Individuen neben dem Verlauf ihres Lebens auch Hinweise über erbrachte Leistungen geben, Selbsterlebtes reflektieren oder sich etwas „v*on der Seele schreiben!“* können. Die Autorinnen und Autoren schreiben über ihre Erfahrungen in dem Bewusstsein, dass ihre autobiografischen Texte im Archiv aufgenommen und damit vor dem Vergessen bewahrt werden. Die Schreibaufrufe der *„Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen*“ mit einem vorgegebenen – oft alltagsgeschichtlichen – Thema bieten für die Autorinnen und Autoren willkommene Anlässe, persönliche Erfahrungen unter dem Aspekt der Archivierung zu verfassen. Da diese Manuskripte immer aus retrospektiver Sichtweise der älteren Individuen in der gelebten Gegenwart geschrieben werden, sind beeinflussende Diskurse des Zeitgeistes während der Niederschrift nicht auszuschließen.

Autobiografische Täuschungen, die sich beispielsweise in Kindheitserinnerungen – generiert durch das Betrachten von Fotos oder Erzählungen aus der Kinderzeit – zeigen, können bei den Berichten zum Schreibaufruf *„Haushalt“* und den autobiografischen

Texten nicht gänzlich ausgeschlossen werden. Als Kind erfahrene Erlebnisse prägen sich emotional vehementer in das Gedächtnis ein, sie werden jedoch rückblickend aus der Sicht einer oder eines Erwachsenen erzählt. Ein für alle Erinnerungen zu berücksichtigender Aspekt besteht darin, dass die Vergangenheit immer aus dem gegenwärtigen subjektiven Blickfeld erinnert und dargestellt wird. Obwohl die Probandinnen fast alle einer Generation zuzuordnen sind und jahrzehntelang einen Haushalt geführt haben, variiert der Umfang der Berichte zum Schreibaufruf *„Haushalt"*. In den ein bis siebzehn Seiten umfassenden Darstellungen erinnern sich die Probandinnen an wenige – für sie subjektiv vorrangige – Hausarbeiten, in den umfangreichen Rückblicken schildern die Schreibpartnerinnen die Gründung und Führung ihres Haushalts verkettet mit ihrer Biografie. Die Berichte zu den Schreibaufrufen geben Auskunft über zeitmäßig weit Zurückliegendes; die Niederschrift zum Thema *„Hausarbeit"* erfolgte im Herbst 2009 und in den ersten Monaten des Jahres 2010. Herr Müller übergab mir Kopien der eingelangten Berichte bzw. leitete sie an mich per Email weiter. Jene Aufzeichnungen, die nicht aus dem Kreis der Schreibpartnerinnen resultierten, wurden mir mittels elektronischer Datenübermittlung in den Jahren 2010 und 2011 gesendet. Formale Richtlinien für die Abfassung von Berichten für die *„Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen*" werden nicht vorgegeben.

Die Frauen berichten verständlicherweise vorrangig über generationsbedingte Lebensumstände der Kriegs- und der folgenden Notzeiten, über die schwierige Wohnungssuche und vor allem über die physisch belastenden Arbeiten. Die Darstellung des Waschtages beispielsweise verbinden die Schreibpartnerinnen oftmals mit Schlüsselwörtern wie *„schleppen"* oder *„Plage"*. Das Jahr 1945 charakterisieren zwei Autorinnen *„als das Jahr der Zensuren in allen Lebensbereichen"* bzw. als *„das Ende jedweder Normalität"*. Über die „Stunde Null", wie das Jahr 1945 von Angehörigen der Kriegsgeneration oft bezeichnet wird, schreibt keine der Autorinnen.[110] Die Berichte variieren nicht nur im Umfang sondern auch im Sprachduktus und in der Abfolge der einzelnen Passagen. Die ausführlichen Darstellungen folgen den Gedankenimpulsen des Schreibaufrufes oder dem biografischen Lebenslauf der Probandinnen, was

[110] Vgl. Hornung Ela, Sturm Margit: Stadtleben. Alltag in Wien 1945 - 1955. In: Österreich 1945 – 1995. Gesellschaft, Politik, Kultur. Hg.: Sieder, Reinhard [u.a.]. 2. Aufl. (= Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik, Bd. 60), Wien, 1996, S. 66.

überwiegend in sachlicher Form verfasst, aber in einzelnen Textteilen auch von selbstironischen Zügen geprägt ist. Gefährliche Begebenheiten, die sich beispielweise bei den „Hamsterfahrten" zugetragen haben, schildern Frauen rückblickend als erfolgreiches oder nicht zielführendes Abenteuer. Mit illustrativen Formulierungen wie z. B. *„ich … dampfte wie eine Lokomotive"* oder einem Teppich *„mit einem Pracker zu Leibe"* zu gehen versuchte eine Schreibpartnerin ihre Situation auch bildlich darzustellen. Die Autorinnen bedienten sich außerdem der direkten Rede. Diese wörtlichen Zitate sollen ihre Aussagen wahrhaftiger und glaubhafter erscheinen lassen. In wenigen Passagen wechseln einige Frauen in ihren Ausführungen über Arbeiten im Haushalt vom persönlichen „ich" zum indefiniten „man"; der Wechsel darf als Hinweis verstanden werden, dass die Mehrheit der Frauen die beschriebenen Hausarbeiten in dieser Form ausgeführt haben.

Wenn die autobiografischen Texte auch nicht als historische Quellen einzuordnen sind, ist ihr Aussagewert unter Berücksichtigung ihrer *„jeweiligen Entstehungszusammenhänge"*[111] für Recherchen vergangener Alltagswelten bedeutend.

Darüber hinaus habe ich zu den aus den soeben dargelegten Quellen gewonnenen Erkenntnissen vergleichende, ergänzende und die Entwicklungen der befragten Zeitepoche darstellende Literatur, wie z. B.: Österreich 1945-1995. Gesellschaft Politik Kultur, hinzugezogen.[112]

5.2 Das Archiv der „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen"

Die *„Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen"* hat ihren Sitz am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien. Als Träger dieser Einrichtung formiert neben der Universität Wien der gleichnamige Verein *„Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen"*. Das Textarchiv besteht seit 1983 und wurde auf Initiative des Sozialhistorikers Michael Mitterauer in der ersten

[111] Müller Günter: >Meine lieben Schriftensammler!< Über interaktive Sammelpraktiken der >Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen< in Wien. In: Alltagsleben biografisch erfassen. Zur Konzeption lebensgeschichtlich orientierter Forschung. Hg.: Manfred Siefert, Sönke Friedreich. (=Kleine Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, Bd. 16), Dresden, 2009, S. 95.

[112] z. B.: Österreich 1945-1995. Gesellschaft Politik Kultur, Hg. Reinhard Sieder, Heinz Steinert, Emmerich Tálos. 2. Aufl. (= Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik, Bd. 60), Wien, 1995.

Hälfte der 1980er Jahre gegründet.[113] Mitterauer führte im Frühling 1982 im Rahmen eines sozialgeschichtlichen Seminars Studierende in der Volkshochschule Ottakring mit älteren Menschen zusammen. Mit diesem Feldforschungsprojekt sollte eine Annäherung der „*Geschichte von unten"* – den Alltagserfahrungen der kleinen Leute – und der wissenschaftlichen Sichtweise über den Wandel in den Lebensverhältnissen vergangener Zeiten angeregt werden. Das tägliche Leben war in der Wissenschaft bisher unterbewertet gewesen. Im Zuge dieses Seminars entwickelten sich weitere Aktionen zur Synthese von Wissenschaft und Bildungsarbeit, wie z. B. die von Dr. Franz Reiter und Univ.-Prof. Michael Mitterauer im Herbst 1982 begonnene Hörfunkreihe in Ö-Regional mit dem „Familienmagazin" zu alltagsgeschichtlichen Themen wie Wohnen, Hygiene, Schule, Religion usw. Diese Sendungen, in denen ältere Frauen und Männer über ihr(e) Leben erzählten und die sich im Besonderen an Menschen richtete, die ihre Kindheit oder Jugend in ländlichen Gebieten erlebt hatten, sollten zugleich die Hörerinnen und Hörer anregen, eigene biografische Erfahrungen zu überdenken und gegebenenfalls schriftlich festzuhalten. Für den Aufbau der Sammlung spielten die Sammel- und Schreibaufrufe eine wichtige Rolle.[114] In den Jahren 1984 – 1986 fanden weitere Gesprächskreise in Österreich in Kooperation mit dem ORF und Bildungs- und Altenbetreuungseinrichtungen mit den Themen *„Jeder macht Geschichte. Expeditionen in den Alltag"* statt. Gleichzeitig erfolgten Schreibaufrufe in den Printmedien oft in Verbindung mit Projekten.

Diese Aktivitäten korrespondieren zeitlich mit der Genese neuer Perspektiven und Forschungsschwerpunkte in den Sozial- und Geisteswissenschaften, womit das Interesse an lebensgeschichtlichen Quellen in Bereichen der Alltagsgeschichte und der historischen Familienforschung anstieg.

Das Archiv umfasst persönliche Schriften und Dokumente von rund 3500 Personen, sowie eine parallel angelegte alltagsgeschichtlich bedeutsame Fotosammlung. Der Zeitrahmen der Texte liegt etwa zwischen dem Jahr 1750 und der Gegenwart; sie

---

[113] Vgl. Müller, G., >Meine lieben Schriftensammler!<, 2009, S. 93.

[114] Vgl. Ebd., S. 93f.; Vgl. Müller Günter: „Vielleicht hat es einen Sinn, dachte ich mir …" Über Zugangsweisen zur populären Autobiographik am Beispiel der „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen" in Wien. In: Historische Anthropologie. Kultur – Gesellschaft Alltag, Jg. 1997, H. 2, S. 303f.; Vgl. Blaumeiser Heinz, Elisabeth Wappelshammer: Sozialhistorische Altersforschung und Altenbildung – Das Modell Ottakring. In: „… und I sitz' jetzt allein". Geschichte mit und von alten Menschen. Hg. Helmut Konrad, Michael Mitterauer (=Kulturstudien, Bd. 9), Wien, Graz, Köln, 1987, S 47-69.

beziehen sich schwerpunktmäßig primär auf den Raum des heutigen Österreichs, historisch bedingt oft auch auf Nachbarländer respektive auf die Kronländer der Habsburgermonarchie. Die ältesten Manuskripte, die zum größten Teil aus Eigeninitiativen der Autorinnen und Autoren entstanden sind, beinhalten häufiger chronikalische als autobiographische Angaben. Der Schwerpunkt der Sammlung lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen liegt ausgehend von den Geburtsjahrgängen der Probandinnen und Probanden auf der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Rund 85 Prozent der Verfasserinnen und Verfasser wurden in der Region des heutigen Österreichs geboren. Seit der Gründung des Archivs – seit rund drei Jahrzehnten – wurden etwa 80 Prozent der Abfassungen verfasst.[115] Die alltagsgeschichtliche Motive zeigende Fotosammlung umfasst rund 4.000 Exemplare. Sie entstanden überwiegend in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts und stehen zumeist im Zusammenhang mit schriftlich dokumentierten Lebensgeschichten. [116]

Der Spiritus Rektor des Archivs *„Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“* – Günter Müller – sieht sich als Vermittler zwischen schreibfreudigen Personen und gesellschaftlichen Gruppen, die aus verschiedenen Motiven an den Manuskripten anderer interessiert sind. Essenziell sieht er sein Wirken für die Universität als Mediator zwischen *„privater Geschichtsschreibung bzw. familiärer Überlieferung und wissenschaftlicher (Kultur-)Geschichtsforschung“*.[117] Eine für den Aufbau des Archivs signifikante Rolle spielten die Sammel- und Schreibaufrufe in verschiedenen Medien und die zu gleicher Zeit initiierten Gesprächskreise in Altenbetreuungs- und Bildungseinrichtungen.[118] Da sich die Arbeit der *„Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“* aus einem Konnex von *„biographischer Forschung, lebensgeschichtlich orientierter Bildungsarbeit und Projekten im Bereich der Sozialen Arbeit bzw. Altenbetreuung“*[119] versteht, wird der Kontakt mit den Schreibpartnerinnen und Schreibpartnern, die sozusagen in die *„Autorengemeinschaft“* des Archivs aufgenommen werden, bewusst gepflegt. Zumindest einmal im Jahr –

[115] Vgl. Müller G.: Meine lieben Schriftensammler!, 2009, S. 96; Vgl. Müller Email vom 4.5.2015.
[116] Vgl. http://wirtschaftsgeschichte.univie.ac.at/vereine/doku/entstehung/ [Zugriff 03.05.2015], S. 1.
[117] Vgl. Ebd.
[118] Vgl. Müller G., Meine lieben Schriftensammler, S. 93f.
[119] Ebd., S. 94.

zumeist mit einem neuen Schreibaufruf – erhalten sie einen Rundbrief über aktuelle Projekte und Publikationen wie z. B. der Reihe „Damit es nicht verloren geht …“.[120]

Das Wirkungsgebiet Günter Müllers, des Leiters des Archivs der *„Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“*, umfasst folgende Aufgaben:

1. Auswertung der Manuskripte, biographische Forschung,
2. lebensgeschichtlich orientierte Bildungsarbeit,
3. Projekte im Museumsbereich und in der Altenbetreuung,
4. Ausarbeitung von Schreibaufrufen zu bestimmten Themen,
5. Kontaktpflege zu den Schreibpartnerinnen und Schreibpartnern sowie
6. die sprachliche Überarbeitung autobiographischer Texte und die damit verbundenen redaktionellen Tätigkeiten bei deren Herausgabe.

Das Archiv der *„Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“* diente außerdem als Vorbild für eine Sammlung, die in Prag seit dem Jahr 1990 aufgebaut wird. Sie enthält vorwiegend Manuskripte aus dem Raum Böhmen und Mähren.[121]

5.3 Anlässe für biografisches Schreiben

Aufrufe in populären Printmedien oder in alltagsgeschichtlichen Rundfunksendungen führten zu einer Konjunktur einer populären Autobiographik. Diese Aktivitäten regten auch Angehörige jener Schichten, die auf Grund ihrer Bildungsmöglichkeiten bisher an die Verschriftlichung ihres Lebensrückblickes nicht gedacht hatten, an, ihre vergangenen Lebensverhältnisse mit den persönlich erlebten gesellschaftlichen, sozialen und wirtschaftlichen Veränderungen, niederzuschreiben.[122]

Die Beweggründe für das Schreiben von autobiographischen Texten sind vielseitig wie die zahlreichen Beiträge zu einem Schreibaufruf *„Schreiben macht Freu(n)de“*[123] vom Dezember 1996 beweisen. Die Einsendungen sind in einer zweibändigen Broschüre – getrennt nach der regionalen Herkunft der Schreibpartnerinnen und Schreibpartner – zu finden. Das Alter der Autorinnen und Autoren erstreckt sich über zwei Generationen,

[120] Vgl. Müller G., >Meine lieben Schriftensammler!< …, 2009, S. 94f.
[121] Vgl. Müller G., „Vielleicht hat es …, 1997, S. 305.
[122] Vgl. Müller G., >Meine lieben Schriftensammler!< …, 2009, S. 100.
[123] Vgl. Beiträge der Aktion „Schreiben macht Freu(n)de“. Einsendungen nach einem Schreibaufruf im Dezember 1996. Teil I: Wien/Umgebung. Wien, April 1997., o. S.

wobei die Jahrgänge zwischen 1920 und 1925 zahlenmäßig am stärksten vertreten sind.[124]

Einer der oft genannten Gründe für biographisches Schreiben ist, Lebenserinnerungen für die nachkommende Generation festzuhalten. Für Frau Drössler *„… war es vorerst meine Tochter und später meine Enkelkinder, die mich dazu anregten".* Um den Kindern und Enkelkindern die Gelegenheit zu geben *„sowohl aus gelernten Fakten als auch aus* [seinen] *Darstellungen und Erfahrungen, sich zur Vergangenheit eine eigene Meinung zu bilden"*[125] war ein Grund von Herrn Zdrazil *„persönliche Erlebnisse während der Vorkriegs- und Kriegsjahre"*[126] niederzuschreiben. Der andere Beweggrund mit dem Schreiben zu beginnen, waren *„die immerwährenden Beschuldigungen"* seiner Generation *„den zweiten Weltkrieg und die damit verbundenen Gräuel nicht verhindert zu haben"*[127]. Mit seinen biographischen Erinnerungen möchte der Schreibpartner nicht nur die eigene Meinungsbildung seiner Kinder und Enkelkinder anregen, sondern *„seine Generation"* auch rechtfertigen bzw. von Schuld freisprechen.

„Mama, setze dich hin und schreib' das doch alles auf"[128] forderte die Tochter Frau Öhler auf, wenn sie ihren drei Kindern von ihren Erlebnissen in der Kriegs- und Nachkriegszeit – *„der entscheidendsten und beeindruckendsten Phase ihres Lebens"*[129] – erzählte. Der Beruf und danach die Mithilfe als Großmutter verzögerte vorerst das biographische Schreiben. Der *„eigentliche Anlass"* ihre *„Lebenserinnerungen zu schreiben, war dann der tragische Tod* [ihrer] *Jugendfreundin, derer* [sie] *in Liebe gedenken wollte"*. Damit schrieb sie sich *„die Trauer von der Seele … "*[130].

Beim Betrachten und Ordnen von Familienfotos fielen Frau Gebauer *„die Geschichten"* ein, die ihr die Mutter aus der Erinnerung *„nur bruchstückhaft"* über ihre Eltern erzählt hatte. Für Frau Gebauer wäre es *„interessant"* gewesen, wenn ihre Großmama *„die Lebensgeschichte ihre Vaters aufgeschrieben hätte"*[131]. Dinge – in diesem Fall Fotos – wecken oft Erinnerungen und führen zu nicht geplanten Handlungen, wie die Autorin

---

[124] Vgl. Team der „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen: Vorwort. In: Beiträge der Aktion „Schreiben macht Freu(n)de", 1. Teil. Wien, April 1997, o. S.
[125] Drössler Barbara-Ilse, Beiträge der Aktion „Schreiben …" Teil I, 1997, o. S.
[126] Zdrazil Walter, Beiträge der Aktion „Schreiben …, Teil I, 1997, o. S.
[127] Ebd.
[128] Öhler Hedwig, Beiträge der Aktion „Schreiben …", Teil I, 1997, o. S.
[129] Ebd.
[130] Ebd.
[131] Gebauer Eleonore, Beiträge der Aktion „Schreiben …", Teil I, 1997, o. S.

festgestellt hatte: *„Da reifte in mir der Entschluss meine Kindheits- und Jugenderinnerungen für meine Töchter festzuhalten“*[132]. Das Schreiben machte ihr *„wirklich Freude … und noch mehr erfreute es mich, von allen Seiten ermutigt und bewundert zu werden. Das tat gut!!! Auch im Alter braucht man Erfolgserlebnisse“*[133]. Nach dem Tod ihres Mannes und der Heirat ihrer Töchter fand sie im biographischen Schreiben eine neue sinnvolle Aufgabe. Dass sie *„ermutigt und bewundert“* wurde, *„ … tat gut!!!“* und führte zu positiven Gefühlen. Nach dieser emotionalen Anmerkung *„Das tat gut!!!“* setzte Frau Gebauer drei Ausrufezeichen als Hinweis wie sehr sie diese Anmerkungen aus ihrem persönlichen Umfeld als für ihr „Ichbewusstsein“ – ihre Identität – aufwertend empfunden hat.

Frau Weninger hat ihre Aufzeichnungen für ihre Urenkelin aufgeschrieben, weil sie wollte, dass alles, was sie erlebt hat, *„nicht sang- und klanglos untergeht!“*[134] Aus ihrer Sicht *„wäre etwas Wertvolles verloren gegangen, nämlich Erfahrungen einer anderen Zeit“*[135]. Beim Schreiben ihrer Erinnerungen, haben sie *„manche Begebenheiten sehr aufgewühlt“*, da sie *„alles nachempfand!“*[136] Auch diese Autorin beendete Sätze, die sie emotional berührten, mit einem Ausrufezeichen.

„Das Aufschreiben von Lebensgeschichten durch die Eltern“ betrachtet Frau Neuberger mit Skepsis, es *„bringt den Kindern vorerst gar nichts. Es interessiert sie nicht, denn sie wollen ihr eigenes Leben leben, ihre eigenen Fehler machen“*[137]. Sie ist der Meinung, dass die Kinder *„erst, wenn sie einen Reifeprozess durchgemacht haben, erst dann“* die Erzählungen ihrer Vorfahren hervorholen, *„vielleicht um zu vergleichen, aber vielleicht auch um Ähnlichkeiten zu entdecken“*[138]. Ich nehme an, dass die Schreibpartnerin mit *„den Kindern“* ihren Sohn und ihre Tochter im Sinn hat und ihre Aussage nicht unbedingt als allgemein gültig betrachtet werden soll. *„In jedem Fall“* ist es für Frau Neuberger *„sinnvoll, das, was man gehört, gesehen, gefühlt, gedacht“* hat, „*aufzuschreiben. Es ist ein Stückchen Unsterblichkeit damit verbunden.*[139]*“* Für diesen Gedanken wählt die Autorin nicht das Personalpronomen „ich“, sondern das

---

[132] Gebauer Eleonore, Beiträge der Aktion „Schreiben …“ , Teil I, 1997, o. S.
[133] Ebd.
[134] Weninger Hildegard, Beiträge der Aktion „Schreiben …“, Teil I, 1997, o. S.
[135] Ebd.
[136] Ebd.
[137] Neuberger Erika, Beiträge der Aktion „Schreiben …, Teil I, o. S.
[138] Ebd.
[139] Ebd.

Indefinitpronomen *„man“*, womit sie die Verbindlichkeit für biographisch Schreibende offensichtlich zum Ausdruck bringen wollte.

Negative Erfahrungen mit ihrer lebensgeschichtlichen Darstellungen beschreibt Frau Starker. (Band 2) Sie bewahrt Aufzeichnungen für sich auf, *„nachdem die Jugend“* – ihre Tochter und ihr Enkel – *„kein Interesse daran haben“*[140].

Mit ähnlichen Worten beschreibt Herr Liska (Vater einer Tochter) die Reaktion auf seine Biographie von Jugendlichen: *„Das Schreiben meiner Erinnerungen hat in meinem Leben nichts verändert. Es hat mir nur einiges bestätigt: „Die Jungen können mit der Zeit von früher nicht viel anfangen. ... Die Wertmaßstäbe haben sich verändert.*[141]*“*

Diesen negativen Erkenntnissen widerspricht die Erfahrung von Frau Hudler, die neben ihren *„lebensgeschichtlichen Aufzeichnungen“* auch *„über kleine Erlebnisse aus den Kriegs- oder unmittelbar folgenden Nachkriegsjahren“*[142] berichtete, wobei diese Erzählungen *„schließlich auch ein wenig Einblick in diese Zeit“*[143] geben. Nach Lesungen wurde und wird sie von jungen Menschen um ihre Manuskripte gebeten, da diese gerne wissen möchten *„wie es damals war, aber nicht aus Geschichtsbüchern“*[144].

Die Motivation, nicht nur *„seinen eigenen Kindern, vielmehr auch anderen Menschen erlebte Sozialgeschichte nahezubringen“*, veranlasste Herrn Mahler von den *„heutzutage schwer vorstellbaren wirtschaftlichen Nöten, politischen Umstürzen ... und den Wirrnissen der Nachkriegszeit“*[145] zu berichten. Er möchte seine Aufzeichnungen auch *„als Mahnung und Warnung vor ähnlichen Fehlentwicklungen“* verstanden wissen.

Für viele Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Schreibaufrufes bedeutet Schreiben auch Ablenkung nach dem Verlust des Partners, um Abstand von negativen Empfindungen zu gewinnen.

Nach dem Tod ihres Mannes hat sich Frau Pribila *„sozusagen freigeschrieben“*[146]. Ähnliche Gedanken finden sich im Beitrag von Frau Bren: *„ ‘Schreiben befreit‘ (mich). Ich meine damit das Schreiben, das dem Bedürfnis zugrunde liegt, entscheidende*

---

[140] Starker Johanna. In: Beiträge der Aktion „Schreiben macht Freu(n)de“. Einsendungen nach einem Schreibaufruf im Dezember 1996. Teil II: Bundesländer. Wien, April 1997, o. S.
[141] Liska Fritz, Beiträge der Aktion „Schreiben …, Teil I, 1997, o. S.
[142] Hudler Irene, Beiträge der Aktion „Schreiben …, Teil I. 1997. o. S.
[143] Ebd.
[144] Ebd.
[145] Mahler Sepp, Beiträge der Aktion „Schreiben …, Teil I, 1997, o. S.
[146] Pribila Vilma, Beiträge der Aktion „Schreiben …, Teil I, 1997, o. S.

Erlebnisse – oft nach vielen Jahren – zu Papier zu bringen und dadurch zu bewältigen (Von der Seele schreiben!)"[147].

Frau Jeschek hat nach dem Tod ihres Mannes *„viel zu schreiben begonnen"*[148]. Ihre Lebenserinnerungen hat sie aufgeschrieben, weil sie *„die Situation von damals einfach festhalten musste"*.[149] Ergänzend stellt sie fest: *„Wenn mich etwas sehr bewegt und wenn ich darüber nicht sprechen kann, dann schreibe ich"*[150].

Ähnliche Empfindungen beschreibt Frau Mayer, die *„Tagebuchaufzeichnungen"* macht und Gedichte verfasst hat. Sie hat *„hauptsächlich dann geschrieben"*, wenn sie *„allein war und das Papier der Ansprechpartner war"*[151]. Dieser Gepflogenheit geht die Autorin – auch nachdem sie einen liebenswerten Partner gefunden hat – nach, da sie manchmal das Bedürfnis hat, *„einen Gedanken, einen Zusammenhang, der* [ihr] *plötzlich bewusst wird, schriftlich festzuhalten"*[152].

Die Aufarbeitung *„problematischer Verhältnisse"* zwischen Familienmitgliedern und die eigene Vergangenheit im Hinblick auf den persönlichen Entwicklungsprozess zu hinterfragen sind weitere Themen, die in den Einsendungen angesprochen werden.

Frau Rohringer bezeichnete ihr Verhältnis zu ihrem Vater als *„eher problematisch"*[153]. Nachdem sie sich mit den Tagebüchern ihres Vaters, die er *„zeit seines Lebens"* schrieb, auseinandergesetzt hatte, begann sie ihre Kinderjahre *„aufzuarbeiten"* und konnte damit die *„eigenbrötlerischen"*[154] Angewohnheiten ihres Vaters besser verstehen.

Frau Oblasser begann mit 44 Jahren *„Tagebuch zu schreiben"*[155]. Auch den Wunsch, ihre *„Kindheitserinnerungen aufzuschreiben, spürte"* sie *„wieder stark und versuchte es endlich"*[156]. An ihrem 47. Geburtstag hielt sie Rückschau und stellte fest, dass sie *„an dieses kleine Mädchen immer so gedacht"* hatte, *„als sei es eine andere Person"*[157]. Ihre Tagebuchaufzeichnungen halfen Frau Oblasser zu einer *„der wichtigsten Erkenntnisse"* ihres Lebens, die ihr eine neue Sichtweise gewährte: *„Das*

---

147 Bren Hertha, Beiträge der Aktion „Schreiben …, Teil I, 1997, o. S.
148 Jeschek Hedwig, Beiträge der Aktion „Schreiben …, Teil I, 1997, o. S.
149 Ebd.
150 Ebd.
151 Mayer Elly, Beiträge der Aktion „Schreiben …, Teil I, 1997, o. S.
152 Ebd.
153 Rohringer Herta, Beiträge der Aktion „Schreiben …, Teil I, 1997, o. S.
154 Ebd.
155 Oblasser Theresia, Beiträge der Aktion „Schreiben …, Teil I, 1997, o. S.
156 Ebd.
157 Ebd.

bin ich selbst. Das ist ein ganz neuer Zugang zum bleibenden Kern in mir. Ich muß nicht immer alles mitschleppen, kann wieder unbeschwert und neugierig sein, erwartungsvoll, was das Leben noch bringt"[158].

Frau Schmidt „ … *beachtet Schreiben als Hobby, das gleichzeitig Gehirntraining ist und den Geist frisch hält"*[159].

5.3.1 Zusammengefasst: *„Vielleicht hat es einen Sinn …"* – Elemente autobiographischen Schreibens[160]

Die Auswahl der zuvor genannten Auszüge aus den Einsendungen zum Schreibaufruf *„Schreiben macht Freu(n)de"* erfolgte nach den periodisch wiederkehrenden Gründen in den Stellungnahmen. Folgende Motive resultieren – stellvertretend ebenso für viele andere zuvor nicht genannten Beispiele der Sammlung – aus dieser Recherche:

- Schreiben um Lebenserinnerungen für die nachkommende Generation festzuhalten:
  „meine Tochter und später meine Enkelkinder, die mich dazu anregten",
  „Mama, setze dich hin und schreib' das doch alles auf",
  „meine Kindheits- und Jugenderinnerungen für meine Töchter festzuhalten".

- Schreiben um Informationen zur persönlichen Meinungsbildung weiterzugeben:
  „zur Vergangenheit eine eigene Meinung zu bilden",
  „vielleicht um zu vergleichen, aber vielleicht auch um Ähnlichkeiten zu entdecken",
  „sinnvoll, das, was man gehört, gesehen, gefühlt, gedacht aufzuschreiben",
  „wie es damals war, aber nicht aus Geschichtsbüchern",
  „seinen eigenen Kindern, vielmehr auch anderen Menschen erlebte Sozialgeschichte nahezubringen",
  „wäre etwas Wertvolles verloren gegangen, nämlich Erfahrungen einer anderen Zeit",
  „schließlich auch ein wenig Einblick in diese Zeit" geben.

- Schreiben um die eigene Generation zu rechtfertigen:
  „die immerwährenden Beschuldigungen".

- Schreiben als Therapie:

---

[158] Oblasser Theresia, Beiträge der Aktion „Schreiben …, Teil I, 1997, o. S.
[159] Schmidt Berta, Beiträge der Aktion „Schreiben …, Teil II, 1997, o. S.
[160] Müller G., „Vielleicht hat es …", 1997, S. 313.

„von allen Seiten ermutigt und bewundert zu werden. Das tat gut!!!“,

„Wenn mich etwas sehr bewegt und wenn ich darüber nicht sprechen kann, dann schreibe ich“,

„die Trauer von der Seele schreiben“,

„problematische Verhältnisse“ aufarbeiten,

„Ich muß nicht immer alles mitschleppen, kann wieder unbeschwert und neugierig sein",

„erwartungsvoll, entscheidende Erlebnisse – oft nach vielen Jahren – zu Papier zu bringen und dadurch zu bewältigen (Von der Seele schreiben!)“.

- Schreiben *„in jedem Fall“*, auch bei fehlendem Interesse der Nachkommen:

  „bringt den Kindern vorerst gar nichts“,

  „erst, wenn sie einen Reifeprozess durchgemacht haben“,

  „die Jugend kein Interesse daran hat“,

  „Die Jungen können mit der Zeit von früher nicht viel anfangen“.

- Schreiben als Freizeitbeschäftigung:

  „Schreiben als Hobby, das gleichzeitig Gehirntraining ist und den Geist frisch hält“,

  „Tagebuch zu schreiben“.

Diese Beispiele zeigen, dass bei der Auswertung autobiographischer Texte auch die Zusammenhänge der jeweiligen Genese zu berücksichtigen sind.[161]

5.4 Die Schreibaufrufe

Die Gesprächsrunden im Zuge des 1982 von Mitterauer initiierten sozialgeschichtlichen Seminars an der Volkshochschule Ottakring fanden bis 1987 statt. Ebenso platzierte der ORF einschlägige Aufrufe in Rundfunksendungen. Der Gedanke, Lebenserfahrungen einem größeren Auditorium darzustellen, setzte für einige Autorinnen und Autoren den entscheidenden Impuls an der Einladung an diesen Aktionen teilzunehmen.

Zu den an eine breite Öffentlichkeit sowie im Konnex von Kooperationsprojekten gerichteten Schreibaufrufen zählten folgende Aktionen:

1985/86 mit den Themen *„Als ich noch ein Kind war“*,

1986/87 *„Wie sich meine Heimat verändert hat“* in der Zeitschrift *„Frauenblatt“*,

[161] Vgl. Müller G., „Meine lieben Schriftensammler …“, 2009, S. 97.

1986 an Gewerbetreibende in der Zeitschrift *„Sozialversicherung Aktuell“*,

1989 – 1995 Projekte zur Erfassung jüdischer Lebensgeschichten mit dem Schwerpunkt auf Kindheitserlebnisse in Österreich in Emigrantenzeitschriften in den USA, Israel u.a.

1991/92 Projekte zur Erfassung von Lebensgeschichten aus Wiener Zuwanderergruppen,

ab 1992 Sammlung von Lebensgeschichten in Wien geborener und remigrierter TschechInnen,

1994 *„Schreiben Sie Ihre Memoiren!“* in der *„Krone Bunt am Sonntag“*,

1996 *„Die Tagebücher der Österreicher“* in der Tageszeitung *„Kurier“*,

1998 *„Altersgeschichten“* in „Unsere Generation“ und Wien *„Aktuell“*,

1999 Übernahme der gesammelten Ergebnisse aus dem Tiroler Projekt *„Alter im Blick“* (durchgeführt von JUFF, Seniorenreferat der Tiroler Landesregierung),

1999 Übernahme ausgewählter Ergebnisse eines Literaturwettbewerbs für Seniorinnen und Senioren (durchgeführt vom Seniorenreferat der NÖ Landesregierung),

2000 *„Wien im Rückblick“* in Kooperation mit den *„Wiener Vorlesungen“*,

2003 – 2004 anlässlich des 20-jährigen Bestehens der Buchreihe *„Damit es nicht verlorengeht …“* in Ö1 und der Tageszeitung *„Kurier“*,

2003 – 2005 *„Wie war Wien? – Bürger/innen schreiben Geschichte“* in Kooperation mit der MA 7, Wien Museum u. a.,

2005 *„1945 erinnern“* Sammel- und Bildungsprojekt in Kooperation mit Ö1, IFF, Österr. Institut für Erwachsenenbildung u. a.,

2005 – 2009 *„Erlebte Zeitgeschichte im Land der tausend Hügel“* (Dokumentations-, Schul- und Bildungsprojekt in Kooperation mit dem Verein Region Bucklige Welt),

2008 *„Soziale Sicherheit im ländlichen Raum“* (Schreibaufruf im Auftrag der Sozialversicherungsanstalt der Bauern),

2009 *„Arbeit ist das halbe Leben“* in Kooperation mit dem Institut für Gewerkschafts- und AK Geschichte der Arbeiterkammer Wien und *„Hausarbeit“*,

2013 – 2014 Sammelaufrufe für Materialien zum Ersten Weltkrieg in diversen Printmedien,

2013 – 2014 *„Bildungswege und Lerngeschichten“* Aufrufe in Ö1, *„Kronenzeitung“* und *„Kurier“* anlässlich des 30-jährigen Bestandsjubiläums der Dokumentationsstelle,

2015 *„Wenn Geschichte lebendig wird“* im *„Wienerin Journal“* (Beilage der *„Wiener Zeitung“*).[162]

---

[162] Vgl. Müller Email vom 4.5.2015, S. 1;

Die Reaktionen zu diesen zuvor genannten Aufrufen sieht Müller als zu heterogen an, um sie eindeutig als Beiträge zu benennen. Der *„klassische“* von *der „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“* realisierte Schreibaufruf richtet sich mit einer bestimmten Themenstellung an den gesamten bestehenden Autorenkreis. Eine besonders hohe Resonanz erfuhren die Schreibaufrufe zwischen den Jahren 1995 und 2006, die regelmäßig im Dezember erfolgten. Der Kreis der Autoreninnen und Autoren stieg von anfangs etwa 900 bis auf knapp 2000, wobei es besonders in den Jahren 1994, 1999 und 2005 zu einer Erweiterung des Adressenmaterials kam. Rund 500 Adressen von Schreibpartnerinnen und Schreibpartnern, die seit zehn Jahren nicht mehr in Kontakt mit dem Archiv standen, wurden 2006 ausgeschieden. Die zunehmende Aussendung des Rundbriefes per E-Mail ließ die Gesamtzahl der Adressantinnen und Adressanten wieder ansteigen. Diese Entwicklung, die auch eine Überschneidung von Post- und E-Mailsendungen gebracht hat, erschwert eine genauere Angabe der derzeitigen an Aufrufen teilnehmenden Personen. In den Jahren zwischen 1999 und 2006 wurden jedenfalls regelmäßig mehr als 100 Beiträge auf die Schreibaufrufe der *„Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“* eingesandt.

Mehr als 180 Einsendungen brachte der erfolgreichste *„klassische“* Schreibaufruf über *„Väter“* im Dezember 1999. Auf den Aufruf mit dem Thema *„Last und Lust des Konsumierens“* erhielt das Archiv 114 Beiträge, wobei allerdings zu berücksichtigen ist, dass diese Aussendung zweimal – im Februar an die Wienerinnen und Wiener und im Dezember 2005 an den Autorenkreis der *„Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“* – erfolgte. Knapp über 60 Textbeiträge gingen auf den Schreibaufruf *„Bildungswege und Lerngeschichten“* ein.

Die Einsendungen auf die Aufrufe der letzten Jahre sind zwar zahlenmäßig zurückgegangen, vom Umfang und vom inhaltlichen Gehalt sind sie jedoch qualitativ höher einzuschätzen. Müller sieht die Ursache dieser Entwicklung im Wandel des angesprochenen Personenkreises. Während in früheren Jahren die Adressantinnen und Adressanten die Beantwortung der Schreibaufrufe vielfach als Pflicht angesehen haben, lassen sich in den letzten Jahren offensichtlich weniger, aber im Formulieren von

http://wirtschaftsgeschichte.univie.ac.at/vereine/doku/entstehung [Zugriff 19.6.2015].

Texten erfahrene(re) Schreiberinnen und Schreiber selektiv je nach Themenstellung zur Verfassung eines reichhaltigeren Berichtes anregen.[163]

5.5 Die Edition „Damit es nicht verlorengeht …“

Die Buchreihe *„Damit es nicht verlorengeht …“* wird seit 1983 von Michael Mitterauer und Peter Paul Kloß im Böhlau Verlag herausgegeben. Diese Editionen autobiographischer Texte zählen ebenso zu meinen Quellen, geben sie doch Einblicke in einstmalige Lebensbereiche und den damit verbundenen gesellschaftlichen Verhaltensweisen und dem Wertewandel im historischen Kontext.

Eine der Teilnehmerinnen der im Kontext des sozialgeschichtlichen Seminars mit älteren Menschen in der Volkshochschule Ottakring begonnen Hörfunkreihe im „Familienmagazin“ bzw. auch in weiteren Sendereihen des ORF war Maria Gremel. Mit dem Vorsatz *„Kein Fremder wird lesen, was ich schreibe; ich werde diese Schrift an keinen Verlag, an keine Zeitung schicken“*[164], hatte Frau Gremel die Aufzeichnung ihrer Lebenserinnerungen sieben Jahre zuvor ohne Absicht einer Veröffentlichung begonnen. Die Autorin änderte jedoch ihre Entscheidung, als Univ.-Prof. Mitterauer sie kontaktierte – nachdem er auf Umwegen durch einen aus ihrer Verwandtschaft an dem Seminar teilnehmenden Studenten auf das Manuskript aufmerksam gemacht wurde.[165]

Der Böhlau Verlag verfolgte die Sendereihe des ORF mit Interesse und entschloss sich zur Herausgabe einer Publikation, die sich an *„unterschiedliche Gruppen“* wendet, die sich beim Lesen an schöne und schwere Zeiten ihres eigenen Lebens erinnern, respektive ihr *„Leben überdenken“*. Für die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ist diese Buchreihe eine Quelle zur Alltagsgeschichte, da es über alltägliche Lebensverhältnissen früherer Zeiten wenig schriftliche Quellen gibt.[166]

Die Volkskunde hat zwar mit zahlreichen Forschungen die Aspekte der Gerätekunde analysiert, nicht jedoch die damit zusammenhängenden traditionellen Lebensbedingungen. Jüngeren Menschen könnte mit der Buchreihe *„Damit es nicht verlorengeht …“* der Wandel im Alltag und im Berufsleben erfahrbar gemacht werden. Die Buchreihe umfasst derzeit 68 Bände.

---

[163] Vgl. Müller, Günter, Email vom 4.5. 2015, S. 2f.
[164] Mitterauer Michael: Vorwort. In: Gremel, Maria: Mit neun Jahren im Dienst. Mein Leben im Stübl und am Bauernhof 1900 – 1930 (= „Damit es nicht verloren geht …“, Bd. 1), Wien, Köln, Graz, 1991, S. 7.
[165] Vgl. ebd.
[166] Vgl. ebd., S. 8f.

5.6 Die Internet-Plattform der „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“

Um – dem Zeitgeist entsprechend – auch im Worldwideweb präsent zu sein, richtete die *„Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“* im Jahr 1993 gemeinsam mit dem *„Studio für alte und neue Medien >Der Lichtblick<“* das *„interaktive Erinnerungsalbum“* – www.MenschenSchreibenGeschichte.at [167] als Textversion ein. Ziel dieses Projektes ist das Sammeln und der Austausch von Erinnerungen, Erfahrungen und Alltagswissen autobiographisch Schreibender und alltagsgeschichtlich oder kulturwissenschaftlich Interessierter in der virtuellen Welt. Die Dokumentationsstelle der *„lebensgeschichtlichen Aufzeichnungen“* hat mit diesem Forum im Internet die Möglichkeit Beispiele aus ihrer Textsammlung rasch und kostengünstig dem Computer-affinen Auditorium vorzustellen.

Diese *„Erinnerungsplattform“* ist in mehrere Rubriken gegliedert. Im *„Autorenalbum“* haben auto/biographisch Schreibende die Möglichkeit ihre Texte einer *„interessierten Öffentlichkeit“* näherzubringen. Über *„aktuelle auto/biographische Projekte“* informiert die Rubrik *„Über andere“*. Das *„Schwarze Brett“* steht für Ankündigungen und Kurznachrichten im Kontext autobiographischer Aktivitäten zur Verfügung. [168]

5.7 Die Kooperationsprogramme mit Museen

Eine weitere Aktivität, die auf die Initiative der Mitarbeiter der *„Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“* zurückgeht, sind die *„Gesprächskreise“*, die im Wien Museum seit 2005 stattfinden.

Einmal im Monat treffen sich in einem Extrazimmer *„erinnerungsfreudige Wienerinnen und Wiener um aus ihren Leben zu erzählen – oder einander dabei zuzuhören“.* Dieses *„urbane Diskussionsforum“*, das unter der Maxime *„Lernen aus Lebensgeschichten“* steht, soll in Zusammenarbeit mit der *„Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“* unter fachkundiger Moderation zu einem *„anregenden Austausch von persönlichen Erfahrungen und Erinnerungen zu kulturwissenschaftlich und*

---

[167] Team „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen: MenschenSchreibenGeschichte, Informationsschreiben. Wien, ohne Datum.
[168] Ebd.

stadthistorisch interessanten Themen"[169] führen. An den Gesprächskreisen nehmen nicht nur zumeist ältere Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner teil; für fachlich interessierte Teilnehmerinnen und Teilnehmer bieten diese Veranstaltungen neue methodische Zugänge für die biographische Forschungsarbeit. Für das Wien Museum liefern die „Gesprächskreise" neue Erkenntnisse für die museologische Arbeit wie beispielsweise die Bedeutung von Objekten für die Biographie von Besucherinnen und Besucher der Ausstellungen. Fallweise wurden und werden Objekte aus dem Privatbesitz der Teilnehmerinnen und Teilnehmer in Ausstellungen integriert.

Über einzelne Themen der Gesprächskreise wie z. B. über die im Frühjahr 2010 stattgefundene Thematik *„Gärten und Garteln in der Stadt"*, existieren schriftliche Aufzeichnungen, die in der *„Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen"* eingesehen werden können.

Vom November 2005 bis Jänner 2006 fand ein Gesprächskreis über das Thema *„Küche, Kochen, Küchengeräte"* unter der Leitung von Ulli Fuchs und Edith Fridrich statt.

Um den Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Gesprächskreise die Möglichkeit zu geben ausgewählte Erzähl- und Textbeiträge einem breiteren Publikum vorzustellen, veranstaltet das Wien Museum gelegentlich Lesenachmittage.

5.7.1 Der *„Tagebuchtag"*

Seit 2007 findet im Wien Museum anlässlich des jährlich stattfindenden *„Tagebuchtages"* im November ein *„Lesenachmittag"* statt, an dem Autorinnen und Autoren, die mit dem Dokumentationszentrum in Verbindung stehen, eigene unter einer bestimmten Thematik stehende Erinnerungstexte vortragen. *„Bewegung in der Stadt"* war z. B. das Thema des Lesenachmittags zum Tagebuchtag 2012. Die Malerin Traute Molik-Riemer organisierte erstmals 2006 den *„Tagebuchtag"* mit dem Ziel *„Menschen zu bewegen, ihren Lebensroman aufzuschreiben oder große Abschnitte des Lebens in Tagebüchern zu dokumentieren"*, aber auch um Menschen zum Lesen von *„literarisch und historisch wertvollen Autobiographien und Biographien"* anzuregen. Ihren ursprünglichen Plan in Wien ein *„Tagebuch-Center"* – einen Treffpunkt für Tagebuch-Schreibende – und eine Bibliothek für veröffentlichte Biografien zu gründen, konnte sie aus finanziellen Gründen nicht realisieren. Der *„Tagebuchtag"* respektive die

[169] http://www.wienmuseum.at/de/vermittlung/fuer-senioren/gesprächskreise-im-wien-museum.html [Zugriff am 23.5.2015]

„Tagebuchtage“ werden von WienKultur unterstützt und finden an bis zu einhundert Veranstaltungsorten in Österreich, vielfach in Museen, Landesbibliotheken, Literaturhäusern, öffentlichen Institutionen, einigen Theatern und Volkshochschulen statt. Fallweise werden auch *„Tagebuchtage“* im Ausland realisiert, wie beispielsweise 2010 im Austrian Cultural Forum in London. Unter den Angaben zu den Lesungen des *„Tagebuchtages“* in den Foldern findet sich auch ein Hinweis auf die Sammlung der *„Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“* am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien sowie auf das *„interaktive Erinnerungsalbum“*.

Im Österreichischen Volkskundemuseum wurden und werden ebenso fallweise Begleitprogramme ausgerichtet wie z. B. 2013 über lebensgeschichtliches Schreiben.[170]

5.8 Autobiografische Quellentexte aus dem Archiv

Günter Müller, der Leiter des *„Dokumentationszentrums lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“* stellte mir im Rahmen meiner ersten Kontaktaufnahme nachstehende Autobiografien von Frauen sowie Berichte aus früheren Schreibaufrufen, worin die Autorinnen und Autoren u. a. auch die alltäglichen Haushalts- und Versorgungsarbeiten ansprechen, für meine ersten Forschungen im Archiv zur Einsicht zur Verfügung. Es handelt sich um folgende Lebensgeschichten:

Paula Krautschneider: „*Mein Leben im Rückblick“*
Luise Mach: „*Damals und heute“*
Hertha Machovits: „*Eine Familiengeschichte“*
Josefine Moder: „*Aufzeichnungen auf Wunsch der Enkelin“*
Maria Planko: „*Abendwind“*
Hildegard Weninger: „*Lebenserinnerungen“*
Eva Wohlmuth: „*Darstellung, Reflexion gesellschaftlichen Wandels über 4 Generationen innerhalb der eigenen Familie“*

Dann weiter um Texte zu den Schreibaufrufen: *„Vom Selbstversorger zum Endverbraucher“* und *„Lust und Last des Konsumierens“*:

Dr. Gertrud Baier, Rosalia Blaha, Dr. Herta Bren, Günther Doubek, Ilse Dudeschek; El Seidy, Peter Frank, Edith Farschtschian, Franz Ginner, Hermann Greller, Brigitte Hafner, Lucia Jakob, Elfriede Kellermann, Elisabeth Kollbach, Elisabeth Linshalm, Ruth Matzlik. Hans Rappensberger, Lisl Wörther

und Texte zu alltagsgeschichtlichen Themen von:

[170] Gespräch mit Traute Molik-Riemer, Wien, am 6.12.2011.

Helene Bründl: *„Wien ist anders“*
Brigitte Hafner: *„Erinnerungen“* (2.6.2015)
Wilhelmine Hinner: *„Noch einige Erinnerungen“* (2005), *„Die Reinlichkeit“* (2003)
Wilhelmine Kindler *„Wie war Wien? – Bürger/innen schreiben Geschichte“*
Hedwig Öhler: *„Kochen einst und jetzt“* (2005),
Eveline Weiss: *„Vom heimatlosen Habenichtsen zu wirtschaftlichen Wohlstandsbürgern“*
Ilse Wolfbeisser: *„Alltag – einst und jetzt“* (2002).

Eugen Klein: Alltag der Hausfrau einst und jetzt. (2001)
Josef Wallner: Ein Mutterleben (2008)

Auffallend war bzw. ist, dass alle Frauen in autobiografischen Texten eine Hausarbeit – zumeist mit vielen Details – beschreiben: den Waschtag, die physisch schwerste Hausarbeit.

Neben diesen Manuskripten übermittelte mir Günter Müller noch ein im Zuge eines Gesprächskreises von Brigitte Hafner geschriebenen biografischen Manuskriptes mit dem Titel *„Erinnerungen“*, die sich u. a. auch auf das Rollenbild und Haushaltsaufgaben beziehen.

Von privater Seite erhielt ich folgende Texte:

Emilie N.: *„Hausarbeit“* vom 12.10.2010,
Ingrid N.: *„Ein Waschtag Anfang der fünfziger Jahre“* vom 22.1.2011.
Maria N.: *Erinnerungen.* 2010.
Margarete N.: *„Welt einer Frau in der Kriegs- und Nachkriegszeit“* vom 29.11.2011,
Martha N.: *„Haushalt“* vom 3.2.2010.

5.9 Der Schreibaufruf „Arbeiten im Haushalt“

Im Zuge der Recherchen in den zuvor angeführten autobiografischen Texten gab mir Günter Müller anlässlich des nächsten geplanten Schreibaufrufes mit dem Thema *„Arbeit ist das halbe Leben“* (ein Kooperationsprojekt mit dem Institut für Gewerkschafts- und AK-Geschichte an der Wiener Arbeiterkammer) die Möglichkeit, die Autorinnen und Autoren auf den Bereich der Hausarbeit anzusprechen und sie zu bitten, aus ihrer Sicht über die *„Veränderungen der Hausarbeit“* in den letzten 65 Jahren zu berichten.

Die Aussendung des Schreibaufrufes erfolgte im August 2009 an rund 1150 Schreibpartnerinnen und Schreibpartner im Inland und etwa 50 im Ausland sowie an zahlenmäßig nicht rekonstruierbare Adressatinnen und Adressaten per E-Mail. Der Schreibaufruf wurde zugleich von Sabine Lichtenberger im Zuge des

Kooperationsprojektes in ihrem Umfeld persönlich und per E-Mail verteilt. Sie erhielt zum Thema *„Hausarbeit“* keine Rückmeldungen.

Günter Müller erhielt 64 Berichte zum Thema *„Arbeit ist das halbe Leben“* (wovon 12 Texte über das Institut an der Wiener Arbeiterkammer stammten) und 21 zum Unterthema *„Hausarbeit“*. Einige Schreiberinnen verfassten zu beiden Themen Beiträge.

Der Schreibaufruf zum Thema *„Hausarbeit“* ist im Anhang beigefügt und beinhaltet folgende Denkanstöße, die sich aus dem vielfältigen Aufgabenbereich der Haus- und Familienarbeit ergeben, wie beispielsweise:

„Was fällt für Sie unter den Begriff der Hausarbeit, und wer erledigt/e diese Aufgaben in Ihrem Haushalt?

Welche Arbeiten sind aufgrund technischer Neuerungen oder erweiterter Konsumangebote leichter oder überflüssiger geworden?

Wurden bzw. werden Ihre Leistungen für ein ordentliches Zuhause und für das Wohl Ihrer Angehörigen angemessen gewürdigt?

Wie sah bzw. sieht es mit der Unterstützung durch andere Familienangehörige bei der Hausarbeit aus?

Welche Arbeiten verrichten sie lieber als andere?

Sehen Sie Ihre Arbeit im Haushalt eher als traditionelle ‚Pflicht‘ oder als persönlichen ‚Liebesdienst‘ gegenüber Ihren Angehörigen?“[171]

Nicht vergessen sollten die Schreibpartnerinnen und Schreibpartner auch *auf „die vielen kleinen unsichtbaren Tätigkeiten, die man als Frau nebenbei erledigt!“* mit der Anregung *„eventuell einen typischen Tagesablauf von einst und heute“*[172] zu skizzieren. Besonders wichtig war mir, mehr über persönliche Erlebnisse und Erkenntnisse der Frauen mit den gesellschaftlichen Rollen- bzw. Leitbildern der *„Nur-Hausfrau“* und der Doppelbelastung zu erfahren.

5.9.1 Die Berichte

Günter Müller übermittelte bzw. übergab mir die Berichte der Autorinnen per Email oder in Fotokopien. Viele der Autorinnen nützten die Optionen des Internets, einige

[171] Schreibaufruf vom August 2009 im Anhang.
[172] Ebd.

verfassten ihre Berichte auf einer Schreibmaschine und zwei Schreibpartnerinnen zeichneten ihre Darstellungen handschriftlich mit gestochen schöner Schrift auf.
Der Umfang der Dokumentationen über die *„Hausarbeit“* variiert von einer Seite bis zu siebzehn Seiten. In den einseitigen Darstellungen thematisieren die Frauen zumeist die für sie physisch schwersten Arbeiten, die schwierige Wohnungssuche oder/und emotional belastende Situationen. (Der Ordnung halber sei festgehalten, dass die in der Auswertung zitierten Seitenzahlen in manchen Fällen auf Grund der Übertragungsformate im Internet von den in der *„Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“* aufliegenden Originalen abweichen können.)
Berichte zum Hauptthema des Schreibaufrufes *„Arbeit ist das halbe Leben“*, die relevante Hinweise zum Rollenbild oder Anmerkungen zur Alltagsarbeit gaben, stellte mir Günter Müller ebenso zur Verfügung.
Die älteste Schreibpartnerin ist 1923 und die jüngste 1944 geboren, wobei die Jahrgänge der in den 1920er und 1930er Jahren geborenen Frauen zahlenmäßig überwiegen. Der geografische Rahmen teilt sich wie folgt auf:

neun Autorinnen leb(t)en zur Zeit des Schreibaufrufes in Wien (Wilhelmine, Gertrud A., Ingelene, Cäcilia, Hertha, Herta, Alice, Ilse, Traute)
drei in Niederösterreich (Gertrude, Gertrud, Eva)
zwei in Oberösterreich (Aloisia, Silvia)
zwei in der Steiermark (Stefanie-Eveline, Erika)
zwei in Tirol (Josefine, Hanni) und
zwei in der Bundesrepublik Deutschland (Ingried, Karin).

In der Auswertung der Quellentexte sind die Berichte folgender Autorinnen zum Thema *„Arbeit ist das halbe Leben“* berücksichtigt:

Barbara: Mein Glück war, dass ich so klein war.
Elisabeth: Die Arbeit endete nie.
Erika: Arbeit ist das halbe Leben.
Stefanie Eveline: Arbeitswelt einst und jetzt.

Einige Akteurinnen lebten – aus beruflichen Gründen oder im Zuge der Kriegsereignisse – an verschiedenen Orten.
Von diesen 24 Berichten, die ich von Günter Müller erhalten habe, sind zwei Einsendungen handschriftlich, einige auf einer Schreibmaschine und der größte Teil der Manuskripte auf einem Computer verfasst. Achtzehn Frauen aus diesem Personenkreis sind auch im Internetforum www.menschenschreibengeschichte.at mit biographischen Texten und/oder zeitgeschichtlichen Berichten vertreten.

Inhaltlich gliedern einige Autorinnen ihre Darstellungen nach den Denkanstößen des Schreibaufrufes, während andere Schreibpartnerinnen sich von ihren Erinnerungen leiten lassen.

Ich habe mich bei den Schreibpartnerinnen in einem Brief oder per Email bedankt und ihnen meine Forschungsfragen mit der Bitte um ihre Stellungnahmen übermittelt:

1. Welche sozialen und gesellschaftlichen Veränderungen haben die Aufgaben der Frau in der Familie verändert?
2. Die Technisierung und der Einsatz organisatorischer Hilfsmittel haben die Hausarbeit zweifellos physisch erleichtert; ist die Hausarbeit aber tatsächlich leichter respektive einfacher geworden?
3. Hat sich in der Familie die patriarchalische zur partnerschaftlichen Beziehung weiterentwickelt?
4. Hat sich bzw. wie hat sich die gesellschaftliche Sichtweise zur „Nur-Hausfrau" und zur berufstätigen Hausfrau seit Kriegsende geändert?
5. Wie hat sich das Bild der Hausfrau in den Medien gewandelt, und mit welchen Argumenten versucht die Werbung, die Frau für Produkte des Alltags zu gewinnen?

Die Schreibpartnerinnen beantworteten in der von ihnen bevorzugten Art der Korrespondenz meine Forschungsfragen per Email oder brieflich. Einige Autorinnen fügten außerdem einige ergänzende Zeilen zu den bereits eingesandten Berichten über die Hausarbeit hinzu.

Die Lebensweise der Frauen in der Kriegs- und Nachkriegszeit stand unter schwierigen Bedingungen. In den Berichten des Schreibaufrufes über die Hausarbeit kommen jene Frauen zu Wort, die nicht nur diese belastende Zeit des Krieges und der Nachkriegsjahre, sondern ebenso die gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und sozialen Veränderungen in den folgenden Jahrzehnten erlebt haben. In den meisten Fällen in einer patriarchalisch strukturierten Gesellschaft aufgewachsen erlebten sie den gesellschaftlichen und sozialen Strukturwandel, der das Leben und die Organisation des Alltags in den Familien veränderte.

In den Berichten beziehen sich die Frauen nicht nur auf den eigenen Lebensweg, sondern vergleichen ebenso die Lebensbedingungen ihrer Mütter sowie in einzelnen Fällen auch die Lebensläufe ihrer Großmütter und Schwiegermütter.

Ein Empfänger des Schreibaufrufes *„Arbeit ist das halbe Leben"* bzw. *„Hausarbeit"* – Josef Wallner – verwies auf seine *„Erinnerungen: „Ein Mutterleben"*[173], die er 2008 dem Archiv *„Dokumentation Lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen"* übergeben hatte.

[173] Wallner Josef: Ein Mutterleben. 2008.

In dieser Zusendung beschreibt er Hausarbeiten seiner Mutter wie z. B. das Brotbacken, den Waschtag, die Pflege der Böden und die Fliegenvertilgung. Im Archiv fand sich noch eine andere Einsendung zur Thematik der Hausarbeit, die mir Günter Müller zur Verfügung stellte: *„Der Alltag der Hausfrau einst und jetzt“*[174] aus dem Jahr 2001 geschrieben von Eugen Klein. Berichte von Schreibpartnern zum Thema *„Hausarbeit“* im Zusammenhang mit dem Schreibaufruf *„Arbeit ist das halbe Leben“* sind im Hinblick darauf, dass Hausarbeit für die angesprochene männliche Generation nicht relevant war und traditionell den Frauen zugeschrieben wurde, erwartungsgemäß ausgeblieben.

Die Autorinnen und Autoren der autobiografischen Texte stellen den von ihnen erlebten und bereits verarbeiteten Alltag im Rückblick aus ihrer gegenwärtigen Perspektive dar. Über einige den Alltag betreffende Themen wie z. B. über die Veränderung von Konsumgewohnheiten haben einige Schreibpartnerinnen und Schreibpartner bereits im letzten Jahrzehnt berichtet, manche Passagen sind für sie daher aus ihrem Gedächtnis jederzeit abrufbar, wobei nicht auszuschließen ist, dass diese Erinnerungen gedanklichen Veränderungen unterliegen können.

Die Texte in den autobiografischen Berichten implizieren mehrere Lesarten. Ich habe mich bemüht deren vielfältige Bedeutungen „herauszulesen“.

[174] Klein Eugen: Der Alltag der Hausfrau einst und jetzt. Wien, 2001.

6 AUSWERTUNG DER QUELLEN

Mitterauer wies in einem Vortrag auf die Relevanz autobiografischer Texte, die im Gegensatz zu Statistiken die *„Lebensbedingungen, die dahinter stehen“*[175] zeigen, hin. Erste Absätze in (Auto)Biografien und in Texten über Lebenserfahrungen beinhalten wertvolle Hinweise zu den Prioritäten der Schreibenden. Wenn die Berichte der Schreibpartnerinnen zum Thema *„Hausarbeit“* im engeren Sinn auch nicht als umfassende Lebensgeschichten zu betrachten sind, beleuchten sie jedoch viele Jahrzehnte im Leben der Akteurinnen, welche gesellschaftlichen Einflüsse ihren Lebenslauf geformt haben und ihre Reaktionen auf die alltäglichen immer wieder kehrenden Anforderungen.

Wenige Autorinnen der Berichte des Schreibaufrufes wollen anonym bleiben. Der Einfachheit halber führe ich bei der Auswertung dieser autobiografischen Erzählungen für alle Frauen nur deren Vornamen an.

Zitate aus autobiografischen Texten und anderen Schreibaufrufen werden namentlich angeführt. Mit dieser Methode ist es außerdem möglich die Quellenart (Bericht zum Schreibaufruf *„Hausarbeit“* oder autobiographisches Manuskript) in den jeweiligen Texten der Auswertung zu erkennen; wobei es in einzelnen Fällen – wie z. B. bei Wilhelmine Hinner – zu Überschneidungen kommen kann. Zum Vornamen jener Frauen, die mir aus privatem Kreis über ihre Erfahrungen berichtet haben und anonym bleiben wollen, füge ich ein „N“ hinzu.

In Biogrammen stelle ich im Anhang Hintergrundinformationen (soweit sie mir bekannt sind) zu den Lebensbedingungen der Autorinnen (der Berichte über „Haushaltsarbeit“) und ihren Familien – den sozialen Rahmen – dar. Die Biogramme der Schreibpartnerinnen skizzieren soziale, wirtschaftliche und zeitgeschichtliche Voraussetzungen und Einflüsse, die sie in ihren Berichten oder im Autorenverzeichnis des Forums *„Menschen schreiben Geschichte“* anführen. Den Begriff *„Biogramm“*[176] als Form der Übersichtsdarstellung von Lebenslaufdaten kenne ich seit einem Workshop im April 2005 am Institut der Europäischen Ethnologie; er setzt sich aus den Wortteilen BIOgraphie und StenoGRAMM zusammen. Alfred Andersch verwendete

[175] Mitterauer Michael. Vortrag vom 20.6.2013.
[176] Vgl. Andersch Alfred: Winterspelt. Roman. Zürich, 1974, S. 39.

diesen Terminus in seinem Roman *„Winterspelt“*; Earl W. Count definierte Biogramm als *„den Lebenszyklus eines Individuums“*[177]

6.1 Markante Anmerkungen

Nur in zwei Aufzeichnungen werden die Mütter in keinem Konnex erwähnt; in allen anderen Abfassungen zeigt sich die intensive Bindung an die Mütter. Ebenso zählen Großmütter zu den häufig erwähnten Bezugspersonen, Väter und Großväter scheinen zumeist in den Passagen der Arbeitsteilung und in seltenen Fällen der Mithilfe betreffend auf.

Den Waschtag – die für die Frauen physisch am schwersten belastende Hausarbeit – erwähnen alle Schreibpartnerinnen zumeist mit vielen Details in ihren Einsendungen, zwei von ihnen eröffnen ihre Berichte mit dieser Arbeit. Cäcilia beschreibt einen Waschtag in ihrer *„Kindheit“* und Herta den ihrer Mutter und im Anschluss auch ihren eigenen.

Autobiografische Daten und kurze Anmerkungen zu den Ausgangssituationen für die Berufswahl und/oder die Gründung eines eigenen Haushalts stellen z. B. folgende Schreibpartnerinnen an den Anfang ihrer Texte über die Arbeiten im Haushalt: Aloisia, Eva, Hanni, Herta, Ilse, Ingelene, Josefine, Karin.

Eine der Autorinnen, Elisabeth, schreibt in ihrem zwölfseitigen Bericht *„Die Arbeit endete nie“* nicht über ihren eigenen Haushalt, sondern über die alltäglichen Hausarbeiten und die vielen zusätzlichen Aufgaben zur wirtschaftlichen Versorgung der Familie, die ihre Ziehmutter in einem steirischen Dorf erledigen musste.

In ihrer ersten Einsendung zum Schreibaufruf über Haushaltsarbeit bezieht sich Silvia nicht nur auf die Haushaltsführung ihrer Mutter, sondern auch auf die *„angestammten und vielfältigen Arbeitsbereiche“*[178] aller Hausfrauen im Umfeld einer Kleinstadt. Die Autorin schildert die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Voraussetzungen und vergleicht in einigen Textpassagen vergangene mit aktuellen Verhältnissen und die Entwicklungen der letzten Jahrzehnte. Als Gegensatz zur *„täglichen Schinderei“* der Hausfrauen beschreibt Silvia erinnernd, wie sie und befreundete Kinder den *„Hof“* – der als *„Ort der täglichen Schinderei“*[179] galt, – als Spielplatz erlebten und trotz des

[177] Count Earl W.: Das Biogramm: anthropologische Studien. Frankfurt/Main, 1970, S.V.
[178] Silvia: Alltagsgeschichten – Wie es …, 2009, S. 1
[179] Ebd., S. 2.

strengen Verbotes *„Aufregendes“*[180] – nämlich Ruinen zu betreten – unternahmen. Ihren zweiten Bericht über ihre Erfahrungen mit *„Haushalt, Kinder und Beruf“* – den sie auf meine Bitte verfasste – eröffnete Silvia mit *„Vorgedanken“* über *„Rollenmuster von Frauen- und Männerverantwortlichkeiten“* und ihren Erfahrungen in den Jahren des *„Erwachsenwerdens“*.[181]

Die allein lebende Karin beschreibt in ihrem ersten Bericht die Arbeit ihrer Großmutter und ihrer Mutter. *„Je älter“* die Autorin wird, *„umso häufiger“*[182] denkt sie an ihre Großeltern väterlicherseits zurück, in deren Haus sie in den Jahren von 1955 bis 1961 gelebt hat. In ihrem siebenseitigen Bericht beschreibt sie primär und sehr detailliert die diversen Arbeiten, die ihre Großmutter im Haus und im Garten mit *„großer Ruhe und Souveränität“*[183] erledigte, die Haushaltsarbeiten ihrer beruflich tätigen Mutter hält sie dagegen nur auf etwa einer Seite fest. Dieses formale Verhältnis in der Erzählung über die beiden Haushalte, mag mit Karins damals empfundenen Gefühlen im Erleben der Haushaltsführung beider Frauen begründet sein: Während die Hausarbeit bei ihrer Großmutter *„in einem ruhigen und geordneten Rhythmus erledigt wurde“*[184], hatte die Putzarbeit ihrer Mutter für Karin *„etwas Aggressives und Vorwurfsvolles“*[185]. Die positiven Empfindungen im Haus der Großmutter sind in Karins Gedächtnis definitiver eingeschrieben als die negativen Erlebnisse im Haushalt der Mutter. Über ihren eigenen „Single-Haushalt“ erhielt ich ebenfalls auf meine Bitte von der Schreibpartnerin einen ebenso ausführlichen fast sechsseitigen Bericht, den sie mit ihren Gedanken darüber, wie sehr Globalisierung und Schnelllebigkeit gesellschaftliche Entwicklungen beeinflussen, ergänzt.

Die Berichte sind individuell verschieden gegliedert; drei Autorinnen verfassten ihre präzisen und umfangreichen Darstellungen nach den Denkanstößen des Schreibaufrufes. (z. B. Gertrud, Eva) Einige zeichneten ihre Erfahrungen nach Sachthemen auf (z. B. Hanni, Alice) und ein Teil der Schreibpartnerinnen verbalisierte ihr Wissen nach dem subjektiven Diktat der in ihrem Gedächtnis gespeicherten Erinnerungen. (z. B. Gertrude, Herta, Ingried, Josefine, Wilhelmine, Gertrud A.)

---

[180] Silvia, Alltagsgeschichten – Wie es …, S. 3.
[181] Silvia: Haushalt, Kinder und Beruf. 2009, S. 1.
[182] Karin: Hausarbeit. 2009, S. 1.
[183] Ebd.
[184] Ebd., S. 6.
[185] Ebd.

Viele Schreibpartnerinnen stellen das Hausfrauendasein ihrer Mütter an den Beginn ihrer Berichte. *„Es war ja damals* [1945] *noch Mutters Aufgabe und diese Aufgabe war nicht so leicht wie heute“* beginnt Alice ihre Einsendung *„Eine Geschichte der Hausarbeit seit 1945“*[186]. Neben den kriegsbedingten Schwierigkeiten beschreibt sie in ihrer kurzen Schilderung die *„beschwerliche“* Arbeit eines Waschtages ihrer Mutter. Auch die Autorin *„kochte die Windeln noch auf dem Herd in einem großen Topf aus“*[187], erst nach dem Einzug in eine Gemeindewohnung standen ihr in der Gemeinschaftswaschküche Maschinen zur Verfügung. *„Heute haben* [ihre] *Kinder selbst Familie“*, Alice besitzt *„Gasherd, Waschmaschine, Dampfbügeleisen, Etagenheizung“*, alle 3 Wochen hilft ihr eine Putzfrau und somit – ist ihr abschließendes Resümee – kann sie sich *„über die Hausarbeit nicht mehr beklagen“*[188].
Im Gegensatz zu der vorgenannten Aussage des *„nicht mehr* [Beklagens]*“* haben die anderen Autorinnen das Verb *„klagen“* bzw. *„beklagt“* im Konnex mit der Hausarbeit in seiner negativen Bedeutung nicht verwendet. Um die physischen Belastungen zu verbalisieren, bedienten sich die Schreibpartnerinnen häufig des Verbs *„schleppen“* sowie der Begriffe *„Kraftakt“* und *Schwerarbeit“*. Traute erwähnte, dass ihre Mutter im Alter von 54 Jahren *„den Haushalt als sehr belastend empfand“*, obwohl Traute *„fast schon aus dem Haus war“*[189], die Mutter daher – nach Ansicht ihrer Tochter – nur mehr für zwei Personen ständig zu sorgen hatte.
Mit einem Überblick über den Haushalt ihrer Mutter eröffnet *„vergleichenderweise“* Ilse ihre ausführlichen Aufzeichnungen der *„verschiedenen Stufen, einen Haushalt zu führen“*, die sie *„durchlaufen“*[190] hat. Zusammenfassend war ihr *„Hausfrauenleben so bunt gefächert, hatte so viele Höhen und Tiefen, und Vergleiche anzustellen erübrigt sich, denn die waren von ‚so ähnlich‘ bis zu ‚krass verschieden‘ – eben ein ‚erfülltes Leben‘ im besten Sinne des Wortes“*[191]. Für die Autorin ist *„Vorleben ein wichtiges Wort in der Erziehung“* und es erfüllt sie mit *„Freude“*, dass sie und ihr Mann ihren Kindern *„einiges“*[192] weiter geben konnten.

---

[186] Alice: Eine Geschichte der Hausarbeit seit 1945. 2009, S. 1.
[187] Ebd.
[188] Ebd.
[189] Traute: Bericht über meine Beziehung zum Haushalten im Wandel der Zeit. 2009, S. 8.
[190] Ilse: Hausarbeit – Hausfrau, 2009, S. 1.
[191] Ebd., S. 10.
[192] Ilse, Hausarbeit – Hausfrau, S. 10.

Gravierende persönliche und historische Veränderungen stellen jene Frauen an den Beginn ihrer Berichte, die z. B. mit ihren Eltern im Zuge der Kriegsereignisse ihre Häusern und Wohnungen verlassen mussten. Zu diesen Menschen zählte Ingrieds Familie. Sie eröffnet daher ihre *„Geschichte der Hausarbeit seit 1945“* mit ihrer unglücklichen Situation nach 1945, die *„das Ende jedweder Normalität des Lebens“* und *„für die Tausenden Geflüchteten und Vertriebenen den Verlust der Existenz oder den Tod“*[193] brachten. In ihren Ausführungen zum Schreibaufruf *„Arbeit ist das halbe Leben“* spricht die Autorin diesen Zeitabschnitt am Ende ihres Berichtes nochmals an, sie schreibt: *„Sicherlich haben mich die Erlebnisse in der Kinderzeit wie so viele der Betroffenen geprägt.*[194]*“* Im letzten Satz wandelt sich ihre Erinnerung wieder zu positiven Empfindungen, da es ihr *„mit Hilfe eines verständnisvollen Partners … trotz dieses unruhigen Lebens gelungen“* ist, ihr und ihrer Familie *„ein harmonisches Zuhause und ein sinnvolles Leben zu ermöglichen*[195]*“*.

Nicht nur für die Vertriebenen *„ging es ums nackte Überleben“*[196], auch Schreibpartnerinnen, die in ihrem Umfeld bleiben konnten, stellen die schwierigen Verhältnisse der Nachkriegsjahre an den Anfang ihrer Berichte, wie z. B. Gertrud A., die 1945 als *„das Jahr der Zäsuren in allen Lebensbereichen“* bezeichnete. *„Hatte man während der Kriegsjahre wenigstens noch teilweise über Strom und Gas verfügen können, so stand man im Mai 1945 vor dem absoluten Nichts“*[197].

Zu den Erinnerungen der Probandinnen über diese durch den Zweiten Weltkrieg belastete Zeit zählen ebenso ihre Bemühungen die Nahrungsversorgung der Familien beispielsweise mit *„Hamsterfahrten“* aufrechtzuerhalten. Diese Erlebnisse werden im Kapitel 6.2.1 reflektiert.

Mit der Verehelichung und der für die Schreibpartnerinnen damit verbundenen *„Selbstständigkeit“* eröffnen andere Autorinnen ihre Einsendungen.

Wilhelmine beginnt ihren Bericht *„Etwas über die Hausarbeit“* mit ihrer Heirat im Jahr 1948 an dem Tag, an dem ihre *„Selbständigkeit“* begann und sie *„Frau“* war.[198] In einem im Jahr 2005 verfassten Beitrag für das Archiv *„Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“* mit dem Titel *„Noch einige Erinnerungen“*

[193] Ingried: Geschichte der Hausarbeit …, 2009, S. 1.
[194] Ingried: Arbeit ist das halbe Leben. 2009, S. 1.
[195] Ebd., S.3.
[196] Gertrud A.: Die Geschichte …, Wien, 2009, S. 1.
[197] Ebd.
[198] Wilhelmine: Etwas über die …, 2009, S. 1.

referierte sie das erste Mal über Haushaltsarbeiten in den Nachkriegsjahren. An den Beginn dieser Erzählung stellt sie die Situation ihrer Familie zu Kriegsende:

„1945 hatten wir die Last des Krieges endlich überstanden. Hunger, Not und Kälte. Es begann für uns die allerschlechteste Zeit unseres Lebens. … Der Anblick von den vielen zerstörten Häusern, diese Ruinen, der Schutt und der Gestank, die fremden Soldaten und alle armen ausgemergelten Menschen, konnte keine rechte Freude aufkommen lassen.“[199]

Trotzdem *„man mit dem täglichen Leben zu kämpfen“* hatte, wussten sie *„irgendwie wird es weitergehen“*. Wilhelmine und ihr Mann konnten in den folgenden Jahrzehnten vom wirtschaftlichen Aufschwung profitieren, was sie rückblickend folgendermaßen beurteilt:

„Es war eine turbulente Zeit gewesen, die Angebote waren groß und wir begierig, alles haben zu wollen! Im Nachhinein gesehen, es war eine ‚schöne‘ Zeit gewesen. Alles war im Aufbau begriffen, wir hatten Energie, Lebenslust, liebten die Freiheit und hatten Freude am Leben!“[200]

Die Gründung des eigenen Haushalts stellen auch Erika in *„Hausarbeit“*, Aloisia in *„Mein Leben im eigenen Haushalt“* und Gertrud über den *„Bereich der häuslichen Arbeitswelt neben der beruflichen“* an den Beginn ihrer Berichte.

Positive Empfindungen, auf ein zufriedenes Leben trotz aller Schwierigkeiten und Mühen zurückblicken zu können, beenden zumeist die Berichte. Wilhelmine beispielsweise beschreibt ihren Rückblick mit folgenden Worten: *„Arbeit hatten wir genug, aber dennoch waren wir guter Dinge, freuten uns unseres Lebens, … hatten vor uns ein hoffnungsvolles Dasein und waren auf jeden Fall zufrieden …“*[201] In der Pension vieles zu genießen, das *„vorher“* nicht leistbar war und *„vom Glück“*, das *„nicht immer nur vom Geldbeutel“*[202] abhängt, schließt Josefine ihren einseitigen Bericht.

„Glücklich und zufrieden“ ist auch Aloisia in ihrer kleinen Wohnung, *„heute jammert“* sie auch *„keinem Häuschen mehr nach“*.[203] Diesem Schlusssatz hängt sie jedoch noch einen – auch von einigen anderen Frauen vermerkten – Wunsch an: *„aber wenn ich noch einmal anfangen könnte, würde ich sicher einen guten Beruf lernen“*.[204]

---

[199] Wilhelmine, Noch einige Erinnerungen,2009, S. 1.
[200] Ebd., S. 5.
[201] Wilhelmine, Etwas über die… , 2009, S. 2.
[202] Josefine: Beruf und Haushalt. 2009, S. 1.
[203] Aloisia: Mein Leben im eigenen Haushalt. 2010, S. 6.
[204] Ebd.

Das Streben nach Zufriedenheit ist auch in Karins Schlusspassage zu erkennen, sie hinterfragt die eigenen Wünsche und bemüht sich *„genügsam zu leben und trotzdem Freude an vielen Dingen zu finden und es sich auch mit geringen Mitteln gemütlich machen zu können“*; diese Sichtweise ist für sie *„reizvoll und heute vielleicht auch etwas Modernes!“*[205] Das Streben nach dem harmonischen Alltag gelingt ihr jedoch nicht immer, denn sie empfindet *„auch eine gewisse Unrast“*, die sie *„manchmal fast als quälend“* empfindet – ein Gefühl, dass sie *„die Zeit nicht verplempern darf, dass noch so viel zu tun wäre …“*[206]

Stefanie Eveline empfindet in ihrer Pension keine *„Unrast“*. Obwohl die Autorin in Frühpension gehen musste und *„eine recht magere Witwenpension“* bezieht, ist ihre *„Eigenständigkeit“* gesichert und sie genießt *„es nun Zeit zu haben. Zum Malen und Schriftstellern“*.[207]

Die oft sehr beengte finanzielle Situation der Frauen respektive der Familien wird von etwa zwei Drittel der Schreibpartnerinnen angesprochen. Einige Autorinnen weisen darüber hinaus auf die Pensionsproblematik hin wie die folgenden Beispiele zeigen:

„Erwähnenswert“ findet Erika am Ende ihres Berichtes, dass sie *„wegen* [ihrer] *kurzen beruflichen Tätigkeit keine eigene Pension habe und wegen der kurzen Versicherungszeit auch die Kindererziehungszeiten nicht angerechnet werden können“*. Daher lebt sie *„eben bescheiden weiter“*, wie sie es *„ein Leben lang gewohnt war“*.[208]

Ebenso verfügt Barbara über *„keine eigene Pension“*, für sie hat sich jedoch *„so vieles ergeben“*, das sie *„nicht vermissen möchte“*[209] und sie ihre Entscheidung nicht berufstätig zu werden im Rückblick als richtig empfindet.

Auf die Problematik der fehlenden beziehungsweise einer geringen Pensionszahlung weist auch Silvia, die Beruf und Familienarbeit nicht verbinden konnte, in ihrem Schlusssatz zwiespältig hin: sie kann sich nur *„über den regelmäßigen Bezug einer Mindestpension erfreuen.*“[210]

---

[205] Karin, Mein Haushalt, 2009, S. 7.
[206] Ebd.
[207] Stefanie-Eveline, Arbeitswelt einst und …, 2009, S. 5.
[208] Erika, Hausarbeit. 2009, S. 5.
[209] Barbara: Mein Glück, dass ich so klein war. 2009, S. 18.
[210] Silvia, Haushalt, Kinder und …, 2009, S. 4.

Hanni erwähnt in ihrem Schlusssatz, dass sie mit ihrer Einsendung *„einen Einblick in die Arbeitswelt im Haushalt gegeben“* hat, aber es *„noch viel an Veränderung zu erzählen“*[211] gäbe.

6.2 Gedächtnis und Erinnerung

Das Rätsel, wie in unserem Gehirn Erinnerungen gespeichert werden, blieb trotz vielfältiger Forschungsmethoden und Studien der Neurowissenschaft bisher ungelöst. Ein Grund ist, dass Erinnerungen untrennbar mit der Persönlichkeit des einzelnen Individuums verbunden sind.[212]

Sich erinnern, bedeutet vor allem auf die eigenen Erfahrungen und Erlebnisse zurückzublicken; die Wirkung des kollektiven Gedächtnisses kommt erst in weiterer Folge zum Tragen. Jede Erinnerung wird durch soziale und kulturelle Einflüsse geschlechtsspezifisch geprägt und beinhaltet sowohl reale Fakten als auch subjektive Emotionen. Erinnerungen sind ebenso vom Alter der Subjekte und ihrer Sichtweise in der jeweiligen Situation abhängig, ihre Perspektive variiert beispielsweise, ob Töchter über die Haushaltsarbeit ihrer Mütter, über ihre spätere eigene Haushaltsführung oder über Vergleiche der Arbeitsweisen berichten. Ebenso bleiben Gefühle abhängig vom Individuum; Erlebnisse anderer, ihre Darstellungen derselben, sind für die persönlich nicht Betroffenen – z. B. die Leserinnen und Leser – nur bedingt vorstellbar.

Negative, die Hausarbeit betreffende Empfindungen verbalisierten einige Autorinnen z. B. mit Anmerkungen wie *„eine ständige Plage“* und *„es stank fürchterlich“*. Emotional positiv beurteilten die Schreibpartnerinnen ihre Rolle als „Nur-Hausfrau“. Selbst die Tatsache des fehlenden Pensionsanspruchs wird hinweisend auf das Gefühl der Zufriedenheit ausgeglichen.

Wenn auch Alltägliches wie beispielsweise das Kaffeekochen allzu leicht dem Vergessen unterliegt, bewirkt diese von einem geschätzten Familienmitglied ausgeführte Routinehandlung eine im Gedächtnis fixiert bleibende Erinnerung. Ebenso prägen sich einschneidende Erlebnisse im Gedächtnis ein, sie werden jedoch durch das retrospektive wiederholende Erinnern korrigiert bzw. anders beurteilt.

---

[211] Hanni: Hausarbeit im Wandel. 2009, S. 12.
[212] Vgl. Buonomano Dean: Brain Bugs. Die Denkfehler unseres Gehirns. Bern, 2012, S. 28.

Dem Gerontologen und Pulitzer-Preisträger Robert Neil Butler zufolge ist *„die Lebensrückschau ein Prozess, der sinnstiftend wirkt“*.[213] Noch präziser erfasst Helge Gerndt die Bedeutung dieses Prozesses: *„Was erinnert oder vergessen wird, gibt dem jeweiligen Alltag seine charakteristische Gestalt, seinen Gehalt, seine Lebensbedeutung.“*[214]

Mit Hilfe professioneller Biografiearbeit kann nicht nur älteren, sondern ebenso jüngeren Individuen – wie beispielsweise Adoptivkindern – geholfen werden, ihre Lebensgeschichte neu zu bewerten, schwierige Lebenssituationen zu bewältigen und ihr Selbstvertrauen zu stärken. Die Notwendigkeit Biografiearbeit in der Altenbetreuung und in der Erwachsenenbildung einzusetzen, sieht Bettina Dausien in den sich kontinuierlich verändernden Lebensbedingungen, die immer weniger mit *„verbindlichen, stabilen Vorgaben und Vorbilder“*[215] zur Orientierung der Individuen beitragen. Bisher war die Biografiearbeit in den Ausbildungskontexten für die Erwachsenenbildung kaum verankert, *„vor allem nicht wissenschaftlich fundiert“*. Bettina Dausien entwickelte daher den Lehrgang *„Pädagogische Biografiearbeit“* für das Bildungsinstitut für Erwachsenenbildung (Bifeb) am Institut für Wissenschaft und Kunst (IWK), der sich an Beraterinnen und Berater in sozialen Betätigungsfeldern, an die hohe Anforderungen in ihrer Arbeit mit biografischen Ansätzen gestellt werden, wendet, um ihnen eine fundierte Ausbildung zu garantieren.

Die wortwörtliche Erwähnung des Nomens *„Erinnerung“* und des Verbs *„erinnern“* scheint in den Berichten nur in einigen Erzählungen auf. Diese Passagen beschreiben die persönliche Einstimmung vor dem Schreiben der Berichte und beziehen sich auf Alltagshandlungen, die von den Frauen mit positiven oder negativen Gefühlen erlebt wurden oder in emotionalem Gedenken an die Mutter stehen.

Erika *„schick*[t]*e“* ihre *„Erinnerung einige Jahrzehnte zurück“* um ihr *„damaliges Leben anschaulich darzustellen“*.[216] Während die Probandin den Eindruck hinterlässt, dass ihre Erinnerungen abrufbereit in ihrem Gedächtnis ruhen, tasteten sich andere Frauen überlegend an ihre Rückblicke heran.

---

[213] Vgl. Dabringer Claudia: Vergangenheit mit Zukunft. Biografiearbeit. In: Die Presse, Wien, 21./22. Juni 2014, Beil. S. K9.
[214] Gerndt Helge: Kulturwissenschaft im Zeitalter der Globalisierung. Volkskundliche Markierungen. (= Münchner Universitätsschriften Bd. 31), Münster, New York, München, Berlin, 2002, S.13..
[215] Vgl. Dabringer C., Vergangenheit mit Zukunft, 2014, Beil. S. K9.
[216] Erika, Hausarbeit, 2009, S. 1.

„Ich habe einige Zeit gebraucht um mich an die Hausarbeit von 1945 zu erinnern“ begann Alice ihren Bericht: *„Eine Geschichte der Hausarbeit seit 1945“*, denn *„es war ja damals noch Mutter's Aufgabe und diese Aufgabe war nicht so leicht wie heute“*.[217] Die Erinnerung an diese schwierigen Zeitepoche ist im Gedächtnis beider Frauen festgeschrieben, sie unterliegen jedoch einer subjektiven Verarbeitung: im Gedächtnis der Mutter werden die Erinnerungen von der Verantwortung für die Versorgung der Familie geprägt sein, während die Tochter diese Jahre zwar als beschwerlich aber zugleich auch als von der Mutter Behütete erlebt hat.

Die Aussage *„Ich will versuchen, mich an die damaligen Waschtage in unserer Familie zu erinnern. Damals war ich so 8-9 Jahre und musste natürlich kräftig mithelfen“*[218] stellt Ingrid an den Anfang ihres Berichtes. Ihre Mithilfe bei Haushaltsarbeiten diente Ingrid dazu ihre Erinnerungen an einen *„Waschtag Anfang der Fünfziger Jahre“* abzurufen, die aus ihrem Gedächtnis nie vollkommen verschwinden werden, da der damals verbreitete teilweise überfordernde Einsatz von Mädchen im Rahmen der Haushaltsarbeiten eine Realität in ihrer Biographie darstellt.

Erinnerungen, die mit Erleichterungen verbunden waren, werden ebenfalls mit dem Verb *„erinnern“* hervorgehoben. *„Ich kann mich noch gut erinnern, wie oft die Mutter dann später die Jena Flasche bewunderte, die man heiß füllen und dann beim Brunnen abkühlen konnte“*[219] beschreibt Hanni die Freude ihrer Mutter als sie die Babynahrung in einer Jenaer Flasche, die ohne zu zerspringen im heißen Zustand abgekühlt werden kann, zubereiten konnte.

Obwohl die Organisation der Campingurlaube mit ihrer Familie neue Herausforderungen an Ilse stellte, waren sie *„die schönsten Urlaube in* [ihrer] *Erinnerung“*.[220] Die sechsköpfige Familie der Probandin verbrachte Urlaubsaufenthalte ausschließlich in Zelten, da sie anders *„nicht finanzierbar gewesen“*[221] wären.

Von elektrischen Geräten, die *„Einzug in* [ihrem] *Haushalt“* hielten, hebt die Probandin ein Produkt hervor: *„Ich erinnere mich an den Kauf eines Plattenspielers“*.[222] Sie

---

[217] Alice, Eine Geschichte der …, 2009, S. 1.
[218] Ingrid N.: Ein Waschtag Anfang der fünfziger Jahre. Wien 21.1.2011, S. 1.
[219] Hanni, Hausarbeit im Wandel, 2009, S. 4.
[220] Ilse, Hausarbeit – Hausfrau, 2009, S. 6.
[221] Ebd.
[222] Ebd.

verbindet mit diesem Plattenspieler, *„die Zeit der Langspielplatten und der Singles“*[223] und mit den positiven Gefühlen, die sie beim Musikhören empfunden hat.

In den Berichten werden ebenso Ereignisse, die das Alltagsleben innerhalb der Familie veränderten, mit dem Verb *„erinnern“* angesprochen. Von Müttern wird erwartet, dass sie nie krank werden. Evas Mutter litt an einer Lungenkrankheit und war daher längere Zeit abwesend. Dieses Ereignis bzw. die Rückkehr der Mutter ist in Evas Gedächtnis in doppelter Hinsicht unauslöschlich gespeichert, das sie folgendermaßen festhält: *„Ich erinnere mich noch, dass wir im Jahr 1951, als meine Mutter von der Lungenheilanstalt nach Hause kam, ein Dienstmädchen hatten.“*[224] Den zweiten Grund für die Erinnerung an diesen Vorgang thematisiert sie wie folgt: *„Ich erinnere mich auch an eine Debatte zu Hause, wo festgestellt wurde, dass wir uns keine Hilfe leisten könnten, es käme zu teuer …“*[225] Für das *„Dienstmädchen waren die Aufräumarbeiten bestimmt“*,[226] sie blieb jedoch nicht lange. Für das Waschen der Wäsche sorgte eine Wäscherin.

Obwohl primär positive Geschehnissen zumeist länger im Gedächtnis verankert sind, erwähnen die Probandinnen ebenso Vorfälle, die negative Emotionen auslösten.

Für Hertha ist es *„heute noch ein Rätsel, wie Hausfrauen in den Jahren 1945/46 jeden Tag eine Mahlzeit auf den Tisch bringen konnten“*.[227] In der Passage unter dem Titel *„Erinnerungen an eine Mahlzeit“* schildert sie die Bemühungen ihrer Mutter: *„Ich erinnere mich an eine Mahlzeit bei uns daheim. Meine Mutter erwarb (erbat) in einer Fischhandlung die Abfälle von Schwanz und Flossen, wie sie beim Portionieren der Fische abfielen. Daraus bereitete sie uns ein Gulasch.“*[228] Obwohl das Gulasch *„gar nicht schlecht“* war, *„sowie überhaupt alles“*, was ihre Mutter *„auf den Tisch brachte“*, dauerte das Essen *„ziemlich lange und die Menge des Abfalls übertraf bei weitem das Essbare.“*[229] Zwei Impulse trugen für die unauslöschliche Speicherung dieser Erfahrungen bei: einesteils die Verwunderung über das Improvisionstalent der Hausfrauen z. B. aus Abfällen *„eine Mahlzeit auf den Tisch* [zu] *bringen“* und andererseits der Verlauf der Mahlzeit, die – wenn auch nicht direkt festgehalten – sicher nicht sättigend war.

---

[223] Ilse, Hausarbeit – Hausfrau, 2009, S. 6..
[224] Eva, Haushalt seine Abwicklung …, 2009, S. 3.
[225] Ebd.
[226] Ebd.
[227] Hertha: Lebensgeschichtliche Aufzeichnungen. 2009, S. 3.
[228] Ebd.
[229] Ebd., S. 3.

Widerstand gegen die Autorität des Vaters seitens des Bruders, der sich weigerte, ein *„Beuschl, das zur Schlachtzeit immer auf den Tisch kam“* zu essen, thematisiert Hanni: *„Ich kann mich da an einige ungute Situationen erinnern“*.[230] Obwohl Hanni diese Vorfällen weder verursacht hatte noch davon persönlich betroffen war, hinterließen die bei ihr negative Emotionen auslösenden Diskurse zwischen Vater und Sohn nicht verblassende Spuren in ihrem Gedächtnis.

Beeindruckt von der Genauigkeit der Erzählungen einiger Teilnehmerinnen in einem Gesprächskreis im Wien Museum über die Kriegszeit und die Jahrzehnte danach, schrieb Brigitte Hafner, dass sie *„immer nur eine Erinnerung an einzelne Vorfälle“*[231] hat. Ein Geschehen während ihres Aufenthaltes am Land im Zuge der Evakuierung aus der Stadt, das sie emotional sehr belastet hat, hebt sie besonders hervor: *„Ich hatte als Kind keine Einschätzung zum Krieg“*, aber *„das unheimliche Grollen des Krieges – das ist in die Erinnerung eingebrannt“*. Die Spuren dieses Kindheitserlebnisses – das *„unheimliche Grollen des Krieges“* – sind nicht nur im Gedächtnis der Autorin *„eingebrannt“*, sie hinterließen ebenso in den Erinnerungen jener, die ihre Kindheit in dieser Zeitepoche erlebt haben, unauslöschliche – in manchen Fällen auch traumatische – Erinnerungen.

„Jetzt habe ich versucht, ein paar Dinge aus der alten Zeit aufzuschreiben und hätte gerne ihre Meinung: Hat es einen Sinn weiterzumachen?“[232] Diese Frage richtete Gertrude an Andrea Althaus – eine Mitarbeiterin des Dokumentationszentrums –, die Gertrudes Aufzeichnungen an mich weiterleitete. *„Ich hab halt einmal versucht, mich zu erinnern“*[233] setzt die Autorin fort. Die erste Erinnerung, die sie dann festhält, bezieht sich auf den *„Umgang mit allem Essbaren – es wurde nichts weggeworfen“*.[234] Als Titel für ihre Erzählung wählt sie: *„Hausarbeit und anderes von 1958 – und ein bißchen vorher – bis ???? – immer noch!“*[235] In kurzen Sätzen erinnert sie sich vorerst an *„eine unbeschwerte Jugend“*, ihre Abneigung im Haushalt der Mutter mitzuhelfen und nach dem abgebrochenen Studium bis zur geplanten Heirat *„etwas Nützliches tun“* zu wollen – eben *„Hausarbeit und anderes von 1958“*. Da ihre Mutter Theaterstücke und Spiele für Schulen und Kindergärten schrieb, übernahm Gertrude die

[230] Hanni, Hausarbeit im Wandel, 2009, S. 5.
[231] Brigitte Hafner: Erinnerungen. Wien, 2.6.2015, S. 1.
[232] Gertrude: Hausarbeit und anderes …, 2009, S. 1.
[233] Ebd.
[234] Gertrude, Hausarbeit und anderes …, S. 1.
[235] Ebd.

Vervielfältigung und den Versand. *„Widerwillig“* ließ sie sich von ihrer Mutter auch zeigen, *„wie man etwas kocht, aber nur kurz – etwas ‚Wichtiges‘ ist* [ihr] *dann meistens eingefallen – bis zu* [ihrer] *Hochzeit“*.[236] Ihre Erinnerungen an Arbeiten im Haushalt fasste Gertrude einige Zeit später in zwei weiteren Berichten zusammen – *„ein bisschen durcheinander ist wohl alles, aber es soll ja nur ein Gedankenanstoß für sie sein“*. [237]

Ein visuelles Erinnerungsbild an ihre Mutter erwähnt Eva: *„Ich sehe noch den Berg, den meine Mutter vor sich liegen hatte, sie schob ein Marmorei oder ein hölzernes Schwammerl in den Socken und dann wurde fein säuberlich gestopft, so dass man die Fehlstelle kaum sehen konnte.“*[238]

Eva erinnert sich nicht nur an ihre Mutter in Verbindung einer Hausarbeit, sie schreibt ebenso – wie auch andere Autorinnen – über Dinge des Alltags und die damit verbundenen Erinnerungen. Gerndt bezeichnet diese Objekte als *„Katalysatoren der Erinnerungsarbeit“*.[239] Diese Dinge, die sie teilweise von ihren Großeltern oder ihren Eltern übernommen haben oder die sie selbst schon viele Jahre besitzen, vermitteln den Frauen Beständigkeit.

Eva und ihre Familienmitglieder *„schätzen und ehren alte Dinge und solange sie ihren Dienst tun, werden sie nicht ausgewechselt*.“[240] Für die Autorin ist *„es ein schönes Gefühl, zu wissen, dass mit diesem Löffel schon die Urgroßmutter gegessen und aus dieser Tasse immer wieder der Großvater getrunken hat“*.[241] Wenn Eva den Tisch mit dem Service ihrer Eltern deckt, *„dann kommen auch Erinnerungen an früher auf, die tote Dinge lebendig werden lassen…“*[242] Die Objekte der Großeltern und Eltern lösen bei der Autorin ein liebevolles Erinnern an die verstorbenen Familienmitglieder aus.

Gebrauchsgegenstände wie z. B. *„Siebe und Reiben, das Passierholz und die Messingschöpflöffel“*,[243] die noch aus dem Haushalt ihrer Großmutter vorhanden sind, haben sich zum Dekorationsding gewandelt. Die *„grauen Schmalztöpfe dienen heute als Blumenvasen“*.[244] Über die vielen noch existierenden Backformen und Formen für

---

[236] Gertrude, Hausarbeit und anderes …, S. 2.
[237] Ebd.
[238] Eva, Haushalt seine Abwicklung …, 2009, S. 4.
[239] Gerndt H., Kulturwissenschaft im Zeitalter…, 2002, S. 13.
[240] Eva, Haushalt seine Abwicklung …, 2009, S. 5.
[241] Ebd.
[242] Ebd., S. 4.
[243] Ebd., S. 3.
[244] Ebd., S. 4.

Quittenkäse schreibt die Autorin: *„Einige sind so schön, dass sie meine Wand zieren und nur vor Weihnachten wieder für Quittenkäse ihre Verwendung finden“*.[245] Eine kahle gemauerte Wand wird – dekoriert mit den Haushaltsgegenständen der Großmutter – für Eva zur lebendigen Wand der Erinnerungen, die ihr gehört, oder wie es Eva nennt, eben zu *„meiner Wand“*.[246]

An die *„Verwendung“* des Gasbügeleisens ihrer Mutter kann sich Herta nicht mehr erinnern, aber sie hat es als *„Relikt“*[247] aufbewahrt. Der Begriff *„Relikt“* betont hier mehr die Bedeutung des Gasbügeleisens als Rest einer vergangenen Zeitepoche als einer persönlichen Erinnerung an die Mutter.

Gertrud *„liebt“* ihre elektrische Nähmaschine *„noch heute“*, mit der Strickmaschine hingegen war sie nicht zufrieden, dieses *„seelenlose Ding“*[248] verschenkte sie.

Die Probandinnen weisen oft auf den sparsamen Umgang mit den verschiedensten Gegenständen hin. Silvia betont, dass *„wenig weggeworfen wurde“* und *„Schadhaftes repariert, solange es nur irgendwie ging“*.[249] Das *„obligate Blechschaffel“*, das der Autorin in ihrer Kindheit als Badewanne gedient hatte, überlebte mehrere Übersiedlungen und findet noch *„heute beim Mostmachen zum Waschen des Obstes Verwendung“*.[250]

Das im Jahr 1952 erhaltene Maturageschenk – ein Fahrrad – erinnert Cäcilia an bedeutsame autobiografische Momente ihres Lebens – an ihr Geschenk zur bestandenen Matura und an den Verkauf eines ererbten Hauses, das ihre Eltern auf Grund widriger Verhältnisse verkaufen mussten und mit dessen Erlös u. a. ihr Fahrrad finanziert wurde. Die Autorin benützt das Fahrrad *„heute noch!“*[251] für ihre Ausflüge.

Keine Erinnerung an Familienmitglieder verbindet Gertrud A. mit einem für sie wichtigen Gebrauchsgegenstand. Wenn sie schreibt:

„Stolz war ich auf meine erste elektrische Schreibmaschine, die ich noch immer für den Ernstfall besitze. Das Bewahren jener Dinge, die man im Notfall ohne Stromzufuhr benützen kann (ich habe auch eine winzige Reiseschreibmaschine) wird man einfach nicht mehr los“,[252]

---

[245] Eva, Haushalt und seine Abwicklung, S. 4.
[246] Ebd.
[247] Herta, Erfahrungsberichte über die …, 2009, S. 3.
[248] Gertrud, Der Bereich der …, 2009, S. 4.
[249] Silvia: Alltagsgeschichten – wie es …, 2009, S. 5.
[250] Ebd., S. 3.
[251] Cäcilia, Hausarbeit in der …, 2009, S. 2.
[252] Gertrud A., Die Geschichte der…, 2009, S. 4.

assoziiert die Probandin mit einer von der Erfahrung der Nachkriegsjahre beeinflussten Entscheidung, die ihr weitsichtiges Denken bestätigt.

Die gesammelten und teilweise noch verwendeten Objekte werden für die Frauen über den Erinnerungswert an Familienmitglieder und über der jahrzehntelangen Nutzung hinaus zu Trägern mit symbolischer Bedeutung für den Umgang mit Konsumgütern. Für eine Generation, der es viele Jahre an Ressourcen gefehlt hat, bedeutete „wegwerfen" – sich von etwas trennen – etwas endgültig Verlorenes und verursacht emotionale Sentiments.

Von einem Weihnachtsfest, in dessen Rahmen Materielles immaterielle Emotionen auslöste, berichtet Ilse. Sie verteilt[e] *„letzte Weihnachten"* an ihre (erwachsenen) Kinder *„Zeichnungen, Schulhefte und auch Muttertagsbillets"* aus deren Schulzeit, die sie *„all die Jahre aufgehoben"*[253] hatte. Beim zukünftigen Betrachten dieser materiellen Dinge werden die Empfänger vermutlich nicht nur an ihre Schulzeit bzw. Kindheit erinnert werden, sondern ebenso an ihre Mutter.

„Wie eine Erlösung" war für Ingried die Übergabe des väterlichen Geschäftes an ihren Mann. Sie denkt *„oft an diese erfüllten, wenn auch nicht immer leichten Jahre, zurück"*. Die „*Erlösung"* bedeutete, dass Ingried die *„schwierige Eingewöhnung"* in *„fremde*[r] *Umgebung*" erspart blieb. Außerdem unterstützte sie die Großmutter bei der Betreuung ihres Sohnes, die Autorin konnte daher ihren Mann auf Geschäftsreisen begleiten.[254]

Verbalisierte Glücksgefühle finden sich in den Berichten der Schreibpartnerinnen zu materiellen und immateriellen Bezügen. Nach Mayring lässt sich *„Glück als eine starke positive Emotion, ein dauerhafter Zustand intensivster Zufriedenheit definieren"*.[255] Zumeist beschreiben die Autorinnen Situationen, die für sie lang ersehnte positive Veränderungen brachten.

„Ich war sehr glücklich"[256] erinnert sich Josefine, als ihr Mann eine große Dienstwohnung bekam, die mit Fließwasser ausgestattet war. Mit dem Schlusssatz *„Das Glück hängt nicht immer nur vom Geldbeutel ab"*[257] schließt sie ihren Bericht, in dem sie primär ihre erste desolate Wohnung und die beengten finanziellen Voraussetzungen der Familie beschreibt. Während sich das *„Glück"*, über den Bezug

[253] Ilse, Email 4. 6. 2016, S. 1.
[254] Ingried, Arbeit ist das halbe …, 2009, S. 2.
[255] Mayring, Philipp: Psychologie des Glücks. Stuttgart, Berlin, Köln, 1991, S. 16.
[256] Josefine, Beruf und Haushalt, 2009, S. 1.
[257] Ebd.

der Dienstwohnung mit Fließwasser primär auf materielle Vorzüge bezieht, steht das *„Glück“*, das *„nicht immer nur vom Geldbeutel“* abhängt, für einen immateriellen Wert – die Lebenszufriedenheit –, die sie und ihre Familie erlebt hat.

Ebenso bringen Wilhelmine und Gertrud A. ihr *„Glück“* als Ursache höchster Freude über die Änderung aktueller belastender Situationen. Wilhelmine erlebte mit ihrem Mann den *„glücklichsten Tag“* als sie *„eine ausgebaute Mansarde“*[258] in einem Gemeindebau zugewiesen bekamen. Gertrud A. und ihr Mann hatten *„Glück gehabt“* eine Mansardenwohnung in einem Gemeindebau zu bekommen.[259]

Glück als *„ein*[en] *dauerhafte*[n] *Zustand intensivster Zufriedenheit“*[260] beschreibt Aloisia, die *„glücklich und zufrieden“* in ihrer *„kleinen Wohnung“* lebt, obwohl sie und ihr Mann zu Beginn ihrer Ehe von einem *„kleinen Häuschen“*[261] träumten.

Diese innere Zufriedenheit fühlte Wilhelmine beispielsweise auch nach dem Waschen und Aufhängen der Wäsche in der Küche, obwohl der Anblick nicht schön war, *„aber man freute sich wieder etwas geschafft zu haben“*.[262] In die Glücksempfindung über eine erledigte Arbeit schließt sie in dieser Aussage *„man freute sich“* – wie auch in ihrem nächsten Gedanken – ihre Mitmenschen ein: *„Überhaupt: Ich denke, samt dieser schlechten Zeit waren wir glückliche Menschen! Obwohl es noch kein TV gab, aber einen Radio hatte doch jeder, wenn wir etwas zu essen hatten, wenn wir es im Winter warm hatten…“*[263]

Im Frühjahr 1951 hatte Ilse *„das Glück“* ihren *„Mann kennen zu lernen“* und ihn *„nach einem aufregenden halben Jahr“*[264] zu heiraten.

„Die neue Kinderfrau war ein doppelter Glücksfall“[265] für Gertrud, die mit den bisher bei ihr angestellten *„älteren Frauen“* und *„ganz jungen Mädchen“* nicht zufrieden war. Die *„neue Kinderfrau“* war *„wie die Oma im Haus, übernahm nicht nur die Kinder“*[266] sondern auch Haushaltsarbeiten.

---

[258] Wilhelmine, Noch einige Erinnerungen, 2005, S. 2.
[259] Gertrud A., Die Geschichte der…, 2009, S. 2.
[260] Mayring P., Psychologie des Glücks. 1991, S. 16.
[261] Aloisia, Mein Leben im …,, 2009, S. 6.
[262] Wilhelmine: Etwas über die …, 2009, S. 2.
[263] Ebd.
[264] Ilse, Hausarbeit – Hausfrau …, 2009, S. 3.
[265] Gertrud, Der Bereich der…, 2009, S. 2.
[266] Ebd.

Eva hat *„zum Glück“* ein Auto zur Erledigung der Einkäufe, die *„großteils“*[267] sie erledigt. Damit beschreibt sie anhand dieses Hilfsmittels eine Facette von Glück, die es ihr in zweifacher Bedeutung ermöglicht, Zeit und Mühe zu sparen. Reparaturen fallen in das Aufgabengebiet ihres Mannes, der *„zum Glück“* ein Techniker ist und sich bei vielen Dingen gut auskennt. *„Glücklich“* war Eva, als sie *„ab 1984 wieder unterrichtete“* und über *„eigenes Geld verfügen zu können und hin und wieder auch ein paar neue Dinge für den Haushalt anschaffen zu können“*.[268]

Die Redewendung *„zum Glück“* in Zusammenhang mit dem Besitz eines Autos verwenden außer Eva auch andere Autorinnen. Herta, die Eltern und Schwiegermutter betreute, besaß zwar kein eigenes Auto, aber *„zum Glück“* hatte ihr *„Sohn schon ein Auto“*[269] und unterstützte Herta auf diese Weise z. B. bei diversen Essenstransporten.

„Wenn ich Glück hatte, holte mein Mann meine Tochter vom Kindergarten und ich durfte im Auto ins Gartenhaus mitfahren“[270] beschreibt Emilie ihre Freude über die Zeit, die sie sich durch das Entgegenkommen ihres Ehepartners ersparte. Sie konnte diese gewonnene Zeit jedoch nicht für sich nützen, sie erledigte Hausarbeiten.

Ohne das Wort *„Glück“*, aber mit dem ihre besondere Freude bezeichnenden Adjektiv *„herrlich“* beschreibt Barbara ihre Freude über die sanitäre Ausstattung nach der Übersiedlung in eine neue Wohnung: *„Es war herrlich einfach zum Wasserhahn gehen zu können und nicht jeden Tropfen Abwasser hinaus tragen zu müssen“*. [271] In den Aussagen der Schreibpartnerinnen zeigt sich, dass *„Glück“* – eine *„starke positive Empfindung“* – von individuellen Erlebnissen und Umständen abhängig ist und subjektiv bewertet wird.

In nur wenigen autobiographischen Texten, die als Quellenmaterial für diese Arbeit zur Verfügung standen, finden sich keine Anmerkungen über die Kriegs- und Nachkriegsjahre und zu den damit assoziierten Erinnerungen.

Generationstypische Erfahrungen wie z. B. die Situation nach Kriegsende stellen zwei Schreibpartnerinnen an den Beginn ihrer Berichte wie beispielsweise Gertrude A. in ihrer *„Geschichte der Hausarbeit seit 1945“*. Sie bezeichnet das Jahr 1945 als *„das Jahr der Zäsuren in allen Lebensbereichen“*, in dem *„man praktisch mit allem und*

---

[267] Eva, Haushalt seine Abwicklung …, 2009, S. 5.
[268] Ebd.
[269] Herta, Ergänzungen, 2009, S. 2.
[270] Emilie N., 2010, S. 1.
[271] Barbara, Mein Glück, dass…, 2009, S. 17.

Jedem ganz neu, von vorne, beginnen"[272] musste. Mit bildhaften Worten skizziert sie die schwierigen Einschnitte im Alltagsleben im Mai 1945, in dem jedwede Infrastruktur fehlte und *„man vor dem absoluten Nichts"* stand:

„Es ging ums nackte Überleben. Hatte man überhaupt irgendetwas zur Verfügung aus dem Essbares zu fabrizieren war, so stellte sich die Frage ‚womit' und ‚wodurch' dies geschehen könnte. Bald sah man (meist) Frauen und Kinder mit Rucksäcken und Bündeln am Rücken und in Händen aus den Wien umgebenden nahen Wäldern heim zu schwanken; erst war es Reisig und dünnes Astmaterial, doch bald gab es kein Zögern mehr. Mit kleinen Holzwagerln auf 2 oder 4 Rädern zog man in den Wienerwald, mit Sägen und Hacken bewaffnet, und rückte dem Baumbestand zu Leibe."

Gertrud A.s Erinnerungen an persönliche Erlebnisse und Beobachtungen bieten die Grundlage für ihre differenzierte Darstellung des Alltagslebens nach Ende des Krieges. Mit der Diktion *„es ging ums nackte Überleben"* versucht die Autorin die prekäre Situation der Bevölkerung, die nicht einmal auf die zur Befriedigung der auf der untersten Stufe der Maslow´schen Bedürfnispyramide stehenden Wünsche – Nahrung und Kleidung – mangels Ressourcen zurückgreifen konnte, eindrucksvoll festzuhalten. Die Schreibpartnerin schreibt über das *„Fabrizieren"* von Essbaren, soweit *„irgendetwas zur Verfügung"*[273] stand und verweist damit auf die wichtigste Aufgabe der Frauen in dieser unmittelbaren Nachkriegszeit: auf das Improvisieren.

Elisabeth A., die im Frühling 1947 mit ihrer Familie ebenfalls als Flüchtling nach Wien kam, *„war zum Weinen zumute"* als sie *„die total zerbombte Stadt sah"*.[274] Die Unterbringung der Familie erfolgte in einer von Schutt umgebenen Baracke, die mit Hilfe von Verwandten notdürftig eingerichtet war. *„Holz* [zum Heizen des Sparherdes] *und auch das ein oder andere Geschirr konnte man sich teilweise aus Schuttbergen ausgraben, auf die Gefahr hin, dass der Schuttberg ins Rutschen kam."*[275]

Margarete fühlt sich noch heute von den Ereignissen während des Krieges belastet und beschreibt – außer dem Waschtag – ihre Erinnerungen an den Alltag ihrer Kindheit:

„Immer wieder war Bombenalarm und man musste schnell in den Luftschutzkeller und da war eine schreckliche Energie, aus Angst, eingesperrt sein, Hunger. Wenn man wieder raus kam, war wieder ein Haus oder eine Schule oder Kirche zerbombt. … Die ganze Last lag damals weitgehend auf der Mutter …" [276]

---

[272] Gertrud A., Die Geschichte der…, 2009, S. 1.
[273] Ebd.
[274] Elisabeth A.: Vom Selbstversorger zum Endverbraucher. 2006, S. 1.
[275] Ebd.
[276] Margarete N.: Welt einer Frau in der Kriegs- und Nachkriegszeit, 29.11.2011, S. 1.

Während sie in diesem Absatz die für die Allgemeinheit gültige Form *„man“* wählt, erzählt Margarete wie sie und ihre Mutter von der mangelnden Versorgungslage persönlich betroffen waren: *„Als kleines Kind stand ich dann in einer Schlange um ein kleines Brot zu ergattern, wovon meine Mutter nicht viel gegessen hat“*. Zu kaufen *„auf Marken“* gab es *„kaum etwas Essbares“*.[277]

6.2.1 Hamsterfahrten und Schleichhandel

Neben der Darstellung der generell deprimierenden Situation nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges erinnern sich einige Schreibpartnerinnen an das *„Hamstern“* und den *„Schleichhandel“*, zählte die Nahrungsversorgung der Familienmitglieder doch zu den schwierigsten Aufgaben der Frauen. Über *„Hamsterfahrten“* oder den *„Tauschhandel“* berichten ebenso Autorinnen und Autoren der Schreibaufrufe *„Vom Selbstversorger zum Endverbraucher“*.

Wer die nötigen finanziellen Mittel hatte, konnte versuchen, im *„sogenannten Schleichhandel“* einzukaufen oder im Tauschhandel zu *„hamstern“*. Dieser Begriff, der primär für *„einen Vorrat/Vorräte anlegen“* steht, wandelte sich in den Kriegs- und teilweise in den anschließenden Jahren in seiner Bedeutung, *„hamstern“* wurde zum Synonym für *„überleben“*.

Ingrieds Familie konnte *„für einige Zeit die wenigen rationierten Lebensmittel kaufen, natürlich musste nebenher bei Bauern und Müllern gehamstert bzw. gebettelt werden, denn Tauschwaren“* besaß die aus Nordböhmen vertriebene Familie nicht.[278]

Zwei Autorinnen beschreiben ihre Erlebnisse auf *„Hamsterfahrten“* in pointierter Weise. Gertrud A. und andere Nahrungssuchenden fuhren

„*mit spärlich verkehrenden und bis aufs Dach überfüllten Eisenbahnzügen in die ländliche Umgebung und bot der bäuerlichen Bevölkerung vom letzten Hemd bis zum Teppich alles Entbehrliche im Tausch für Essbares an. Fand man keinen Platz in einem Waggon, Mutige am Dach oder am Trittbrett, so marschierte man eben so weit die Füße trugen – oftmals erfolglos“*.[279]

Erfolglos blieb auch ihre *„Hamsterfahrt“*. Sie *„selbst ging einmal um 5 Uhr früh von Ottakring weg (mit nichts als einem harten Stück Brot und einer Suppe in einem Blechhäferl …), und ging und ging und kam gegen Mitternacht unverrichteter Dinge*

[277] Ebd.
[278] Ingried, Arbeit ist das …, 2009, S. 1.
[279] Gertrud A., Die Geschichte der…, 2009, S. 1.

nach Hause". [280] Sie hatte versucht einer Bäuerin *„das beste Sonntagshemd"* ihres vermissten Vaters im Tausch anzubieten. Die wollte jedoch *„wos aus an festen Stoff"*.[281] Nicht nur, dass die Autorin nichts *„Essbares"* nach Hause bringen konnte, rann ihr das mitgenommene *„Süppchen in den Nacken"* als sie sich *„in eine Erdfurche"* schmiss, um sich *„vor einer vorbeifahrenden, johlenden Horde russischer Soldaten"*[282] zu verstecken. Gertrud A. zeigt mit dieser Episode wie nahe negative und positive Gefühle liegen. Nicht nur im Rückblick überwiegt die positive Empfindung – das Glück – dass die russischen Soldaten sie *„gottseidank"* nicht entdeckt hatten, das negative Erlebnis einer erfolglosen Hamsterfahrt und den Verlust des *„Süppchens"*. Ihre unter schwierigen Bedingungen in einer unsicheren Zeit erlebte und mit großen Gefahren verbundene *„Hamsterfahrt"* wird in ihrer Erinnerung zu einer abenteuerlichen Episode.
Ihre erste und zugleich letzte Hamsterfahrt im Sommer 1946 mit einem *„versierten"* Studienkollegen, der *„mit allen Salben geschmiert"*[283] war, schildert Frau Bren. Am frühen Morgen bestiegen sie auf der Hietzinger Brücke einen der großen Lastwagen, die dort bereit standen und *„zum Mitfahren gegen gutes Entgelt"* einluden. *„Letzteres sollte erst am Ziel bezahlt werden"*.[284] Das Ziel war der *„goldene Westen"*. In den engen Gassen der Wachau musste der Lastwagenlenker langsamer fahren – *„Das war der Augenblick, um sich über die Planke des Lastwagens zu schwingen und abzuspringen."* Der Autorin bleibt es bis heute *„ein Rätsel"* wie ihr das *„ohne Hautabschürfen gelungen ist"*.[285] Wichtiger war in diesem Moment für Frau Bren und ihren Studienkollegen die Tatsache, dass das Fahrgeld *„somit gespart"* war. Wie schon andere Probandinnen erwähnten, lehnte der Bauernstand oft den Kontakt mit *„Hamsterern"* ab. So musste die Autorin und ihr Begleiter die Erfahrung machen, dass *„in manchen Höfen die Türen versperrt wurden, als man* [sie] *erblickte"*.[286] Zu den begehrten Tauschobjekten zählten Nägeln, Frau Bren konnte jedoch nur einen *„seidenen Rock und einen schwarzen Filzhut"*[287] anbieten. Der *„mit allen Salben geschmierte"* [288] Studienkollege setzte der Bäuerin den Filzhut auf, hielt ihr einen

[280] Gertrud, Die Geschichte der …, 2009, S.1.
[281] Ebd.
[282] Ebd.
[283] Bren, Herta: Vom Selbstversorger zum Endverbraucher. 2006, S. 1.
[284] Ebd.
[285] Ebd.
[286] Ebd.
[287] Bren Herta, Vom Selbstversorger zum …, 2006, S. 1.
[288] Ebd.

Spiegel hin und bewunderte die Bäuerin. Die Bewunderung führte zum erfolgreichen Abschluss des Tauschhandels – die *„Hamsterer“* erhielten Mehl und Brot für den Filzhut. Die Suppe zum Abendessen mussten die beiden jedoch der Bäuerin bezahlen. Nach einer Übernachtung *„im Hof auf steinigem Boden und Stroh“*[289] konnten sie mit *„Amis“* bis zur Hietzinger Brücke mitfahren, obwohl es *„alliierten Militärs“* verboten war, Zivilisten mitzunehmen. Als österreichische Polizisten den Inhalt ihrer Rucksäcke sehen wollten, sagte Frau Bren in *„sehr bestimmten Ton“*, dass sie *„als Studenten bei Bauern schwere Erntearbeit geleistet und nun den Lohn dafür bekommen hätten“.*[290] Bevor die unschlüssigen Polizisten agierten, verschwanden die beiden *„Hamsterer“*. Die Autorin hat dieses Erlebnis rückschauend als Episode einer zumindest teilweise erfolgreichen *„Hamsterfahrt“* einer Studentin und eines Studenten, die sich in entscheidenden Momenten zwar moralisch nicht korrekt aber listenreich ergänzt haben, dargestellt. Dieser Rückblick liest sich wie eine packende Anekdote ähnlich einem *„Ritt über dem Bodensee“*, den Ernst der Gefahr und die Tragweite möglicher Konsequenzen hat sie aus ihrer Erinnerung verdrängt.

Die Thematik über den *„Schwarzmarkt am Naschmarkt oder im Resselpark“*[291] und über das Hamstern findet sich – wie schon zuvor erwähnt – nicht nur in den Schreibaufrufen *„Vom Selbstversorger zum Endverbraucher“* und *„Last und Lust des Konsumierens 1945 – 1980“*, sondern auch in Biografien und autobiografischen Erlebnisberichten. (Blaha, Bren, Doubek, El Seidy, Kellermann, Kindler, Machovits, Rappensberger, Weiss E.).

Ein neues Verhältnis von Angebot und Nachfrage trat während der Dauer des Schleichhandels bzw. Schwarzmarktes in Kraft, vor Ende des Krieges feststehende Werte für Waren verloren ihre Rechtsgültigkeit. Die neue „Währung“ flukturierte von Tausch zu Tausch; der Gewinn aus diesen Geschäften variierte auch mit den jeweiligen Wünschen der Nachfragenden bzw. mit dem Geschick der Anbieter.

Für *„drei Glühbirnen“*, die aus der schon verlassenen Breitenseer Kaserne stammten, erhielt der Autor einen *„Zweikilolaib Brot!“*[292]

Ilses Vater *„hatte einen Schatz bei sich“* als er von der Besatzungsmacht entlassen worden war: *„zwei Block gepresster Tabak à 1 kg“*.[293] Da er sich Filterpapier

[289] Ebd., S.1f.
[290] Ebd., S. 2.
[291] Doubek Günther: Vom Selbstversorger zum Endverbraucher. 2006, S. 12.
[292] Doubek, Vom Selbstversorger zum …, 2006, S. 12.

„irgendwie“ beschafft hatte, konnte die Familie, die zu dieser Zeit nach ihrer Flucht aus Wien vor den Russen in Vorarlberg lebte, *„um vier ‚Gestopfte‘ einen Liter Milch“*[294] bei einem Bauern täglich eintauschen. Obwohl die Lebensmittelversorgung in Vorarlberg wesentlich besser als in der Großstadt Wien war, mussten sie *„um horrendes Geld hauptsächlich Speck und Fett“* einkaufen und ihre Mutter *„um Eier und Grundnahrungsmittel zu ergattern“*, auch *„hamstern“*[295] gehen.[296]

Obwohl regelmäßig alliierte Streifen im Resselpark patrouillierten, versuchte Frau Kellermanns Mutter immer wieder mit Feuersteinen zu handeln. Sie nahm ihre zehnjährige Tochter mit, in deren Stiefeln die meisten Feuersteine versteckt waren, denn *„Kinder haben sie nie mitgenommen“*,[297] während ihre Mutter auf die Kommandantur gebracht und ihr dort alles abgenommen wurde. Über einen ähnlichen *„Schleichhandel“*, zu dem sie ihre Tante als Siebenjährige mit der Begründung, dass Kinder nicht kontrolliert werden, mitnahm, berichtet Frau Kindler – in ihren Stiefeln waren Sacharin-Tabletten versteckt. Zu den *„Kindheitserinnerungen“* der Autorin zählt noch eine zweite Begebenheit *„an die* [sie sich] *sehr oft erinner*[t]“.[298] Es war der Wunsch *„zu Weihnachten nur eine Zahnbürste“* zu bekommen, der folgende Ursache hatte: Auf die Frage ihrer Lehrerin vor Weihnachten 1945 welches der Kinder eine Zahnbürste besitze, meldete sich nur die Tochter eines Zahnarztes und erhielt großes Lob. Frau Kindler *„wäre aber auch so gerne vor der ganzen Klasse von der Lehrerin gelobt worden“*.[299] Diesen Wunsch konnte ihre Mutter leider nicht erfüllen, denn diese war *„nicht einmal im Schleichhandel“*[300] aufzutreiben. Für Rasiermesser, die Herr Rappensberger als Messerschmiedemeisterin in seinem Geschäft in großer Zahl zur Verfügung hatte, konnte er Zucker eintauschen; denn diese Messer waren bei den Offizieren *„sehr aktuell“*.[301]

---

[293] Ilse, Hausarbeit – Hausfrau, 2009, S. 2.
[294] Ebd.
[295] Ebd.
[296] In den Jahren 1945 bis 1953, der Zeit der *‚Zigaretten-Währung‘,* standen Tabakwaren hoch im Kurs. *„Raucherkarten“* regelten die Zuteilung von Zigaretten; erst ab Juli 1946 erhielten diese auch Frauen bestimmten Altersgruppen. Vgl. Bandhauer-Schöffmann Irene: Weibliche Wiederaufbauszenarien. In: Inventur 45/55. Österreich im ersten Jahrzehnt der Zweiten Republik. Hg.: Wolfgang Kos, Georg Rigele. Wien, 1996, S. 216.
[297] Kellermann, Elfriede: Erinnerungen. 2005, S. 2.
[298] Kindler, Wilhelmine: Aufruf: Wie war Wien? – Bürger/innen schreiben Geschichte. Wien, 2005, S. 1.
[299] Kindler W., Wie war Wien?, 2005, S. 1.
[300] Ebd.
[301] Rappensberger, Hans: Erinnerungen. 2005, S. 2f.

Nicht so gefährlich wie der *„Schwarzhandel“* im Resselpark war das „Handeln“, das als „Schenken“ getarnt in Privatwohnungen im Freundes- und Bekanntenkreis stattfand. [302] Frau Machovits hingegen betont in ihrer *„Familiengeschichte“*, dass ihre Mutter *„obwohl sie 1000 Mark für 1 kg Schmalz hatte, sowie Anzüge vom Vater, sowie einen goldenen Rubinring, eine Taschenuhr n i c h t zu den Schleichhändlern im Resselpark“* ging.[303] Ob Frau Machovits Mutter den Schwarzmarkt im Resselpark aus moralischen Gründen ablehnte oder ob sie die Novelle des „Bedarfsdeckungs-Strafgesetzes“ – die 1947 erlassen wurde und sogar lebenslangen Kerker vorsah – abhielt mit den Schleichhändlern zu handeln, geht aus ihren Aufzeichnungen nicht hervor.[304]

Von erfolgreichen Tauschgeschäften berichtet Gertrude. Ihre Familie hielt sich *„selber Hühner und Hasen“*.[305] Das Futter für diese Tiere erhielten sie *„nach 1945 und auch während des Krieges“*[306] von einem Bauern. Er erhielt Gertrudes Kleider, aus denen sie *„herausgewachsen war, auch einmal ein großes Marienbild – alles Mögliche“*, denn *„Geld allein war nicht genug“*.[307] Die Mehrheit der bäuerlichen Bevölkerung war in dieser Zeit im Vorteil; sie konnte zwischen den Angeboten der hungernden *„Hamsterer“* wählen. In Zeiten fehlender Ressourcen verlor (und verliert) *„Geld allein“* seinen wirtschaftlich vorherrschenden Stellenwert; materielle Güter gewannen und gewinnen daher an Wert. War der Fundus an praktischen bzw. nicht mehr benötigten Dingen wie z. B. die Kleider, aus denen Gertrude *„herausgewachsen war“*, erschöpft, trennten sich viele Menschen in dieser Situation auch von vertrauten Objekten, die schon jahrelang zum traditionellen Familienbesitz zählten, wie beispielsweise ein *„großes Marienbild“* und *„alles Mögliche“*.

Gertrude berichtet in diesem Zusammenhang auch über den gesellschaftlichen Umgang mit Vorschriften und Geboten während des Krieges. Ihre Mutter und andere Bewohner der Kleinstadt hielten etwa zwanzig bis dreißig Hennen. Man gab *„aber nur zwei oder drei“* an, denn *„man musste Eier abliefern, obwohl man kein Futter bekam“*.[308] Die

---

[302] Vgl. Bandhauer-Bandhauer-Schöffmann, Irene, Hornung Ela: Trümmerfrauen – ein kurzes Heldinnenleben. Nachkriegsgesellschaft als Frauengesellschaft. In: Hg.: Graf, Andrea: Zur Politik des Weiblichen: Frauen, Macht und Ohnmacht. Beiträge zur Innenwelt und Außenwelt. Wien, 1990, S. 109.
[303] Machovits, Hertha: Eine Familiengeschichte. Wien, o. D., S. 76.
[304] Vgl. Heinrich Walter: Der doppelte Markt. Die Überwindung des schwarzen Marktes. Kritik und Antikritik. Wien, 1947, S. 5.
[305] Gertrude, Hausarbeit und anderes …, 2009, S. 10.
[306] Ebd.
[307] Ebd.
[308] Gertrude, Hausarbeit und anderes …, 2009, S. 10.

Autorin hätte sich *„das nicht getraut – wäre es aufgeflogen, wäre sie* [ihre Mutter] *als ‚Volksschädling' im Konzentrationslager gelandet"*.[309] In Zeiten der Not und der als ungerecht empfundenen Gesetze versuchten Menschen trotz lebensgefährlicher Konsequenzen diese zu umgehen oder Gegenstrategien zu entwickeln. Die ungesetzlichen Handlungen wurden nicht als Unrecht, sondern als ausgleichende Notmaßnahme zum Schutz der nahestehenden Familienmitglieder gesetzt und begründet. Gertrudes Mutter war nicht die einzige, die falsche Angaben bekannt gab. *„Wenn eine Kontrolle am Beginn der Straße kam, gab es eine ‚Flüsterpropaganda' und alle sperrten ihre nicht angemeldeten Hühner in den Keller – die Leute hielten zusammen"*.[310] Da Hühner *„ja nicht gerade still"* sind, ist es für Gertrude heute noch *„ein Rätsel, wieso das nicht auffiel"*.[311] Die Schreibpartnerin spricht hier die Situation in den Kriegs- und Nachkriegsjahren an, die zur Negation gesellschaftlicher Rechtsnormen führte.

Für manche Bevölkerungsteile ergab sich kurzfristig eine andere und legale Möglichkeit Nahrungsmitteln zu erhalten als sich manche Großhändler – wie zum Beispiel die um den Wiener Naschmarkt situierten – vor dem Einmarsch russischer Truppen entschlossen, ihre Warenlager zur freien Entnahme für die Bevölkerung zu öffnen. Obwohl nur durch *„Mundpropaganda"* bekannt geworden, waren die Lager in kürzester Zeit geräumt. Oft entspann sich dann ein reger Tauschhandel zwischen den Bewohnern eines Wohnhauses, wenn z. B. eine Familie einen Sack Reis und eine andere einen Sack Grieß aus den Lagern geholt hatten.

An eine andere nicht legale Art der Nahrungsmittelversorgung in den letzten Tagen des Krieges, an das *„Plündern",* erinnert sich Hedwig Öhler. Nicht nur für sie war zwar *„plündern"* ein *„hartes Wort"*, aber *„in diesen Tagen und in dieser lebensbedrohenden Situation, wo es ums nackte Überleben ging, ein durchaus verständliches und verzeihliches Tun."*[312] Die Autorin führt ein zweites wesentliches Argument an, mit dem die Menschen ihr gesetzeswidriges Handeln rechtfertigten: *„Wenn wir uns nicht mit Vorräten eindecken, fällt alles den Russen in die Hände!"* [313]Auch ihre Mutter ging mit ihrem damals neunjährigen Sohn *„plündern. Sie erbeuteten ca. 20 kg Weizen, den*

[309] Gertrude, Hausarbeit und anderes …, 2009, S. 10.
[310] Ebd.
[311] Ebd.
[312] Öhler, Hedwig: Kochen einst und jetzt. Wien, 2005, S. 1.
[313] Ebd.

sie in Rucksäcken heimtrugen. Dieser Vorrat sollte die einzige Nahrung für die kommenden 3 Monate werden".[314] In Kriegszeiten *„wo es ums nackte Überleben ging"* waren besonders die Mütter gefordert, *„Essbares"* für ihre Kinder zu organisieren, moralische Überlegungen mussten verdrängt werden. Obwohl das Plündern für die Bevölkerung in vielen Fällen die einzige Möglichkeit war, Nahrungsmittel für ihre Familien zu besorgen, fühlte sich die Probandin verpflichtet das Negieren gesellschaftlicher Rechtsnormen zu rechtfertigen.

Evas Familie litt ebenfalls an der mangelnden Lebensmittelversorgung, *„vor allem auch"*, weil ihr Vater, der in Liezen ein Richteramt ausübte, seiner Frau verboten hatte *„von irgendwelchen Bauern Lebensmittel zu erstehen, da er nicht als bestechlich gelten wollte und viele Bauern bei Gericht zu tun hatten"*.[315] Die Wortfolge *„Lebensmittel zu erstehen"* geht nicht auf eine Wortwahl Evas zurück, sondern ist aus einem Briefwechsel des Vaters – dem korrekten Richter – mit seiner Mutter, die in Stockerau lebte, hervor. Evas Mutter versuchte daher die wenigen Nahrungsmittel, die ihr zur Verfügung standen, mit natürlichen Ressourcen zu ergänzen. Die Autorin erinnert sich, dass sie *„Brennnesseln sammeln gingen, Melde und Löwenzahnblätter verkochten, Pilze sammelten und im Winter von den getrockneten Pilzen Suppen bekamen, in denen allerlei Maden schwammen"*, was sie, *„den Erzählungen nach, als Kind nicht störte"*.[316]

6.2.2 Nicht Erinnertes – Trümmerfrauen und Muttertag

Die Probandinnen und Probanden beschreiben ihre Bemühungen und ihr Improvisierungsgeschick die alltägliche Versorgung in den Kriegs- und Nachkriegsjahren trotz der fehlenden bzw. mangelhaften Infrastruktur aufrecht zu erhalten; nicht erwähnt haben sie die *„>Trümmerfrauen<, die aus den Ruinen, die der Krieg hinterließ, Ziegel gruben und einen auf den anderen legten"*.[317] *„So wie die Hausfrau im Kleinen aufräumt, räumte die Trümmerfrau im Großen auf"*[318] definieren Bandhauer-Schöffmann und Hornung die Leistung der Trümmerfrauen, womit sie das

[314] Ebd.
[315] Eva: Last und Lust des Konsumierens. Wien, 7.2.2006, S. 1.
[316] Ebd.
[317] Skrein-Bumballa Christian R. Vom Linoleum zum Plastik. In: Wie wir wohn(t)en. Alltagskultur seit 1945. (Ausstellung 22. Mai – 26. Okt. 2005). Hg.: Oberösterreichisches Landesmuseum Linz, 2005, S. 24.
[318] Bandhauer-Schöffmann I., E. Hornung, Trümmerfrauen – ein kurzes Heldinnenleben, 1990, S. 115.

Fundament für das *„Wirtschaftswunder“* der 1950er Jahre legten. Federspiel charakterisiert die Trümmerfrauen als jene Frauen, die neben der alltäglichen ökonomischen Überlebensarbeit *„Trümmer und Schutt beiseite geräumt und Ruinen notdürftig bewohnbar gemacht“*[319] haben.

Nach Ma-Kircher hatten minderbelastete Nationalsozialistinnen Aufräumungsarbeiten in den teilweise zerbombten Wohnhäusern zu leisten.[320] Parallel dazu haben viele Frauen und Männer mitgeholfen, die Wohnhäuser wieder aufzubauen und *„dem Staat als solchem wieder zu einem geregelten Alltag zu verhelfen“*[321] Verpflichtet *„zu Gemeinschaftsarbeit zum Wohle und Wiederaufbau der Stadt Wien“* waren außerdem *„Männer von 15 bis 50 und Frauen von 16 bis 40 Jahren“*. Das *„Verfassungsgesetz vom 24. August 1945“* regelte *„die Durchführung von Notstandsarbeiten im Gebiete der Stadt Wien“*. Unter *„Notstandsarbeiten“* verstand der Gesetzgeber *„unbezahlte Arbeiten zur Behebung der durch den Krieg hervorgerufenen Schäden“*.[322] Außerdem war die Zuteilung von Lebensmittel- und Bekleidungskarten an diese Arbeitsleistung gebunden.[323] Die Umsetzung dieser Beschlüsse erfolgte – wie nachstehend beschrieben – nach eigenen Kriterien.

Zu einer der für die Frauen schon während des Krieges beginnenden und nach Kriegsende zu bewältigenden Schwierigkeiten zählte die Nahrungsversorgung ihrer Kinder und anderer Familienmitglieder. Die regelmäßige Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln setzte erst ab Juni 1945 ein. Für den *„Normalverbraucher“* bestimmten die verantwortlichen Politiker 833 Kalorien als Lebensgrundlage; Bevölkerungsgruppen, die schwere Arbeit verrichteten, konnten mit der Zuteilung einer höheren Kalorienmenge rechnen. Bemerkenswert ist, dass die Arbeit der Frauen, die in dieser Epoche über die Hausarbeit hinausging und von den Politikern auch verbal hervorgehoben wurde, bei der Bemessung des Kalorienbedarfes keine Beachtung fand. (Haus-)Frauen, die keiner beruflichen Tätigkeit nachgingen, aber in einigen Bereichen

---

[319] Federspiel Krista: Einleitung. In: Frauen der ersten Stunde 1945-1955. MI Europaverlag GesmbH. Wien, München, Zürich, 1985,
S. 7.

[320] Ma-Kircher, Klaralinda, Karin Winter: Emanzen, Ikonen und andere Frauen. (= Wiener Geschichtsblätter, Beiheft 2/2011), Wien, 2011, S. 15.

[321] Flossmann Ursula, Frauenrechtsgeschichte. Ein Leitfaden für den Rechtsunterricht. 2. Aufl. (= Linzer Schriften zur Frauenforschung, Bd. 26), Linz, 2006, 236.

[322] Bandhauer-Schöffmann, I.. Weibliche Wiederaufbauszenarien, 1996, S. 222.

[323] Vgl. Ma-Kirchner, Emanzen, Ikonen und …, 2011, S. 15.

am Wiederaufbau mithalfen, erhielten nur die Karte für *„Normalverbraucher“*. Lediglich Schwangere und stillende Mütter – wie auch Pensionisten, Arbeitslose, Arbeiter und Angestellte zählten nicht zu den *„Normalverbrauchern“* und erhielten eine höhere Kalorienzuteilung. Der Wert von 833 Kalorien konnte im September 1945 auf 1550 Kalorien erhöht, musste im Frühling 1946 jedoch wieder reduziert werden. Selbst diese auf Grund dieser bescheidenen Bemessung erfolgte Versorgung mit Lebensmitteln wäre ohne die Hilfslieferungen aus den Vereinigten Staaten von Amerika nicht möglich gewesen. Nach 1948 konnte die staatliche Bewirtschaftung nach und nach abgebaut werden. Die Ausgabe von Lebensmittelkarten endete am 31. Mai 1953.[324]

Keine Erwähnung fand außerdem der im Nationalsozialismus für die berufstätigen Frauen eingeführte *„Hauswirtschaftstag“*, der vermutlich für die nicht berufstätigen Schreibpartnerinnen ohne Relevanz war. Bei einer Arbeitszeit von 48 Stunden konnten die Frauen zwischen einem freien Tag alle vierzehn Tage oder einem freien Nachmittag pro Woche wählen. Obwohl sich die Bedingungen für die Haushaltsführung in der Nachkriegszeit teilweise noch schwieriger gestalteten, schuf der Gesetzgeber den *„Hauswirtschaftstag“* ersatzlos ab und bereits zu Beginn der 50er Jahre war diese Erleichterung aus allen Kollektivverträgen eliminiert.[325]

In Kohärenz zum Schreibaufruf mit seinen Denkanstößen war der Begriff der *„Trümmerfrau“* sichtlich nicht relevant. Eine explizite Definition der *„Trümmerfrau“* lässt sich insofern nicht präzisieren, da die Abgrenzung ihrer Leistung nicht feststeht. In der Literatur wird einesteils auf die physische Leistung des *„Trümmer und Schutt“* beiseite Räumens und andererseits auf die alltägliche Versorgungsarbeit mit allen gefährlichen Begleiterscheinungen wie z. B. dem Schwarzmarkt, den Hamsterfahrten und der Verantwortung als Familienoberhaupt, Aufgaben in die alle Frauen involviert waren, hingewiesen.

Ebenso unerwähnt blieb in den Berichten der Muttertag, obwohl eine der Denkanstöße des Schreibaufrufes die Schreibpartnerinnen anregte, zu beschreiben, ob und in welcher

---

[324] Vgl. Bandhauer-Schöffmann Irene. Hornung Ela: Vom „Dritten Reich“ zur Zweiten Republik. Frauen im Wien der Nachkriegszeit. In: Frauen in Österreich: Beiträge zu ihrer Situation im 19. und 20. Jahrhundert. Hg.: David F. Good, Margarete Grandner, Mary Jo Maynes. Wien, Köln, Weimar, 1993, S. 23; Bandhauer-Schöffmann, Irene: Weibliche Wiederaufbauszenarien, 1996, S. 235f.

[325] Vgl. ebenda S. 224f.

Form ihre Leistungen *„für das Wohl Ihrer Angehörigen angemessen gewürdigt“*[326] wurde. Der Muttertag als Festtag findet jedoch in den positiven Aussagen der Autorinnen über die Anerkennung ihrer Leistungen keine Relevanz. Ob die Autorinnen ihren Ehrentag ausgeklammert haben, mag – zumindest was die ersten Jahre nach dem Krieg betrifft – mit der schwierigen Versorgungslage in Zusammenhang stehen. Die alleinstehenden Frauen – die Männer kehrten erst nach und nach aus der Gefangenschaft zu ihren Familien zurück – waren mit dem Organisieren des Alltags und nicht mit dem Feiern von Ehrentagen beschäftigt.

Im deutschsprachigen Raum fand der 1907 in den USA eingeführte Muttertag ab dem Jahr 1923 als festlicher Gedenktag Einzug.[327] Nach Schlimmgen-Ehmke ist der Muttertag ein *„paradigmatisches Beispiel einer patriarchalisch geprägten Mutter- bzw. Familienideologie“.*[328] Erste Ansätze zu der von Schlimmgen-Ehmke genannten Ideologie und des damit zunehmenden politischen Einflusses finden sich bereits im Jahr 1925 in den von der Arbeitsgemeinschaft für Volksgesundheit veröffentlichten *„Zehn Geboten für den Muttertag“*.[329] Neben den Geboten der Mutter am Sonntag alle Arbeit abzunehmen, *„damit sie einen Feiertag“* hat und ihr *„frühmorgens Blumen ans Lager“* oder auf den Tisch zu stellen, betont das 10. Gebot nicht nur die eigene Mutter, sondern *„alle deutschen Mütter auch in Zukunft stets zu achten, zu ehren und zu unterstützen, immer und alle Tage“*, denn *„Dann wird der Muttertag ein Segen für das Deutsche Volk werden!*[330]*“* Ein anderes Beispiel den für Müttern zugedachten Festtag in der Öffentlichkeit den jeweiligen politischen und wirtschaftlichen Bedürfnisstrukturen anzupassen zeigt die Herausgabe der *„Richtlinien zur Durchführung des Muttertages 1944“* im Auftrag des Hauptkulturamts der Reichspropagandaleitung.[331] Diese Ehrungen konnten nicht alle Mütter entgegennehmen, gab es doch *„Zwei Klassen von*

---

[326] Schreibaufruf vom August 2009.

[327] Vgl. Mattl, Siegfried: Mother’s Little Helper – ausgeträumt. In: Produkt Muttertag. Zur rituellen Inszenierung eines Festtages. Begleitbuch zur Ausstellung: Produkt Muttertag. Zur rituellen Inszenierung eines Festtages. 6. April bis 4. Juni 2001. (= Katalog d. Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. 78), Wien, 2001, S. 106.

[328] Schlimmgen-Ehmke Katharina: Bemerkungen zur Anpassungsfähigkeit des Muttertages seit 1923. In: Frauenalltag – Frauenforschung: Beiträge zur 2. Tagung der Kommission Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Freiburg, 22.-25.Mai 1986. Hg.: Arbeitsgruppe Volkskundliche Frauenforschung Freiburg. Anita Chmielewski-Hagius [u.a.] Frankfurt/Main [u.a.], 1988, S. 151.

[329] Knack Hartwig: Die Anfänge des >Deutschen Muttertages<. Zur Kooperation von Blumenhändlern und Volkserziehern. In: Produkt Muttertag. Zur rituellen Inszenierung eines Festtages. Begleitbuch zur Ausstellung: Produkt Muttertag. Zur rituellen Inszenierung eines Festtages 6. April bis 4. Juni 2001. (= Katalog d. Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. 78), Wien, 2001, S. 22.

[330] Knack H., Die Anfänge des …, 2001, S. 22.

[331] Schlimmgen-Ehmke K., Bemerkungen zur Anpassungsfähigkeit…, 1988, S. 146.

Müttern in der Vergangenheit".[332] Für Bolognese-Leuchtenmüller steht nicht nur die *„Mutter- und Familienideologie"* zur Diskussion, die Begriffe *„Mutterschaft, Mutterrolle"* und *„Mütterlichkeit"*, die *„im gesellschaftlichen Unterbewusstsein ... als anscheinend zeitlose Wertkonstanten etabliert"* sind, *„offensichtlich resultierend aus dem Wunsch, zumindest die konventionellen Attribute der Mutterrolle als von gesellschaftlichen Bedingungen unabhängiges Einstellungs- und Verhaltensmuster sehen zu wollen"*,[333] wären ebenso unter diesen Aspekten zu hinterfragen. Die Idealisierung der Mutterrolle nahm während des 19. Jahrhunderts ausgehend von den bürgerlich-städtischen Familien ihren Ausgang. Für die Frauen unterer Schichten war das Ideal der nur für die Familie und den Haushalt sorgenden Mutter und Ehefrau nicht realisierbar; sie mussten neben der Kinderbetreuung und ihren hausfraulichen Verpflichtungen einer Erwerbstätigkeit nachgehen. Diese Frauen litten unten ihren Lebensbedingungen wie der hohen physischen Beanspruchung sowie der mangelhaften medizinischen und hygienischen Unterversorgung, die sich besonders auf die Gesundheit der Kinder auswirkte. Es sollte mehrerer Jahrzehnte bedürfen bis politische Bemühungen die Lebensbedingungen der Frauen der Unterschichten verbesserten.

Nach dem Zweiten Weltkrieg waren die Blumenhändler daran interessiert, die Feier des Muttertages stärker in der Gesellschaft zu implementieren. Die Printmedien, die dazu beitragen sollten, das Feiern des Muttertages wieder publik zu machen, konnten auf Grund des Papiermangels erst Anfang der 1948er und 1949er Jahre wieder erscheinen. Erst ab- den 1949er Jahren setzte daher langsam die Wiederbelebung des Muttertages ein. [334]

Für die Frauenministerin Heinisch-Hosek ist der Muttertag *„überholt und konservativ"*. Als Gegenpol *„begehen die sozialdemokratischen Frauen den Rabenmuttertag, um aufzuzeigen, dass Frauen, die die Erziehung ihrer Kinder und einen Beruf unter einen Hut bringen müssen, leider noch immer als Rabenmütter abgestempelt werden"*.[335] Einige Stellungnahmen von Müttern anlässlich eines Klassentreffens, an dem Traute teilnahm und das Thema *„Muttertag"* zur Diskussion stellte, zeigen, wie Mütter den

[332] Bolognese-Leuchtenmüller, B., Geschichte einer doppelten …, 2001, S. 133-163.
[333] Ebd.
[334] Schlimmgen-Ehmke K., Bemerkungen zur Anpassungsfähigkeit …, 1988, S. 147.
[335] Rainer Nowak, Pöll Regina: >Männer dürfen nicht Ernährer sein<. In: Die Presse am Sonntag, Wien, 8.5.2011, S. 6.

ihnen gewidmeten Festtag – nicht immer als Freudentag – erlebten und ihn nicht gerade als positives Stimmungsbild in Erinnerung haben.

„Oje, Muttertag ist Trauertag" lautete der erste Kommentar einer Mutter, denn *„sie habe zum Muttertag immer ihre 3 Söhne erst einladen müssen und natürlich für sie kochen, damit sie – widerwillig – mit Glückwünschen daher kamen"*. Diese Aussage spiegelt die den Müttern zugeschriebene Opferrolle wieder; sie möchte auf das Feiern ihres Ehrentages mit ihren Söhnen nicht verzichten und nimmt daher die Mühe des Kochens auf sich. Für sechs Frauen brachte der Festtag zwar ebenso *„mehr Arbeit als sonst, da der Muttertag eigentlich nur Anlass für eine Familienzusammenkunft ist, deren Hauptlast sie selbst tragen müssen"*, sie betrachten die Mehrarbeit als ihre unvermeidliche Pflicht um das traditionelle Familientreffen weiterzuführen. Lediglich zwei Mütter erzählten, *„dass die Kinder sie ein wenig gefeiert und wirklich geholfen hätten"*.[336] Trautes Aussagen zum Muttertag wird den Empfindungen der Mehrzahl der Mütter entsprechen, sie hält fest, dass der Muttertag auf *„die Mutter selbst viel weniger Eindruck macht als auf die Kinder, die sich an diesem Tag ‚gut' vorkommen"*. Viel wichtiger sind die *„vielen kleinen Gesten über Jahre hinweg"* durch die sich die Mütter *„respektiert und bestätigt"* fühlen. Für die Mütter, die an diesem *„durch die Werbung hochgeputschten Tag"* oft noch viel mehr Arbeit haben, ist der Muttertag kein *„außergewöhnliches Erlebnis"*. Traute ist der Meinung, *„dass die Mütter nur die Zuwendungen der kleinen Kinder wirklich genießen"*, wobei diese Aufmerksamkeiten – Blumen bringen und Gedichte aufsagen – *„keine Wertschätzung der Leistung der Mutter ausdrücken"* (die kleine Kinder noch nicht abschätzen können), *„sondern einfach Liebe"*[337] versinnbildlichen. Der Muttertag mag als eine Art Ausgleich für die fehlende *„Wertschätzung"* der Arbeit der Mütter in der Gesellschaft instrumentalisiert worden sein. Anstelle der Anerkennung der täglichen Versorgungs- und Kinderbetreuungsaufgaben widmet die Gesellschaft den Müttern einen „Ehrentag". Den mit diesem Festtag verbundenen familiären Ritualen stehen manche Mütter mit ambivalenten Gefühlen gegenüber – einige wollen auf diese symbolische Würdigung nicht verzichten, andere ziehen die Sinnhaftigkeit des Muttertages in Zweifel. Nicht die öffentliche Wertschätzung der unbezahlten Arbeit der Mütter, sondern die

[336] Traute, Email vom 5.4.2016.
[337] Traute, Email vom 4.4.2016.

fortschreitende Kommerzialisierung des Festes verbürgt das Feiern des Muttertages auch in Zukunft. [338]

An den Muttertag in ihrer Kindheit hat Ilse *„kaum Erinnerungen*", er *„muss aber ähnlich abgelaufen sein wie bei* [ihren] *Kindern"*, die ihr *„mit selbstgezeichneten Billets und Blumensträußen"* gratulierten, wobei ihr die jüngere Tochter erzählte, *„dass sie mit ihrer älteren Schwester im Wettstreit lag, wer den schöneren Fliederbuschen oberhalb des Feldes gegenüber gefladdert hatte!"* Ein Gedicht zu rezitieren, verweigerten – wie die Autorin selbst als Kind – ihre Kinder, nicht jedoch ihr fünfjähriger Urenkel, der ihr zum Muttertag 2016 *„spät aber doch!!"* zu ihrer Überraschung ein Gedicht aufsagte. *„Ein Frühstück ans Bett"* lehnte sie *„immer (weil zu unbequem)"* ab, war jedoch dankbar, „*wenn* [sie] *beim Kochen unterstützt wurde"*, denn *„am Muttertag wurde immer festlich gegessen"*. Auch ihr Mann *„bedacht*[e] *sie mit einem Geschenk"*.[339] Das Ritual der familiären Muttertagsfeier fand nicht in allen gesellschaftlichen Schichten statt. Ein Argument der Muttertagsgegner war die Ansicht, dass die Frauen nicht nur an einem Tag, sondern an jedem Tag geehrt werden sollten. Andere lehnten die Idealisierung der Mutterrolle ab, das Rollenbild der immer gebenden und sorgenden Mutter, da sie darin Bemühungen sahen, die Frau von einem Einstieg in das Berufsleben abzuhalten und wieder an *„Herd und Heim"* zurückzudrängen.[340] In den 1970er Jahren wandelte sich im Zuge der Frauenbewegung und der steigenden Berufstätigkeit der Frauen das idealisierte Rollenbild zu einem Rollenbild der perfekten Hausfrau und Mutter, die neben ihrem Beruf „alles im Griff hat."

Mütter leben und erleben den Muttertag oft in zwei Rollen – als dankende und als bedankte, als ehrende und geehrte Mutter. Die von klein auf gesellschaftlich verankerten und anerzogenen Rituale zur Gestaltung des der Mutter zugeschriebenen Festtages in der Familie werden von der Mutter auf die Tochter übertragen und mit ambivalenten Gefühlen mit- und weitergefeiert. Für die Verfasserin stellt sich die Frage, ob der Muttertag seine Sinnhaftigkeit verlöre, würde die Hausarbeit – *„die Arbeit aus Liebe"* – als Berufsarbeit anerkannt und entlohnt werden.

---

[338] Vgl. Ingrisch Doris: „Ich wollte meiner Mutter wirklich eine Freude machen …" Impressionen und Reflexionen zu Interviews über den Muttertag. In: Produkt Muttertag, Zur rituellen Inszenierung eines Festtages. Begleitbuch zur Ausstellung: Produkt Muttertag. Zur rituellen Inszenierung eines Festtages. ÖMV Wien 6. April bis 4. Juni 2001. (= Kataloge d. Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. 78), Wien, 2001, S. 129.

[339] Ilse, Email vom 4. 6. 2016, S. 1.

[340] Ingrisch D., Ich wollte meiner …, 2001, S. 115.

Während die Schreibpartnerinnen das Feiern des Muttertages nicht erwähnten, finden sich in drei Berichten Anmerkungen über Feiern im Familienkreis.

In Gertruds Familie *„gab es immer für jedes Kind eine Geburtstagsgesellschaft und alljährlich einen Kinderfasching, bald ein ‚großes' und ein ‚kleines' Faschingsfest, je nachdem, ob die größeren (älteren) Kinder oder die jüngeren einladen durften".* Gefeiert wurden ebenso *„reihum"* die *„Maturajubiläen"* und jeweils der *„50. Geburtstag"* des Ehepaares.[341]

„Anlässe zum Feiern mit gutem Essen, Wein, Blumen und Reden" waren auch in Evas Familie Geburtstage. Faschingsfeste fanden *„immer sehr lustig …, jeweils unter einem Motto mit vielen Einfällen"* statt. [342]

„Geburtstage, Schulbeginn, Weihnachten oder die Erstkommunion" der Kinder stellten Gründe für Feiern in Josefines Familie dar. *„Geschenke gab es immer nur kleine, die Freude war immer gleich groß besonders bei Kuchen und viel Creme und Schlagrahm. Damals war man noch sehr bescheiden"* beschreibt die Autorin die Gestaltung der Feiern. Sie erinnert sich nicht nur an diese Feste, die sie *„als Mutter und (Nur) Hausfrau in 20 Jahren erlebt"* hat, sondern wie sie ergänzend hinzufügt ebenso an die Vorfreude darauf: „*Schon allein die ganzen Aufregungen vorher, waren es wert mit ihnen zu feiern"*.[343]

6.2.3 Seltene Hausarbeits-Erinnerungen

Während die täglichen Hausarbeiten und die damit verbundenen Belastungen wie z. B. dem Anstellen vor den Geschäften, dem Schleppen schwerer Lasten, dem Schleichhandel, den Hamsterfahrten, in allen Berichten thematisiert werden, scheinen andere ebenfalls in den Alltag integrierte Tätigkeiten und Dinge wie z. B. das Kaffeekochen, das Aufziehen von Uhren, Bassenaplaudereien, der Besuch des Tröpferlbades oder das Kopftuch und die Schürze nur in wenigen Berichten auf.

Diese in den Texten selten beschriebenen Alltagsarbeiten und Gebrauchsgegenstände werden zumeist durch Erinnerungen an Personen oder subjektiv bedeutende Handlungen ausgelöst. Für die Probandinnen bedeutet die Erwähnung dieser aus ihrer eigenen Sicht wesentlichen Details, sie vor dem Vergessen zu bewahren.

---

[341] Gertrud, Der Bereich der…, 2009, S. 5.
[342] Eva: Last und Lust …, 2005, S. 3.
[343] Josefine: Erinnerungen, Ereignisse, schöne, große, kleine und auch traurige, die ich als Mutter und (Nur)Hausfrau in 20 Jahren mit meinen Kindern erlebt habe. Email vom 13.9.2009.

Über das Kaffee Kochen schreiben zwei Autorinnen. Für Karins Großmutter war diese Arbeit „*eine Zeremonie: wenn im Kaffeepfandl, das in den Ringen der Herdplatte direkt über dem Feuer hing, wenn das Wasser kochte, schüttete sie einen zerbröckelten Würfel Feigenkaffee, 1 Eßlöffel Malzkaffee und 2 Eßlöffel Bohnenkaffee hinein.*“[344]

Für Gertrud A. zählte Kaffee Kochen zu den positiven Arbeiten im Haushalt, sie beschreibt *„etwas Angenehmes wie das Kaffee Kochen“* und wie sehr sich diese Tätigkeit *„im Laufe der Zeit stark gewandelt“* hat. Während ihre Großmutter *„noch in einem eigenen Topf den geliebten Häferlkaffee“* kochte, *„so waren die aus Italien kommenden dreiteiligen Espressomaschinen als Nachfahren der Karlsbader Kaffeekannen eine Sensation“*. Die einfachere und raschere Zubereitung von Kaffee führt sie zu der Feststellung: *„Alles wurde und wird immer einfacher und rascher zu bewerkstelligen.*“[345] Nach dieser positiven Aussage, dass *„alles immer einfacher und rascher“* zu erledigen sei, beleuchtet sie im nächsten Satz negative Entwicklungen im Alltagsgeschehen, denn gleichzeitig wurde es *„leider aber auch immer etwas weniger menschlich! Man denke nur an die ‚Bassenaplaudereien‘ – heutzutage fällt kaum auf, dass man einen Nachbarn schon wochenlang nicht mehr gesehen hat.“* Die Schreibpartnerin springt in dieser Passage von der Beschreibung von Haushaltsarbeiten zur Problematik sozialer Kommunikation und Beziehungen.[346]

Nur zwei Autorinnen schreiben über eine Tätigkeit, die heute eher nur von Trägern mechanischer Uhren oder Sammlern von Uhren vorgenommen wird: dem Aufziehen von Uhren. Das *„Uhrenaufziehen“* als *„letzte Tätigkeit“* eines Arbeitstages anzuführen, war für Wilhelmine wichtig, denn *„sonst kam man zu spät zur Arbeit“*.[347] Wilhelmine beschreibt das *„Uhrenaufziehen“* wie schon andere erwähnte Arbeiten nicht in der „Ich“-Form sondern in der „man“-Form, sie sieht dieses abschließende Ritual ihres Haushalts-Arbeitstages auch für andere Hausfrauen als wichtige Handlung an, denn mit Strom betriebene Uhren waren zu dieser Zeit noch nicht auf dem Markt.

Zu den Aufgaben des Großvaters von Karin – deren Großeltern *„eine ziemlich klare Arbeitsteilung“* hatten – zählte u. a. *„das Aufziehen der Pendeluhr im Schlafzimmer und der Wanduhr in der Küche“*.[348]

---

[344] Karin, Hausarbeit, 2009, S. 1.
[345] Gertrud A., Die Geschichte der …, 2009, S. 4.
[346] Ebd.
[347] Wilhelmine: Etwas über die …, 2009, S. 2.
[348] Karin: Hausarbeit, 2009, S. 5.

Das *„Uhrenaufziehen“* eine vergleichsweise leichte, sehr schnell durchzuführende und wenig anspruchsvolle Betätigung könnte – wie beispielsweise in Karins Familie – zu den von Männern (freiwillig) übernommenen Aufgaben im Haushalt gezählt haben und aus diesem Grund von den übrigen Autorinnen nicht angeführt worden sein. In das Gedächtnis der Frauen prägten sich vorrangig physisch schwere Arbeiten ein.

Über das Kleidungsstück, das mit dem Bild einer Hausfrau eng verbunden ist – die Schürze – berichten nur Karin und Elisabeth in ihren detaillierten Berichten über die Haushaltsarbeiten ihrer Großmutter bzw. ihrer Ziehmutter.

Karin erwähnt die Schürze im Zusammenhang eines täglich wiederkehrenden Rituals im Alltag ihrer Großmutter nach den Hausarbeiten des Vormittags:

„Dann hängte sie ihre Schürze an einen Haken neben Handtücher und Geschirrhangerl neben der Bassena und konnte sich endlich setzen. Sie legte dann gerne ihren Kopf auf die verschränkten Arme auf den Tisch und machte ein kurzes Mittagsschläfchen (sie ‚tunkte ein‘).“[349]

Für eine kurze Ruhepause mit dem Abnehmen der Schürze legte Karins Großmutter symbolisch auch ihre nicht endenden Pflichten als Hausfrau ab.

Elisabeths Ziehmutter hatte neben den Arbeiten im Haushalt viele landwirtschaftliche Tätigkeiten zu erledigen. Im Kapitel *„Von der Wäsche“* erwähnt die Schreibpartnerin, dass sie in einem Schulaufsatz zum Muttertag ihre Mutter beschreiben musste. Die Autorin erinnert sich an diesen Aufsatz *„noch stückweise wörtlich“* und zitiert daraus u. a. folgende Passage:

„Sie [die Mutter] *trägt zur Arbeit oft drei Schürzen auf einmal“, die ‚normale Schürze‘, die am Sonntag gewechselt wird, die ‚Vorbindschürze‘ über die ‚normale‘. Die ist geflickt und hält den Schmutz von der schönen Schürze ab. Beim Stall ausmisten und Apport putzen trägt sie noch eine alte, schmutzige über die Vorbindschürze. Ich brauch das nicht tun, ich mag keine Schürze, aber das ist meiner Mutter gleichgültig ich muss eine tragen.“* [350]

Elisabeths Weigerung gegen das Tragen von Schürzen, mag in der für sie symbolischen Bedeutung der Schürzen liegen, sie stellen für die Autorin eine Verbindung zu jenen schmutzigen Arbeiten dar, die sie nicht ausführen wollte.

Traute, die einen sehr ausführlichen Bericht zur Thematik der Hausarbeit verfasst hat, aber – wie die meisten Autorinnen – das Tragen von Schürzen nicht erwähnt hat, begründet dies damit, dass die Schürze *„kein wirkliches Kleidungsstück, sondern ein*

[349] Karin: Hausarbeit, 2009, S. 5.
[350] Elisabeth: Die Arbeit endete nie. 2009, S. 6.

Schutz für ein Kleidungsstück" ist und die Frauen aus diesem Grund *„eine Schürze vermutlich nicht wahr"* nehmen. Ihre *„Mutter trug oft Schürzen, weil sie mit Holz oder Braunkohle beim Herd hantieren musste. Wenn Besuch kam, hatte sie eine Schürze, natürlich selbst genäht."* Traute wünschte sich *„als Kind immer eine Kleiderschürze mit Rüschen um die Ärmelausschnitte"*,[351] bekam sie jedoch nicht, obwohl ihre Mutter Schneiderin war.

Die Verfasserin betrachtet Schürzen zum Schutz der Kleidung als nicht zweckführend, denn sie schützen im Gegensatz zu einem Arbeitsmantel nur einen Teil der Kleidung. Mehr Schutz für die Kleidung boten die *„Kittelschürzen"*, die Bourdieu als eine *„Art ‚Dienstkleidung' der Hausfrau"* betrachtet.[352] Schürzen begleiteten nicht nur die Verfasserin durch ihre Kindheit, fast alle Mädchen auf Photographien von Schulklassen vieler Generationen tragen Schürzen. Mit Kreuzstichen verzierte Schürzen zählten zu den Werken, die im Lehrplan für den weiblichen Handarbeitsunterricht vorgesehen waren und die die Mädchen dann auch im verpflichtenden Kochunterricht zu tragen hatten.

Für Gaugele waren Schürzen für Mädchen *„im Hinblick auf die zukünftige Rolle mehr als ein Sozialisationsinstrument"*.[353]

Zwei Schreibpartnerinnen erwähnten das Tragen von Kopftüchern. Wilhelmine schreibt in ihrem Bericht *„Noch einige Erinnerungen"*, dass *„man früher Kopftücher"* trug, *„umgebunden wie Landsleute"*. Nach dem Krieg wurden *„die Tücher schon kunstvoller gebunden und mit einer Brosche rückwärts zusammen gehalten"*. Die Autorin fand, dass man *„direkt hübsch damit"* war.[354] Hingegen als schützende Kopfbekleidung bei einer der unangenehmen Arbeiten, dem Teppich Klopfen, erwähnt Gertrud A. das Kopftuch in ihrem Bericht *„Die Geschichte der Hausarbeit seit 1945"*.[355]

Traute trug in der kalten Jahreszeit ein Kopftuch, nahm es aber fast immer ab, wenn sie von Straßhof kommend in Floridsdorf aus dem Zug ausgestiegen ist, weil sie *„in der Stadt nicht ‚g'schert' aussehen wollte"*. Das Kopftuch *war „einfach praktisch und leicht herzustellen (stricken, häkeln, aus einem Kleiderrest nähen)"*, aber*, „in den 50er und frühen 60er Jahren […] noch kein so modisches Accessoire, das es erwähnenswert*

[351] Traute, Email vom 20.12.2015, S. 1.
[352] Bourdieu Pierre: Die feinen Unterschiede. 8. Aufl. Frankfurt/Main, 1996, S. 324.
[353] Gaugele Elke, Schurz und Schürze. Kleidung als Medium der Geschlechterkonstruktion. Köln, Weimar, Wien, 2002, S. 232.
[354] Wilhelmine, Noch einige Erinnerungen, 2005, S. 1.
[355] Gertrud A., Die Geschichte der…, 2009, S. 3.

war". In der Stadt trugen die Frauen *„eher Hüte und Hauben"* und *„erst als man sich teure und schöne Tücher leisten konnte, wurden sie* [die Kopftücher] *in den Rang eines beachtenden Modeartikels gehoben."* Die Autorin sieht noch einen anderen Grund dafür, dass Kopftücher für die Schreibpartnerinnen nicht erwähnenswert waren: *„Es verschwindet auch praktisch aus dem eigenen Blickfeld, wenn man es trägt."*[356]

Einen kurzen aber eigenen Absatz widmete Hertha dem in den Kriegs- und Nachkriegsjahren in Verwendung stehenden *„Hausfreund",* der zum Einsatz kam, wenn die Gaszufuhr zu gering war oder vollkommen ausblieb. Der sogenannte *„Hausfreund"*, bestand *„aus einem etwa 15 cm langen Ofenrohr, oben und unten abgedeckt und seitlich mit einem winzigen Türl versehen"*. Mit diesem *„kleinen Ersatz"* konnte man sich *„immerhin einen Kaffee wärmen"*, wenn man ihn mit kleinen Holzstücken beheizte.[357] Eine zweite Schreibpartnerin – Gertrud A. – erwähnt den sogenannten *„Hausfreund"*, den *„fast jeder Haushalt"* hatte, ebenfalls in ihrem autobiografischen Text. Ihr Behelfsherd war etwas größer: *„30 cm hoch mit einem Durchmesser von etwa 20 – 25 cm"*. [358]

Ein Thema schien nur in einem Bericht auf: das Singen während der Hausarbeit. Hanni beendet ihr Manuskript mit folgender Anmerkung:

„Dazu fügen möchte ich noch, daß [sic] *bei der Hausarbeit viel gesungen wurde. Es war keine trübselige Beschäftigung, so haben wir Singen von klein auf gelernt – überhaupt als meine großen Schwestern noch daheim waren wurde bei den eintönigen Arbeiten meistens gesungen und zwar mehrstimmig."*[359]

Die Autorin konnotiert Singen als konstituierendes Element der alltäglichen Hausarbeit, wobei sie dies besonders auf *„eintönige Arbeiten"* bezieht.

Beim Schreiben ihres Berichts kam Karin offensichtlich zu Bewusstsein, wie sehr sie unter den Geräuschen von elektrischen Geräten leidet, und bezog die Leserinnen und Leser in ihre Überlegungen mit ein: *„Warum müssen eigentlich manche elektrische Geräte so laut arbeiten? Soll der Lärm vielleicht betonen, wie bedeutend die geleistete Arbeit ist?"* Nach ihren Informationen verursachen Rasierapparate für Männer mehr Lärm als Damenrasierer, *„weil das* [der Lärm] *männlicher sei"*. Wenn diese Tatsache zuträfe, „*dann müssten doch auch andere Geräte leiser hergestellt werden können.*

[356] Traute, Email vom 24.12.2015.
[357] Hertha: Lebensgeschichtliche Aufzeichnungen, 2009, S. 3.
[358] Gertrud A., Die Geschichte der …, 2009, S. 1
[359] Hanni, Hausarbeit im Wandel, 2009, S. 13.

Oder hat man daran kein Interesse, weil diese Geräte sowieso nur im Haushalt und von Frauen bedient werden?"[360] Ihren Mixstab z. B. kann die Schreibpartnerin aus Rücksichtnahme gegenüber den Nachbarn *„abends und morgens nicht benutzen"* denn *„der ist entsetzlich laut"*[361].

Eva leidet ebenfalls unter der Lärmbelästigung. Aus diesem Grund zieht sie *„den Besen und den Mob dem Staubsauger vor"*. [362]

Karins Gedanken zur Problematik des Energieverbrauchs lassen sie zum Entschluss kommen, dass sie *„eigentlich noch, um Energie zu sparen, einen Wasserkocher anschaffen"* sollte. *„Angesichts der ökologischen Krise in der wir uns befinden"*[363] vermeidet die Autorin den Kauf anderer elektrischer Küchengeräte. Der Vorsatz zum Energie-Sparen, führt Karin zu einer weiteren Erwägung: Seit etwa 15 Jahren besitzt sie einen Kühlschrank mit einem Tiefkühlfach, auf den sie verzichten könnte, liegt doch ein Supermarkt gegenüber ihrem Wohnhaus und es daher *„doch gut ohne"* ging. *„Jetzt"* möchte sie auf den Kühlschrank nicht verzichten, *„jetzt"* hat sie sich *„daran gewöhnt"*. Nachdenklich stellt sich die Autorin die Frage *„Warum habe ich das später nicht mehr hinterfragt"*, [364] bevor der Nutzen des Kühlschranks mit einem Tiefkühlfach für sie zur den Alltag erleichternden Gewohnheit wurde.

Ähnliche Gedanken zum Besitz eines Kühlschranks mit Tiefkühlfach bzw. eines Tiefkühlschranks erwähnt Herta. Was sie sich *„nicht mehr vorstellen kann, ist ein Leben ohne Tiefkühler"*. Ihr *„Kochverhalten"* hat sich seit sie allein lebt *„total verändert"*. Für sich allein zu kochen, macht ihr *„keinen Spaß"* und so lädt sie sich *„regelmäßig Gäste ein"*. Sie fährt auch mit ihrer Tochter einkaufen und steht dann *„den Rest des Tages vor dem Herd"* um *„alles zu verschieden großen Portionen"* zu verkochen und einzufrieren. Im Winter freut sie sich über das eingefrorene Obst und die vorbereiteten Speisen. Der *„Tiefkühler"* ist für die Autorin nicht nur ein die Alltagsarbeiten erleichterndes Gerät, sondern es ist für sie die technische Voraussetzung, ihr geändertes *„Kochverhalten"* sinnvoll in ihr *„Singledasein"*[365] einzugliedern.

---

[360] Karin: Meine Hausarbeit, 2009, S. 5.
[361] Ebd., S. 4.
[362] Eva, Haushalt seine Abwicklung …, 2009, S. 4.
[363] Karin, Meine Hausarbeit, 2009, S. 2.
[364] Ebd., S. 4.
[365] Herta, Erfahrungsberichte über die …, 2009, S. 3.

Erika spricht als einzige Autorin ein ökologisches Problem an: die Trennung bzw. Vermeidung von Abfall, mit der jedermann, aber im besonderen Maße Hausfrauen konfrontiert sind. *„Außer gesunder Ernährung spielte bald auch der Umweltgedanke“* in ihrer Familie *„eine Rolle“*. Die Gründung der *„ARGE Müllvermeidung“* im Jahr 1980 in Graz, dem damaligen Wohnsitz der Familie, bestärkte sie in ihren Bemühungen auf die Umwelt zu achten. Obwohl die Familie *„anfangs belächelt“* wurde, *„wenn man auf Plastiksäcke und anderes Wegwerfmaterial verzichtete“*, hat ihnen *„die Entwicklung Recht gegeben“*. (Einer ihrer Söhne arbeitete anfangs ehrenamtlich mit, um diese Sparte später zu seinem Beruf zu machen.) Erika *„praktiziert soweit wie möglich Müllvermeidung, was manchmal etwas mühsam ist, doch angesichts der Berge von Abfall Sinn macht“*.[366]

Die Begriffe Abfallentsorgung bzw. -trennung werden von den Schreibpartnerinnen nur in anderen Zusammenhängen erwähnt: Gertrud A und Herta erwähnen die Entsorgung der Asche und Schlacken nach dem Ausräumen der Öfen. [367]

In den letzten Jahren des Krieges und danach waren die Schlagworte *„Mülltrennung“* und *„Müllvermeidung“* noch unbekannt. Auf Grund des Mangels an Substanzen jeder Art in der Nachkriegszeit überlegte die Bevölkerung, bevor sie materielle Reste in die Hausmistkübel warf sehr wohl: *„Ob man das vielleicht noch brauchen könnte?“*.

Emilie N. spricht das Thema der Abfallentsorgung in einem anderen Zusammenhang an. Die Probandin erwähnt, dass sie nur *„hie und da“* mit der Mithilfe ihres Mannes rechnen konnte, wenn sie ihn z. B. bat, *„bitte nimm den Mist mit“* und *„ja“*, wenn sie *„Glück hatte, wurde das dann auch gemacht“*.[368]

Die Führung eines Haushalts umfasst neben den sichtbaren und zeitaufwändigeren Arbeiten wie z. B. dem Kochen viele minimale Verrichtungen, für deren Erledigung *„nur ein Handgriff“* nötig ist. Das *„Mist Hinuntertragen“* zählt zu jenen Alltagstätigkeiten, für deren Erledigung nach Ansicht vieler Männer, für die das *„bisschen Haushalt“* nicht der Erwähnung bedarf, *„nur ein Handgriff“* genügt. Doch auch viele nicht wahrgenommene *„unsichtbare Handgriffe“* tragen zum Zeitaufwand einer Hausfrau bei.

---

[366] Erika, Hausarbeit, 2009, S. 5.
[367] Gertrud A., Die Geschichte der…, 2009, S. 3.; Herta: Erfahrungsberichte über die …, 2009, S. 2.
[368] Emilie N., Hausarbeit, 2010, S. 1.

6.2.4 *„Nichts wurde weggeworfen“:* Der Umgang mit Essbaren

Die schwierige Nahrungsversorgung in den Kriegs- und Nachkriegsjahren stellen viele Autorinnen den *„Umgang mit allem Eßbaren“* den gegenwärtigen Gepflogenheiten gegenüber. *„Es wurde nichts weggeworfen“* erinnert sich Gertrude: *„wir sind z. B. mit einer Leiter jeder Kirsche nachgeklettert – von Äpfeln gar nicht zu reden. Heute fressen die Vögel alles, […] denn es findet sich keiner, der sich die Mühe macht, zu pflücken“*.[369] Fast wortgetreu zu diesem Thema schreibt Eva: *„Nichts wurde weggeworfen“*[370] Als Kind musste sie mit ihren Geschwistern *„täglich Obst aufklauben gehen. Die Äpfel und Birnen wurden sorgfältig ausgeschnitten, die unreifen Äpfel zu Gelee verarbeitet“*. [371]

Traute kann ebenfalls *„keine Lebensmittel wegwerfen“*.[372] Sie führt diese Eigenschaft auf das Beispiel ihrer Mutter zurück. Ihre Mutter, die *„immer viel zu viel“* kochte *„aß dann murrend am nächsten Tag Reste, denn sie konnte nichts wegwerfen. Selbst aus altem Brot wurde Brotsuppe gekocht“*, obwohl sie weder Trautes Vater noch die Autorin selbst mochte.[373] Selbst Marmelade, die zu schimmeln begann, verwertete Trautes Mutter. Sie *„fischte den Schimmel herunter und kochte den Inhalt mit Maismehl zu dickem Kompott“*, denn *„einfach wegwerfen konnte man solche Kostbarkeiten damals nicht“*.[374] Dieser Umgang mit eingekochter und vom Schimmel befallener Marmelade war in den Jahren des Mangels an Nahrungsmitteln nicht ungewöhnlich. Erst medizinische Forschungen über durch Schimmel verursachte gesundheitliche Schäden führten zu einem Umdenken und der Distanzierung dieser von Generation zu Generation übernommenen Gepflogenheit.

Die Verwendung von Nahrungsmitteln, die aus gesundheitlicher Sicht nicht mehr verzehrt werden sollten, wird nicht nur in den Berichten zur *„Hausarbeit“* angesprochen. Elisabeth Kollbach erwähnt z. B. in ihren autobiographischen *„Detailbeschreibungen“* eine Aussage ihrer Heimhilfe, die feststellte, dass nicht nur Frau Kollbach, sondern alle Leute im Alter der Autorin *„oder darüber, nie etwas wegwerfen und von bedenklichen Lebensmitteln nur schwer zu trennen sind“*. (sic)[375]

---

[369] Gertrude, Hausarbeit und anderes …, 2009, S. 1.
[370] Eva, Haushalt seine Abwicklung …, 2009, S. 1.
[371] Ebd.
[372] Traute, Bericht über meine…, 2009, S. 8.
[373] Ebd.
[374] Ebd., S. 3.
[375] Kollbach, Elisabeth: Detailbeschreibungen. 2005. S. 3.

Im Gedächtnis einer Generation, die in einer Zeit, in der es *„ums nackte Überleben“* ging, lebte, und die dringend Nahrungsmittel „brauchte“ ist auch vor dem zeitgenössischen Hintergrund des propagierten und umgesetzten grenzenlos möglichen Konsums und Verbrauchs die sparsam-asketische Verwendung von Lebensmitteln tief eingeprägt. Die Erfahrung der mühsamen Deckung reeller Lebensbedürfnisse in den 1940er und 1950er Jahren steht jener der zur Steigerung der Wirtschaftsleistung künstlich erzeugten Bedürfnisse im 21. Jahrhunderts entgegen.

6.3 Zitate aus einzelnen Bänden der Buchreihe *„Damit es nicht verlorengeht …“*

In dieser Buchreihe berichten die Autorinnen in ihren Autobiografien sowie in zu bestimmten Themen gesammelte Episoden aus ihrem Leben in einzelnen Passagen auch über Arbeiten im Haushalt. Wie später im Kapitel 7 hervorgeht, beschreiben sie – ähnlich wie die Probandinnen von Schreibaufrufen oder lebensgeschichtlichen Aufzeichnungen – vor allem die physisch schwerste Hausarbeit: den Waschtag.

Schon der Zugriff für Wasser – die essentielle Voraussetzung um Wäsche waschen zu können – war besonders in ländlichen Gebieten zumeist nur unter schwierigen Bedingungen möglich.

Maria Gremel erlebte, dass es *„oft drei Monate keinen Waschtag“* gegeben hat, da die Wäsche *„ausschließlich mit Regenwasser“* gewaschen wurde. Wenn die Bottiche leer standen, *„wartete man mit dieser Arbeit, bis es wieder regnete“*. [376]

Jahreszeitliche Probleme erschwerten ebenso das Schwemmen der Wäsche, das ausnahmslos am Bach geschah. Die Frauen transportierten die gewaschene Wäsche in Körben auf einem Wagen zum Bach, wo *„die Wäsche mit einem Holzpracker auf einer Bank bearbeitet“* wurde. *„Das Klopfen mußte genau im Takt geschehen, wie beim „Drischel-Dreschen“* und war im Sommer *„ein großer Spaß“*. Im Winter herrschte jedoch *„manchmal eine ungeheure Kälte, die alles erschwerte, denn 28 bis 30 Grad unter Null war das Übliche“*. Das Eis im *„dick“* zugefrorenen Bach musste dann erst aufgehackt werden, *„sodaß vier Wäscherinnen in einem Schaff, welches mit Stroh gefüllt war, im Wasser stehen konnten.“* Die Frauen arbeiteten *„drei bis vier Stunden lang“*, denn *„jedes Wäschestück mußte bis zu dreimal geklopft und geschwemmt*

[376] Gremel Maria: Mit neun Jahren im Dienst. Mein Leben im Stübl und am Bauernhof 1900 – 1930, (= „Damit es nicht verlorengeht …“, Bd. 1), Wien, Köln, Graz, 1991, S. 120f.

werden." Um das Schwemmen der Wäsche unter diesen extremen Bedingungen physisch *möglich zu machen, „mußte nebenbei geheizt werden, denn ohne Wärmewasser, worin man die Hände von Zeit zu Zeit tauchen konnte, wäre es nicht zum Durchhalten gewesen"*.[377]

Obwohl das Schwemmen der Wäsche die Frauen auch im Sommer physisch belastete, erinnert sich die Autorin, an die positiven Gefühle während dieser Tätigkeit, die *„ein großer Spaß"* war.

Negative Erinnerungen verbunden mit dem Wäsche Waschen im Winter beschreibt auch Josefine Kluger. Sie bezeichnete den Waschtag als *„eine kraftverzehrende Plage"*. Als *„besonders bitter"* empfand sie im Winter das Aufhängen der Wäsche. *„Oft meinte man das Herz müsse vor Schmerz versagen"*, wenn die Wäsche *„in den ausgewaschelten Händen gleich gefror"*.[378] Der üblicherweise verklärende Effekt der der Erinnerung nachgesagt wird, setzt sich – im Hinblick auf die ausnahmslos negativen Erlebnisse – hier nicht ein.

Die in einem Tiroler Bergbauernhof aufgewachsene Margarete Brix beschreibt ebenfalls, dass *„im Winter oft wegen Wassermangels lange Zeit nicht gewaschen werden konnte"*. Wenn dann wieder Wasser vorhanden war, dauerte *„die Riesenarbeit"* – der Waschtag – *„bis zu drei Tagen*. Für diese Arbeit musste das Wasser *„vom Trog ins Waschhaus getragen werden. Eimer für Eimer."* Da die Waschmittel *„im und nach dem Krieg schlecht und knapp"*[379] waren, behandelten die Frauen die Wäsche oft noch zusätzlich mit Aschenlauge.

Erwähnenswert findet die Autorin außerdem den Vorgang des Bleichens von *„frische*[m], *neue*[m] *Leinen"*. Diese Wäschestücke *„wurde*[n] *noch auf dem Rasen gebleicht".* Die Frauen besprühten mehrmals täglich *„die langen Streifen auf dem Rasen und wendeten sie mehrmals, bis sie schön wurden"*. [380]

Diese Schilderung war ein Beitrag zur Herausgabe von Berichten über *„Erinnerungen an die Elektrifizierung"*. Für die Probandin stellte die Dokumentation eine Möglichkeit dar, besonders Arbeiten festzuhalten, die *„den jungen Leuten heute wohl alle*

---

[377] Gremel M., Mit neun Jahren …, 1991, S. 121.
[378] Kluger Josefine: In „Als das Licht kam". 1986, S. 44.
[379] Brix Margarete. In: „Als das Licht kam" Erinnerungen an die Elektrifizierung. Hg. Viktoria Arnold. (= „Damit es nicht verlorengeht …", Bd. 11), Wien, Köln, Graz, 1986, S. 253.
[380] Brix M. Als das Licht …, 1986, S. 253f.

unbekannt"[381] sind und darauf hinzuweisen, dass erst die Elektrifizierung und die Installation von Wasserleitungen den Einsatz von Waschmaschinen ermöglichten.

Als *„Schwerstarbeit"* bezeichnete Christine Prohaska den Waschtag ihrer Mutter, *„der immer zwei volle Tage"* dauerte und unter den folgenden Bedingungen ablief:

„Im gemauerten Herd hing der große Kessel, in dem die Wäsche zweimal ausgekocht wurde. Das Einheizen wurde aber zum Problem, wenn die Sonne schien. Viele Kübel Wasser mußte man über den Hof schleppen, um erst einmal waschen zu können. Wir wurden dazu angehalten mitzuhelfen, aber ohne Strenge. Irgendwann machten wir uns aus dem Staub."[382]

Christine Prohaska spricht in ihrer Beschreibung die gesellschaftlich übliche vorausgesetzte Mitarbeit von Kindern an. Ob mit dem *„wir"* Mädchen und Buben *„angehalten* [wurden] *mitzuhelfen"*, geht aus der von ihr geschilderten Situation nicht hervor. Üblicherweise hielten die Mütter die Mädchen nicht nur zu ihrer Unterstützung sondern ebenso um die Töchter für ihre zukünftigen Aufgaben als Hausfrau vorzubereiten, an.

Auch Maria Toth war gezwungen *„alles Wasser vom Brunnen* [zu] *holen". Im Winter, wenn der Brunnen eingefroren war"* mussten sie ihn *„erst mit heißem Wasser auftauen".* Das Auftauen des Brunnens *„war eine Plage"*. Die Autorin, die *„Ziegelarbeiterin"* war, hat *„jeden Sonntag Wäsche gewaschen, alles im Trog mit der Bürste gewaschen"*.[383]

Über die *„Wassernot"* im Winter, die ihr beim *„Waschtag zusätzliche Arbeit brachte"* berichtet ebenso Barbara Passrugger. Sie wusch *„Alles noch mit alten Methoden und Handarbeit!"* Zum Waschen verwendete sie Aschenlauge, deren Zubereitung am Vortag des Waschtages sie – wie auch in der Folge den Waschvorgang – im Detail beschreibt:

„Die Asche wurde mit kochendem Wasser abgebrüht, dann ein paarmal durchgerührt und bis zum anderen Tag stehengelassen. Bevorzugt hat man dazu Asche vom Hartholz. Da wir ja nur mit Holz heizten, aber fast nie Hartholz hatten, hob ich mir diese Asche auf, wenn es einmal eine gab. Ich kaufte zu dieser Zeit nie Waschmittel, nur mit der

[381] Brix M. Als das Licht …, 1986, S. 254.
[382] Prohaska Christine. In: „Ja, was wissen denn die Großen …" Arbeiterkindheit in Stadt und Land. Hg. Peter Gutschner. (= „Damit es nicht verlorengeht …", Bd. 42), Wien, Köln, Graz, 1998, S. 330.
[383] Toth Maria: Schwere Zeiten. Aus dem Leben einer Ziegelarbeiterin. (= „Damit es nicht verlorengeht …", Bd. 22), Wien, Köln, Graz, 1992, S. 129.

Lauge und etwas Seife wurde die Wäsche gewaschen. Das war mühsam und keine leichte Arbeit.“[384]

Bevor die Autorin die Wäsche *„in einem großen Häfen am Küchenherd gekocht hat“*, musste sie jedes Stück aus dem Einweichbottich

„mit der Bürste auf dem dazugehörigen Tisch durchbürsten, etwas einseifen und dann in die vorbereitete, abgeseite Lauge in den Häfen geben. Nach dem Kochen wurde die Wäsche wieder durchgebürstet oder auf der Waschrumpel gerieben oder mit dem Holzklopfer durchgeschlagen und dann im Brunnentrog mit kaltem Wasser ganz saubergespült. Im Winter war das schrecklich kalt.“[385]

„Um einiges leichter“ wurde das Wäsche Waschen für Barbara Passrugger im neu erbauten Haus. Sie konnte die Wäsche in der Waschküche, in der sie einen Bottich, einen Dämpfer, einen geeigneten Tisch *„und sogar einen Spülwassertrog“* sowie eine Wasserleitung hatte, waschen. Sie *„war mit diesen Behelfen sehr zufrieden“*.[386] Mit der Vergrößerung ihrer Familie vermehrte sich auch der Anfall von Schmutzwäsche. Die Autorin war dankbar, dass ihr Frauen aus dem Dorf beim Wäsche Waschen halfen.[387]

Die gegenseitige Hilfe der Frauen am Waschtag führte nicht nur zu zusätzlicher Arbeit, die gemeinsame Arbeitszeit bot den Frauen Gelegenheit zur Kommunikation; was an die Bassena-Plaudereien bzw. die Gespräche der Frauen in den Höfen oder in den Waschküchen in den Städten erinnert.

„Wieder eine Erleichterung“[388] brachte die Hilfe ihres ältesten Sohnes, der ihr in den Ferien seiner Studienzeit den Waschtag abnahm. Ab den 1970er Jahren kaufte die Familie gebrauchte Waschmaschinen, die jedoch nicht lange funktionierten.

Abschließend hält Frau Passrugger fest, dass sie *„einen Waschtag wie in den Zeiten ohne Maschine nicht mehr bewältigen“* könnte und daher über die Hilfe ihrer Tochter die Wäsche der Mutter zu waschen *„sehr froh“*[389] ist.

Neben der Schilderung der einzelnen Arbeitsschritte des Waschvorgangs beschreiben die Probandinnen die Erzeugung bzw. die Art der Verwendung von Aschenlauge. Es *„wurde damals nur Aschenlauge verwendet“*, berichtet Maria Schuster in ihren Erinnerungen: In einen *„Holzfrentei“ kam „zu einem Viertel Asche hinein“*, die *„mit*

---

[384] Passrugger Barbara: Steiler Hang. (= „Damit es nicht verlorengeht …“, Bd. 27), Wien, Köln, Graz, 1993, S 78f.
[385] Ebd.
[386] Ebd., S. 79.
[387] Vgl. ebd., S. 80.
[388] Ebd.
[389] Ebd.

heißem Wasser aufgefüllt und stehengelassen" wurde bis *„die Lauge klar war"*. Erst nach der Filterung durch ein Tuch *„war sie gebrauchsfertig"*.[390]

Elisabeth Amanns Mutter spannte über den Waschbottich ein Tuch,

„das mit Wäscheklammern an den Rändern festgemacht war. Auf das Tuch kam die Asche aus dem Aschenschuber, darüber goss sie das siedend heiße Wasser. Die Lauge war so scharf, dass Mutter offene Fingerknöchel und raue, rissige Hände davon bekam."[391]

An wunden Fingerknöcheln – *„sie brannten wie Feuer"* – von der scharfen Waschlauge, litt die Autorin genauso, wenn sie ihrer Mutter beim Wäsche waschen half. Statt tröstenden Worten hörte sie von der Mutter nur *„Das hab' ich auch, sie nicht so wehleidig!"*[392].

In der Familie Paula Sperls fand der Waschtag *„jeden Monat"* statt, den sie wie folgt beschreibt:

„Die schmutzige Wäsche wurde in einer Aschenlauge eingeweicht, ausgebürstet und eingeseift. Dann legten wir die Wäsche in einen großen, hölzernen Zuber, spannten ein großes, rupfernes Tuch darüber und schütteten zwei Eimer voll Buchenasche darauf. Dann gossen wir das kochende Wasser aus dem Kessel darauf. Wenn das Wasser abgekühlt war, nahmen wir das Tuch mit der Asche weg, bürsteten alles innen und außen auf dem Waschschemel vor dem Haus. Dann kam die blaue Wäsche dran. …Die Wäsche fuhren wir mit dem Radlbock, im Winter mit dem Zugschlitten, zum Schwemmen zum Weiher. Wir nahmen uns ein Häferl heißes Wasser mit, um die Finger zu wärmen. Wir knieten auf der Wäschebrücke, bleuten mit einem flachen Holz die Wäsche und schwemmten sie, bis die Lauge draußen war. Die rupfernen Leintücher waren schwer zu schwemmen und auszuwinden."[393]

In keiner Passage der Darstellungen des Waschtages wird die Mithilfe von Männern erwähnt. Wenn die Frauen in der Form der Mehrzahl *„wir"* erzählen, scheint es selbstverständlich, dass diese Arbeit Frauen zugedacht war und daher das *„wir"* ausschließlich auf eine weibliche Gemeinschaft rekurrieren kann. Einzig Elisabeth Amman erwähnt die Hilfe ihres kleineren Bruders, die darin bestand, dass er ihr *„Holz brachte"*, als sie als Mädchen den Kessel zu heizen hatte.

Die Autorin musste – wie die meisten Mädchen in landschaftlichen Regionen – bei der *„Schwerstarbeit"* mithelfen. Während ihre Mutter im Haus zu tun hatte, nahm sie

---

[390] Schuster Maria: Arbeit gab's das ganze Jahr. Vom Leben auf einem Lungauer Bergbauernhof. (= „Damit es nicht verlorengeht …", Bd. 49), Wien, Köln, Graz, 2001, S. 36.
[391] Amann Elisabeth: „Dieses bisschen Glück …" Stationen einer rastlosen Kindheit und Jugend 1941-1955. (= „Damit es nicht verlorengeht …", Bd. 61), Wien, Köln, Graz, 2009, S. 25.
[392] Ebd.
[393] Sperl Paula. In: Mägde. Lebenserinnerungen an die Dienstbotenzeit bei Bauern. Hg. von Therese Weber. 3. Aufl. (= „Damit es nicht verlorengeht …", Bd. 5), Wien, Köln, Graz, 1991, S. 98.

„Wäschestück für Wäschestück aus dem Bottich, wrang es aus, so gut [sie] *konnte und bürstete es auf dem Tisch“*, legte die Wäsche wieder zurück in die heiße Lauge *„und nach nochmaligem Auswringen in das heiße Wasser im Kessel“*. Die Arbeit mit den nassen und schweren Wäschestücken fiel ihr nicht leicht. Wenn sie ihre Mutter darauf hinwies, dass sie noch *„zu wenig Kraft“* hätte, wies sie diese mit tadelnden Worten, dass sie nicht die Einzige sei, *„die Wäsche waschen muss, das war schon immer so“* zurecht. Sie möge an die *„Großmütter, die viele Kinder, die sie hatten“* denken, *„sie hat auch niemand geschont!“* Obwohl Tränen über ihr Gesicht rannen, wollte ihre Mutter *„in ihrem ewigen Zorn auf alles und jedes nicht sehen, dass* [sie] *für diese Arbeit noch zu klein war“*.[394]

„In ihrem ewigen Zorn auf alles“ verbarg sich die unbewusste Verzweiflung der Frau *„das war schon immer so“* nicht ändern zu können. Einerseits konnte die Mutter auf die Hilfe ihrer Tochter nicht verzichten und andererseits sollte diese beim Helfen auf die zukünftigen Aufgaben einer Hausfrau vorbereitet werden, damit *„das war schon immer so“* die Traditionskette anschlussfähig blieb.

Ludmilla Misotic war für das Waschen der Wäsche *„ja noch zu klein und zu schwach“*, aber nicht zu schwach, um das Wasser zu holen. Diese Hilfeleistung beschreibt die Autorin als eine für sie bedeutsame Erinnerung an ihre Kindheit: *„Mit einem kleinen Eimer lief ich ein paarmal am Tage zum Bach, und ich war sehr stolz, wenn ich nicht allzuviel Wasser aus dem Eimer verschüttet habe. Denn ich mußte mich ja eilen, bevor es finster wurde.“*[395] Die Probandin erlebte den Waschtag wie in einem Spiel ohne jeden verpflichtenden Zwang. Die Frauen verbanden Zweckmäßiges mit Spielerischen. Die Menge des *„mit einem kleinen Eimer“* gebrachten Wassers reichte zwar nicht für die Arbeiten am Waschtag aus, das *„ein paarmal am Tag zum Bach laufen“* führte zu einer sinnvollen Beschäftigung des Kindes und dessen Stärkung des Selbstbewusstseins.

Nicht alle Frauen konnten die Waschtage nach ihren Überlegungen festsetzen. Theresie Egger musste als Dienstmagd sowohl die Wäsche der Bauernfamilie als auch ihre Buntwäsche an Sonn- und Bauernfeiertagen waschen. Da *„wochentags oft genügend Zeit für die Wäsche gewesen wäre“*, lehnte sich die Autorin gegen diesen *„Brauch“* auf. Es nützte ihr nichts, die Auflehnung brachte ihr nur den Vorwurf ein, dass sie *„ein*

[394] Amann E., Dieses bisschen Glück …, 2009, 122f.
[395] Misotic L., 1986, S. 168.

undankbares Geschöpf"[396] sei. Die Autorin musste schon als Kind ihrer Mutter beim Wäsche Waschen helfen. *„Wie so viele andere Frauen in dieser Zeit"*, war ihre Mutter gezwungen zum Familieneinkommen beizutragen. Sie fand *„einen Waschplatz bei einer Kohlenhändlerfamilie mit zehn Personen".* Obwohl diese jeweils zweitätige Arbeit im Abstand von vierzehn Tagen eine *„sehr, sehr schwere Arbeit"* war und das Stehen *„hinter dem Waschtrog und fest bürsten ganz schön ausgab",* war ihre Mutter *„glücklich"*, denn sie erhielt außer dem Essen für sie und ihre Tochter *„noch zwanzig Schilling und damit war der Hunger wieder ein wenig gebannt"*.[397] Hedwig Duscher diente auf einem Bauernhof als Magd. Der Waschtag, der in den meisten Familien an Wochentagen stattfand, lief auf diesen Hof am Wochenende ab und

„sah damals so aus: Am Samstag nach der Stallarbeit wuschen wir uns. Es gab kein Bad, aber ein großes Schaff. Niemand von uns ist damals je in einer Badewanne gesessen. ... Nach der Körperwäsche wurde die Wäsche im Wasser eingeweicht, damit sich der Schmutz leichter löste. Vor dem Schlafengehen mußte die Wäsche für das Kochen hergerichtet werden. Die weiße Wäsche wurde geseift, gebürstet und gut durchgeschwemmt. Dann gab man sie in den Wäschetopf und kochte sie am Sonntag früh aus. ... Am Sonntag mußten wir mit der Wäsche noch vor dem Kirchgang fertig werden; es mußte alles schnell geschehen, da die Kirche um neun Uhr begann".[398]

Die Diskrepanz zwischen den gesellschaftlich normierten Zeitvorgaben hinsichtlich der Erledigung von Arbeiten und der Realität wird in diesem Zitat deutlich. Auf der Basis eines zunehmend inhaltsleer erlebten Sonntagsgebotes wird die Arbeitskraft der Mägde bis zur äußersten gesellschaftlich tolerierten Grenze ausgenutzt.

In ländlichen Gebieten schwemmten die Frauen die Wäsche im *„Sommer und Winter im Teich"*. [399]

Eine *„hölzerne Waschmaschine"* zählte zu den ersten Hilfsmitteln, die den Frauen das Wäsche Waschen erleichtern sollten.[400] Diese sogenannten *„Bottich-Waschmaschinen"* funktionierten nach folgendem Prinzip: Die Frauen warfen die Wäsche in einem mit Lauge gefüllten Holzbottich und bewegten händisch ein darin befindliches Drehkreuz mit einer Kurbel. Die händische Betätigung erleichterte das Wäsche Waschen nur in

---

[396] Egger Theresia in: „Als lediges Kind geboren …". Autobiographische Erzählungen, 1865-1945. (= Reihe „Damit es nicht verlorengeht …", Bd. 53), Wien, Köln, Graz, 2008, S. 200f.
[397] Ebd., S. 206.
[398] Duscher Hedwig In: Mägde. Lebenserinnerungen an die Dienstbotenzeit bei Bauern. Hg. Therese Weber. (= „Damit es nicht verlorengeht …", Bd. 5). Wien, Köln, Graz, 1991, S. 51.
[399] Mair Maria: „Als lediges Kind geboren". Autobiographische Erzählungen, 1865-1945. In: „Damit es nicht verlorengeht …, Bd. 53), Wien [u.a.], 2008, S. 238.
[400] Dörrer Berta, in: Bäuerinnen erzählen. Vom Leben, Arbeiten, Kinderkriegen, Älterwerden. (= Damit es nicht verlorengeht…, Bd. 60). Wien, Köln, Weimar, 2007, S. 199.

geringem Maße; eine effizientere Erleichterung der Arbeit brachten erst die später motorisch betriebenen Modelle. [401]

In den Berichten, die im Zuge der *„Erinnerungen an die Elektrifizierung“* gesammelt wurden, thematisieren die Frauen nach dem Wäsche Waschen die Bügelarbeit.

„Ein großes schweres Eisen“, das *„mit glühender Holzkohle“* gefüllt war, stand im Haushalt Margarete Brixs in Verwendung. Die Bügelarbeit gestaltete sich zu einer langen *„Prozedur“*, da die Glut bald abkühlte und *„immer wieder neu nachgefüllt werden“* musste. Da das Eisen *„anfangs zu heiß“* war, konnte ein Versengen der Wäsche nicht immer vermieden werden. Die ersten elektrischen Eisen erleichterten das Bügeln, waren jedoch noch *„ziemlich schwer und nicht regulierbar."* [402]

Auf eine andere Gefahr des Versengens der Wäsche wies Maria Schuster hin: die Kohlebügeleisen *„mussten immer geschwungen werden, damit die Kohlen nicht auskühlten. Dadurch bestand aber auch die Gefahr, daß Glut herausspritzte und die Wäsche versengte.“*[403] Um beim Bügeln mit einem *„Staheleisen“* nicht aufgehalten zu werden, verwendete sie zwei *„Stahel“*, die sie abwechselnd in der Herd- oder Ofenglut zum Glühen brachte. Als einzige Autorin erwähnte sie, dass *„damals nur* [gebügelt wurde], *was man sonntags trug: Männerhemden, Schürzen, Blusen und Kleider. Werktagskleidung und alle Wäschestücke aus Leinen wurden mit dem ‚Wäscheroller‘ bearbeitet.“*[404] Den *„Wäscheroller“* beschrieb Maria Schuster als eine Walze, die *„etwas kleiner als ein Nudelholz“* war, auf das *„die Wäschestücke möglichst faltenfrei“* gewickelt wurden. Mit dem *„dazugehörige Rollholz“*, das ungefähr ebenso breit wie die Walze, rechteckig und auf der Unterseite gerillt und mit Griffen versehen war, *„wurde die Walze mit der Wäsche hin- und herbewegt; davon wurde das Gewebe geschmeidig und weich.“*[405]

Als *„Qual“* empfand Therese Wagner das Bügeln. Wie andere Frauen in dieser Zeitepoche bügelte sie vor der Elektrifizierung mit einem *„Stagleisen“*. Beim Bügeln mit einem Holzkohleneisen oder einem Gasbügeleisen, die beide schwer waren und stanken, wurde ihr *„immer schlecht“*. *„Jetzt plätte*[t]*“* sie bei ihrer Tochter *„die Wäsche und Kleider mit dem Dampfbügeleisen, leicht und praktisch mit der regelbaren*

---

[401] Vgl. Glossar, In: Egger, Als lediges Kind geboren, S. 307.
[402] Brix M., Wien, Köln, Graz, 1986, S. 253.
[403] Schuster M., Arbeit gab’s das …, 2001, S. 37.
[404] Ebd.
[405] Ebd.

Wärme“. Das *„qualvolle Bügeln“* wandelte sich für die Probandin zum „*leichten und praktischen Plätten“*.[406]

Die gesundheitliche Belastung beim Bügeln mit Kohlenbügeleisen thematisiert desgleichen Paula Sperl. Ihre *„Schwester fiel einmal in Ohnmacht, weil im Winter kein Stubenfenster offen war, so daß* [sic] *das Kohlengas nicht hinaus konnte“*.[407].

„Eine große Plage“ war nicht nur das Bügeln mit den schweren *„Stagleisen“* oder *„Kohlebügeleisen“*, ebenso beschwerlich war das Bügeln mit einer *„Wäscherolle, auch Mangel genannt“*, die in *„manchen Waschküchen“* stand. Josefine Kluger, die an einer Mangel gearbeitet hat, beschreibt diese Wäscherollen und ihre Funktion:

„Es war ein großer, massiver Holzkasten. Auf ihm lag eine ebenso große offene Lade, die lief auf zwei Holzrollen und war mit Pflastersteinen beschwert. Die Wäscherolle wurde vorwiegend für Bett- und Tischwäsche verwendet. Die sorgfältig gefalteten Wäschestücke wurden auf den Holzkasten gelegt und die schwere Lade darübergezogen. Die Rollen preßten die Wäsche glatt, und sie mußte nicht mehr gebügelt werden; es war eine große Plage.“[408]

Die Autorin bezeichnete die Wäscherolle als *„die Vorläuferin der modernen Bügeleisen und der Bügelmaschinen“*. [409]

ZUSAMMENGEFASST:

In den autobiographischen Erzählungen der Buchreihe *„Damit es nicht verlorengeht …“* bezeichnen die Frauen den Waschtag als

„die Riesenarbeit“,

„ Schwerstarbeit“,

„eine kraftverzehrende Plage“,

„eine anstrengende Tätigkeit“.

Das Wäsche Waschen war eine den Frauen zugedachte Arbeit,

„das war schon immer so“.

„Wie so viele andere Frauen in dieser Zeit“ mussten zumeist Mütter nicht nur die Wäsche der Familie waschen, sie waren zusätzlich gezwungen „*einen Waschplatz“* anzunehmen, um zum Familieneinkommen beizutragen.

---

[406] Wagner Therese. In: „Als das Licht kam“. Erinnerung an die Elektrifizierung. Hg. Viktoria Arnold (= „Damit es nicht verlorengeht …“, Bd. 11), Wien, Köln, Graz, 1986 S. 184.
[407] Sperl P., 1991, S. 98.
[408] Kluger J., 1986, S. 45
[409] Ebd.

Ein Waschtag fand – so ferne naturbedingt die nötige Wassermenge zur Verfügung stand – *„jeden Monat“, „im Sommer alle vier Wochen“* statt und dauerte „*immer zwei volle Tage“* oder *„bis zu drei Tagen“*.

Auf manchen Bauernhöfen mussten die Mägde am Samstag die Wäsche nach der Körperreinigung der Dienstgeber und der Dienstnehmer einweichen. Am Sonntag *„musste alles schnell geschehen“*, denn mit dem Auskochen und Schwemmen mussten die Mägde *„noch vor dem Kirchgang fertig werden“*.

In regional höher liegenden Gebieten gab es

„oft drei Monate keinen Waschtag“,

„im Winter konnte oft wegen Wassermangels lange Zeit nicht gewaschen werden“ und

„gewaschen wurde ausschließlich mit Regenwasser, vorausgesetzt es regnete“.

Die Wasserversorgung war nicht nur auf Bergbauernhöfen beschwerlich:

„Viele Kübel Wasser mußte man über den Hof schleppen“,

„alles Wasser vom Brunnen holen“,

„im Winter, wenn der Brunnen eingefroren war, mußten wir erst mit heißem Wasser auftauen“,

„Das Wasser mußte vom Trog ins Waschhaus getragen werden. Eimer für Eimer“.

Als Hilfsmittel zählten die Frauen folgende Gegenstände auf: *„Waschrumpel, Holzklopfer, Holzpracker, Wäscheklopfer, Holzbottich, Waschtrog, Reisbürsten, Blechschaffel“*. Der Wäscheklopfer oder Holzpracker bestand aus einem Stück rechteckig geformten Hartholz mit einem Haltegriff und kam für das Bearbeiten schweren Leintücher zum Einsatz. .

Als Waschmittel

„wurde damals nur Aschenlauge verwendet“,

„Sodalauge oder Holzaschenlauge“.

Zum Schwemmen der Wäsche nützten die Frauen primär natürliche Ressourcen:

„Sommer und Winter im Teich“,

„mit dem Radlbock, im Winter mit dem Zugschlitten, zum Schwemmen zum Weiher“,

„zum Schwemmen lud man die Wäsche in Körben auf einen Wagen und fuhr damit zum Bach“,

„wenn der Bach dick zugefroren war, mußte erst das Eis aufgehackt werden“,

„im Brunnentrog mit kaltem Wasser ganz saubergespült“.

Eine *„Prozedur“, die „zwei oder drei Tage gedauert“* hat, war das Bleichen der weißen Wäsche, die „dafür aber auch sauber und blütenweiß“ war. Die Wäsche

„wurde sorgfältig auf der Wiese ausgebreitet“,

„schien die Sonne sehr stark, so mußte die Wäsche jede Stunde mit klarem Wasser bespritzt und gewendet werden!

„Frisches, neues Leinen wurde noch auf dem Rasen gebleicht. Mehrmals täglich besprühten wir die langen Streifen auf dem Rasen und wendeten sie mehrmals, bis sie schön weiß wurden.“

Außer Barbara Passrugger erwähnt keine der Autorinnen, dass Männer beim Wäsche Waschen geholfen hätten. Der älteste Sohn nahm der Probandin *„in den Ferien seiner Studienzeit den Waschtag ab“*.

Die Mütter setzten die Tradition, dass Töchter bei der *„Schwerstarbeit“* zu helfen hätten – teilweise ohne Rücksichtnahme auf die physische Konstitution der Mädchen – fort. Usuell war die gegenseitige Hilfe der Frauen bei der *„Riesenarbeit“*.

Über erste technische Hilfskonstruktionen (wie beispielsweise die Wringmaschinen) erzählt nur Berta Dörrer, ihr stand eine *„hölzerne Waschmaschine“,* (Bottich-Waschmaschine“) zur Verfügung.

Während der *„kraftverzehrende*[n] *Plage“* litten die Frauen oft an einer

„ungeheuren Kälte, die alles erschwerte.“

„Im Winter war dies besonders bitter, wenn sie [die Wäsche]*in den ausgewaschelten Händen gleich gefror.“*

„Oft meinte man das Herz müsse vor Schmerz versagen“ und

ohne Wärmewasser, worin man die Hände von Zeit zu Zeit tauchen konnte, wäre es nicht zum Durchhalten gewesen“.

Von der *„scharfen Lauge“* bekamen die Frauen

„offene Fingerknöchel und raue, rissige Hände“ oder ihre

„Fingerknöchel waren wund von der scharfen Waschlauge und brannten wie Feuer“.

Nur eine Autorin erwähnte ihre Erfahrung beim Wäsche Waschen in einer Waschküche:

„Im geschlossenen Raum, im Dampf des kochenden Wassers, rann uns schnell der Schweiß über den Rücken.“

Die von verschiedenen Probandinnen des Schreibaufrufes vorgebrachten Ausdrücke starker Aversion gegen das als Plage erlebte Wäsche Waschens kulminieren in einer

Aussage von Theresia Oblasser: *„am meisten grauste mir immer vor dem Bürsten und Ausreiben der schmutzigen Wäsche“*[410] .

Die Bügelarbeit mit dem *„Stagleisen“,* dem *„Kohlbügeleisen“* und dem *„Gasbügeleisen“* war *„eine Qual“* und konnte zu gesundheitlichen Gefahren führen:

„das Bügeln war ungesund“,

„meine Schwester fiel einmal in Ohnmacht, weil im Winter kein Stubenfenster offen war, so daß das Kohlengas nicht hinaus konnte“,

„mir wurde immer schlecht beim Bügeln“,

„Gasbügeleisen war schwer und stank“.

Über lobende Worte für die Erledigung der *„anstrengenden Tätigkeit“* schreiben die Autorinnen nichts. Die Bewältigung eines Waschtages zählte zu den selbstverständlichen Pflichten der Frauen. Dennoch bringt eine Probandin ihre Gefühle nach einem Waschtag zum Ausdruck, die stellvertretend für alle Frauen stehen können: *„Aber wie waren wir zufrieden und stolz, wenn ein Waschtag vorbei war! Wir wussten, dass wir viel geleistet hatten.“*

[410] Oblasser Theresia: „Das Köpfchen voll Licht und Farben …“ Eine Bergbauernkindheit. Bearbeitet v. Annelies Gorizhan, Günter Müller. (= „Damit es nicht verlorengeht …“, Bd. 58), Wien, Köln, Graz, 2006, S 101.

7 DIE HAUSARBEIT AUS DER SICHT DER FRAUEN

Für Simone de Beauvoir gibt es *„wenig Aufgaben die der Sisyphus-Qual verwandter sind als die Hausfrauenarbeit. Tag für Tag muß abgewaschen, abgestaubt und geflickt werden; doch morgen wird das Geschirr schon wieder benutzt sein, die Möbel staubig und die Wäsche zerrissen.“*[411]

Mit anderen Worten, der Beauvoirschen Definition entsprechend charakterisiert Aloisia die Hausarbeit: *„So ging das Tag für Tag, Jahr für Jahr …“*[412]

Gertrud *„war verblüfft von der Frage >Was fällt für Sie unter den Begriff der Hausarbeit> steht das nicht eigentlich von vornherein fest?“* Ihrer Meinung nach ist die Frau die *„Infrastruktur der Familie*“. Zu ihrer anschließenden Frage: *„wo soll ich also anfangen aufzuzählen?“* führt sie folgende Arbeiten an:

„Lüften, Bettenmachen, Aufräumen, Staubwischen am Morgen über Einkaufen, Kochen, Abwaschen, Einkochen (auch Schmalz ausgelassen habe ich immer selbst), Wäschewaschen und Bügeln, Nähen, Stricken, Flicken, Stopfen, bis zum Jause- und Nachtmahlrichten“. [413]

Für Gertrud zählen die Kindererziehung, die Krankenpflege und die Betreuung der Alten ebenso zum Aufgabengebiet der Frauen; sie stellt zur Diskussion, ob diese Verpflichtungen in die *„Rubrik“* der Hausarbeit oder *„unter ‚mütterliche Pflichten‘“*[414] fallen.

Die Probandin beantwortet die Frage, was „*unter den Begriff der Hausarbeit“* fällt mit der Gegenfrage *„steht das nicht eigentlich von vornherein fest?“* und designiert anschließend die Frau als *„Infrastruktur der Familie“*.[415] Der Begriff *„Infrastruktur“* beinhaltet alle notwendigen wirtschaftlichen und organisatorischen Aufgaben als Grundlage eines hochentwickelten Wirtschaftssystems. Mit der – aus dem ökonomisch-technischen Begriffsfeld stammenden – Benennung der Frau als *„Infrastruktur der Familie“* betont die Autorin die von ihr (und anderen Frauen) übernommene hohe Verantwortung und Realisierung aller anfallenden Aufgaben in den Familien. Sie stellt außerdem zur Diskussion, ob zwischen Haushaltsarbeiten und der *„Kindererziehung,*

[411] De Beauvois Simone: Das andere Geschlecht: Eine Deutung der Frau. (Von Marianne Langewiesche gekürzte u. bearbeitete Sonderausgabe). 3. Aufl., Hamburg, 1960, S. 125.
[412] Aloisia, Mein Leben im …, 2009, S. 5.
[413] Gertrud, Der Bereich der …, 2009, S. 5.
[414] Ebd.
[415] Ebd.

Krankenpflege, Betreuung der Alten" formal als *„mütterliche Pflichten"* zu unterscheiden ist. Zu den *„mütterlichen Pflichten"*, zählen primär die Einstellung sich in andere Menschen einzufühlen und alle Agenden ohne Rücksicht auf das Befinden der eigenen Person zu erledigen. Hinter diesen Pflichten stehen die Eigenschaften Empathie und Pflichtbewusstsein, die auch gegenwärtig noch traditionell den Frauen zugeschrieben werden.

Für Hertha fällt unter den Begriff Hausarbeit: *„kochen, backen, bügeln, waschen, Geschirr abwaschen, Wohnung in Ordnung halten, einkaufen, Erziehung und Betreuung der Kinder, kleinere Näharbeiten, stopfen"* und sie fügt hinzu *„zum Großteil meine Agenden"*.[416]

7.1 Erlebte Praxis

„Hausarbeit" ist für die allein lebende Karin wie sie *„jetzt"* nach ihrer *„außerhäuslichen Berufsarbeit"* feststellt, *„keine eigentliche Arbeit"*, sondern *„eher Mittel, um Wohnung, Kleidung … gut in Ordnung zu halten"*. Die *„Hausarbeit"* nimmt der Autorin *„eher die Zeit weg für andere Sachen"*, die sie machen *„möchte/muss"*.[417] Karin hatte in ihrer Jugend einige Jahre im Haushalt ihrer Großeltern in einem *„kleinen, soliden Haus am Waldrand in Pötzleinsdorf"*[418] gelebt. Im Vergleich zwischen der Hausarbeit ihrer Großmutter und ihrer eigenen in den vergangenen fünfzig Jahren, stellt die Autorin umfangreiche Veränderungen schon allein zur *„Auffassung und Einstellung dazu"* fest. Für ihre Großmutter, die neben der Hausarbeit auch einen *„großen Garten zur Selbstversorgung"* bearbeitete, war die Hausarbeit *„ehrliche Arbeit, die Befriedigung brachte, ein Bewusstsein von Rechtschaffenheit nach erfüllter Pflicht (einer allgemeinen Pflicht im Leben, nicht nur vielleicht meinem Großvater gegenüber)"*.[419] Dieses positive Gefühl der *„Befriedigung"* nach erfüllter Pflicht empfindet die allein lebende Autorin nicht, intuitiv will sie ihre *„Hausarbeit eher von anderen unbemerkt und möglichst früh am Tag und rasch erledigen"*, damit sie sich *„dann einer anderen 'eigentlichen' Arbeit widmen kann"*.[420] Ein *„zumindest teilweises"* unangenehmes Gefühl empfindet die Autorin, *„wenn Besuch kommt"*,

[416] Hertha, Lebensgeschichtliche Aufzeichnungen, 2009, S. 1.
[417] Karin, Meine Hausarbeit, 2009, S. 2.
[418] Ebd., S. 1
[419] Ebd.
[420] Karin: Meine Hausarbeit, S. 1.

während sie *„mit der Hausarbeit noch nicht fertig“* ist. *„Nicht abgewaschenes Geschirr oder ein ungemachtes Bett“* stört Karin, außer sie ist *„gerade bei einer ganz wichtigen Arbeit“*, die sie nicht unterbrechen will oder die hohe Konzentration verlangt und die ihr *„ein kreatives Hochgefühl gibt“*; dann kann sie *„alles andere wegschieben, auch die Hausarbeit*“. Nach Abschluss *„einer solchen Arbeit“* macht ihr auch die Hausarbeit *„Spaß“* und dann *„erstreckt sich das Hochgefühl auch auf die erledigte Hausarbeit“*.[421] Primär bedeutet die Hausarbeit für Karin die Wohnung *„sauber und auch gemütlich“* zu halten, damit sie sich *„darin wohl fühlen kann“*. [422]

Als so genannter *„Single“* ist sie unabhängig und kann die Hausarbeit daher nach ihrer Passion erledigen, trotzdem hat sie das Bedürfnis – außer in den von ihr erwähnten Ausnahmefällen –, die Hausarbeit *„möglichst früh am Tag und rasch zu erledigen“*. Hausarbeit hat für die allein stehende und früher berufstätige Autorin einen anderen Stellenwert als für ihre Großmutter. *„Spaß“* und *„das Hochgefühl“* für die Hausarbeit erlebt Karin nur indirekt durch die Erledigung *„einer ganz wichtigen Arbeit“* und nicht täglich im *„Bewusstsein von Rechtschaffenheit nach erfüllter Pflicht“* wie ihre Großmutter. Die Hausarbeit *„so früh wie möglich“* zu erledigen um *„den Tag besser einteilen zu können“* führt sie auf den Einfluss ihrer Großmutter zurück. Für die Autorin stellt die Arbeit im Haushalt jedoch – vielleicht unbewusst – eine für sie lästige Pflichterfüllung dar, so dass sie sich bemüht, diese Arbeiten zu Tagesbeginn und rasch zu erledigen.

Ganz anders erlebte Karin die Hausarbeit bei ihrer berufstätigen Mutter in einer Gemeindewohnung. Während im Haushalt der Großmutter die Hausarbeit *„in einem ruhigen und geordneten Rhythmus erledigt wurde“*, putzte ihre Mutter *„eher spontan wie in einem Anfall von Putzwut“*. Ihre Mutter *„arbeitete gründlich und laut, alles wurde auf den Kopf gestellt“*. Für die Autorin hatte ihr Putzen *„etwas Aggressives und Vorwurfsvolles“*. Sie ging ihrer Mutter *„dann am liebsten aus dem Weg“*, sofern sie *„überhaupt bei ihr zu Hause war“*. Nach dem Putzen wirkte die Wohnung für Karin *„manchmal kahl und kalt“*.[423] Die kleine Zweizimmerwohnung *„blitzte vor Sauberkeit“*, aber der Autorin *„fehlte eine wohnliche Gemütlichkeit“*.[424] Ihrer Großmutter hingegen ging es *„nie um pingelige Sauberkeit, sondern darum eine*

[421]Karin, Meine Hausarbeit, S. 1.
[422] Ebd., S. 2.
[423] Ebd., S. 6.
[424] Ebd.

bestimmte Ordnung zu erhalten", in der sie sich wohl fühlten und *„die ein Gefühl von Sicherheit, Stabilität und Geborgenheit hervorrief"*. Während die Großmutter täglich kochte, stellte Karins Mutter *„keine Lebensmittel her und kochte auch nur wenig und unregelmäßig"*. Als Berufsschullehrerin *„holte sie sich lieber im nahe gelegenen Wirtshaus ein komplettes Essen im Henkelmann (drei über einander gestellte Töpfchen mit einem Henkel)"*.[425]

Das Vorbild der Großmutter, die ihre Hausarbeit auch noch mit 73 Jahren trotz schwerer Krankheit *„mit Ruhe und Souveränität"* erledigte, hat Karin in ihrer Einstellung zur Hausarbeit geprägt. Für sie als allein stehende – früher berufstätige – Frau stand und steht die Hausarbeit zwar nicht im Mittelpunkt ihres Lebens wie für ihre Großmutter; die Hausarbeit erledigt(e) sie jedoch in Erinnerung an ihre Großmutter als *„ehrliche Arbeit, die Befriedigung brachte"* und bringt. Ihrer Großmutter ging es bei der Hausarbeit *„nie um pingelige Sauberkeit, sondern darum eine bestimmte Ordnung zu erhalten"* in der sich der Großvater und Karin *„wohlfühlten"*. Diese *„Ordnung"* rief ein *„Gefühl von Sicherheit, Stabilität und Geborgenheit"* hervor, das Karin im Haushalt ihrer Mutter vermisste. Die Hausarbeit *„möglichst früh am Tag und rasch zu erledigen"* vermittelt der Autorin einerseits *„dieses Gefühl der Ordnung"* und befreit sie andererseits von der – für sie doch einschränkenden – Pflichterfüllung; damit sie sich *„dann einer anderen, ‚eigentlichen' Arbeit"* widmen kann.

Erika fühlte sich vom Thema Haushalt *„direkt angesprochen"*, denn ihr *„Berufsleben dauerte einschließlich Lehrzeit nur sieben Jahre"*, danach war sie *„nur noch Mutter und Hausfrau"*. Sie wohnte mit ihrem Mann bei Ihren Eltern. Als sie 1953 ihr erstes Kind bekam, *„begann eigentlich auch* [ihr] *Leben als Hausfrau"*.[426] Obwohl die Autorin über ein jahrzehntelanges Wissen über die vielfältige und verantwortungsvolle Haushaltsarbeit – in der Begriffsbestimmung von Landau – verfügt, definiert sie sich rückblickend nach Beendigung ihres Berufslebens *„nur noch"* als *„Mutter und Hausfrau"*. Statt neutral zu formulieren – ich war ausschließlich Mutter und Hausfrau –, wählt Erika die eindeutig abwertende Modalpartikel *„nur"* verstärkt in Verbindung mit *„noch"*. Sie übernimmt damit zwar das gesellschaftliche Rollenbild der *„Nur-Hausfrau"*, sieht sich jedoch primär in der positiv konnotierten Rolle der *„Mutter"* und den damit verbundenen Aufgaben.

---

[425] Karin, Hausarbeit, S. 7.
[426] Erika, Hausarbeit, 2009, S. 1.

Wie fast alle Autorinnen beschreibt sie *„das größte Problem“* der Frauen, den Waschtag, detaillierter; andere Arbeiten im Haushalt in den ersten Jahren fasst sie kurz zusammen: *„Ansonsten war ich ausgelastet, die beiden Kinder zu versorgen, vormittags einkaufen, kochen bis 12 Uhr, da mein Mann in seiner Mittagspause zum Essen kam. Nachmittags machte ich die Wäsche fertig, bügelte, nähte und beschäftigte die Kinder“*.[427] In den folgenden Jahren vergrößerte sich die Familie, drei weitere Kinder wurden geboren, die Aufgaben vervielfachten sich, obwohl sie *„kleine Pflichten“* den *„Kindern nun schon überlassen“* konnte. Erikas zwölfjährige Tochter *„dokumentierte“* in der Schule auf die Frage, *„wie die Hausarbeit in den Familien aufgeteilt sei“* folgenderweise: *„Der Vater und die Brüder ziehen die Uhren auf und reißen die Kalenderblätter ab, den Rest macht Mutti mit meiner Hilfe“*.[428] Die Autorin fügt in ihrem Bericht eine *„Episode ein, die vielleicht in Kürze zeigt“*,[429] wie ihre Tagesplanungen durch plötzlich sich ergebende und zu erledigende Kleinigkeiten – vielfältige nicht nennenswerte Aufgaben einer „Nur-Hausfrau“ – oft beeinflusst wurden:

„Dieser Tag hatte es aber in sich! Eilig lief ich in der Küche hin und her, um das Essen rechtzeitig fertig zu haben. Der Sprechtag am Gymnasium hatte zu viel Zeit gekostet. Die Auskünfte haben meine Laune auch nicht gehoben.
Um 13 Uhr waren alle bei Tisch und endlich konnte ich verschnaufen, dachte ich. Da sah mein Mann auf die Uhr: in einer halben Stunde habe ich einen Termin, sagte er und wartete ungeduldig auf den Kaffee.
Mutti, kannst du mir ein paar Brote machen, ich muss gleich wieder auf die Uni, bat der älteste Sohn.
Mutti! Jetzt ist mir bei der Turnhose der Gummi gerissen, ich habe [es] *aber schon eilig, rief es aus dem Nebenzimmer.*
Ich servierte den Kaffee, trank meinen im Stehen, strich Brote, reparierte die Turnhose.
Beim Anblick der Küche verschob ich den längst fälligen Gang zum Friseur wieder einmal. Während ich das Geschirr neben dem Becken stapelte, betätigte der 13jährige seinen Kassettenrecorder, die Jüngste übte auf der Flöte und die 18jährige Tochter machte sich schön für einen Stadtbummel mit den Freundinnen. Sie merkte wohl, dass ich nicht am besten gelaunt war und wollte mich vielleicht aufheitern, als sie mir einen Kuss auf die Wange drückte und „Akropolis adieu“ zur Tür hinaus sang.
Ja, ja adieu, alte verstaubte Burg, rief ich ärgerlich hinterher. Da kam sie zurück, umarmte mich, half mir beim Geschirr und bestand darauf, dass ich zum Friseur ging“.[430]

Die Autorin zählte hier einige der vielen bei der Bewertung der Hausarbeit unbedeutenden Hilfsleistungen auf, die aber für den Einzelnen im Augenblick von

[427] Erika, Hausarbeit, 2009, S. 1.
[428] Ebd., S. 3.
[429] Ebd., S. 4.
[430] Ebd.

großer Wichtigkeit waren. Jedes Familienmitglied setzte voraus, dass die Frau und Mutter für die Erledigung ihrer Wünsche selbstverständlich auf der Stelle zuständig wäre und jene Kinder, die gerade keine Assistenz benötigten, ihren (Freizeit-)Beschäftigungen nachgingen. Der ärgerliche Ton in der Stimme der Mutter beim Verabschieden der Tochter weckte offensichtlich ihr Mitgefühl. Pflichtbewusst kam sie zurück, half der Mutter und ermöglichte ihr doch *„den längst fälligen Gang zum Friseur“*.

Von den vielfältigen Haushaltsarbeiten haben die Probandinnen einige Aufgabenbereiche in einzelnen Segmenten beschrieben. Besonders detailliert berichteten sie über die physisch schwerste Arbeit – den Waschtag.

7.2 „Das größte Problem war wohl die Wäsche.“[431] – Der Waschtag

Beim Recherchieren einiger Biographien und Berichte zu früheren Schreibaufrufen fand ich zwar oft Informationen über die alltägliche und mühselige Hausarbeit, aber keine Details über die vielfältigen Aufgaben, die die Autobiographinnen in ihren Haushalten zu erledigen hatten – außer einer Tätigkeit: dem Waschtag.

In einigen *„Lebenserinnerungen“* erwähnen die Frauen mit nur wenigen Worten, dass sie beim *„große Wäsche Waschen“* geholfen hatten oder das Wäsche Waschen übernehmen mussten, wenn die Mutter erkrankte.[432] Andere Autorinnen beschreiben diese schwere Arbeit ausführlicher.

„Eine besondere Plage für jede Hausfrau, so auch für meine Mutter, war das Waschen der Wäsche. Dazu wurde im Keller ein großer Heizkessel mit Wasser gefüllt und dann mit Holz und Briketts geheizt. Die weiße Wäsche wurde dann gekocht, anschließend wurde jedes Stück mit Seife und Waschrumpel in einem Waschtrog bearbeitet. Zum Bügeln stellte man schwere Eisen auf den Herd, der Griff war abnehmbar, man hatte 2 Eisen, das jeweils heiße wurde verwendet. Da kam es schon vor, dass ein Wäschestück einen hässlichen Brandfleck abbekam“.[433]

Eine andere Autobiographin berichtet:

„An die gefürchteten Waschtage im Keller, mit Kesseln voll wenig duftender, seifiger Wäsche, mühsamem Schrubben auf der Waschrumpel kann ich mich – wie sicher alle meine Zeitgenossen – noch sehr gut erinnern. Erst als ich später genügend verdiente, konnten wir ein seltsames, gebrauchtes Gerät, eine der ersten Waschmaschinen kaufen und diese Plackerei war zu Ende“.[434]

---

[431] Erika, Hausarbeit, S. 1.
[432] Weninger Hildegard: Lebenserinnerungen. 1994, S. 64.
[433] Dudeschek Ilse: Meine Kindheit – geprägt von der Nachkriegszeit. S. 1.
[434] Farschtschian Edith. Vom Selbstversorger zum Letztverbraucher. 2006, S. 1.

Ähnlich detaillierte Ausführungen finden sich in den Einsendungen zum Schreibaufruf über den Bereich der Hausarbeit. Für Cäcilia scheint der Ablauf eines Waschtages zu den eindrucksvollsten Erinnerungen zu gehören; sie beginnt ihren eineinhalbseitigen Bericht über die *„Hausarbeit in der Nachkriegszeit“* mit einer genauen Beschreibung dieses Vorhabens:

„Ein Waschtag in meiner Kindheit, begann in der Früh mit einem riesigen Kessel kochenden Wassers im Keller in der Waschküche. In dem Häfen schwamm die Wäsche und wurde von meiner Mutter mit einem großen Holzkochlöffel umgerührt. Dann wurde die dampfende Wäsche in den hölzernen Waschtrog geworfen und mit Hilfe einer Rumpel durchgewalkt. Anschließend wurde der Stoppel aus dem Trog gezogen und mit einem Gartenschlauch das Schwemmen besorgt. Im Wäschekorb schleppte meine Mutter dann die feuchte, nur händisch ausgewrungene Wäsche auf den Dachboden (125 Stufen hoch) und hängte sie dort auf einem Strick zum Trocknen auf“.[435]

Sie betont das *„Schleppen“* der Wäsche in den Dachboden im siebenten Stock mit dem nächsten Satz: *„Das ‚Schleppen‘ war damals überhaupt eine ständige Plage“*.[436] Zusätzlich unterstreicht Cäcilia die Worte *„Waschtag“* und *„Schleppen“* – mit diesem Konnex will sie – meiner Meinung nach – die für ihre Mutter und für sie in der Nachkriegszeit physisch extrem schweren Tätigkeiten besonders hervorheben.

Herta beginnt so wie Cäcilia ihren dreiseitigen *„Erfahrungsberichte über die Arbeit im Haushalt“* ebenso mit der bis in die 1960er Jahre schwersten Haushaltsarbeit: dem Wäsche Waschen. Ihre detaillierten Angaben über das Thema Waschtag und die Entwicklung von mechanischen Waschhilfen bis zu den automatischen Waschmaschinen umfasst fast die Hälfte ihres Berichtes. Den Ablauf des Waschvorganges schildert sie noch detaillierter als Cäcilia und mit ähnlichen Worten wie einige andere Autorinnen in ihren Ausführungen:

„Die Lauge zum Auskochen der Wäsche wurde in einem gemauerten Herd mit Kessel vorbereitet. Dazu musste der Kessel bereits einige Zeit früher angeheizt werden, dann durfte man unter dem Waschen nicht auf das Holznachlegen vergessen. Am Vorabend war die Wäsche bereits in den Bottichen eingeweicht worden unter Zusatz von Henko. Mit einem Riesenlöffel aus Holz wurde die Wäsche in der Lauge bewegt, nach einiger Zeit Stück für Stück damit herausgefasst und in den Waschtrog gehievt. ... In dem Waschtrog befand sich reines Wasser, dort wurde mit Bürste und Waschrumpel die Wäsche bearbeitet. Danach kam sie in einen Bottich mit reinem Wasser, dann wurde

[435] Cäcilia, Hausarbeit in der…, 2009, S. 1.
[436] Ebd., S. 1.

noch zweimal geschwemmt, dem letzten Schwemmwasser wurde Sil oder Waschblau zugesetzt“.[437]

Nach dem Waschen aller weißen Wäschestücke wiederholte sich der Vorgang mit der Reinigung der Buntwäsche; dafür standen oft drei bis vier Bottiche in einer Waschküche. Zu dieser Kräfte raubenden Arbeit kam für die Mutter von Herta hinzu, dass es in der Waschküche keinen Abfluss gab und das Wasser mit einem Kübel durch das Fenster in den Hof entleert werden musste. Das Schleppen der gewaschenen Wäsche in Körben fünf Stockwerke hoch auf den Dachboden zum Aufhängen und Trocknen blieb auch ihr nicht erspart. Der Mutter von Herta kam die Großmutter und zeitweise eine Wäscherin zu Hilfe, da *„sie klein und zart“* war und *„diese Gewalttour allein nicht durchgehalten“*[438] hätte. Ebenso half der Vater – ein Bäcker, der mittags mit der Arbeit fertig war – die Wäschekörbe auf den Dachboden zu tragen.

Das Einweichen der Wäsche beschreibt Hanni – eine in Tirol lebende Schreibpartnerin – als *„absechtln“*. Dieser Vorgang war noch zeitaufwendiger als die von anderen Autorinnen beschriebene Prozedur des Einweichens:

„Die Wäsche wurde vorgewaschen und in einen sehr großen Zuber – Holzbottich – vorsichtig eingelegt. Oben drauf kam ein altes sehr lockeres herbenes – sehr raues Leinen – das darüber gespannt wurde. Hier drüber wurde die heiße Aschenlauge geschüttet.“ [439]

Sieben bis acht Mal musste die unter dem Bottich abgelassene und wieder aufgefangene Aschenlauge erhitzt und neuerlich über die Wäsche geschüttet werden. Über Nacht blieb die Wäsche in der Lauge liegen und *„erst am nächsten Morgen wurde die Lauge abgelassen und heißes Wasser zum Waschen darüber geschüttet und die Wäsche herausgerumpelt. Erst dann gings ans Schwemmen“*.[440] Diese Methode des Wäschewaschens kam nur für die *„Bettwäsche und Weißwäsche“* in Frage. *„Die große Wäsche, das war ein besonders anstrengender Tag“,* an dem die Bettwäsche mit Aschenlauge *„abgesechtlt“* wurde. Die Aschenlauge *„war sehr scharf, die Hände waren immer wund“*.[441]

Für einige Frauen gestaltete sich der Waschtag noch schwieriger. Erika z. B. musste die Wäsche *„in einem Schaff mit Waschbrett waschen“* und die Windeln *„in einem großen*

[437] Herta, Erfahrungsberichte über die…, 2009, S. 1.
[438] Ebd., S. 1.
[439] Hanni, Hausarbeit im Wandel, 2009. S. 7.
[440] Ebd.
[441] Ebd.

Topf auf der Elektroplatte"[442] auskochen, da im Haus keine Waschküche vorhanden war. Ebenso erging es Josefine, die ebenso gezwungen war die Bettwäsche und die Windeln am Sparherd auszukochen. Beim Wasser Holen konnte sie mit der Hilfe ihres Mannes rechnen, denn sie schreibt: *„Wir mussten jeden Tropfen Wasser pumpen und hinauf tragen* [in die Wohnung im 1. Stock: 2 Zimmer] *und auch wieder alles hinunter tragen"*.[443] Traute berichtet nicht nur über den physischen Vorgang des Auskochens der Windeln auf dem Gaskocher, sondern erwähnt auch die damit verbundene unangenehme Geruchsbelästigung beim Waschen der Wäsche in den Wohnräumen. *„Es stank so bestialisch in dem kleinen Raum* [acht m²], *dass ich – auch im Winter – nur bei offenem Fenster Windeln kochte"*[444] beschreibt Traute diese für sie damals olfaktorisch unangenehme Situation. Da sie sich *„keine Wäscherei leisten konnten"*, musste Traute auch die Bettwäsche und sonstige Wäsche in einem Topf auf einem kleinen Gaskocher auskochen. Dieser Arbeitsgang war ebenfalls mit einer Geruchsbelästigung verbunden, *„weil die Waschmittel einen ätzenden chemischen Gestank verbreiteten"*.[445]

Eine andere aber ebenso unangenehme Beeinträchtigung ihres Geruchssinns empfand Gertrud A., wenn ihr Großvater *„Seife aus alten Knochen und Aschenlauge"*[446] in einer alten umgebauten Tonne kochte. *„Es stank fürchterlich, aber so hatten wir wenigstens etwas mit dem man sich und seine Wäsche reinigen konnte"*[447] berichtet die Autorin. Nach dieser Schilderung aus ihrem persönlichen Umfeld beschreibt Gertrud A. das mühevolle Wäsche Waschen nicht mehr in der „Ichform", sondern schildert die Gegebenheiten, die den Frauen die Arbeit mit dem Reinigen der Wäsche bis in die 60er Jahre erschwerten, in der anonymen stellvertretenden „man"-Form für die Mehrheit der in dieser Zeitspanne lebenden Frauen:

„In den Häusern wo es eine Waschküche gab war so ein Waschtag, so man einen Kessel zum Beheizen und ‚auskochen' der Wäsche hatte, etwas leichter, wenngleich von frühmorgens bis spätabends, und oft sogar an zwei Tagen hintereinander, die Plagerei dauerte. Kartons und alte ‚Steigln', in denen einst Obst und Gemüse transportiert worden war, sammelte man jederzeit, und oft mussten die Kinder am Waschtag sorgen,

[442] Erika, Hausarbeit, 2009, S. 1.
[443] Josefine, Beruf und Haushalt, 2009, S. 1.
[444] Traute, Bericht über meine …, 2009, S. 10.
[445] Ebd.
[446] Gertrud A., Die Geschichte der…, 2009, S. 1.
[447] Ebd., S. 2.

dass das Feuer nicht ausging und stundenlang Kartons zerreißen und die Steigln zerlegen“.[448]

An die Waschküche, in der ihre Mutter arbeitete, *eine „Waschküche, nicht im Haus, sondern am Ende einer langen Zeile von aneinandergereihten Verschlägen“*, in der sich *„ein gemauerter Ofen, ein rötlich-metallisch glänzender riesiger Kessel“*[449] befand, erinnert sich Silvia in ihrem ersten Beitrag. Die Waschküche bezeichnet sie als *„hausfrauliche Folterkammer“* und hält außerdem fest, dass der Waschtag *„jedenfalls“* nichts war, *„worauf man sich als Frau zu freuen hatte“*. Die *„Technik des Wäschetrocknens“* erlebte sie im Steirischen als *„eine örtlich spezifische Variante“*, die sie als *„eine Konstruktion von mehreren Fahnenstangen hohen Masten, an denen in verschiedenen Höhen Wäscheleinen angebracht waren, konnte stockwerkartig angeordnet die nasse Wäsche mehrerer Wohnparteien gleichzeitig im Wind trocknen lassen“* beschreibt. Für die Frauen war der Hof, ein *„Ort der täglichen Schinderei“* und der *„Kommunikation“*; für Silvia und *„eine jugendliche Horde aller Altersklassen“*[450] hingegen ein Ort zum Spielen.

Mit den einfachsten, billigsten Mitteln versuchten Frauen das zum Wäsche Waschen nötige heiße Wasser herzustellen. Die Mutter von Erika Gugig hatte nicht nur für die Reinigung der Wäsche der Familie zu sorgen, sie arbeitete auch als Wäscherin; da sie nach ihrer Scheidung für den Lebensunterhalt für sich und die Tochter alleine sorgen musste. Erika Gugig beschreibt in der Dokumentation *„Lebendiges Gedenken“* womit ihre Mutter Brennstoff herstellte und sie – als Kind – *„mit der Zeit“* ihrer Mutter *„auch beim Wäschewaschen“*[451] helfen konnte:

„Meine Hilfe war nicht umwerfend, aber ich konnte den Ofen heizen. Holz oder Kohle war Mama zu teuer, so kam sie auf die Idee, altes Papier zu sammeln, es mit Wasser zu tränken, zu zerknüllen und in der Sonne zu trocknen. Damit konnte man einen Kessel zum Kochen bringen und das Nachlegen besorgte ich, sodass Mama vom Waschtrog nicht weglaufen musste. Ich war auch in der Lage, Mama beim Wäschebürsten zu helfen, wenn ich mich auf einen Schemel stellte, jede auf einer Seite. Ich nahm die kleinen Wäschestücke. Wenn Mama mit der Wäsche fertig war und die Wäsche

[448] Gertrud A., Die Geschichte der …, 2009, S. 2.
[449] Silvia, Alltagsgeschichten – wie es …, 2009, S. 2.
[450] Ebd.
[451] Gugig Erika: „Dass nichts in Vergessenheit gerät“. Blitzlichter aus dem Leben von Erika Gugig. In: Lebendiges Gedenken. Geschichten rund um die „Straße der Erinnerung“. Hg.: Verein „Steine der Erinnerung an jüdische Opfer des Holocausts“, Elisabeth Ben David-Hindler. Wien, 2006, S. 8.

ausgeliefert hatte, kaufte Mama als Belohnung ein Rätselheft. Es kostete 10 Groschen und ich durfte beim Rätselauflösen schreiben".[452]

In dieser Erinnerung fehlen die – in den zuvor genannten Zitaten – genauen Beschreibungen der Waschküche sowie der schweren Arbeit. Erika Gugig stellt mit berechtigtem Stolz ihre Mithilfe und den Erfindungsgeist ihrer Mutter in den Mittelpunkt ihrer Erzählung. Den positiven Abschluss der – nicht benannten, aber auch sicher hier – schweren Arbeit bildet die Freude über das *„Rätselauflösen Schreiben"*.

Das Wäsche Waschen lief – abgesehen von den örtlichen Gegebenheiten, den Ausstattungen und den jeweiligen Jahreszeiten – nach einem von den Autorinnen beschriebenen fast wortgetreuen gleichen Schema ab. Elisabeth, die in einem steirischem Dorf aufwuchs, führte außerdem *„die unverrückbaren Regeln rund um das Wäsche Waschen"*[453], an die sich ihre Mutter am Waschtag hielt, an. Diese *„Leitsätze, die wie die zehn Gebote scheinbar schon ewig feststanden und genau so präzise eingehalten werden mussten"*,[454] lauteten wie folgt:

„Die Wäsche gehört sortiert, eingeweicht,
Weißwäsche gehört ausgekocht,
Buntwäsche muss gerumpelt werden und wenn nötig mit der Bürste geschrubbt werden.
Socken, Stutzen und Strümpfe gehören „inwändig" und „auswändig" gleich gründlich auf der Waschrumpel gewaschen
In das Schwemmwasser gehört Essig.
Alle Stücke müssen „gleichgezupft" werden, bevor man sie aufgehängt.
Aufgehängt muss nach Zusammengehörigkeit werden, also Hemden zu Hemden, Strümpfe zu Strümpfen und alles auf der verkehrten Seite, damit die Sonne es nicht ausbleiche!"[455]

Nicht nur ihre Mutter befolgte diese Gebote: *„sie schienen in fast allen Familien wie selbstverständlich befolgt zu werden"*;[456] sie dienten mehr oder weniger auch dazu, um Frauen zu klassifizieren: in gewissenhafte und schlampige Hausfrauen. Ihre Mutter achtete auch im Winter auf diese strengen Regeln, besonders beim Aufhängen der Wäsche, da: *„Die Leute die vorbeigingen, … ja Anstoß an jeglicher Abweichung nehmen"* könnten *„und der Mutter Schlamperei zuschreiben, ihre Qualitäten als*

[452] Gugig E., „Dass nichts in…, 2006, S. 8.
[453] Elisabeth, Die Arbeit endete nie, …, 2009, S. 6.
[454] Ebd.
[455] Ebd. S. 7.
[456] Ebd.

Hausfrau und Mutter anzweifeln!"[457] Diese *„fest eingeschriebenen"* Grundsätze sollten sich schon die Mädchen, die auch beim Wäsche Waschen – im Gegensatz zu den meisten Brüdern – mithelfen mussten, einprägen, denn – wie die Autorin ergänzte: *„Jene Frauen und Mütter, die sich nicht daran hielten, wurden uns Mädchen als schlechtes Beispiel hingestellt, dem man ja nicht folgen sollte!"*[458] Die Ausrufezeichen, mit denen Elisabeth die zuletzt angeführten Sätze beendet, weisen auf ihre emotional besetzten Erinnerungen an das Wäsche Waschen hin. Ich nehme an, dass sie einesteils den Druck, der auf Frauen nicht nur in den Nachkriegsjahren lastete, vorgegebene Prinzipien streng einzuhalten, besonders hervorheben und andererseits auch ihre Opposition gegen diese gesellschaftlich aufgezwungenen Arbeitsrituale verbalisieren wollte. Die Autorin erinnert sich zugleich, dass auch sie als mithelfende und folgsame Tochter beim Wäsche Waschen dem Zwang der *„Leitsätze des Wäsche Waschens"* unterlegen war. Außerdem fühlte sie sich ungerecht behandelt, denn ihr Bruder musste bei diesen Arbeiten nicht mithelfen. Sicher spielte die Struktur der ländlich-dörflichen Umgebung beim Einhalten der Leitsätze für den Waschtag eine nicht unbedeutende Rolle. Das strenge Korsett festgefahrener Normen, in das sich manche Hausfrauen – wie beispielsweise hier für den Ablauf des Wäsche Waschens – zwängen ließen, ist mir in meiner Kindheit auch in der Stadt begegnet.

In der *„hausfraulichen Folterkammer"* – jene Waschküche, die Silvia aus dem Blickwinkel ihrer Kindheit beschreibt, *„befand sich ein gemauerter Ofen, ein rötlich-metallisch glänzender riesiger Kessel, in dem mithilfe eines langen hölzernen Rührstabes die Wäsche in der Lauge hin und her gedreht werden musste"*.[459] Silvia indiziert im Rückblick in ihrem Bericht einen Arbeitsort ihrer Mutter als *„hausfrauliche Folterkammer"*, als einen Ort des Schreckens. Die funktionale Bedeutung der Waschrumpel wird von Silvia auf einen symbolischen Sinngehalt, den eines *„Marterinstruments"* verschoben – die Waschrumpel, die zum *„Sortiment der hausfraulichen Folterkammer"* gehörte. Sie beschreibt den Ort und den Ablauf des Waschtages nicht mit den von anderen Frauen verwendeten Begriffen wie z. B. der *„Waschküche mit viel Dampf und großer Hitze"* und der *„mühseligen, schweren Arbeit"*, sondern mit Attributen aus dem Wortfeld des Mittelalters. Silvia bringt den

[457] Elisabeth, Die Arbeit endete nie, 2009, S. 7.
[458] Ebd., S. 6.
[459] Silvia: Alltagsgeschichten – wie es …, 2009, S. 2.

Waschtag durch ihre Diktion im Vergleich zu den anderen Autorinnen auf eine neue Ebene der negativen Konnotation.

Karin benennt die beschwerlichen Waschtage ihrer Großmutter und ihrer Mutter, die sie in den 1940er und 1950er Jahren alle vier Wochen miterlebt hat, als *„eine Plackerei“*.[460] Den praxisbezogenen Ablauf der Waschtage beschreibt Karin mit ähnlichen Worten wie andere Schreibpartnerinnen; ergänzend erwähnt sie Empfindungen der Frauen in ihrer Familie. Während ihre Großmutter den Waschtag wie alle anderen Arbeiten in ihrem Haushalt *„ohne dass dies bemerkt oder gar anerkannt wurde“*[461] erledigte, gab es bei ihrer Mutter an einem Waschtag hingegen *„zu Mittag nur Grießbrei“*, da für etwas anderes *„weder Zeit noch Kraft da“* war; ihre berufstätige Mutter war nachher außerdem *„erschöpft und klagte über Rückenschmerzen“*. [462]

Erschöpft war auch Hanni als sie ab dem Alter von 14 ½ Jahren die Wäsche des *„großen Haushaltes“* einer Bauernfamilie waschen musste. *„Manchmal“* glaubte sie, dass sie *„am Waschtrog zusammenbrechen“* würde, aber *„es passierte nie“*. Ihre Mutter tröstete die Autorin mit der Perspektive: *„Nächstes Jahr geht’s dann leichter, da wirst dann stärker“*.[463] Ebenso verweisen Hanni und andere Autorinnen auf die mit den einzelnen Arbeitsschritten verbundenen Gefahren und gesundheitlichen Beschwerden während und nach dem Abschluss des Waschtages hin. Für Hanni war das Waschen der Wäsche in der heißen Lauge und das anschließende Schwemmen im kalten Wasser ein *„Wechselbad in voller Form“*.[464] Diese *„Wechselbäder“* führten zu *„wunden Händen“*[465] und *„schmerzhaften Durchblutungsstörungen“*.[466]

Von anderen Gefahren beim Wäsche Waschen berichten Ingrid N. und Herta. Ingrid N. *„passierte auch schon einmal ein kleiner Unfall“*[467], als sie Kräuselstrümpfe ihrer Mutter beim Heizen übersah und die Kunstfaser auf ihrer Hand schmolz und eine schmerzhafte Verbrennung verursachte. Herta erwähnt die Gefahr von *„Verbrühungen“*, wenn die Wäschestücke aus der Lauge *„in den Waschtrog gehievt*[468]*“* wurden. Eine weitere Verletzungsgefahr war das Reinigen des Kessels. Der

[460] Karin, Hausarbeit, 2009, S. 2.
[461] Ebd., S. 1.
[462] Ebd., S. 2.
[463] Hanni, Hausarbeit im Wandel, 2009, S. 1.
[464] Ebd., S. 6.
[465] Ebd., S. 7.
[466] Ebd., S. 12.
[467] Ingrid N.: Ein Waschtag Anfang …, Wien, 21.1.2011, S. 1.
[468] Herta: Erfahrungsberichte über die…, 2009, S. 1.

Waschkessel musste *„wenn man mit dieser schweren Arbeit fertig war“* vorsichtig *„von den Heizrückständen ausgeräumt“* werden, da *„die Asche meist noch glühend heiß“*[469] war und zu Verbrennungen führen konnte.

„Aufgequollen, rau und rissig, aber wunderbar sauber“ beschreibt Traute die Hände ihrer Mutter nach einem Waschtag, die sie *„dann mit Wasser, in dem sie Zitronenschale mehrere Tage eingeweicht hatte“* behandelte und *„die Haut wieder glatt“* machte.[470]

Als eine sehr mühsame Arbeit schildert Ingrid *„das Schwemmen und anschließende Auswinden“* der Wäschestücke, denn *„die nassen Stücke waren unheimlich schwer“*, daher haben die Frauen Bettwäsche *„zu zweit ausgewunden“*. Manchmal drehten die Frauen die Stücke so fest, *„dass eine richtige Schnecke daraus entstand“*.[471]

Versuche, mit einfachen technischen Konstruktionen die Frauen bei der Arbeit des Wäschewaschens zu entlasten, erleichterten manchen Frauen *„die Schwerstarbeit“*. Eine *„enorme Verringerung der Anstrengung“* beim Auswringen der Wäsche brachten die sogenannten Winden – *„zwei auf einem Brett montierte Rollen, wo die Wäsche mittels Handkurbel durchgepresst wurde“*.[472]

Die Wäsche konnte mit dieser bereits 1862 entwickelten *„Wringmaschine“* (zwei mittels einer Kurbel gegeneinander drehende Gummiwalzen) weniger anstrengend und ohne Hilfe entwässert werden.[473] Aber auch dieser Arbeitsschritt erforderte Kraft, denn *„die Winde heran zu schleppen war allerdings auch sehr kräfteraubend“*[474] und außerdem musste sie dann noch – zumeist am Bottichrand – montiert werden. Über den Einsatz einer Winde berichten mehrere Frauen.

Gertrud A. berichtet über die so genannten *„Wäscheglocken“*, die Mitte der 1950er Jahre aufkamen und die ebenfalls den Frauen das Wäsche Waschen erleichtern sollten: *„An einem langen Holzstab waren zwei übereinandergestülpte Metallglocken befestigt; drückte man diese zusammen, so entstand durch die Sogwirkung ein Reinigungseffekt“*.[475]

---

[469] Herta, Erfahrungsberichte über die…, 2009, S. 1.
[470] Traute, Bericht über meine …, 2009, S. 4.
[471] Ingrid, Ein Waschtag in …, 2011, S. 2.
[472] Herta: Erfahrungsberichte über die …, 2009, S. 1.
[473] Duchêne Iris: Technisierungsprozesse der Hausarbeit. Ihre Bedeutung für die Belastungsstruktur der Frau. (=Aktuelle Frauenforschung, Bd. 21), Pfaffenweiler, 1994, S. 52.
[474] Herta, Erfahrungsberichte über die …, 2009, S. 1.
[475] Gertrude A., Die Geschichte der …, 2009, S. 2.

Als eine der ersten *„technischen Waschhilfen“* beschreibt Erika ein *„elektrisches Gerät, das man in den Waschtrog mit vorgeweichter Wäsche stellte“*.[476] Dieses Gerät *„pulsierte“* – nach dem Markennamen *„Pulsette“* – und *„reinigte die Wäsche nach dem Prinzip der Bewegung“*. Mit einem ähnlichen Gerät – der Rührflügelmaschine – wollten die Erfinder im ausgehenden 19. Jahrhundert das Wäsche Waschen erleichtern. Das drehbare Rührwerk war in einem Holzbottich angebracht und fungierte letztlich nur als Hilfskonstruktion zur Vorbehandlung der Wäsche.[477] Die ersten Waschmaschinen brachten nicht immer die gewünschte Kraft- und Zeitersparnis. Ingried beispielsweise verfügte 1962 über *„eine einfach betriebene Waschmaschine, ein Ungetüm, zweiteilig. Die Wäsche musste aus dem Kochbottich in eine Schleuder gehoben werden, eine sehr anstrengende Arbeit“*.[478]

Die erste eigene Waschmaschine, die sich Gertrud 1961 kaufte, *„war noch offen, mit zwei Gummiwalzen hinten, durch die man die gewaschene Wäsche zum Auswringen drehte“*. Entgegen der Kinderfrau, die *„so begeistert von der Waschmaschine“* war, *„daß sie sich erbötig machte, auch die Wäsche zu übernehmen!“*[479] fand Gertrud, dass das Schwemmen im Bottich der Maschine *„viel zu umständlich“* sei und die Wäsche *„nicht halb so schön“* wurde, *„als wenn man sie zweimal in der Wanne schwemmte“*.[480] Die Autorinnen berichten zwar über die ersten halbautomatischen Waschmaschinen, sie erinnern sich jedoch primär nicht an die ersten minimalen Schritte der Erleichterung, sondern an ihre Enttäuschung, dass diese halbautomatischen Maschinen das Wäsche Waschen nur sehr bedingt erleichterten und vereinfachten. Ingried beschreibt das Heben der Wäsche vom Kochbottich in eine Schleuder als *„sehr anstrengende Arbeit“*,[481] erwähnt jedoch nicht, dass sie sich das Auswringen der Wäsche – eine Arbeit, die viele Frauen als sehr kräfteraubend bezeichnet hatten – ersparte. Dass die in der halbautomatischen Waschmaschine gewaschene Wäsche für Gertrud *„nicht halb so schön“* wurde *„als wenn man sie zweimal in der Wanne schwemmte“* mag an der traditionell übernommenen Ansicht und an der von der Werbung statuierten Meinung, dass nur *„blütenweiße“* Wäsche zufrieden stellend sei, liegen.

---

[476] Erika, Hausarbeit, 2009, S. 2.
[477] Vgl. Duchêne, Technisierungsprozesse der Hausarbeit, 1994, S. 49-51.
[478] Ingried: Geschichte der Hausarbeit, 2009, S. 2.
[479] Gertrud, Der Bereich der …, S. 3.
[480] Ebd.
[481] Ingried: Geschichte der Hausarbeit …, 2009, S. 2.

Nicht nur Gertrud war mit dem Weiß der in den ersten Waschmaschinen gewaschenen Wäsche unzufrieden. Herta beschreibt dazu die Situation *„nach dem Krieg in den neuen Häusern“*, in denen die Waschküchen bereits mit Waschmaschinen und Trockengeräten ausgestattet waren: *„Gewohnheitsmäßig wurde die Wäsche von allen Frauen zuerst eingeweicht, man hatte zu den Maschinen kein Vertrauen, auch gebürstet und gerumpelt wurde nach wie vor“*.[482] Offen bleibt die Frage, ob tatsächlich *„alle Frauen“* die Wäsche beim Waschen mit halbautomatischen Waschmaschinen *„zuerst“* einweichten. Möglicherweise war das *„gewohnheitsmäßige“* Einweichen der Wäsche ein Festhalten an die in der Kindheit und Jugend beim Waschtag der Mütter beobachteten Arbeitsschritte – ein Festhalten an übernommenen Ritualen. Andere Ursachen dafür, dass *„die Wäsche nicht so schön“* wurde, könnten einerseits am Wirkungsgrad der Waschmittel, die für die Technik des maschinellen Wäsche Waschens noch nicht optimal entwickelt waren und andererseits am subjektiven Empfinden der Frauen – möglicherweise beeinflusst durch Lichteffekte – beim Inspizieren der gewaschenen Wäschestücke, gelegen sein.

Mit Markierungen wie z. B. *„die blütenweiße Wäsche“* oder *„Wäsche ohne Grauschleier“* versuchte die Waschmittelwerbung die (Haus-)Frauen zu beeinflussen bzw. ihnen mit diesen Kriterien, die zu *„schön gewaschener Wäsche“* führen sollten, neue Standards vorzugeben.

Gertrud war zwar mit dem Resultat des Waschvorgangs zufrieden, denn sie merkt nicht an, dass die gewaschene Wäsche *„nicht so rein oder nicht so sauber“*, sondern dass sie *„nicht so schön“* war. Um die Wäsche als *„schön“* beurteilen zu können, musste sie nach Gertruds Kriterien *„zweimal im Bottich geschwemmt“* werden.

Auch Herta war mit ihrer halbautomatischen Waschmaschine nur bedingt zufrieden: *„Man musste also zwangsläufig mit den Bottichen und dem Waschtrog arbeiten um das gewünschte Resultat an Reinheit zu erzielen*“. Erst *„in dem Maße als die Waschmaschinen besser wurden, verloren Waschtrog und Bottiche ihre Daseinsberechtigung“*.[483] Das Schleudern der geschwemmten Wäsche in der Zentrifuge entlastete jedenfalls die Frauen. Während Gertrud die *„Schönheit“* der gewaschenen Wäsche beurteilt, bewertet Herta das *„Resultat an Reinheit“* der gewaschenen Wäsche. Diese drei subjektiv beladenen Kriterien („schön“, sauber“ und „rein“) sind schwierig

[482] Herta, Erfahrungsberichte über die …, 2009, S. 1.
[483] Ebd.

zu definieren. Das Modalwort *„rein“* wird in Verbindung von *„sauber“* – im Sinne als frei von Schmutz – definiert.[484]

In der Ausgabe des *„praktischen Frauenbuchs“* für Österreich im Jahr 1965 hält die Verfasserin Martha Maria Gehrke fest, dass die *„Wäsche nie hundertprozentig sauber“* wird. Nach den Erkenntnissen von *„Waschwissenschaftlern“* beträgt der Grad der Schmutzentfernung bei *„blütenweiß, duftender Wäsche“* 95 %.[485] Die Kosten für die Entfernung der restlichen 5% des Schmutzes wären ebenso hoch wie jene Ausgaben, die für die 95%-ige Reinigung der Wäsche aufgewendet werden müssen; womit die Unrentabilität dieser Überlegung feststeht.[486]

Wie vielfältig die Meinungen zu den mechanischen Waschmaschinen waren, ist einer Passage aus den Aufzeichnungen von Eveline Weiss zu entnehmen. Als ihre Eltern in den 1950er Jahren auf eine Waschmaschine sparten, waren die Reaktionen der Verwandtschaft unterschiedlich: *„…ein Teil nahm es neugierig-neutral zur Kenntnis, ein Teil gab sich grundsätzlich skeptisch ob der Fähigkeit einer Maschine, einem gehobenen Sauberkeitsanspruch genügen zu können“*. Dieses Vorurteil übertraf das Urteil der dritten Gruppe, sie meinte: *„die Mechanik einer Waschmaschine würde bald dafür sorgen, dass die Wäsche in Fetzen aufgehe“*.[487] Die Autorin sieht die *„negativ-prophetische“* Meinung ihrer Verwandten von *„neid-kompensatorischen Gründen“* verursacht.[488]

Eine andere Möglichkeit sich die *„Schwerstarbeit“* zu erleichtern, bot sich jenen Frauen, deren Verwandte bereits eine Waschmaschine in ihren Haushalten hatten.

Um nur mehr die Windeln am Elektroherd auskochen zu müssen, fuhr Erika mit ihrer Wäsche öfter zu ihrer Mutter, obwohl *„es mühsam war, da man ja alles bis zur Straßenbahn und wieder zurück tragen musste“*.[489] Zwei Tätigkeiten, den beschwerlichen Transport der Wäsche einerseits und die Erleichterung beim Wäsche waschen andererseits, gab Erika eine neue – für sie wertvollere Bedeutung – wie sie

---

[484] Duden, Bedeutungswörterbuch, 1985, S. 518 u. 538.
[485] Gehrke Martha Maria: Das praktische Frauenbuch. Ein moderner Ratgeber für Heim und Familie. Unter Mitarbeit von Gitta von Cetto [u.a.] Erstauflage unter dem Titel „Selbst ist die Frau“ München 1958 mit Genehmigung des Originalverlages den österreichischen Verhältnissen angepasst. Wien, 1965, S. 149.
[486] Vgl. ebenda
[487] Weiss, Eveline: Vom heimatlosen Habenichtsen zu wirtschaftswunderlichen Wohlstandsbürgern. o. D., S. 8.
[488] Ebd., S. 8.
[489] Erika, Hausarbeit, 2009, S. 2.

abschließend schreibt: *„Ich wertete diese Ausflüge mit meiner Wäsche eben als Besuch bei den Eltern“*. [490]

In einer ähnlichen Situation befand sich die Familie von Gertrude: Sie musste zwar die Windeln ihres Jüngsten ebenfalls am Herd auskochen, konnte aber am Wochenende *„mit einem Pack Wäsche“*[491] zu ihren Eltern fahren, da ihre Mutter bereits eine Waschmaschine hatte. Die beiden Autorinnen erzählen hier wie sie eine für sie negativ besetzte Arbeit – das Schleppen und das Waschen der Wäsche – in eine positive Handlung umwandelten: mit einem Besuch bei den Eltern bzw. der Mutter. *„Wäsche Waschen“* bedeutete für die beiden Frauen nicht nur Arbeit, sondern zugleich ein wieder *„Nach Hause“*-Kommen und ein Aufrechterhalten einer persönlichen Bindung. Die Zusammenkunft mit den Eltern brachte außerdem eine willkommene Abwechslung im Hausfrauenalltag.

„Im Sommer spielte sich so ein Waschtag im Hof ab, im Winter in der Küche“.[492] Diese scheinbare Erleichterung, im Sommer Wäsche zu waschen ohne in dampfiger Luft arbeiten zu müssen, bedeutete aber auch, dass das *Wasser „in eigenen Waschkannen über lange Gänge her- und wieder weggeschleppt“*[493] werden musste. Als einzige Autorin erwähnt Gertrud A. eine zusätzlich – nicht nur für das Wäsche Waschen – erschwerende Situation für die Frauen beim Waschen in der Wohnung: *„Gas gab es nur stundenweise in den ersten Nachkriegsjahren“*.[494] Als einen *„Kraftakt für jede Hausfrau“*[495] charakterisiert sie rückblickend den Waschtag. *„Etwas leichter“* – nach Ansicht einiger Frauen –, hatten es jene, die eine Waschküche mit einem beheizbaren Waschkessel benützen konnten; Waschküchen gab es nicht in allen Häusern. Über die Möglichkeit die gewaschene Wäsche im Hof oder im Garten *„bei Schönwetter“*[496] auf gespannten Stricken zum Trocknen aufzuhängen, berichten einige Frauen. Sie ersparten sich *„das Schleppen“* der gewaschenen Wäsche zum Aufhängen am Dachboden; zweifellos ein großer Vorteil für diese Frauen. Nicht erwähnt haben die Autorinnen den – meiner Empfindung nach – bemerkenswert frischen Geruch der im Wind und in der Sonne im Hof oder Garten getrockneten Wäschestücke. Die negative schmerzhafte

[490] Erika, Hausarbeit, 2009, S. 2.
[491] Gertrude, Hausarbeit und anderes …, 2009, S. 8.
[492] Gertrud A., Die Geschichte der …, 2009, S. 2.
[493] Ebd.
[494] Ebd.
[495] Ebd.
[496] Gertrud, Der Bereich der …, 2009, S. 1.

Nebenerscheinung beim Aufhängen der Wäsche im Winter auf den Dachböden, das oft bei Minusgraden geschah, erwähnen die Frauen hingegen schon. Bei tiefen Temperaturen im Winter *„froren einem die Finger“* und manchmal konnte die Wäsche nach dem Abnehmen nicht zusammengelegt werden, *„weil sie komplett steif gefroren war. Die musste dann, so wie sie war, in die Wohnung getragen werden zum ‚Auftauen‘“*.[497] Auch Trautes Mutter ließ die Leintücher und das Bettzeug *„steifgefroren draußen auf der Wäscheleine“* baumeln, bis sie *„nach einigen Tagen ‚ausgefroren‘, also bügelfeucht“*[498] war.

Der Aberglaube, dass hängende Wäsche am Dachboden in der Silvesternacht zum Tod eines Menschen im Haus führen könne, war – ohne die Gründe zu diesem Mystizismus angeben zu können – in der älteren Generation fixiert. Gertrude musste diesen Irrglauben zur Kenntnis nehmen, als ihre damalige Hausfrau Ende der 60er Jahre einen Tag vor Silvester *„mit der dringenden Bitte“* zu ihr kam und sie bat, *„die Wäsche vom Dachboden abzunehmen, denn ‚wenn über Silvester Wäsche am Boden hängt, stirbt nächstes Jahr jemand im Haus‘“*.[499]

Diese Ansicht liegt im Volks(aber)glauben, in dem viele Handlungen und Ereignisse jahrhundertelang ritual unterlegt werden, begründet. Zum Jahreswechsel – die Zeit zwischen Weihnachten und Neujahr – darf nach den überlieferten Usancen keine Wäsche aufgehängt werden. In der volkskundlichen Literatur wird dieses Verbot mit dem Behindern des *„Wilden Heeres“*, das durch das Land stürmt, gedeutet. Aufgehängte Wäsche bringt Unheil über das Haus und seine Bewohner; bereits eine nur im Freien vergessene Wäscheleine, könnte nach dieser Glaubensvorstellung bedeuten, dass sich jemand aus dem dazugehörigen Haus erhängen könnte.[500]

Ein ähnlich begründeter Aberglauben rät den Frauen dafür zu sorgen,

„dass in der Weihnachtsnacht und in den anderen Raunächten kein Wäschestück zum Trocknen hängt. Denn auch um diese Zeit sind böse Geister unterwegs, und wenn vielleicht gar die ordnungsliebende Frau Perchta vorbeifährt und die Wäsche sieht,

---

[497] Ingrid N., Ein Waschtag in …, 21.1.2011, S. 2.
[498] Traute, Bericht über meine …, 2009, S. 5.
[499] Gertrude, Hausarbeit und anderes …, 2009, S 9.
[500] Vgl. Kalbskopf Edith: Ängste, Wünsche, Aberglauben. Vom Umgang mit dem Jahreswechsel. In: Prosit Neujahr. Zur Kultur der Jahreswende. Begleitband zur Ausstellung Der Stadt Marktredwitz und des Egerland-Museum. 17.12.19999 – 2.2.2000, hgg. von der Stadt Marktredwitz 1999, Marktredwitz, 1999, S. 113-119.

wird es gefährlich. Sie reißt sie wütend von der Leine und fetzt sie in tausend winzige Stücke".[501]

Wolframs Forschungen zum *„Aufhängeverbot in der Zwölften"* zeigen, dass das Verbot in ländlichen Gebieten *„eindeutig gegen das Hängen"*,[502] also nicht nur für das Aufhängen von Wäsche zu dieser Zeit, sondern auch für das Aufhängen von Tierhäuten und Fleisch gegolten hat. Dieses Verbot bezog sich jedoch *„in erster Linie fürs Freie"*, [503] eine Einschränkung, die darauf hinweist, dass die Wirksamkeit dieses Verbotes negiert wurde, solange die Übertretung des Verbotes der Öffentlichkeit verborgen blieb. Bei Nichtbefolgung des Aufhängeverbots drohen Todesfälle von Menschen oder Tieren, manchmal sprechen Gewährsleute auch nur vom drohenden Sterben eines Tieres.[504] Nach Wolframs Ansicht könnte es *„eine Gedankenverbindung von der aufgehängten weißen Wäsche zum Leichentuch"*[505] gegeben haben.

Ich habe eine andere – für mich ebenso unglaubhafte und unlogische – Version dieses Aberglaubens von Frauen und Männern sowohl aus dem städtischen als auch dem ländlichen Bereich erfahren: Wenn in der Silvesternacht im Haushalt Wäsche zum Trocknen hängt, dann hängt das ganze Jahr Wäsche, was voraussetzt, dass das ganze Jahr Wäsche gewaschen wird. Traditionell versuchen (Haus)-Frauen vor oder an Feiertagen keine Wäsche zu waschen oder hängen zu haben, um einen Gegensatz zum Alltag der Werktage für die Familie und auch für sich selbst zu schaffen. Vermeiden lässt sich das immer wiederkehrende Wäsche Waschen und Aufhängen jedoch auch vor und an Festtagen nicht immer. Da das Wäsche Waschen die physisch schwerste Arbeit für die Frauen und negativ besetzt war, mag dieser Irrglaube, dass hängende Wäsche am Dachboden in der Silvesternacht einen Todesfall im Haus zur Folge hätte, auf dieses Faktum zurückzuführen und von Frau zu Frau weiter überliefert worden zu sein. In unserer digitalisierten Gesellschaft, in der alles machbar zu sein scheint, ist es verwunderlich, dass dieser Aberglaube noch existent ist.

---

[501] Zimmermann Ingelies: Wer's glaubt, wird selig. Haus- und Sympathiemittel, Aberglaube, Orakel und alte Weisheiten, Liebeszauber, Amulette und Talismane, Lostage, Wetterregeln. Innsbruck, 2004, S. 128.
[502] Wolfram Richard: Das Aufhängeverbot in den Zwölften. In: Blätter für Heimatkunde, 28. Jg., H.1 u. H.2, Graz, 1954, S. 51.
[503] Ebd., S. 50.
[504] Vgl., Ebd. S. 50f.
[505] Ebd.

In den Neubauten nach dem Krieg planten die Architekten zumeist im Kellergeschoß Gemeinschaftswaschküchen ein. Die Wäsche maschinell reinigen zu können, war für die Frauen eine große Erleichterung. Einige Autorinnen, wie Eva kritisieren, dass sie die Gemeinschaftswaschküchen oft nur an einem Tag im Monat benützen konnten:

„… eine unangenehme Erfahrung – vor allem, wenn man Kinder hat, weil man nicht waschen durfte, wann man wollte und weil Waschen bei Nacht verboten war und wenn man die Wäsche nicht pünktlich von der Leine nahm, der Nächste sich aufregte, oder die Wäsche noch feucht in den Korb geworfen hatte“.[506]

Traute konnte öfter waschen, sie *„stand zweimal im Monat auf der Waschliste“*.[507] Die Verwaltung der *„Waschlisten“* gehörte zu den Aufgaben der Hausbesorgerinnen und Hausbesorger. Nicht alle Hauswarte übten ihre Tätigkeit kooperativ aus, wie Gertrud berichtet: *„Leider waren die Hausbesorger hohe Herrschaften, die nur zu gewissen Zeiten gestört werden durften“*.[508] Als berufstätige Hausfrau musste sie einmal eine *„geschlagene Woche“* warten, bis sie „*endlich zum Dachbodenschlüssel kam“*[509] um ihre Wäsche abnehmen zu können. Dieses Ereignis veranlasste sie, die „*Waschkörbe schräg über die Straße“*[510] in ihr Elternhaus zu tragen und auf dem dortigen Dachboden aufzuhängen. Um unabhängig von den „*gewissen Zeiten“*, während der für sie zuständige Hausbesorger *„gestört werden durfte“*, zu sein, zog sie die beschwerliche Mehrarbeit – den Transport der nassen und daher nicht leichten Wäschekörbe – vor. Nicht in allen Neubauten konnte die Wäsche in der Gemeinschaftswaschküche auch zum Trocknen aufgehängt werden, die Körbe mit der nassen Wäsche mussten mehrere Stockwerke auf den Dachboden getragen werden. In manchen Häusern verboten die Hausverwaltungen außerdem das Aufhängen der Wäsche auf den Dachböden.[511]

Besser erging es Herta, die *„zum Glück“* die Waschküche jede Woche benützen konnte, *„weil viele Frauen schon eine eigene Waschmaschine in der Wohnung hatten oder ihre Wäsche schrankfertig aus der Wäscherei holten“*.[512]

Eine Waschmaschine in der eigenen Wohnung bedeutete nicht nur unabhängig von den Benützungszeiten einer der Gemeinschaftswaschküchen zu sein, sondern ermöglichte eine rationellere Arbeitsweise. Der Kauf einer Waschmaschine hatte daher, obwohl es

[506] Eva, Haushalt seine Abwicklung …, 2009, S. 4f.
[507] Traute, Bericht über meinen…, 2009, S. 12.
[508] Gertrud, Der Bereich der …, 2009, S. 1.
[509] Ebd., S. 1f.
[510] Ebd., S. 2.
[511] Ebd., S. 2.
[512] Herta: Ergänzungen, 2009, S.2.

in vielen Häusern *„eine komfortable Waschküche gab, mit Heizkessel und Trockenraum“*[513] Priorität bei den Anschaffungen.

Nach ihrer Heirat 1965 wohnte Barbara mit ihrem Mann in einem alten Haus ohne Wasseranschluss, die drei Parteien *„mussten das Wasser aus der Waschküche hinter dem Haus holen“*.[514] Auch sie – wie die schon zuvor erwähnten Frauen – war daher gezwungen *„Windeln und Babywäsche auf dem Herd in der Küche“* auszukochen. Als nach drei Jahren *„Wasser ins Haus“*[515] kam, kauften sie eine Waschmaschine. Die Wäsche maschinell zu waschen war für Barbara *„eine unglaubliche Erleichterung“*. Sie profitierte vom Einsatz der Waschmaschine *„besonders als 1970 und 1971 zwei weitere Kinder kamen. Wie einfach war es jetzt mit Windeln und der Wäsche, ich konnte sie einfach in die Waschmaschine werfen“*.[516]

Für Barbara – wie für viele andere Frauen – ist die Waschmaschine *„überhaupt das Gerät, dass die Hausarbeit am meisten erleichtert hat“*.

Auch für Erika war die Waschmaschine, die sie 1960 nach der Geburt ihres dritten Kindes kauften *„eine große Erleichterung“* ihrer Arbeit und das *„Windelwaschen kein Problem mehr“*.[517] Erika konnte nun Wäsche waschen, wann immer sie wollte; sie war unabhängig von den Terminen, die ihr für die Benützung der Gemeinschaftswaschküche zur Verfügung gestanden wären.

Die Waschmaschinen der ersten Generation erleichterten die physische Arbeit der Frauen, die Zeitersparnis im Vergleich zu den Vollautomaten war jedoch auf Grund der technischen Voraussetzungen gering. Barbara, die in ihrer Arbeitsstätte eine Waschmaschine mit einer integrierten Schleuder benutzen konnte, beschreibt die leichtere, aber trotzdem zeitaufwändige Arbeit mit einer Maschine diesen Typs: *„Allerdings begann sie beim Schleudern derart zu rumpeln und zu hüpfen, dass sich immer entweder ein paar Kinder oder ein Erwachsener drauf setzen musste, damit sie nicht davon hüpfte“*.[518] Die Arbeit mit diesem Waschmaschinentyp war außerdem nicht ungefährlich, denn:

„Außerdem musste man die Wäsche heraus nehmen und bei eingeschalteter Schleuder alles einzeln wieder einwerfen. Dabei musste man natürlich entsprechend aufpassen,

---

[513] Erika, Hausarbeit, 2009, S. 2.
[514] Barbara, Mein Glück, dass …, 2009, S. 17.
[515] Ebd.
[516] Ebd., 17f.
[517] Erika, Hausarbeit, 2009, S. 2.
[518] Barbara, Mein Glück, dass …, 2009, S. 9.

damit man besonders bei großen Wäschestücken nicht mit den Händen verwickelt und mit hineingerissen wurde".[519]

Die nicht zufriedenstellende Standfestigkeit der ersten Waschmaschinen erwähnt auch Ilse in ihrem Bericht. Sie benutzte 1959 *„eine Constructa-Waschmaschine, ein Riesendrum, dass noch im Fußboden des Bades verankert werden musste, weil sie sonst beim Schleudern davon getanzt wäre"*. [520]

Während das Wäsche Waschen in den Nachkriegsjahren noch als *„Schwerstarbeit für die Frauen"* außer Zweifel stand, wandelte sich diese Tätigkeit mit Hilfe der Technik, dem Einsatz von Waschmaschinen, für manche Frauen zu einer angenehmen Hausaufgabe: *„Ich glaube"*, schreibt Karin: *„von allen Hausarbeiten ist mir das Wäschewaschen die liebste, ich bügle nach Möglichkeit noch am gleichen Tag und freue mich, wenn die Wäsche wieder frisch und schön zusammengelegt in der Kommode liegt oder im Schrank hängt"*. [521]

Karin bringt in dieser Aussage ihre Freude zum Ausdruck, die Verwandlung von Dingen – von negativ besetzten *„schmutzig"* zu positiv belegten Worten *„frisch und schön"*. Das *„schöne"* Gefühl, *„wenn Wäsche und Kleidung nachher frisch gebügelt und schön zusammengelegt im Schrank bzw. in der Kommode liegt"*[522] erwähnt sie in einem späteren Absatz über das Bügeln – ebenfalls eine Beschäftigung, die sie gerne macht – nochmals.

Besonders gewissenhafte Hausfrauen der älteren Generationen belegten ihr Pflichtbewusstsein mit dem Einlegen und Schmücken der Kastenfächer mit weißen Tüchern mit Borten, in die mit blauem oder rotem Garn disziplinierende Sprüche gestickt waren. Einer dieser gestickten Sinnsprüche, auf den Borten in den Kästen ihrer Mutter, an die sich Traute erinnert, lautete:

„Getrocknet im Sommerwinde,
(nächstes Fach) gebleicht auf grüner Au,
(nächstes Fach) so liegt es jetzt im Spinde,
(nächstes Fach) zum Stolz der jungen Frau". [523]

Diese Tücher gehörten zur Aussteuer, die sich die Mutter *„als junge Schneidergesellin einst zusammmengestellt hatte"*. [524]

---

[519] Barbara, Mein Glück dass …, 2009, S. 9.
[520] Ilse, Hausarbeit, 2009, S. 6.
[521] Karin: Meine Hausarbeit, 2009, S. 3.
[522] Ebd.
[523] Traute, Bericht über meine …, 2009, S. 5.

Auch meine Mutter schmückte die Fachbretter in einer mit Türen versehenen Mauernische mit floral gemusterten Zierborten, die äußerst unpraktisch nach jedem Waschen und Bügeln wieder mit Reißnägeln befestigt werden mussten. Die Borten verschwanden sehr rasch, als meine Mutter wieder in das Berufsleben zurückkehrte.

Ingelene, die ihr Leben als Hausfrau in ihrem Bericht in drei Zeitabschnitte – den jeweiligen Wohnverhältnissen entsprechend – gegliedert hat, erinnert sich ebenfalls wie die meisten Frauen an die Waschtage als die mühevollste Hausarbeit.

Während der „Krisenjahre" (1946 – 1956), in denen Ingelene am Bauernhof der Schwiegereltern lebte, waren die Werktage – abgesehen von den alltäglich notwendigen Tätigkeiten – jeweils für bestimmte Arbeiten vorgesehen. Über den Waschtag, der immer *„montags"* war, schreibt Ingelene Kaspar:

„das hieß die im Regenwasser eingeweichte helle oder dunkle Wäsche im Waschkessel (Holzheizung) erhitzen, mit selbsthergestellter Seife, heiß mit einem Riesenholzlöffel in den Waschtrog geben; so heiß wie möglich mit der Wurzelbürste am Troginnenrand bearbeiten und auf der Blechwaschrumpel durchkneten, 3x schwemmen im kalten Brunnenwasser, auswinden mit Händen, bei großen Stücken (z.B.: Leintücher) zu zweit und auf Stricken im Hof oder auf Dachboden trocknen". [525]

In den folgenden „Nachkriegsjahren" (1955 – 1966) in einer Wohnung eines einstöckigen Holzhauses musste sie als *„vierfache Mutter und Nur Hausfrau"*[526] täglich Wäsche Waschen. Sie sah für diese Arbeit die Zeit zwischen *„10 – 12 Uhr"* vor, in der sie auch das Mittagessenkochen zubereitete. Wenn auch bei täglichem Waschen weniger Wäsche anfiel, gestaltete sich der Waschvorgang, den sie wie folgt beschreibt, in keiner Weise leichter:

„Zum Waschen gehörte das Vorwaschen der Molinowindeln, das Einweichen der Hell- und Dunkelwäsche in getrennten Schaffeln, das Auskochen der Windeln und der hellen Wäsche im Zinktopf auf dem Herd; dieselbe in einen Holztrog schütten, so heiß wie möglich zu bürsten, oder auf der Waschrumpel zu bearbeiten; 3x in kalten Wasser in kaltem Wasser in Zinkwanne auf Terrasse schwemmen, mit Händen auswinden, ausschlagen, aufhängen auf Leinen auf überdachter Terrasse oder im Garten mit hölzernen Klammern, Seifenflocken, Hirschseife und Soda wurden verwendet!" [527]

Nur zum Teil physisch leichter gestaltete sich für die sechsfache Mutter und *„Nur Hausfrau"* der Waschtag ab 1967, als die Familie in einem Gemeindebau wohnte. Sie konnte *„ für vier Stunden alle 12 – 14 Tage in der mit riesiger Waschmaschine*

[524] Traute, Bericht über meine …, 2009, S. 5.
[525] Ingelene: Geschichte der Hausarbeit, 2009, S. 2.
[526] Ebd., S. 4.
[527] Ebd.

(Gasmarken), Zentrifuge und Plastikwasserschaffeln versehenen Waschküche auf der Nachbarstiege ... ohne große körperliche Anstrengungen" Wäsche waschen. *„Schwerarbeit"*[528] zu verrichten gab es *„leider"* aber auch während dieser Waschtage:

„das Herunter- und Herauftragen der Wäsche! Schmutzwäsche: 3 Stock runter, auf Nachbarstiege 4 Stock rauf! Saubere, feuchte Wäsche: 4 Stock runter von Nachbarstiege und bei uns 4 Stock auf Trockenboden zum Aufhängen hinauf! Das war Schwerarbeit!" [529]

Ihr Mann und die älteren Kinder halfen Ingelene, *„wenn es ihnen zeitlich möglich war. (Leider selten)"*.[530] Die Möglichkeit in den Gemeinschaftswaschküchen Wäsche zu waschen erleichterte Ingelene teilweise die mühevolle Arbeit; ihr blieben die mit dem Waschtag verbundenen physisch schweren Nebenarbeiten, die nur mit dem Kauf einer eigenen Waschmaschine zu verhindern gewesen wären.

Als *„etwas Besonderes und eine große Arbeitserleichterung"*[531] bezeichnet Wilhelmine die in den 50er Jahren eröffneten Waschsalons, wo die Wäsche in den Maschinen gegen eine Gebühr gewaschen oder gegen ein Trinkgeld der Ladnerin zur Reinigung übergeben werden konnte. *„Die kleine Wäsche"* ergänzt die Autorin *„wusch man zu Hause und hängte sie in der Küche auf. Dazu spannte man von einem Türstock zum anderen Stricke. Schön war es nicht anzusehen, aber man freute sich, wieder etwas geschafft zu haben"*.[532] Wie schon Gertrud A. berichtet Wilhelmine über das Wäsche Waschen und auch über andere Arbeiten im Haushalt nicht in der „Ich"-Form, sie wählt die die Allgemeinheit umfassende „man"-Form; damit wollte sie offensichtlich festhalten, dass diese Fakten auch für andere Frauen vorgegeben waren.

Margarete komprimiert den Ablauf eines Waschtages ihrer Mutter in einem Satz: *„Wäsche waschen im Keller in einer Waschküche, wo erst der schreckliche Ofen geheizt werden musste, mit Rumpel in einem alten Waschtrog waschen und in einem großen Kessel die Kochwäsche kochen. Schwerstarbeit, oft in der Nacht."*[533]

Einige Frauen berichten über das Wäsche waschen nur mit wenigen Worten. Ingrieds Mutter hat *„die Wäsche außer Haus gegeben oder von Hand gewaschen."*[534] Die Autorin musste die Windeln ihrer Tochter – wie die meisten Frauen – in *„einem großen*

---

[528] Ingelene, Geschichte der Hausarbeit, 2009, S. 7f.
[529] Ebd., S. 8.
[530] Ebd.
[531] Wilhelmine, Etwas über die …, 2009, S. 2.
[532] Ebd.
[533] Margarete N., Welt einer Frau …, 2011, S. 1.
[534] Ingried, Geschichte der Hausarbeit …, 2009, S. 1.

Topf auf dem Herd" auskochen. Nach der Geburt der zweiten Tochter lieh ihr ihre Großmutter *„den Betrag für eine einfach betriebene Waschmaschine, ein Ungetüm, zweiteilig. Die Wäsche musste aus dem Kochbottich in eine Schleuder gehoben werden, eine sehr anstrengende Arbeit."*[535]

Rückblickend – aus der Sicht der Kindheit – erinnern sich Frauen in den Berichten nicht nur an die schwere Arbeit, sondern erzählen auch über positive Erinnerungen an die Waschtage: *„Der Waschtag hatte aber auch etwas Gutes."*. Als positive Erlebnisse an einen Waschtag *„Ende 40 Anfang 50iger Jahre"* beschreibt Ingrid beispielsweise das *„Pritscheln"* und das *„um die Wette Seifen blasen"* [sic] mit den *„Schnipseln"*, aus den Resten der Schichtseife. Die Autorin beschreibt ins Detail gehend, dass es *„besonders schön war, wenn aus einer Blase mehrere entstanden"*. Bei dem *„Riesenspektakel"* ging es *„natürlich darum wer die größten Seifenblasen produzierte"*.[536] Das „*herrliche Pritscheln"* nach dem Waschtag, wenn dann „*alle im Bottich baden"* gingen, erwähnt auch Herta. [537]

Vorrangig berichten die Frauen jedoch über die Strapazen, die sie beim Wäsche Waschen erlebten.

Den Waschtag nicht erwähnt hat die 1947 geborene Emilie N. in ihrem Manuskript. Auf meine Rückfrage teilte sie mir mit, dass sie den Ablauf eines mühevollen Waschtages vor dem Einsatz der automatischen Waschmaschinen nur aus Erzählungen kennt. Mithelfen beim Waschen der Wäsche musste sie nicht, das Wäsche waschen erledigte die Mutter, manchmal mit Hilfe des Vaters. Nach der Heirat und der damit verbundenen Haushaltsgründung verfügte sie über eine eigene Waschmaschine.

In einigen Berichten streifen die Autorinnen den Waschtag nur mit wenigen Worten, die auf die schwierigen Situationen hinweisen wie zum Beispiel: *„ ... da hatten wir auch keine Waschmaschine, nicht einmal einen Waschkeller"*[538] oder sie betonten die Erleichterung der Hausarbeit durch *„das Gerät, das die Hausarbeit am meisten erleichtert hat"*.[539]

Eine Wäscheschleuder, die Ilse *„endlich"* bekam, erleichterte ihr die Arbeit *„schon sehr"*, wenngleich nicht in dem Maße wie eine Waschmaschine, deren Kauf jedoch aus

---

[535] Ingried, Geschichte der Hausarbeit, 2009, S. 2.
[536] Ebd.
[537] Herta, Erfahrungsberichte über die …, 2009, S. 2.
[538] Gertrude, Hausarbeit und anderes …, 2009, S. 8.
[539] Barbara, Mein Glück, dass …, 2009, S. 17.

finanziellen Gründen nicht möglich war. Aus dieser Zeit, in der sie eine *„richtige, altmodische Wachküche“* benützen musste, weiß sie, *„wie schlimm Wäsche waschen sein kann. Die heutigen Hausfrauen haben keine Ahnung, wie so ein Waschtag kein Ende nahm.“* Um *„Geld“* für eine Waschmaschine zu verdienen, nahm die Autorin diese Mühen in doppelter Hinsicht auf sich, indem sie auch die Wäsche *„für den Greißler ein paar Häuser weiter, der fünf Kinder und die schmutzigste Wäsche hatte, die* [sie] *je erlebte“* und die sie sogar *„zweimal waschen“* musste, das *„mit den damaligen Waschmitteln kein Wunder“*[540] war, gegen Entgelt zur Reinigung übernahm.

Keine eigene Waschmaschine besitzt derzeit nur eine der Autorinnen – die allein stehende Karin. Sie benützt die Gemeinschaftswaschmaschine und die Schleuder in ihrem Wohnhaus, denn sie findet, *„angesichts der ökologischen Krise, in der wir uns befinden, dass es ein Wahnsinn wäre, wenn jeder Single eine eigene Waschmaschine hätte“*. Wenn sie an *„die umweltschädigenden, das Wasser belastenden Wasch- und Putzmittel“* denkt, wäscht sie mit *„einem unguten Gefühl“* und überlegt sich in Zukunft einmal *„Waschnüsse“*[541] auszuprobieren.

Obwohl die meisten Haushalte heute über eine eigene Waschmaschine verfügen, gibt es in Wien doch noch einige Waschsalons. *„Schnell & Sauber“* kann z. B. Wäsche im Waschsalon Högn am Urban Loritz Platz von 6 bis 23 Uhr in nur 33 Minuten gereinigt werden. Die Firma Högn bietet in ihren Waschsalons nicht nur *„schonendes Waschen bei optimaler Sauberkeit“* an – dem Zeitgeist Arbeit mit Vergnügen zu verbinden entsprechend – können Kundinnen und Kunden an abendlichen Darbietungen von Songwritern teilnehmen. Ein öffentlicher Arbeitsort verwandelt sich zur positiv besetzten Vergnügungslokalität. Auch in deutschen Großstädten beispielsweise locken die *„Waschsalons“* bzw. ihre Betreiber *„zunehmend mit Zusatzangeboten ihre Kundschaft an“*. Während die Wäsche gewaschen wird, können die Kunden bei Kaffee und Kuchen diskutieren oder *„Tatort gucken“*. In manchen *„Salons“* werden auch Wiener Schnitzel oder Seelachsfilet serviert oder Partys gefeiert. Nach der Maxime des Frankfurter Soziologen Alfred Fuhr habe sich die *„verschämte“* Atmosphäre in den Waschsalons, in denen *„sich dort hauptsächlich sozial Schwache aufgehalten“* haben seit den neunziger Jahren geändert. Er spricht den Salons *„Kult-Charakter“* zu.[542] Die

[540] Ilse: Arbeit ist das halbe Leben. Wien, 2009, S. 5.
[541] Karin, Mein Haushalt, 2009, S. 2.
[542] www.spiegel./de/reise/staedte/0,1518,755832,00.html. S. 1. [Zugriff am 5.3.2012]

„öffentlichen Wäschereien feiern ein Comeback“ stellte der Innungsmeister der Textilreiniger, Franz Lang, fest. Seiner Meinung nach liegt dies daran, *„dass viele Wohnungen* [für eine Waschmaschine] *nicht genug Platz bieten“*.[543]

Einige Frauen schildern nicht nur die einzelnen Arbeitsschritte des Wäsche Waschens – manche von ihnen fügten auch persönliche Sinneswahrnehmungen hinzu, wie z.B.: *„An einem Waschtag gab es bei meiner Mutter zu Mittag nur Griesbrei, für etwas anders war weder Zeit noch Kraft da. Und nachher war sie erschöpft und klagte über Rückenschmerzen.“*[544] Oder: *„Alle zwei bis drei Wochen geriet meine Mutter in Panik, denn dann machte sie ‚große Wäsche‘“.* In der Waschküche *„büßte sie – wie sie sagte – ihre Sünden ab.“*[545] Der Begriff des Abbüßens von Sünden war im jahrhundertelang katholisch geprägten österreichischen Kulturkreis weit verbreitet um Beschwerlichkeiten einen Sinn zu geben.

Bis auf wenige Ergänzungen beschreiben die Autorinnen und Autoren in den Autobiographien und Schreibaufrufen zu anderen Themen – wie anfangs schon erwähnt – den Ablauf eines Waschtages in fast gleicher Diktion wie in den von den Frauen zum Schreibaufruf *„Hausarbeit“* verfassten Berichten. Als *„unheimlichen Fortschritt“* bezeichnet Elfriede Kellermann, dass sie *„als junge Frau zum Wäsche Waschen das neue Waschmittel und einen OMO-Hefen gehabt“*, hat.[546] Die Autorin präzisiert – im Gegensatz zu den Schreibpartnerinnen der Hausarbeitsberichte, die im Zusammenhang des Wäscheauskochens die alltagsüblichen Begriffe *„Waschtopf“*[547] , *„Häfen“*[548] oder *„Zinktopf“*[549] wählen –, diesen Alltagsgegenstand sehr genau: *„Das war ein großer blauer Hefen, 50 mal 50 cm groß mit Deckel und breiter Aufschrift: OMO.“*[550] Mit zwei Komponenten – dem neuen, nicht näher benannten Waschmittel und einem OMO-Hefen – assoziiert Elfriede Kaufmann den damaligen *„unheimlichen Fortschritt“*.[551] Ruth Matzlik und Lucia Jakob führen ebenfalls spezielle Begriffe für das Alltagsobjekt zum Auskochen der Wäsche in ihren Anmerkungen über den Waschtag an: Ruth Matzlik hat die Windeln auf dem Herd *„im Persil Häfen“* ausgekocht und gewaschen.

---

[543] Waschsalons sind wieder voll im Trend. In: Österreich, Wien 7.8.2015, S. 16.
[544] Karin, Meine Hausarbeit, 2009, S. 2.
[545] Traute, Bericht über meine …, S. 4.
[546] Kellermann, Elfriede: Last und Lust …, 2005, S. 5.
[547] Traute, Bericht über meine …, 2009, S. 10.
[548] Gertrud A., Die Geschichte der …, 2009, S. 2.
[549] Ingelene, Geschichte der Hausarbeit, 2009, S. 4.
[550] Kellermann, Vom Selbstversorger zum …, 2005, S. 1.
[551] Kellermann, Vom Selbstversorger zum …, 2005, S. 1.

Erleichtert hat sich die Autorin das Wäsche Waschen, wenn sie *„genug Geld hatte“*, dann ging sie *„1 x im Monat in einen Waschsaloon* [sic]. *Ansonsten war täglich in der Küche Waschtag“*.[552] Jakob Lucia kochte *„täglich einen Riesentopf (ehemals Einwecktopf) mit Windeln auf dem zweiflammigen Rechaud.“*[553]

Unter der Maxime: *„Damals sah ein Waschtag noch anders aus, als heute“*[554] beschreibt Luise Mach den Waschtag mit ähnlicher Diktion wie in den zu Beginn des Kapitels angeführten Berichten. Außerdem erwähnt sie die Möglichkeit eine Waschmaschine auszuleihen: *„Die Maschine wurde gebracht und auch wieder abgeholt. Eingeweicht und ausgekocht musste die Wäsche wohl noch werden, doch nicht mehr gebürstet und gerumpelt. Man brauchte auch noch viel Zeit, doch musste man sich nicht mehr so plagen.“*[555] Über *„kleine Leih-Waschmaschinen“*, die Firmen *„in die Häuser brachten“* berichtet auch Paula Krautschneider in ihrer Autobiographie. Die Benützung der Maschinen war jedoch *„sehr mühsam“*, da der Strom *„passen“* und *„der Wasserzufluss, der Ablauf und ein fester Stand“*[556] gegeben sein musste. In diese Maschinen *„legte man die Wäsche von oben ein“* und konnte *„anstelle des Wäscheauswindens“* die Wäsche durch zwei an diesen Maschinen befindliche Walzen *„händisch durchdrehen“*, was *„sehr anstrengend“* war und sich *„diese Art des Waschens“* daher nicht durch setzte. Die Autorin vermutet, dass diese Methode *„eine kurze Notlösung“* war, *„denn viele Waschküchen und Waschkessel waren von Bomben zerstört“* und konnten somit nicht benützt werden.[557]

Ohne den Ablauf eines Waschtages zu schildern, hält Getrud Baier in ihrem Beitrag zum Schreibaufruf *„Vom Selbstversorger zum Endverbraucher“* u. a. fest: *„Die beste Erfindung für die Hausfrau: die Waschmaschine!“*[558]

Männliche Schreibpartner beteiligten sich an dem Schreibaufruf über Arbeiten im Haushalt mit eigenen Berichten verständlicherweise nicht, waren doch diese Arbeiten für die Kohorten der betreffenden Zeitspanne den Frauen vorbehalten. Ein Autor beantwortete den Aufruf mit einem Hinweis auf seine 2008 verfasste Broschüre *„Ein*

[552] Matzlik Rutz: Last und Lust des Konsumierens. 2006, S. 3.
[553] Jakob Lucia: Vom Selbstversorger zum …, 2005, S. 17.
[554] Mach Luise: Damals und heute. 1996, S. 63.
[555] Ebd.
[556] Krautschneider Paula: Mein Leben im Rückblick. Wien 2009, S. 51.
[557] Ebd.
[558] Baier Gertrud, Vom Selbstversorger zum Endverbraucher. 2005, S. 1.

Mutterleben“, in der er Haushaltsarbeiten wie z. B. einen *„großen Waschtag“* aus einer unbeteiligten Warte heraus beschreibt:

„Schon tags zuvor war die Schmutzwäsche eingeweicht worden, und nun trat für die eigentliche Wascharbeit die Waschrumpel in Aktion. Da standen die Mutter und später auch die Schwestern stundenlang am Waschtrog und rumpelten den Schmutz mit Hilfe der heißen Lauge aus der Wäsche. Der Schweiß tropfte in die Lauge, wenn diese dann noch mit Einsatz aller verfügbaren Muskelkraft aus der Wäsche gepreßt wurde.“[559]

Beim ausschmückenden Ausdruck *„der Schweiß tropfte in die Lauge“* ist man an den Sprachstil Stifterscher Novellen erinnert. In einem der folgenden Absätze spricht der Autor die Rollenbilder der Geschlechter an:

„Angefangen vom Wassertragen zum Einweichen bis zum Aufhängen ein gewaltiger Kraftakt fürs ‚schwache Geschlecht‘, denn das ‚starke Geschlecht‘ war bei dieser Schwerarbeit höchstens fürs Wassertragen vom Bach herauf zu bewegen, alles andere war von vorneherein und ganz selbstverständlich als Frauenarbeit vorgesehen“. [560]

Diese Aussagen geben die tradierten Denkweisen über das Rollenbild der Frauen wieder. Das Wäsche Waschen wurde zwar mit dem Attribut *„Schwerarbeit“* anerkannt, aber *„von vorneherein und ganz selbstverständlich als Frauenarbeit vorgesehen“*. Das „*starke Geschlecht“* ließ sich nur in Ausnahmefällen zur Mithilfe *„bewegen“*, grundsätzlich war sie jedoch für die Männer keine Option.

In den Beiträgen zum Schreibaufruf *„Vom Selbstversorger zum Endverbraucher“* hingegen beschreiben auch Männer den Ablauf eines Waschtages und die ersten mechanisch-technischen Hilfsmittel. Neben diesen Texten stellte mir Herr Müller einen im Jahr 2001 verfassten Beitrag, in dem der Autor u. a. einen Waschtag beschreibt, zur Recherche zur Verfügung:

„So ein Waschtag hatte es in sich! Da wurde zuerst in der hauseigenen Waschküche der Kessel geheizt, dann das Waschgeschirr (Trog, Rumpel) aus dem Keller geholt und dann mit der mühsamen Arbeit begonnen: Rumpeln, Bürsten, Schwemmen (mit dem „Waschblau“, damit die Wäsche blütenrein wird). Dann zum Trocknen auf dem Wäscheboden (der meistens über dem letzten Stockwerk lag) geschleppt. War sie trocken, wurde einen ganzen Tag gebügelt.“ [561]

Diese Feststellung bzw. Beschreibung eines Waschtages findet sich nicht im Bericht einer Frau, sondern – wie oben schon kurz erwähnt – in den Ausführungen des 1916 geborenen Eugen Klein über den *„Alltag der Hausfrau einst und jetzt.“* Nach dem einleitenden Satz: *„So ein Waschtag hatte es in sich!“* setzt er ein Ausrufungszeichen,

[559] Wallner: Ein Mutterleben. 2008, S. 18.
[560] Ebd., S. 19.
[561] Klein Eugen: Alltag der Hausfrau einst und jetzt. 2001, S. 2.

um die Schwere dieser Arbeit zu betonen. Die Kenntnisse über die einzelnen Arbeitsgänge des Waschens der Wäsche waren kein geschlechtsspezifisches Wissen der Frauen, die Männer kannten die einzelnen Arbeitsschritte, nur wenige Partner konnten oder wollten ihren Frauen helfen.

In den *„Erinnerungen an das Bauernleben mit den Eltern und acht Geschwistern in den Jahren 1931 bis 1957 – Ein Mutterleben“* beschreibt Herr Wallner den Waschtag in den schon zuvor erwähnten Einzelheiten. Außer dem *„Wassertragen“* war das Wäsche Waschen *„von vornherein und ganz selbstverständlich als Frauenarbeit vorgesehen“*. Ob er sich bei *„dieser Schwerarbeit“* auch *„fürs Wassertragen vom Bach herauf“* bewegen ließ, um dem *„schwachen Geschlecht“* den *„gewaltigen Kraftaufwand“*[562] zu erleichtern, geht aus seiner Erzählung nicht hervor. Diese Rollenzuschreibung – Wäsche waschen sei Frauenarbeit – gilt in vielen Partnerschaften noch heute, denn mit dem Argument *„Wäsche waschen ist ja keine Arbeit, gib‘s nur in die Waschmaschine“*[563] werten viele Männer diese Tätigkeit nicht als Arbeit; Wäsche waschen mit den dazu notwendigen Nebenarbeiten scheint für sie ein äußerst nebuloser Begriff zu sein. Emilie N., die von ihrem Partner wissen wollte, *„was Wäsche waschen dann ist“* erhielt nur die lapidare Antwort: *„na auf alle Fälle keine Arbeit“*.[564]

In anderen Einsendungen zu verschiedenen Schreibaufrufen berichten männliche Autoren über Versuche die physische Belastung der Frauen mit technischen Hilfsmitteln zu erleichtern und über mit dem Waschtag verbundene Gepflogenheiten.

Herr Frank beschreibt einen Waschtag im Jahr 1955 mit Geräten, deren Erwähnung ich in nur noch einem Bericht – den von Frau El Seidy – gefunden habe. Mit Hilfe *„eines Behälters mit einer Art <Quirl>, welcher die Wäsche hin- und her bewegte“*[565] ersparten sich die Frauen das mühselige Bürsten der Wäsche. Da jedoch im Keller kein Stromanschluss vorhanden war, musste das Wasser in einem alten Kochkessel mit Holz angeheizt und mit einem Kübel in die Maschine gefüllt werden. Der von den Hausparteien gemeinsam angeschaffte *„Trockner“* funktionierte mit Wasserdruck: in dem *„runden Stahlbehälter mit einer inneren <Gummihaut>“*,[566] der an der Wasserleitung angeschlossen war, wurde die eingelegte Wäsche zwischen dem Behälter

[562] Wallner, Ein Mutterleben, 2008, S. 6.
[563] Emilie N., Hausarbeit, 2010, S. 1.
[564] Ebd.
[565] Frank Peter: Last und Lust des Konsumierens. 2005, S. 7; El Seidy, Eleonora: Vom Selbstversorger zum Endverbraucher. 2005, S. 2. .
[566] Frank, Vom Selbstversorger zum …, 2005, S. 7.

und der Gummihaut gepresst. Da der Keller keinen Stromanschluss hatte, musste die nötige Kabellänge vom oberen Stockwerk gelegt werden. Nach dem Auspressen der Wäsche begann *„erst recht die <Schinderei>“*,[567] denn das eigentliche Kanalniveau lag 1,8 Meter höher und das Wasser musste mit einer Pumpe entfernt werden. Versuche, den Frauen das Wäsche Waschen mit mechanischen Hilfsmitteln zu erleichtern, waren – hier auf Grund der örtlichen Gegebenheiten – nur bedingt erfolgreich

Herr Ginner veranschaulicht nicht nur den Ablauf eines Waschtages ähnlich wie viele Schreibpartnerinnen, sondern fügt erklärend die Beschaffenheit einer Wäscherumpel als *„ein verzinktes Wellblech in einem Holzrahmen“* hinzu. In seiner Familie war *„zum Wäsche Waschen alle vierzehn Tage ein Tag vorgesehen“* und danach *„wurde ein Kessel Heißwasser bereitet und dann badete die ganze Familie nacheinander im Waschtrog“*.[568] Dieses *„Bad in der dampferfüllten Waschküche“* – im Gegensatz zum später möglichen Besuch eines *„Tröpferlbades, eine der größten Wonnen“* – blieb ihm als *„eine üble, aber schicksalhaft notwendige Prozedur“*[569] in Erinnerung.

Wie weit diese Autoren ihren Müttern oder Frauen beim Wäsche Waschen geholfen haben, lässt sich aus den Texten nicht eruieren. Der Einsatz der ersten den Waschvorgang erleichternden Konstruktionen könnte ihre Neugier und damit ihre Mithilfe geweckt haben. Um den heutigen Generationen vergangene Arbeitsmethoden auch kindergerecht in der Praxis vorzuführen, haben sich Freilichtmuseen die Veranstaltung von „Thementagen“ zur Aufgabe gestellt. Einige dieser Tage sind u. a. der seinerzeitigen mühsamen Wäschereinigung gewidmet.

7.2.1 Der inszenierte Waschtag

Im jährlichen Veranstaltungsprogramm des Museumsdorfs Niedersulz wird im Rahmen der Thementage unter der Devise *„Vergangenheit zum Ausprobieren“* im Juni auch ein *„Tag der Wäsche“* angeführt. Besucher können, *„althergebrachte und oft schon vergessene Arbeitsweisen und Traditionen selbst ausprobieren“* und *„einen Nachmittag lang alles um die Kunst, die Wäsche nur mit Aschenlauge, Rumpel und Seife zu säubern“* kennen lernen. Bei diesen Präsentationen kann *„Groß und Klein“* die Mühe

[567] Ebd., S. 8.
[568] Ginner, Franz V. E.: Aus meinem detaillierten autobiographischen Gesamtwerk. 2005, S. 11.
[569] Ebd., S. 11f.

und Plage beim Wäsche Waschen in vergangenen Tagen ein wenig nachempfinden.[570] Im Folder 2012 des Österreichischen Freilichtmuseums Stübing finden sich u. a. auch *„Kindernachmittage"* wie z. B. *„Waschtag ist …."* Die Kinder erfahren dabei *„alles rund ums Wäschewaschen, so wie es früher war. Inklusive plantschen im Bach und dem Singen der Waschlieder."*[571] Das *„Plantschen im Bach"* erwähnen die Autorinnen in den Berichten des Schreibaufrufes nicht, wohl aber *„das Pritscheln"* nach Ende des Waschtages oder das mit dem Waschtag verbundene Seifenblasen. Mit dieser Themenveranstaltung versucht das Team des Freilichtmuseums Stübing *„jungen Gästen mit Spaß, Spannung und Aktivität Wissenswertes über das bäuerliche Leben und Arbeiten von einst"* zu vermitteln. Der Begriff *„Waschtag"* mag für Kinder nur begrenztes Interesse hervorrufen, aber das Wort Wasser und das Motto *„Bach und plantschen"* verspricht – besonders für Stadtkinder – seltenes Vergnügen. Da sicher auch Stadtkinder an diesen Thementagen teilnehmen werden, wird auch die mühevolle Arbeit der Hausfrauen (vor der Technisierung des Wäsche Waschens) in städtischen Gebieten an die jüngere Generation spielerisch weitergegeben.

Handwerksberufe, die heute nicht mehr ausgeübt werden, sowie schwere körperliche Alltagsarbeit werden nicht nur in diesen Freilichtmuseen als Anregung für häufigere Besuche geboten. Vergangene Alltagsgeschichte wird zur folkloristischen Veranstaltung – für ältere Besucher mit dem Erinnerungsfaktor und für jüngere Besucher zum Kennenlernen – aufbereitet. Für die Museen, die heute mehr denn je von der Höhe der Besucherzahlen abhängig sind, dienen die Thementage als Wirtschaftsfaktor.

7.2.2 Der *„nicht mehr vergleichbare Waschtag"* – Fazit technischer Entwicklungen

Neue Technologien brachten für die Hausfrauen neben der physischen Erleichterung beim Arbeiten auch kürzere Arbeitszeiten. Die Schreibpartnerinnen führen zwar die enorme Erleichterung und die Zeitersparnis beim Wäsche Waschen mit einer automatischen Waschmaschine an, sie erwähnen aber nicht, ob sie die gewonnene Zeit für sich verwenden konnten.

---

[570] www.museumsdorf.at., S. 1. [Zugriff am 2.3.2014], s. a. Folder Museumsdorf Niedersulz 2015 Folder Museumsdorf Niedersulz 2015.

[571] Presseaussendung „Rumpel, Lauge, Seifenblase", Stübing, 6.9.2015, S. 1, s. a. www.freilichtmuseum.at/kindernachmittage [Zugriff am 6.9.2015]

Eine Untersuchung in den Städten Amerikas in den 80er Jahren zeigte, dass berufstätige Frauen zum Wäschewaschen praktisch ebenso viel Zeit benötigten wie zwischen 1920 und 1960 für diesen Arbeitsgang erforderlich war, obwohl neben der elektrischen Waschmaschine weitere arbeitssparende Maschinen wie Schleudern und Trockner zur Verfügung standen. Der steigende Komfort führte zu neuen Reinlichkeitsnormen, zu häufigerem und aufwendigerem Wechsel von Bekleidung. Ob das Ergebnis dieser Studie faktisch auch für europäische Verhältnisse Gültigkeit hat, ist fraglich. Unbestritten ist, dass die hygienischen und modischen Ansprüche im täglichen Umgang mit dem Bekleiden erheblich gestiegen sind. Unbestritten bleibt ebenso für alle Hausfrauen die physische Erleichterung des Wäsche Waschens. Auch der zeitliche Aufwand des Waschvorgangs hat sich durch den Einsatz der programmierten Waschmaschinen verringert. Das Waschen der Wäsche mit elektrischen Waschmaschinen erfolgt so *nebenbei*, eine dauernde Anwesenheit der Hausfrau ist nicht erforderlich. Die Zeit, in der die Maschine wäscht, wird oder muss für andere Arbeiten genützt werden. Die Zeitersparnis wandelt sich zumeist nicht in Freizeit für die Hausfrau um, die *gewonnene* Zeit ist für andere Aufgaben verplant bzw. wird und kann sie von berufstätigen doppelt belasteten Frauen nicht zur Erholung oder für Freizeitaktivitäten wahrgenommen werden.

„Aber eines steht fest: Ein Waschtag zu dieser Zeit [fünfziger Jahre] *ist nicht mehr vergleichbar mit einem von heute.“*[572] Dieser Aussage, mit der Ingrid ihren Bericht abschließt, ist im Hinblick auf die physischen Belastungen der Frauen unwiderruflich gültig. Aber auch für das maschinelle Wäsche Waschen waren und sind zeitaufwändige Vorbereitungen und Hilfsarbeiten nötig. Diese Arbeitsabläufe werden in einer Studie zur Gedächtnisleitung in einem experimentellen Text, aus dem die Teilnehmerinnen und Teilnehmer die darin beschriebene Tätigkeit erkennen sollen, folgendermaßen beschrieben:

„Die Prozedur ist eigentlich ganz einfach. Erst ordnen Sie die Sachen in verschiedene Gruppen. Natürlich kann ein Haufen genügen, je nachdem wie viel zu tun ist. Wenn Sie woanders hingehen müssen, weil Ihnen die Einrichtungen fehlen, ist das der nächste Schritt, ansonsten sind Sie eigentlich gut vorbereitet. Es ist wichtig, die Dinge nicht zu übertreiben. Das heißt, es ist besser, zu wenig auf einmal zu erledigen als zu viel. Auf den ersten Blick mag das unwichtig erscheinen, aber es können leicht Komplikationen auftreten. Und ein Fehler kann Sie teuer zu stehen kommen. Zunächst wird die ganze Prozedur kompliziert erscheinen. Bald jedoch wird es einfach ein weiterer Aspekt ihres

[572] Ingrid N., Ein Waschtag Anfang …, 2011, S. 2.

Lebens sein. Was die Notwendigkeit dieser Aufgabe betrifft, ist es schwierig, für die nächste Zukunft ein Ende abzusehen, aber man kann nie wissen. Nachdem die Prozedur abgeschlossen ist, räumt man die Utensilien an ihren Platz zurück. Schließlich werden sie wieder gebraucht, und der ganze Zyklus wird wiederholt werden müssen.“[573]

Die Mechanismen des Wäsche Waschens haben sich erheblich geändert: das Einweichen der Wäsche am Vortag und die schweren manuellen Arbeiten – wie sie die Frauen in den Berichten beschrieben haben – entfallen. Der Termin des Waschtages wird – unter der Voraussetzung, dass eine eigene Waschmaschine in der Wohnung zur Verfügung steht – frei, unabhängig von der Gunst einer Hausbesorgerin oder Hausbesorgers, gewählt. Andererseits ist nicht nur weiße und bunte Wäsche zu trennen, die Wäschestücke müssen nach den jeweiligen Pflegeanleitungen geordnet bzw. gewaschen werden, denn *„ein Fehler kann teuer zu stehen kommen“*. Eine Vielzahl an Waschmitteln ersetzt die Schichtseife. Nicht geändert hat sich, dass *„der ganze Zyklus“* wiederholt werden muss, und zwar auf Grund des kürzeren Tragens der Wäschestücke viel öfter als in der waschmaschinenlosen Zeit. Eine Vielfalt von Geweben, Fasern und Farben und die Auswahl der dazu passenden „pflegenden“ Waschmittel erfordern doch einigen Zeitaufwand. Für die Aufbewahrung des Vorrats der verschiedenen Waschmittel muss entsprechenden Platzbedarf vorhanden sein.

Beim Wäsche Waschen mit automatischen Waschmaschinen sind die (Haus-)Frauen nicht mehr dem *„Gestank beim Auskochen von Windeln“*, der Hitze und dem Dampf in den Waschküchen ausgesetzt und Verbrennungen mit heißem Wasser bleiben ihnen erspart. Die Frauen leiden nicht mehr an *„rauen, rissigen, aufgequollenen und wunden Händen“*. Die Hände kommen mit Wasser nicht einmal mehr in Berührung, sie spüren lediglich Feuchtigkeit beim Herausnehmen der Wäsche oder bei der Pflege der Waschmaschine. Keine verglühende heiße Asche ist mehr zu entsorgen, dafür kann die Reinigung einer verstopften Pumpe Ärger bereiten und Zeit (und Geld) kosten.

Silberzahn-Jandt bezeichnet die zuvor genannten Veränderungen sowie die physische Arbeitserleichterung für die Frauen als *„Entkörperlichung der Arbeit“*.[574]

Die „etagenfähige“ halbautomatische Waschmaschine der 1960er Jahre führte beim Wäsche Waschen zum Rückzug der Frauen ins Private. Die soziale Kontrolle, das

[573] Harrison John: Bekenntnisse eines Physikalisten oder Was ist Synästhesie? In: Schaltstelle Gehirn: Denken, Erkennen, Handeln. Hg: Andreas Sentker, Franz Wigger. Heidelberg, 2009, S. 36.
[574] Silberzahn-Jandt G., Wasch-Maschine, 1991, S. 52.

gegenseitige Begutachten der zum Trocknen aufgehängten Wäschestücke auf ihre *„blütenweiße“* Reinheit, fiel weg.

Während die Frauen ohne Einsatz einer vollautomatischen Waschmaschine am Vorabend *„die Wäsche bereits in den Bottichen einweichen“*[575] sowie am nächsten Tag früh aufstehen mussten und es erforderlich war, einen ganzen Tag für das Wäsche Waschen frei zu halten, kann heute je nach aktuellem Wäscheanfall – bei einer günstigen Gelegenheit ohne Zeitplan – so nebenbei gewaschen werden. Nach den Ausführungen der Schreibpartnerinnen fand der Waschtag zumeist an einem Montag in einem drei- bis vierwöchentlichen Rhythmus statt. Das Wäsche Waschen hat sich durch den Einsatz der automatischen Waschmaschinen vom ganztätigen Arbeitsprogramm zur „Zwischendurcharbeit“ entwickelt; das Kochen muss nicht eingeschränkt werden, es wird nebenbei erledigt.

Nicht nur gekocht wird „nebenbei“ nach dem Starten des Waschprogramms, auch andere Arbeiten im Haushalt werden erledigt. Die Waschmaschine bzw. das Display kommuniziert lautlos mit der (Haus-)Frau über den Waschfortgang bis ein Summton dessen Ende meldet. Die Waschmaschine ist geduldig, die (Haus-)Frau und Mutter muss nicht sofort reagieren, wenn sie sich z. B. in diesem Moment mit einem Kind beschäftigt. Die Maschine schreit nicht, sie wiederholt nur erinnernd ihren Summton, bis ihr Bullauge geöffnet wird.

7.2.3 Zusammengefasst: *„Die selbstverständliche Frauenarbeit“* – das Wäsche Waschen

Da aus männlich tradierter Sicht das Wäsche Waschen *„von vornherein und ganz selbstverständlich als Frauenarbeit vorgesehen“* war, scheinen in den Texten als Akteure Großmütter, Mütter, Töchter, seltener Kinderfrauen und Waschfrauen auf.

Nicht alle Töchter haben gerne bei dieser Arbeit mitgeholfen, die Mütter sahen in der Mithilfe zugleich eine Unterweisung in den *„späteren Hauptberuf“* der Töchter. Während *die „Mutter und die Schwestern stundenlang am Waschtrog“* standen, halfen der oder die Brüder im besten Fall beim Wassertragen.

Einer der Probanden, der zu den Forschungsfragen Stellung nahm, erwähnte seine Mithilfe am Waschtag, der *„für alle ein ganz besonders beschwerlicher Tag“* war. Während seine Großmutter und Mutter in der *„dampfenden Waschküche“* standen,

[575] Herta, Erfahrungsberichte über die …, S. 2.

musste er beim Brunnen stehen und Wasser schöpfen, das *„besonders im Winter … sehr unangenehm“*[576] war.

Vereinzelt übernahmen Mütter das Wäsche Waschen für ihre Töchter wie beispielsweise Wilhelmine in ihrem Bericht festhält: „*Meine Mutter war ein Engel. Sie wusch mir meine Wäsche und ich konnte in die Firma gehen.“*[577]

Die Ehepartner konnten beim Wäsche Waschen bis auf wenige Ausnahmen auf Grund ihrer Berufstätigkeit nur selten mithelfen, wie z. B. Hertas Vater, der als Bäcker *„mittags mit der Arbeit fertig war“* und beim Tragen der Wäschekörbe zum Aufhängen der Wäsche auf den Dachboden mitgeholfen hat.[578] Gertruds Ehepartner, der aus beruflichen Gründen oft auswärts wohnte, *„half bei seinen Besuchen immer mit“*, – auch beim Windelwaschen – damit dem Ehepaar *„mehr gemeinsame Freizeit blieb“*.[579]

In manchen ländlichen Gebieten und vereinzelt auch in Mietshäusern halfen sich die Frauen bei der *„Schwerstarbeit“* gegenseitig, darüber findet sich in den Berichten jedoch nur eine Beschreibung, die sich auf die gegenseitige Hilfe beim Auswringen der Wäschestücke bezieht. *„Die nassen Stücke waren ja unheimlich schwer. Die Tuchenten und Leintücher haben wir zu zweit ausgewunden, jede an einem Ende und so lange gedreht bis kein Wasser mehr heraus kam.“*[580]

Mit dem Rückzug der Frauen beim Wäsche Waschen ins Private verloren Waschküchen, Dachböden und Höfe ihre Funktion als Orte der Kommunikation.

Die Waschküchen ausgestattet mit einem gemauerten Herd und einem Kessel aus verzinkten oder kupfernen Blech befanden sich zumeist im Keller oder in einem baulich vom jeweiligen Wohnhaus getrennten Raum. Nicht alle Keller bzw. Waschküchen in alten Gebäuden waren in den Nachkriegsjahren mit elektrischem Licht ausgestattet, *„da musste eine Petroleumlampe genügen“*.[581] Während des Waschvorgangs entstanden in den *„hausfraulichen Folterkammern“* derartige Dampfschwaden, *„dass man kaum etwas sehen konnte“*.[582] *„Holz, Briketts, ‚Steigln‘ und alte Kartons und alles Mögliche an Brennbaren“* dienten als Brennmaterial für die Heizkessel; diese Materialien

[576] Proband 3, Jg. 1936. S. 1.
[577] Wilhelmine, Etwas über die …, 2009, S. 2.
[578] Herta, Erfahrungsberichte über die …, 2009, S. 1.
[579] Gertrud, Der Bereich der …, 2009, S. 5.
[580] Ingrid N., Ein Waschtag Anfang…, 2011, S. 2.
[581] Wilhelmine: Die Reinlichkeit. Wien, 8.1.2003, S. 1.
[582] Barbara, Mein Glück, dass …, 2009, S. 7.

„sammelte man schon das ganze Monat, um für diesen Tag gerüstet zu sein“.[583]Nach Kriegsende fehlte es an Heizmaterial zum Beheizen der Kessel, daher *„sammelte man jederzeit Kartons und alte >Steigln<“* und *„oft mussten dann die Kinder am Waschtag dafür sorgen dass das Feuer nicht ausging und stundenlang Kartons zerreißen und die >Steigln< zerlegen“*. [584]

In den alten Wohnhäusern mussten die Frauen die nasse Wäsche von der Waschküche im Keller zum Trocknen auf den Dachboden *„schleppen“*. Die Waschküchen in den Neubauten befanden sich zumeist ebenfalls im Keller, für das Aufhängen der Wäsche zum Trocknen war ein Nebenraum vorgesehen; in manchen Waschküchen waren außer den automatischen Waschmaschinen auch schon Wäschetrockner installiert. Im ländlichen Raum und in Höfen von Wohnhäusern konnte die Wäsche bei günstiger Witterung im Freien auf Wäscheleinen getrocknet werden.

Die *„kleine Wäsche“* wuschen die Frauen *„zu Hause“* und hängten sie in der Küche auf. Zu diesem Zweck spannte *„man von einem Türstock zum anderen Stricke“*. Noch mühevoller war das Auskochen der Windeln in *„Töpfen“* auf den Küchenherden.

Wo die Frauen die zahlreichen schmutzigen Wäschestücke aufbewahrten, führen sie – bis auf Herta, *(„im Behälter“)* nicht an.[585]

Der Sinngehalt der von den Autorinnen und Autoren genannten Hilfsmittel wie Waschtrog, Waschrumpel, Waschbürste, Bottich, Schaff, Zuber, Waschbrett, Holzkochlöffel und Waschkorb hat sich gewandelt. Diese Gegenstände sind zwar nicht endgültig aus dem Alltag verschwunden; sie dienen in Museen als Sujets der Vergangenheit und in Freilichtmuseen zur Demonstration vergangener Arbeitstechniken. Im nicht musealen Bereich wandelten sich beispielsweise die Waschrumpel zum Musikinstrument und Bottiche zu Blumengefäßen; Arbeitsgeräte mutierten zum Freizeitutensil und Dekorationsobjekt.

Als Reinigungsmittel nannten die Frauen *„selbsthergestellte Seife, Seifenflocken, Hirschseife* (Ingelene)*, Henko“* (Cäcilia), *Radion oder Persil*[586] (Elisabeth, Hanni) *und „Soda und Waschmittel“*. Nur eine Autorin und ein Autor erwähnen den Zusatz von *Sil oder Waschblau“* zum letzten Schwemmwasser. (Hertha, Eugen Klein) Da es in den

[583] Ingrid N., Ein Waschtag Anfang …, 2011, S. 1.
[584] Gertrud A., Die Geschichte der…, 2009, S. 2.
[585] Herta, Erfahrungsberichte über die…, 2009, S. 2.
[586] Der Name Persil leitet sich von der Zusammensetzung des Waschmittels ab: Bleichmittel Per obt u. Sil ikat – Salz der Kieselsäure

Nachkriegsjahren auch an den genannten Waschmitteln fehlte, stellten manche Familien Seife und Aschenlauge selbst her. Gertruds A. Großvater kochte in einer Tonne *„Seife aus alten Knochen und Aschenlauge“*. Dieser Vorgang stank zwar *„fürchterlich“*, aber dafür hatte die Familie *„etwas mit dem man sich und seine Wäsche reinigen konnte“*.[587] Auch Herthas Pflegeeltern versorgten sich mit selbst angefertigter Seife. Nach dem stundenlangen Kochen und Rühren der Lauge *„wurde die flüssige Masse auf ein Backblech gegossen und nach dem Abtrocknen in Stücke geschnitten“*.[588] Die Herstellung einer Lauge schildert Hanni: *„Ein großer Eisenkessel wurde direkt aufs Feuer gesetzt. Wasser erhitzt bis es kochte u. die Asche hinein gegeben, dann stehen gelassen. Kohlenreste und Unreinigkeit setzten sich ab u. wurden abgeschöpft, die Asche sank zu Boden und fertig war die Lauge“.*[589]

Aus Hertas Bericht lässt sich der sparsame Umgang mit den zur Verfügung stehenden Ressourcen erahnen. Sie erwähnt, dass jene Frauen, die *„am Wochenende zum Waschtag eingeteilt waren, der Hausbesorgerin Lauge zum Stiegenreiben aufheben“* mussten.[590] Einen anderen Hinweis über den sparsamen Umgang mit Wasser gibt Elisabeth – ihre Mutter wusch die Wäsche zumeist an einem Montag um *„das Badewasser vom samstäglichen Baden der Kinder im Waschschaff als Einweichwasser für die Wäsche zu verwenden“*.[591]

Die Prozedur begann bereits am Abend vor dem Waschtag mit dem Einweichen der Wäsche. Traditionell fand der Waschtag *„einmal im Monat“* bzw. *„alle vier Wochen“* zumeist – für jene Frauen, die eine Waschküche jederzeit benützen konnten, – an einem Montag statt. In Mehrparteienhäusern waren die Frauen zur Benützung der Waschküche von den für sie vorgesehenen Terminen – und damit manchmal auch vom Wohlwollen der Hausbesorgerinnen und Hausbesorger – abhängig, so dass diese Frauen den Waschtag an anderen Wochentagen als dem Montag planen mussten. Einen kürzeren Termin nennt beispielsweise Franz Ginner, in seiner Familie war für das *„Wäsche Waschen alle vierzehn Tage ein Tag vorgesehen“.*[592]

In Familien mit Kleinkindern waren die Frauen gezwungen, zumindest die Windeln täglich zu waschen. Während das Auskochen der Windeln am Herd unabhängig von der

[587] Gertrud A., Die Geschichte der…, 2009, S. 1f.
[588] Hertha, Lebensgeschichtliche Aufzeichnungen, …, 2009, S. 2.
[589] Hanni, Hausarbeit im Wandel, 2009, S. 12.
[590] Herta, Erfahrungsberichte über die …, S. 2.
[591] Elisabeth, Die Arbeit endete …, 2009, S. 6.
[592] Ginner, Aus meinem detaillierten …, 2005, S. 11.

Tageszeit erledigt werden konnte, begann die Arbeit in der Waschküche sehr früh am Morgen, Gertrud beispielsweise erwähnt *„6 Uhr früh“*.[593] Ebenso waren die Frauen in kinderreichen Familien wie beispielsweise die *„vierfache Mutter und Nur Hausfrau“*[594] Ingelene gezwungen, täglich Wäsche zu waschen.

Nach Möglichkeit hielten sich die Frauen den Waschtag von allen anderen Arbeiten frei und kochten an diesen Tagen einfache Gerichte oder bereiteten Speisen am vorhergehenden Tag zu.

Im Waschtrog mit Rumpel und Bürste bearbeiteten die Frauen bis in die 1960er Jahre die Wäsche. Mit Hilfskonstruktionen wie z. B. *„Wäscheglocken“* oder den bereits 1862 entwickelten *„Wringmaschinen“* sollte das Wäsche Waschen erleichtert werden. Gertrud A. beschreibt die *„Wäscheglocken“ als „zwei an einem langen Holzstab übereinandergestülpte Metallglocken“*.[595] Der *„Reinigungseffekt“* entstand durch die Sogwirkung beim Zusammendrücken der *„Metallglocken“*. Die am Bottichrand montierte *„Wringmaschine“* diente zur Entwässerung der Wäsche. In diesem Gerät wurde die Wäsche zwischen zwei Gummiwalzen, die sich mit Hilfe einer Kurbel gegeneinander drehten, betätigt.[596] Eine ähnliche Konstruktion, die ihre Großmutter und ihre Mutter verwendeten, beschreibt Herta: *„eine Winde aus zwei auf einem Brett montierte Rollen, wo die Wäsche mittels Handkurbel durchgepresst wurde“*. Der Einsatz dieser Winde *„bedeutete gegenüber dem Auswinden mit den Händen eine enorme Verringerung der Anstrengung“*.[597] Die *„Wringmaschine“* bzw. die *„Winde“* mechanisierte die anstrengende Arbeit des Auswringens der Wäsche.

Die ersten elektrischen Bottichwaschmaschinen arbeiteten nach unterschiedlichen Prinzipien mit einem Laugenbehälter, in dem die Wäsche in der erhitzten Lauge mittels eines Rührflügels bewegt wurde.[598] Der Vorteil dieser Geräte war, dass sich zumindest ein Teil des Schmutzes durch die stete Bewegung der Wäsche löste. Um mit diesen Maschinen waschen zu können, musste zumindest eine elektrische Anschlussmöglichkeit mit der entsprechenden Stromstärke vorhanden sein. Eine flächendeckende Haushaltselektrifizierung setzte in den städtischen Randgebieten erst ab den 1955er Jahren ein. Doch selbst mit den halbautomatischen Waschmaschinen war

[593] Gertrud, Der Bereich der…, 2009, S. 1.
[594] Ingelene, Geschichte der Hausarbeit …, 2009, S. 4.
[595] Getrud A., Die Geschichte der …, 2009, S. 2.
[596] Vgl. Duchêne I., 1994, S. 52.
[597] Herta, Erfahrungsberichte über die …, 2009, S. 1.
[598] Vgl. Silberzahn-Jandt G., Wasch-Maschine, 1991, S. 17.

diese Arbeit *„noch anstrengend genug“,* da die Wäsche – soweit keine Winden verwendet wurden – *„weiterhin mit der Hand“* geschwemmt und ausgewunden werden musste.[599] Je nach der Arbeitsweise der halbautomatischen Waschmaschinen blieb den Frauen außerdem eine eventuelle manuelle Nachbehandlung der Wäschestücke nicht erspart.

Die Firma Constructa stellte im Jahr 1951 auf der Bauausstellung in Hannover *die „erste deutsche vollautomatische Waschmaschine“* vor. Der hohe Kaufpreis, elektrotechnische und mechanische Mängel verhinderten die Erzeugung und den Absatz größerer Stückzahlen.[600] Diese Maschinen mussten noch, wie eine Autorin erwähnte *„im Fußboden des Bades verankert werden, weil sie sonst beim Schleudern davon getanzt wäre*[n].[601] Um den entstehenden Zentrifugalkräften entgegenwirken zu können, entwickelten die Erzeuger Maschinen mit einer federnden Trommelaufhängung und Stoßdämpfern.[602] Eine weitere Voraussetzung für den Einsatz der Waschmaschinen in den Haushalten war die Entwicklung schaumgebremster Waschmittel.

Die *„unglaubliche Erleichterung“* – der Kauf einer Waschmaschine – war, wie aus den Berichten hervorgeht, von der finanziellen Situation der Familien abhängig. *„Sobald wir das Geld zusammen hatten“*, merkte Barbara an, *„kauften wir eine Waschmaschine“*. Die Waschmaschine war und ist nicht nur für sie *„das Gerät, das die Hausarbeit am meisten erleichtert hat“.*[603] Mit einer eigenen Waschmaschine in der Wohnung waschen zu können, brachte den Frauen folgende Vorteile: Wegfall der schweren physischen Arbeit, Unabhängigkeit in der Terminplanung und in zweifacher Hinsicht Zeitersparnis – da der Waschvorgang ohne die Anwesenheit der Frauen abläuft, konnten und können *„nebenbei“* andere Tätigkeiten ausgeführt werden. Der traditionelle vierwöchige Rhythmus des Waschtages verlor seine Bedeutung. Gehrke sieht in der vollautomatischen Waschmaschine einen *„Selbstbedienungs-Wäschesalon“*.[604] Als eine der ersten von den Familien getätigten Anschaffungen nannten die Frauen die Waschmaschine, gefolgt von Käufen von Kühlschränken, Elektroherden und Fernsehapparaten. In den Jahren der ersten Verbesserung des Lebensstandards von 1960 bis 1969 stiegen die Umsätze mit Waschmaschinen von

[599] Planko, Maria: Abendwind. Graz, 1991. S. 81.
[600] Vgl. Silberzahn-Jandt G., Wasch-Maschine, 1991, S. 16.
[601] Ilse, Hausarbeit, 2009, S. 6.
[602] Vgl. Silberzahn-Jandt G., Wasch-Maschine, 1991, S. 18.
[603] Barbara, Mein Glück, dass …, 2009, S. 17.
[604] Gehrke M. M., Das praktische Frauenbuch, 1965, S. 144.

320.000 auf 690.000, jene von Kühlschränken von 320.000 auf 1,300.000 und jene von Elektroherden von 430.000 auf 910.000 Stück. Noch stärker erhöhte sich der Kauf bzw. Verkauf von Fernsehgeräten in dieser Zeit: von 190.000 auf 1,270.000 Geräte.[605] Mit dem Rückzug der Frauen ins Private – unter der Voraussetzung der eigenen Waschmaschine in der Wohnung – verloren die Frauen bzw. verminderten sich ihre kommunikativen Beziehungen bei den gegenseitigen Hilfeleistungen während des Waschtages.

Die Schreibpartnerinnen führen zwar die physische Erleichterung und die Zeitersparnis beim Wäsche Waschen mit einer automatischen Waschmaschine an, sie erwähnen aber nicht, ob sie die gewonnene Zeit für sich verwenden konnten.

Olfaktorische Empfindungen beschreibt nicht nur Traute beim Auskochen von Windeln am Herd. Die Autorinnen biografischer Texte erinnern sich ebenso an unangenehme Gerüche in der Waschküche *„mit Kesseln voll wenig duftender, seifiger Wäsche* [606], an eine *„glitschig-stinkende Brühe“*[607] im Waschtrog beim letzten Waschgang oder an Waschmittel, die „*einen ätzenden chemischen Gestank verbreiteten“.*[608]

Neben diesen Geruchsbelastungen und dem *„Dampf und der großer Hitze“* in den Waschküchen, hoben die Frauen die physische und schmerzhafte Beanspruchung der Hände hervor, die nach dem Waschvorgang *„aufgequollen, rau und rissig“*[609] oder von der scharfen Aschenlauge *„wund“*[610] waren. Das *„Wechselbad“* beim Schwemmen der Wäsche im kalten Wasser führte zu *„Durchblutungsstörungen“*.[611] Ebenso berichten die Frauen über schmerzhafte *„Verbrühungen“* [612] während des Waschvorganges, beim Ausräumen der Asche oder bei *„kleinen Unfällen“*.[613] In der kalten Jahreszeit hingegen *„froren“* den Frauen beim Aufhängen oder Abnehmen der Wäsche *„die Finger“*[614] ein. Diese physischen Beschwerden belasten die Frauen in *„in unserer Zeit“* nicht mehr.

---

[605] Vgl. Nemschak Franz: Österreichs Wirtschaft in den 60er und 70er Jahren. Rückschau und Ausblick. Hg: Österreichisches Institut für Wirtschaftsforschung. (= Vorträge und Aufsätze, Nr. 28), Wien, 1970, S. 14f.
[606] Farschtschian, Zum Selbstversorger zum …, 2006, S. 1.
[607] Gertrud. A., Die Geschichte der…, 2009, S. 2.
[608] Traute, Bericht über meine …, 2009, S. 10.
[609] Ebd., S. 4.
[610] Hanni, Hausarbeit im Wandel, 2009, S. 7.
[611] Ebd., S. 6. u. 12.
[612] Herta, Erfahrungsberichte über die …, 2009, S. 1.
[613] Ingrid N., Ein Waschtag Anfang …, 2011, S. 1.
[614] Ebd., S. 2.

Herta wäscht *„mindestens zweimal in der Woche“*, da sie *„allein das Gefühl, dass verschmutzte Wäsche im Behälter liegt, stört“*.[615] Für Karin sind ähnliche Gründe bestimmend öfter Wäsche zu waschen. *„Wäschewaschen“* ist ihr „*von allen Hausarbeiten die liebste“* und sie *„mag auch nicht zu viel Wäsche zusammen kommen zu lassen“*. Sie *„bügelt nach Möglichkeit noch am gleichen Tag“* und freut sich, *wenn die Wäsche wieder frisch und schön zusammengelegt in der Kommode liegt oder im Schrank hängt“*.[616]

Die zuletzt genannten Zitate zeigen, dass die in der Vergangenheit negativ besetzte „*Schwerstarbeit für die Frauen“* mit Hilfe des technischen Fortschritts zu einer positiv empfundenen Arbeit führen kann. Das Wäsche Waschen mit automatischen Waschmaschinen – das seinem Wesen nach in Form von zahlreichen, oft (insbesondere von nicht waschenden Männern) übersehenen Handgriffen manuelle Tätigkeit erfordert – hat sich zu einer disponierenden Arbeit gewandelt.

7.3 *„Das Maß aller Dinge“* – Die Pflege der Fußböden

Neben dem Waschtag, der in den Berichten die größte Priorität hat, beschreiben mehrere Frauen detailliert die Pflege der Böden und der Teppiche sowie das Heizen – Arbeiten, die mit schwerer physischer Belastung verbunden sind.

„Etwas Selbstverständliches“ war das wöchentliche Aufreiben der Fußböden und das Abziehen der Holzböden *„mit Eisenspänen zweimal im Jahr“* für Herta in ihrer Kinderzeit. Als Maxime galt: *„Der Fußboden war überhaupt das Maß aller Dinge: Von dem kannst essen, so sauber, war ein Hinweis wie nett ein Haus war“*. Während ihre Mutter den *„Fußboden von Zeit zu Zeit nach der gründlichen Reinigung mit Bodenwachs eingelassen und dann mit einer schweren Bodenbürste mit Stiel gebürstet hatte“* gab es auch *„Haushalte in denen die Hausfrau ständig auf zwei Wischtüchern unterwegs war“*. Die gebürsteten Böden waren *„blank wie Eis“* wodurch *„auf diesen Böden sehr viele Unfälle passierten“*. Manche ihrer Bekannten *„hätten locker im Zirkus auftreten können, sie wachselten den Boden mit zwei an den Füßen befestigten Bürsten“*. Herta *„brachte dieses Kunststück nie richtig zuwege“*. [617]

[615] Herta, Erfahrungsberichte über die …, 2009, S. 2.
[616] Karin, Mein Haushalt, 2009, S. 3.
[617] Herta, Erfahrungsberichte über die …, 2009, S. 2.

Die Schreibpartnerin benutzt als Maßstab für Sauberkeit *„das Essen-Können vom Fußboden“*. Ein Bild, das zwar in der Praxis nicht umgesetzt wurde, aber als belastende Vorgabe weit verbreitet war und einen Beweis der hausfraulichen Reputation darstellte. In der Wohnung am Boden sitzend zu essen war und ist in der westlichen Gesellschaft keine kulturelle Praxis, die Vorstellung dazu setzt Sauberkeit voraus und diente zur Disziplinierung der Frauen.

Das Glätten der gewachsten Fußböden mit *„zwei an den Füßen befestigten Bürsten“* vergleicht Herta mit artistischem Können, einem Kunststück, das sie selbst *„nie richtig zuwege“* gebracht hat. Die Autorin unterscheidet zwischen einer rationellen Bodenpflege im Haushalt ihrer Mutter und den Hausfrauen, *„die ständig auf zwei Wischtüchern unterwegs waren“*.

Mit ihrer Heirat 1948 und dem Einzug in die Wohnung der Schwiegermutter begann für Wilhelmine die *„Selbständigkeit“* und (neben ihrer Berufstätigkeit) auch die Hausarbeit. Ihre *„erste schwere Arbeit“* war das Ausreiben des *„schon ganz dunklen Parkettbodens im Zimmer“*. Nach dem Einlassen des Bodens mit Bodenwachs *„mit auf den Schuhen befestigten Bürsten sah er wieder wie neu aus“*. Die Freude über den Erfolg der *„schweren Arbeit“* erinnerte sie an einen angenehmeren Zeitvertreib, wie sie anschließend ergänzt, denn *„mit diesen zwei Bürsten an den Füßen tanzte man buchstäblich durchs Zimmer“*.[618] Wilhelmine schildert ihre *„erste schwere Arbeit“* in der Ich-Form, für das Tanzen mit den Bürsten auf den Füßen wählt sie die Man-Form.

Während Herta rückblickend auf die Pflege des Fußbodens an Zirkusartistik erinnert wird, vergleicht Wilhelmine das Bürsten der Böden mit dem Tanzen – in diesem Vergleich könnte eine gedankliche Assoziation zu einer positiv besetzten Freizeitbeschäftigung liegen.

Die Bodenpflege zählte zu den beschwerlichen Hausarbeiten. Gehrke rät daher in ihrem im Jahr 1965 erschienen Ratgeber *„Das praktische Frauenbuch“*, zu einer Ruhepause von fünf Minuten, in der sich die Frauen nach

„der anstrengenden Bodenreinigung … am besten auf den frisch gesäuberten Boden oder Teppich legen und alle viere von sich strecken, sich dehnen, von einer Seite auf die andere wälzen, herzhaft gähnen und schließlich eine kurze Zeit ganz still auf dem Rücken liegen“ sollen. [619]

Auch die folgenden Hausarbeiten beschreibt Wilhelmine in der allgemeinen Man-Form:

[618] Wilhelmine, Etwas über die …, 2009, S. 1.
[619] Gehrke M. M., Das praktische Frauenbuch, 1965, S. 333.

„Zum Geschirr waschen verwendete man feinen Sand, den man überall fand, dann hatte man Türschnallen aus Messing. Diese putz[t]*e man mit Sidol. … Mit Besen und Schaufel machte man sich hinter dem Schmutz her, wischte dann mit einem Bodentuch (Staubtuch) auf und beutelte das Ganze beim Fenster hinaus. Man sah schon, dass niemand grad vorbei ging“.*[620]

In ihrem Bericht fühlt sie sich offenbar berufen, für die Hausfrauen ihrer Generation die verbindliche und gängige Praxis für Hausarbeiten festzuhalten. Das Kehren mit Besen und Schaufel deskribiert die Probandin figurativ mit den Worten man *„machte sich hinter dem Schmutz her*“. Diese Passage versinnbildlicht die räumliche – und oft zu wiederholende – *„Verfolgung“* des *„Schmutzes“*. Das zusätzliche Aufwischen des Bodens sollte der Hausfrau die Gewissheit geben, kein noch so mikroskopisch kleines Staubkorn übersehen zu haben. Mit dem guten Gewissen den *„Schmutz“* eliminiert zu haben, *„beutelte“* die Hausfrau *„das Ganze beim Fenster hinaus“*. Bodentücher oder Tischtücher aus den Fenstern zu beuteln, war zwar verboten, dieses Verbot wurde aber trotz des schlechten Gewissens umgangen, denn *„man sah schon, dass niemand grad vorbei ging“*.

Auch für andere Frauen war *„das Reinigen der Fußböden viel Arbeit“*; sie fassen diese Tätigkeit im Gegensatz zu Wilhelmine und Gertrud A. – wie beispielsweise Erika – mit wenigen Worten zusammen: *„Der grobe Holzboden musste von Zeit zu Zeit gerieben und eingelassen werden. Die tägliche Reinigung geschah mit Besen und Mop, da wir auch keinen Staubsauger hatten“*. [621]

7.4 Vom Schuhe Putzen, vom Teppich Klopfen und vom Osterputz

Wer „*einen Teppich sein Eigen nannte“* musste nicht nur die Fußböden, sondern auch die Teppiche reinigen. Wilhelmine erwähnt in der Beschreibung über das Teppich Klopfen, das Schleppen, jene physische Belastung, über die alle Frauen auch in den Berichten über das Wäsche Waschen schreiben. Für die Schilderung des Arbeitsvorganges des Teppich Klopfens, wählt die Autorin nicht das Verb klopfen sondern *„bearbeiten“* – ein Wort, das mehrere Arbeitsgänge einschließt. *„Bearbeiten“* umfasst für diese Hausarbeit nicht nur das Schleppen und Klopfen, sondern auch zuerst das Zusammenrollen des Teppichs in der Wohnung, das Auflegen auf die Klopfstange sowie das neuerliche Aufrollen und das Zurücktragen in die Wohnung. Nicht erwähnt

[620] Wilhelmine, Etwas über die …, 2009, S. 1.
[621] Erika, Hausarbeit, 2009, S. 2.

hat Wilhelmine, dass die Frauen beim Teppich Klopfen – weil es *„fürchterlich“* staubte – zumeist ein Kopftuch trugen.

Ähnlich obgleich noch detaillierter als Wilhelmine beschreibt Gertrud A. das Teppich Klopfen als *„eine mühevolle Angelegenheit“*:

„So man einen Teppich sein Eigen nannte, wurde dieser von Zeit zu Zeit zusammengerollt, hinuntergeschleppt ins Freie und auf eine ‚Klopfstange‘ gehängt. Sodann ging man dem ‚guten Stück‘ mit einem Pracker zu Leibe. Es wurde geklopft und gebürstet, je nachdem wie groß die Zeitabstände dieser Art Reinigung waren, stiegen Staubwolken auf und hüllten die Umgebung ein“.[622]

Ergänzend vermerkt die Autorin, *„dass man sich dementsprechend kleidete (Arbeitsmantel und Kopftuch)“* und sich *„danach säubern musste“*. [623]

Wilhelmine erwähnt darüber hinaus Arbeiten im Haushalt, über die andere Schreibpartnerinnen nicht geschrieben haben:

„Das Schuheputzen war eine miese Arbeit. Mit Schuhcreme einlassen und anschließend mit einer Bürste oder ‚Fetzen‘ glänzen. Schön geputzte Schuhe war (sic) *ein Spiegelbild von Sauberkeit. Und rochen taten sie auch gut. … Das Gewand bürstete man mit einer Gewandbürste aus und damit keine Motten hinein kamen, hängte man ein Büschel Patschulikraut oder Lavendl in einem Stoffsackerl, auf“*.[624]

Der gute Geruch nach dem Schuhe-Putzen wog für Wilhelmine die *„miese Arbeit“* dieser Tätigkeit auf. Die schön geputzten Schuhe als *„Spiegelbild von Sauberkeit“* mögen symbolisch für die Sauberkeit des Haushalts der verantwortlichen Hausfrau stehen. Ein Spiegelbild, das hier den Perfektionismus der Hausfrau betont und das für nicht zu übertreffende Sauberkeit steht.

Mit dem beigefügten Adjektiv *„fürchterlich“* betonen nicht nur Wilhelmine, sondern auch andere Autorinnen für sie belastende Begleitumstände von Arbeiten im Haushalt; wie z. B. den *„fürchterliche*(n) *Gestank“* beim Auskochen von Windeln.

Die Zitate *„Wer Teppiche hatte…*“ und *„So man einen Teppich sein Eigen nannte…“* weisen darauf hin, dass der Besitz von Teppichen eine Art Statussymbol darstellte. Bevor Gertrud A. über das Klopfen und Bürsten berichtet, umschreibt sie diese Arbeit mit *„… dem ‚guten Stück‘ mit einem Pracker zu Leibe“* gehen. Mit dieser Diktion personalisiert sie das textile Besitzstück unter der Perspektive einer nicht gewaltfreien Auseinandersetzung.

---

[622] Gertrud A., Die Geschichte der …, 2009, S. 3.
[623] Ebd., S. 3f.
[624] Wilhelmine, Etwas über die …, 2009, S. 1.

Arbeiten im Haushalt wurden auch in Schreibaufrufen zu differenten Themen angesprochen. Frau Wörther erwähnt in ihrem Bericht zum Schreibaufruf *„Vom Selbstversorger zum Endverbraucher“* den von ihrer Mutter ausgeführten *„Osterputz“*, danach *„erstrahlte die Wohnung frühlingshell und duftete vor Sauberkeit“*. Auch die zahlreichen von ihrer Mutter gestrickten Zierdecken *„für alle möglichen Möbel“* – die *„Relikte bürgerlichen Fleißes“*[625] –, mussten vor diesem Fest gewaschen, gestärkt und gespannt werden. Die Pflege der Teppiche und das Putzen vor den Feiertagen erledigten die Frauen periodisch, kochen mussten sie jedoch täglich.

7.5 Einiges über das Kochen

Emilie N. hat in ihrer *„Jugendzeit“* die Arbeit ihrer Mutter *„nicht so richtig geschätzt“*. Gegenwärtig als Pensionistin erinnert sie sich oft an die Worte ihrer Mutter *„die Kocherei geht mir sehr am Nerv“*. Mittlerweile versteht sie die seinerzeitige Aussage ihrer Mutter*: „Ich fühle mit ihr, mir geht sie* [die Kocherei] *auch auf die Nerven*“. Die Autorin meint, *„wenn man gut frühstückt, dann ist das Mittagessen eigentlich gar nicht (NICHT IMMER) nötig“*. Aber da ihr Lebenspartner *„auch noch von der alten Generation ist, so gehört sich einfach ein Mittagessen“*.[626] Sie spricht hier die *„alte Generation“* bzw. deren altes Rollenbild an, der bzw. demzufolge sowohl die (Haus-)Frau als auch später die berufstätige Frau für die täglichen Mahlzeiten – für das Kochen – zu sorgen hatte. Wie sie sich von dieser Pflicht zu kochen zumindest teilweise befreit, beschreibt Emilie N. folgenderweise: *„Heute drehe ich das schon ‚irgendwie‘, dass ich auch einmal einen Weg habe und mittags nicht zu Hause bin und inzwischen habe ich es auch so weit gebracht, dass er sich selber was kocht“*.[627]

Emilie N. ist einerseits nicht mehr bereit, dem traditionellen Rollenbild – dem Kochen als Pflicht – zu entsprechen, andererseits möchte sie ihrem Partner seinen Glauben an die sorgende Hausfrau in der heilen Welt erhalten; daher bricht sie immer wieder aus den engen Tagesvorgaben aus und kommt *„leider“* erst am Nachmittag nach Hause, sodass er selbst kochen muss. Sie bedient sich der Diplomatie und *„dreht das schon irgendwie“* um sich Freiraum zu schaffen.

---

[625] Wörther Lisi: Vom Selbstversorger zum Endverbraucher. 2006, S. 4.
[626] Emilie N., Hausarbeit, 2010, S. 1.
[627] Ebd.

Das Schlagwort Kochen erinnert manche Schreibpartnerin an die schwierigen Bedingungen in den Vierziger und bis in die Mitte der Fünfziger Jahre. Fehlende Ressourcen erschwerten den Frauen in diesen Jahrzehnten die tägliche Versorgung der Familienmitglieder.

„Wie ich 1945 nach Wien kam, war es nicht leicht. Das Gas wurde um 11 Uhr aufgedreht, um 13 Uhr wieder abgedreht; es war ohnehin schwach, blubberte nur, bis die Luft draußen war. Alle wollten kochen, es war furchtbar"[628] erinnert sich Maria Widauer an die nur mehr fallweise funktionierende Infrastruktur im Band 60 der Buchreihe: „Damit es nicht verlorengeht…".

Da die Energieträger Gas und Strom nicht respektive nur kurzfristig und stundenweise zur Verfügung standen, behalfen sich viele Frauen mit dem *„sogenannten Hausfreund"*, den Gertrud A. wie folgt beschreibt: „*Dieser bestand aus einem Stück Rohr, etwa 30 cm hoch und mit einem Durchmesser von etwa 20 – 25 cm; der Boden aus einer Eisenplatte, oben stellte man das Kochgeschirr darauf".*[629] Unter diesem Hausfreund „*wurde mit allem, was brennbar war, ein Feuerchen unterhalten und so die mageren Süppchen gekocht. Erdäpfel oder Gemüse zubereiten – so überhaupt Derartiges zur Verfügung stand – war Schwerarbeit, dann man musste lange Holzstücke zerkleinern um den Behelfsherd befeuern zu können"*.[630] Die Worte *„Feuerchen"* und *„Süppchen"* symbolisieren, wie die Frauen mit noch so knappen Materialien versucht haben, die tägliche Ernährung – im Bewusstsein, nichts Vollwertiges kochen zu können – aufrechtzuerhalten.

Mit den Unsicherheitsfaktoren in der Energieversorgung waren die Frauen auch in den ersten Nachkriegsjahrzehnten konfrontiert; Nachschub von Gas und Strom blieb äußerst knapp. Netzzusammenbrüche, die erst nach Stunden behoben werden konnten, waren keine Seltenheit.[631] Die Gefahren und Probleme in der Infrastruktur und deren Vermeidung bzw. deren Behebung zählten neben allgemeinen Hinweisen zur Haushaltsführung zu den Themen eines Lehrbuches das zum Unterrichtsgebrauch an den Bildungsanstalten für Hauswirtschaftslehrerinnen und an den drei- bis vierjährigen Hauswirtschaftsschulen zugelassen war. In dieser *„Einführung in moderne Haushalts-*

[628] Widauer Maria. In: Bäuerinnen erzählen. Vom Leben, Arbeiten, Kinderkriegen, Älterwerden. Hg. Rosa Scheuringer. (= „Damit es nicht verlorengeht…", Bd. 60). Wien, Köln, Weimar, 2007, S. 209.
[629] Gertrud A., Die Geschichte der …, 2009, S. 1.
[630] Ebd.
[631] Vgl. Schwaar Mare: Stromzeiten. In: Lichtjahre: 100 Jahre Strom in Österreich. Katalog anlässlich der Ausstellung im Künstlerhaus Wien vom 2. Juni bis 31. August 1986. Wien, 1986, S. 198.

und Wirtschaftsführung" wies die Autorin auf die Lebensgefahr beim *„unsachgemäßen Umgehen oder bei Gebrechen der Leitung"*, hin und gab für den Fall, dass Gasgeruch wahrgenommen werden sollte, folgende Ratschläge: Haupthahn sofort abdrehen, Fenster öffnen, auf keinen Fall elektrisches Licht aufdrehen und keinesfalls Undichtheiten mit einem brennenden Streichholz absuchen.[632] Erst die Umstellung in den 1970er Jahren vom damals verwendeten Stadtgas, das lebensgefährliches Kohlenmonoxyd enthielt, auf Erdgas beendete das mit dem Stadtgas verbundene Risiko. Ebenso riet Bauer den Hausfrauen *„immer einen Vorrat von Sicherungen an einer bestimmten Stelle zu verwahren, sodaß sie bei Kurzschluß auch in der Dunkelheit leicht gefunden werden können",*[633] und Taschenlampen, Kerzen und Zünder dazu zulegen, um Kurzschlüsse in den Stromleitungen, die auf Grund von Kriegsschäden und teilweise zu schwacher Dimensionierung häufig auftraten, rasch beheben zu können.

Einen ähnlichen Hinweis auf die schlechte Versorgungslage erwähnt Gertrud in ihrem Bericht: *Was hätte man im Krieg und speziell in den Nachkriegsjahren schon kochen können?"* Zur Frage, woher Gertrud ihr Wissen über *„Haushaltsführung"* hatte, stellte sie fest: *„Das bezieht man in einem ordentlich geführten Haushalt von klein auf durch Anschauungsunterricht"*. Sie war sich *„jedenfalls nie im Zweifel über irgendetwas. Nur das Kochen freilich, das musste* [sie] *erst lernen."* [634]

Wilhelmines erste Versuche im Kochen fallen ebenfalls in die Jahre nach Kriegsende. Sie *„kochte das erste Mal in ihrem Leben"* 1948 nach ihrer Heirat. Zwei verbleibende *„Stückchen"* vom *„Hochzeitsschmaus"* – einem *„gehamsterten Häschen"* – *„buk* [sie] *aus und dazu gabs ein paar Kartoffeln. Und es war ein gutes Essen. Immerhin war noch Hungersnot. … Da hieß es, zufrieden zu sein, was man bekam"*.[635]

„Wie so viele junge Familien in den 50er Jahren" war auch Ilses Familie im Aufbau und *„der Haushalt war bescheiden, aber geordnet. Es wurde noch immer einfach gekocht: viele Mehlspeisen unter der Woche; natürlich ein Sonntagsessen mit Kuchen"*.[636] Die Autorin verweist mit dieser Anmerkung auf die zum größten Teil aus finanziellen Gründen erforderlichen Speisepläne vieler – nicht nur – *„junger Familien"*,

---

[632] Bauer Klara: Hauswirtschaftslehre. Eine Einführung in moderne Haushalts- und Wirtschaftsführung. Wien, 1956, S. 39f.
[633] Ebd., S. 40.
[634] Gertrud, Der Bereich der …, 2009, S. 1.
[635] Wilhelmine, Etwas über die …, 2009, S. 1.
[636] Ilse, Hausarbeit – Hausfrau, 2009, S. 5.

die an den Wochentagen vorwiegend fleischlose Kost und als Kontrast zum Alltag ein *„Sonntagsessen mit Kuchen“* vorsahen.

Die von Ilse beschriebenen Ernährungsgewohnheiten bestätigte Gertrud, deren Familie *„nach der Hungerkur der Nachkriegszeit wieder auf Normal übergegangen“* war. *„Normal“* bedeutete die *„Rückkehr zu den Essgewohnheiten vor dem Krieg: unter der Woche Hausmannskost (immer Suppe als Entree), an Sonn- und Feiertagen Fleisch“*. Für den Sonntag hat sie *„immer gebacken; wenn wirklich einmal keine Zeit dazu war, gab es gekauftes Weißbrot zum Frühstück. Semmeln waren eine besondere (sehr geschätzte!) Vergünstigung“*.[637] Solange ihr Mann auswärts in einem Internat unterrichtete, kochte die Autorin für die Kinder und für sich zum Abendessen Milchspeisen. Auf Grund der jahrelangen auswärtigen Berufsverpflichtung konnte Gertruds Ehemann immer nur zum Wochenende am Familienleben teilnehmen. Als ihr Mann eine Anstellung am Wohnort bekam, verlangte er *„wie er es vom Internat her gewohnt war, ein warmes Nachtmahl, kam aber bald von selbst drauf, dass das nach einem ausgiebigen häuslichen Mittagstisch nicht nötig war, und plädierte aus eigenem Antrieb für das kalte Nachtmahl“*, das sie *„eigentlich gewohnt war“*.[638] Die Autorin wollte ihrem Mann seine Gewohnheit – ein *„warmes Nachtmahl“* zu bekommen, nicht abschlagen und fügte sich seinem Wunsch. Die Einsicht ihres Ehepartners, dass *„nach einem ausgiebigen häuslichen Mittagstisch“* auch für ihn ein *„kaltes Nachtmahl“* genügt, kam Gertrud sehr entgegen, so ersparte sie sich doch viel Zeit statt ein warmes Nachtmahl zubereiten zu müssen.

Gertrud A. kochte *„täglich etwa eine Karotte und pürierte diese in eine Einmach von einem Kaffeelöffel Mehl und etwas Butter“*, denn Babynahrung *„gab es nicht“*. Die Zubereitung des Breies für ihren Sohn *„war eine tägliche zeitaufwendige Patzerei“*.[639]

Frauen jüngerer Jahrgänge konnten sich das Kochen für Babys ersparen, *„gab es“* doch in den 1970er Jahren bereits ein vielseitiges Angebot an industriell produzierter Babynahrung. Brigitte Hafner *„entwickelte“* trotzdem *„den Ehrgeiz, das Gemüse für* [ihre] *Tochter selbst zuzubereiten“*.[640] Mit Erstaunen musste sie jedoch feststellen, „*dass ¼ kg Kochsalat im Reindl gar nichts war und das Kind dieses Essen dann*

[637] Gertrud, Der Bereich der …, 2009, S. 7.
[638] Ebd.
[639] Gertrud A., Die Geschichte der …, 2009, S. 3.
[640] Hafner B., Erinnerungen, Wien, 2015, S. 2.

verweigerte, besser gesagt ausspuckte“, worauf sich die Autorin entschloss, doch *„Baby-Gläser“*[641] zu kaufen.

Eva *„kaufte nie Fertiggerichte, kochte immer selbst, aber nur eine Mahlzeit, Suppe gab es nur im Winter“*. Sie *„kocht noch immer Marmeladen ein, mit dem Gelierzucker, dem Mixer und den Schraubgläsern ist das weniger Arbeit als früher“*, als sie die Gläser mit befeuchtetem *„Zellophanpapier“* verschließen musste. Kompotte und Gemüse rext sie nicht mehr ein, sondern friert sie ein und ergänzt, dass Gefrierschrank und Mikrowelle *„heute beinahe unentbehrlich“* [642] sind.

Eine nicht alle Tage, aber während der Heizperiode täglich und mühevoll zu verrichtende Hausarbeit war das Beheizen der Wohnung bzw. aus wirtschaftlichen Gründen nur einzelner Räume.

7.6 „Gleich nach dem Waschtag die mühsamste Arbeit“ – Das Einheizen

Eines der Themen, das mit schwerer physischer Belastung verbunden war und das mehrere Schreibpartnerinnen in ihren Berichten hervorheben, war das Einheizen, *„die mühsamste Arbeit“* nach dem *„Waschtag“*. Aus Platzgründen lagerte das Brennmaterial in den zu den Wohnungen gehörenden Kellerabteilen und musste von den Frauen unter Aufbietung ihrer ganzen Kraft – eben *„heraufgeschleppt“* – werden.[643] In wenigen Haushalten war Platz für eine Kohlenkiste in den Wohnungen.

Heizmaterial war in der Nachkriegszeit wie vieles andere Mangelware. Der *„Goldene Hausschatz“* gab den Hausfrauen, um möglichst sparsam zu heizen, folgenden Rat:

„Um die Glut über Nacht zu erhalten, legt man abends zwei Briketts, die in mehrere Bogen Zeitungspapier gewickelt sind, auf die Glut. Nicht ausgebrannte Kohlenstücke wirft man ins Wasser. Die brauchbaren, die oben schwimmen, werden getrocknet und nochmals zum Heizen verwendet“.[644]

Über diese Methode hat allerdings keine der Schreibpartnerinnen geschrieben.

Gertrud A. schreibt über das unbequeme Heizen mit Öfen und weist außerdem – wie Herta – auf die Entsorgung der Asche hin. Sie hatten

---

641 Hafner B., Erinnerungen, Wien, 2015, S. 2.
642 Eva, Haushalt seine Abwicklungen…, 2009, S 4.
643 Herta, Etwas über die …, 2009, S. 2.; Gertrud A., Die Geschichte der …, 2009, S. 2.
644 Gibus-Salzer: Goldener Hausschatz. Ein praktischer Ratgeber für die Hausfrau. Zusammengestellt von einer Arbeitsgemeinschaft unter der Schluß-Redaktion von Frau Dr. Gibus-Salzer. Gmunden, Bad Ischl, 1949, S. 37.

„bis Anfang der Sechzigerjahre einen Koksofen. Täglich musste in einem Kohlenkübel vom Keller das Brennmaterial heraufgeschleppt und die Asche des Vortages hinunter in die großen Hausmistkübel gebracht werden, wobei man darauf achten musste, dass die Asche nicht mehr heiß war, denn dann konnte es leicht zu einem Brand im Mistkübel kommen“.[645]

Ähnlich beschreibt Herta die beschwerliche Arbeit des Einheizens. *„Gleich nach dem Waschtag war das Einheizen die mühsamste Arbeit“* erinnert sich die Schreibpartnerin und führt ergänzend aus: *„Trotzdem weine ich noch immer um meinen schönen Eckkamin. Die wohlige Wärme eines Ofens kann kein modernes Heizgerät ersetzen, noch lange nachdem er ausgegangen ist, strahlt er Wärme ab“.*[646] Ich nehme an, dass die Autorin das Heizen *„gleich nach dem Waschtag“* als *„mühsamste Arbeit“* aus ihrer Sicht gereiht hat, da sie im folgenden Satz, in dem sie ihrem alten Kamin *„nachweint“*, in der Ichform fortsetzt. Zu hinterfragen wäre, an welchen Elementen sie diese retrospektive Sehnsucht festmacht. Wenn für sie die Tätigkeit prioritär wäre, stünde sie in der Tradition der altgriechischen Göttin Demeter, der zufolge die Hauptaufgabe der Frauen darin bestand, das heimische Herdfeuer am Brennen zu halten (was durchaus darüber hinaus konnotativ auf die beziehungserhaltene Dimension der Frau zwischen den Familienmitgliedern ausgeweitet werden kann). Es wäre aber auch möglich, dass sie sich an der Ästhetik des Kamins und an der thermischen Wärme – die in unserem Kulturkreis überwiegend positiv assoziiert ist – erfreut hat. Die folgende Beschreibung der *„mühsamsten Arbeit nach dem Waschtag“* fasst die Autorin in der allgemein verbindlichen Man-Form ab:

„Das Schleppen der Kohlen aus dem Keller oft bis zum letzten Stockwerk und dann das Ausräumen des Kamins, die viele Asche und manchmal auch Schlacken, die erst abgekühlt entsorgt werden können, waren für die meisten der Grund zum Wechsel der Heizung. Heute dreht man einen Schalter oder Knopf und das Zimmer wird warm. Staub von Kohlen oder Asche braucht man nicht zu putzen“.[647]

Ein Handgriff – das Drehen *„eines Schalters oder Knopfes“* – ersetzt viele Arbeitsschritte, die vor der Installation einer Gas- oder Elektroheizung notwendig waren.

Noch mühevoller gestaltete sich das Heizen für die Mutter von Eva, die mit ihren Großeltern in einem großen Haus wohnte: *„Im Winter schleppte sie die Kokskübel vom*

[645] Gertrud A., Die Geschichte der …, 2009, S. 3.
[646] Herta, Erfahrungsberichte der …, 2009, S. 2.
[647] Ebd.

Keller in die Diele und betreute den Zentralheizungsofen, der in der Diele stand und zwei Kachelöfen, die mit Holz beheizt wurden.“[648] Die Schlafzimmer blieben unbeheizt. Evas eigener Haushalt *„besteht seit 1968“*, das Schleppen der Kokskübel blieb ihr erspart.

Die mit einer Kohlenofenheizung verbundenen Mühen erwähnt Wilhelmine im Zusammenhang der *„schlechten Zeiten“* unter einem positiven Aspekt: „… *wenn wir es im Winter warm hatten, obwohl wir das Brennmaterial mit zwei Kübel erst vom Keller holen mussten. Auch da waren wir glücklich, Kohlen und Holz gelagert zu haben“*. [649]

Ingelene musste ebenfalls viele Jahre *„zwei Schütter mit Brikett und Steinkohle täglich 3 Stock aus dem Keller rauftragen, um im Winter durchheizen zu können – ein Mellerkamin sollte drei Räume beheizen“*.[650] Das knappe Haushaltsbudget ließ es nicht zu, dass in der Wohnung der achtköpfigen Familie alle Räume beheizt wurden. Die Autorin lässt mit dem Modalverb *„sollte“* durchblicken, dass die Heizleistung des Kamins selbst für nur drei Räume nicht zufriedenstellend war.

Nach einer Recherche aus dem Jahr 2012 „schleppen“ in Wien noch etwa zehn Kohlenhändler Kohle und Holz in die Wohnungen von knapp 10.000 Haushalten, die entweder noch in der von den Probandinnen beschriebenen Weise oder mit einem nach dem Zeitgeschmack wieder entdeckten Kachelofen heizen.[651] Ein beheizter Ofen war bis zur Elektrifizierung die Voraussetzung für eine zumeist einmal im Monat anfallende Hausarbeit: für das Bügeln.

7.7 Bügeln

„Warum muss ich das – kochen, bügeln, aufräumen usw. – tun?“ Diese Frage mögen sich die Autorinnen das eine oder andere Mal gestellt haben, erwähnt haben sie ihre Empfindungen dazu nicht. Aufgewachsen mit dem Vorbild ihrer Mütter und den gesellschaftlichen Erwartungen zur Pflichterfüllung versuchten sie manche Hausarbeit mit positiven Gefühlen zu verbinden.

Eine Hausarbeit, die die Frauen ebenfalls zumeist am Abend neben den laufenden Radio- oder Fernsehsendungen erledigten, war das Bügeln. Der akustische und der

---

[648] Eva, Haushalt seine Abwicklung…, 2009, S. 2.
[649] Wilhelmine, Etwas über die …, 2009, S. 2.
[650] Ingelene: Geschichte der Hausarbeit. 2009, S. 7.
[651] Natmessnig Elias: Hier kommt der Kohlenmann. In: Kurier, Wien, 8. Jänner 2012, S. 14.

zeitweise kurz auftretende visuelle Reiz täuschte das Bewusstsein und schob die automatisch ohne willentliches Nachdenken ausgeführte Hausarbeit – das Bügeln – in den Hintergrund. Nach Kaufmann steckt in dieser Handlungsweise *„eine beliebte Taktik" – „eine gegenläufige Bewegung in Gang zu setzen und die entgegengesetzten Empfindungen, das heißt die mit den Haushaltsarbeiten verbundenen Lustgefühle, zu intensivieren"*.[652]

In den Passagen über das Bügeln erinnern sich die Schreibpartnerinnen zumeist an die schweren Kohlebügeleisen. Trautes Mutter benutzte ebenfalls *„eines der damals noch üblichen Kohlebügeleisen für die großen Stücke und ein kleineres, so genanntes ‚Stageleisen', für die feinen Sachen"*. Die *„Stageleisen"* besaßen einen herausnehmbaren Eisenkern, *„den man im Herd fast glühend machte"*[653] und wieder in das hohle Bügeleisen schob; solange der Kern heiß blieb, konnte gebügelt werden. *„Endlich"*, nach dem Anschluss des Hauses 1951 an die öffentliche Stromleitung *„wurde auch ein elektrisches Bügeleisen angeschafft"*,[654] das die Bügelarbeit erleichterte. In ihrem eigenen Haushalt bügelte die Autorin *„auf einem Ärmelholz in der Küche oder auf einem zusammengelegten Leintuch"*, denn für *„ein richtiges Bügelbrett fehlte … buchstäblich der Platz"*. [655] In der neuen und größeren Wohnung hatte sie dann *„zwar ein richtiges Bügelbrett, bekam aber vom Stehen Rückenschmerzen"*. Der Kauf einer Bügelmaschine erleichterte Traute die von ihr *„am meisten gehasste Arbeit"*, diese *„Bügel-Durchlaufmaschine fristet heute noch ihr Leben"* in Trautes derzeitigem Haushalt.[656] Emilie N. kann sich „w*as hauswirtschaftliche Arbeit anbelangt, erinnern,* dass neben „*Betten überziehen und Fenster putzen"* Bügeln für sie *„die größte Strafe war."*[657]

Traute und Emilie N. *„hassten"* die Bügelarbeit, sie konnten diese Arbeit in wesentlich kürzerer Zeit abschließen als Ingelene für ihren achtköpfigen Haushalt. Sie erledigte die Haushaltsarbeit nach einem straffen Zeitplan.

---

[652] Kaufmann Jean-Claude: Schmutzige Wäsche. Ein ungewöhnlicher Blick auf gewöhnliche Paarbeziehungen. (Aus dem Französischen übersetzt von Andreas Gipper und Mechtild Rahner.) Konstanz, 2005, S. 30f.
[653] Traute, Bericht über meine …, 2009, S. 5.
[654] Ebd., S. 6.
[655] Ebd., S. 12.
[656] Ebd., S. 15.
[657] Emilie, N., Hausarbeit, 2010, S. 1.

7.8 Zeitplan einer „Nur-Hausfrau“

„Als 85jährige – sehr alte ‚Nur-Hausfrau‘ der nahezu verschwindenden Minderheit angehörend“ folgte Ingelene dem Schreibaufruf. Sie stellt ihren Tagesablauf in drei Epochen – *Krisenjahre, Nachkriegszeit und die Zeit nach 1967*[658] mit den für sie damaligen Rahmenbedingungen – dar. Als einzige der Autorinnen gliedert sie ihr Arbeitspensum mit Zeitangaben und – für die Krisenjahre am Bauernhof – nach den für die einzelnen Wochentage vorgesehenen Aufgaben auf. Wie sie ihren Haushalt und die zusätzlichen Arbeiten organisiert hat und für sich trotz des umfangreichen Arbeitspensums kurze Auszeiten realisieren konnte, sollen einige Passagen aus ihrem Bericht wiedergeben:

In den „Krisenjahren“ zwischen 1946 und 1954 lebte sie als *„Kleinbäuerin, Mutter und Hausfrau“* am Bauernhof der Schwiegereltern, zu dem auch ein Haus und eine acht Hektar große Landwirtschaft gehörten. Diese Zeitspanne charakterisiert sie als *„Doppelbelastung“*. Am Bauernhof der Schwiegereltern begann ihr Arbeitstag um fünf Uhr früh mit

„im Sparherd Feuer machen, Stallarbeit, 2 Kübel Wasser mit Amper aus dem Brunnen füllen“, Wasser vom Brunnen in die Küche aufs Wasserbankerl tragen und im Schnellsieder Kaffee (Kathreiner Malz mit Imperial Feigenkaffee) kochen“.[659]

Erst um sieben Uhr gab es das *„gemeinsame Frühstück“*. Zwischen acht bis elf Uhr erledigte sie neben der Betreuung ihres Kindes die für sie täglich vorgesehenen Hausarbeiten: *„Geschirr abwaschen, (…), abtrocknen mit ‚Geschirrfetzen‘. Küche kehren! Beide Zimmer: Betten lüften, die gestrichenen Bretterböden mit Mopp nachwischen, Möbel und Gegenstände staubwischen, Kleidung in Kästen oder in die Wäsche geben“*. Das *„Kochen für 5-6 Personen mit Hilfe der Schwiegermutter“* erfolgte zwischen elf und dreizehn Uhr. Nach dem gemeinsamen Essen gab es für Ingelene *„bis 14 Uhr 30 Ruhepause mit Kind versorgen“*. Danach half sie bis achtzehn Uhr in der Landwirtschaft der Schwiegereltern, die ihr Mann bearbeitete, mit. Zu den weit weg liegenden *„Hosenstrumpfäckern“* führten *„lange Anmarschwege“*. Die physische Belastung für Ingelene war intensiv, denn das Bearbeiten der Felder geschah *„meistens händisch mit einfachsten Geräten“*.[660] Nach der Feldarbeit hieß das tägliche

[658] Ingelene, Geschichte der Hausarbeit, 2009, S. 1.
[659] Ingelene, Geschichte der Hausarbeit, 2009, S. 2.
[660] Ebd., S. 2f.

Arbeitsritual bis zwanzig Uhr: *„Stallarbeit, melken, füttern, sich in der Küche waschen, reinigen, umziehen. Das Kind versorgen (stillen) und aufgewärmtes Essen von mittags oder Brot in heißer Milch zu sich nehmen, wegräumen!“*

Zu den alltäglichen Hausarbeiten und der landwirtschaftlichen Arbeit mussten noch fast täglich *„vormittags bestimmte Arbeiten“* erledigt werden: *„Montags war Waschtag, dienstags ging es um die Vorratswirtschaft, mittwochs bügeln mit Holzkohleneisen, freitags Brotbacken und samstags wurden die Fußböden, besonders in der Küche – auf Knien rutschend – ‚Rieb für Rieb‘ gebürstet mit Schmierseifenwasser und mit klarem Wasser nachgewischt“*.[661]

Nach dem Ende ihres Arbeitstages um zwanzig Uhr lagen sie und ihr Ehepartner *„müde und sauber“* mit dem Kind auf ihren Betten und führten *„leise Gespräche über* [ihre] *Alltagssorgen und Tagesprogramme“*.[662]

Ingelene empfand die Mitarbeit in der Landwirtschaft der Schwiegereltern als Berufsarbeit – als *„Doppelbelastung“*, obwohl diese Tätigkeit keine außerhäusliche Berufsarbeit war. Die *„langen Anmarschwege“* zu den Feldern entsprachen symbolisch dem Zeitaufwand der berufstätigen Frauen zu ihren Arbeitsstätten. Erst in den 70er-Jahren konnten Familienmitglieder als Arbeiter oder Angestellte angemeldet werden; die Autorin hatte daher *„keine Sozialversicherung“*. Als Haushaltsgeld stand ihr *„kein Lohn“*, nur *„etwas Milch- und Eiergeld vom Verkauf“*[663] zur Verfügung.

In der *„Nachkriegszeit“* fiel die *„Doppelbelastung“* für die inzwischen *„4fache Mutter und Nur Hausfrau“* weg. Ingelenes Arbeitstag begann aber auch in diesen Jahren um fünf Uhr früh. Ihre erste Aufgabe war den *„Gatten mit Kaffee, Frühstück bereiten und Jausenpackerl versorgen“*, da er sehr früh als Angestellter der DDSG seine Arbeit antreten musste. Die Familie bewohnte den *„Unterteil eines einstöckigen Holzhauses“* wobei sie einen Garten mit 300 m² mitbenützen durfte. Mit *„Kinder wecken, waschen, anziehen helfen, 1 Kind in die Volksschule schicken, die anderen zum Spielen im Garten, Terrasse oder Vorraum (im Winter) anleiten und beaufsichtigen. Später oft nach ihnen schauen! Helfen!“*[664] beschreibt Ingelene ihr Arbeitspensum bis acht Uhr. Danach reinigte und räumte sie die Wohnung auf. Die Autorin veranschaulicht diese

[661] Ingelene, Geschichte der Hausarbeit, 2009, S. 2.
[662] Ebd., S. 3.
[663] Ebd. .
[664] Ebd., S. 4.

alltägliche Hausarbeiten noch differenzierter als andere Schreibpartnerinnen wie folgende Zitate zeigen: *„Bettzeug lüften und aufschütteln, Betten machen, (…), alle Möbel staubwischen; im Winter vorher die Öfen durchrütteln“*. Ihr Ehepartner war Alleinverdiener und das *„Haushaltsgeld musste bei guter Einteilung und bescheidenen Ansprüchen ausreichen“*. Zwischen zehn und zwölf Uhr war *„Zeit zum Mittagessenkochen und tägliche Wäsche waschen“*. Kartoffelgerichte und gekochtes selbstgeerntetes Gemüse waren die Hauptnahrungsspeisen der Familie, denn *„das Mittagessen (warme Mahlzeit) sollte für 6 Personen gesund und nahrhaft sein, trotz des schmalen Geldbeutels“*. Nach dem Essen und dem Abwaschen des Geschirrs und der anschließenden *„Kinderschlafstunde“* konnte sich auch Ingelene *„ausruhen“*. Ab fünfzehn Uhr betreute sie die Kinder, arbeitete im Garten und befasste sich mit der *„Vorratswirtschaft“*. Sie kochte Marmelade und Kompott *„von der Ernte im Garten und den Beeren am Waldrand ein“* sowie Obst, dass ihr die *„Leute aus der Nachbarschaft schenkten“*. Auf einem *„abgetrennten Hofplatz“* gab es einige Hühner, *„die genügend Eier legten“*, die Ingelene – wenn manchmal Eier übrig blieben – auch *„als Vorrat im Wasserglas“* einlegen konnte. Den täglichen Einkauf ließ die Autorin die *„älteren Kinder“* erledigen. Sie schickte die Kinder *„mit Sportwagerl und Bestellzettel zum Greißler die Straße (damals ohne Autoverkehr) entlang zu seinem Eckladen“*. Einmal wöchentlich bezahlte Ingelene *die „kontrollierten Rechnungen im Anschreibbüchel“*. Nach *„gründlicher Säuberung der Kinder“* und dem *„gemeinsamen Abendessen“* war folgendes Ritual vorgesehen: *„Geschichten vorlesen, Radio hören, miteinander reden und die Kinder dem Alter nach zu Bett schicken oder bringen“*. Wie schon während der Zeit am Bauernhof der Schwiegereltern *„gehörte“* der Abend dem Ehepaar, an dem sie *„nach Vorbereitung für den nächsten Tag“* ihre Probleme, *„Umsetzung* [ihrer] *Zukunftspläne für den nächsten Tag, die nächste Woche, Einteilung des Gehaltes und ferne Ziele“*[665] besprachen.

Das Haushaltsgeld blieb auch in den Jahren ab 1967 *„knapp, aber mit Gehalt und Stipendiengeldern deckte man die laufenden Unkosten“*.[666] (Die inzwischen *„6fache Mutter und Nur Hausfrau“* wohnte seit 1957 mit ihrer Familie in einer Wohnung in einem Gemeindebau in Stadlau.) Die *„Nur Hausfrau“* begann ihren Arbeitstag um sechs Uhr früh – eine Stunde später als in den vergangenen Jahren – und bereitete nun

[665] Ingelene, Geschichte der Hausarbeit, 2009, S. 4f.
[666] Ebd., S. 8.

nicht nur für den Gatten, sondern auch für *„6 Schüler in VS, AHS und HTL Frühstück und Pausen- oder Jausenpackerl zu“*. Bevor sie ab acht Uhr mit dem Aufräumen der Wohnung beginnen konnte, musste sie zuerst *„die acht Metallstockerl an den zwei L-förmig gestellten Esstischen aufeinander türmen, damit Platz zum Reinigen war“*. Vorher kehrte sie mit einem *„Flederwisch (Stiel mit Kopf aus Hühnerfedern gebunden) die gemalten Plafonds, auch manchmal* [die] *tapezierten Wände“*[667] ab, eine Hausarbeit, die den Hausfrauen *„von Zeit zu Zeit“* – wie schon zuvor angeführt – im *„Goldenen Hausschatz“*[668] empfohlen wird. Das Mittagessen, das Ingelene zwischen zehn und zwölf Uhr für acht Personen kochte, sollte nicht nur kostengünstig, sondern auch *„nahrhaft sein und allen schmecken und vor allem für die nachmittags von der Schule kommenden zum Aufwärmen am Herd sein. … Dem Haushaltsbudget entsprechend wurde alles in der benachbarten Konsumfiliale eingekauft! Viele Jahre hindurch mit Rückvergütungsprozenten am Jahresende. Das lohnte sich!“* Nach der *„Essenszeit“* um dreizehn Uhr und dem Abwaschen des Geschirrs konnte sich die Autorin *„ausruhen“*, um dann ab vierzehn Uhr für die nächsten Haushalts- und Kinderbetreuungsarbeiten bereit zu sein: *„Aufgaben beaufsichtigen, zeitweise Nachhilfe in Englisch und Mathe, auch für Freunde und Nachbarskinder geben. Im Sommer in der Grünanlage auf den Bänken sitzen, ein wenig tratschen, im Winter basteln, Teppiche knüpfen usw., einkaufen; immer bügeln, lesen, nähen, stopfen u. a.“*. Das kalte Nachtmahl nahm die Familie um ca. 18 Uhr 30 ein, danach halfen die Töchter *„bei Abwasch und Küche aufräumen“* mit. Das Beisammensein am Abend gestaltete sich dem Alter der Kinder und nach der Anschaffung eines Fernsehapparates anders: *„ab 19 Uhr 30 Nachrichten und Unterhaltungssendungen im TV für alle, die nichts mehr für den nächsten Tag (Schule und Geschäft) erst noch vorbereiten mussten“*. Eine Stunde später als in den vergangenen Jahren – um 22 Uhr – war *„Nachtruhe!“* angesagt, somit konnte Ingelene *„noch mit* [ihrem] *Partner über die aktuellen Probleme in der Familie sprechen“*. [669]

Von einer objektiven Metaebene schildert Ingelene knapp, prägnant und strukturiert – unter Berücksichtigung der subjektiven Rahmenbedingungen – ihre Tätigkeiten im Haushalt. An keiner Stelle konturiert sie sich dabei als Opfer, an keiner Stelle wirft sie Ellipsen ein wie beispielsweise *„fürchterlich“;* die Adverbien, die sie verwendet, sind

[667] Ingelene, Geschichte der Hausarbeit, 2009, S. 7.
[668] Gibus-Salzer, Goldener Hausschatz, 1949, S. 31.
[669] Ingelene, Geschichte der Hausarbeit, 2009, S. 7f.

Denotate. Die Autorin kommt gänzlich ohne negativ besetzte Konnotate aus. Manche Passagen beendet sie mit einem Ausrufungszeichen; zu einem weist sie damit auf differenzielle Erfahrungen zwischen dem Handeln im Alltag respektive der gesellschaftlichen Veränderungen der Nachkriegsjahre bzw. der folgenden Jahrzehnte und dem 21. Jahrhundert hin, zum anderen auf private für sie wichtige Sinngehalte.
Im Rückblick definiert sie ihr Leben als *„Nur Hausfrau, als Mutter von sechs Kindern"* mit dem Einverständnis ihres *„Gatten, dem Alleinverdiener, Lebensaufgabe und Beruf zugleich"*. Für Ingelene waren viele Arbeiten belastend, dazu stellt sie fest: *„In welchem Beruf tut man alles gern?"* Beide Ehepartner stimmten einem bescheidenen Lebensstandard zu, denn *„es war aus finanziellen Gründen schwierig ein angemessenes Leben zu führen"*.[670]
Finanzielle Gründe und der Mangel an Ressourcen führten u. a. auch dazu, dass die Frauen einen großen Teil der erforderlichen Kleidungsstücke für die Familien und für sich selbst herstellten.

7.9 „… und ich habe auch gelernt, alles selbst zu nähen"[671]

Eine andere in den Berichten der Autorinnen häufig thematisierte Tätigkeit, die zu den Hausarbeiten zählt, war das umfangreiche Feld von Handarbeiten wie nähen, stricken und häkeln. In den Nachkriegsjahrzehnten waren die Frauen auf Grund fehlender Ressourcen gezwungen zu improvisieren. Das heute fast unübersichtliche Angebot an Fertigware stand vor, während und nach dem Krieg nicht zur Verfügung. Die meisten Frauen fertigten Bekleidungsstücke für sich bzw. für ihre Familienmitglieder zumeist aus Kostengründen selbst an. Die Kenntnisse für diese Näh- und Handarbeiten hatten sie – wie Eveline in ihrem Bericht festhält – *„durch ihre Mütter und Großmütter erlernt, da dies zum Alltag einer Frau ganz einfach dazugehörte"*.[672]
Eine ähnliche Argumentation findet sich in Ilses Bericht. Ihre *„Mutter konnte nähen, hatte aber aus Zeitmangel nichts Neues angefertigt. Dass sie viel gehandarbeitet hat – hauptsächlich Stickereien – lag im Trend der Zeit"*.[673] Selbstwirksamkeitserfahrungen nach dem Vorbild des nimmer müden, alle Zeit tätig schaffenden Weibes, bezogen viele

[670] Ingelene, Geschichte der Hausarbeit, 2009, S. 1.
[671] Aloisia, Mein Leben im …,, 2009, S. 5.
[672] Stefanie-Eveline, Arbeitswelt einst und …, 2009, S. 3.
[673] Ilse, Hausarbeit – Hausfrau, 2009, S. 2.

der Probandinnen daraus, dass sie in der Lage und bereit dazu waren zur Entlastung des Haushaltsbudgets beizutragen. Aus der wirtschaftlichen Notwendigkeit, Bekleidung für die Kinder und sich selbst zu nähen und zu stricken, wurde in den Jahren als preiswerte Konfektionsware zu kaufen war, eine – nur zum Teil selbst gewählte – Freizeitbeschäftigung. Die meisten Frauen fanden beim Handarbeiten die Gewissheit, auch in der haushaltsfreien Arbeitszeit beim Handarbeiten nicht müßig, sondern produktiv zu sein.

Jenen Frauen, die diese *„zum Alltag einer Frau ganz einfach dazugehörende"* Tätigkeit nicht *„durch ihre Mütter und Großmütter erlernt",* hatten, stand Gehrkes *„Praktisches Frauenbuch"* zur Verfügung, in dem das Nähen von Kleidungsstücken, Bett- und Hauswäsche und Vorhängen in detaillierten Einzelschritten erklärt wurde. Um sich die Näharbeiten zu erleichtern, empfahl die Autorin jeder *„nählustigen Hausfrau nach Möglichkeit"* eine *„moderne, das heißt eine technisch hochentwickelte Nähmaschine"* anzuschaffen, die den Frauen *„eine Fülle Erleichterungen und zusätzlicher, oft ungeahnter Hilfen"* [674] bringt.

Ilses *„Schneidertalent"* entwickelte sich *„in dieser Nachkriegszeit"* in der *„man* […] *sehr erfinderisch"* sein musste, denn Stoffe gab es *„erst 1947 oder gar 1948"*. Ihr *„erstes Werk war ein Mantel aus einer Wehrmachtsdecke"*.[675] Um zum Familieneinkommen beizutragen, nähte die Autorin in den 1960er Jahren Kinderkleidung und erledigte Näharbeiten für Bekannte, denn *„es war eine Zeit, wo man noch Bettwäsche ausgebessert hat!"* Obwohl *„damals […] selber Nähen eine Selbstverständlichkeit"* war, gab es *„ein paar Damen im Grätzel, die trotzdem nicht mehr als einen Knopf annähen konnten"*.[676] Ihre *„Nähleidenschaft hielt an bis die sechs Enkelkinder größer wurden. Sie wurde abgelöst von einer neuen Leidenschaft – dem Schreiben"*.[677] Mit den wirtschaftlichen Veränderungen – dem exorbitanten Angebot an fertiger preisgünstiger Ware – verlor das Nähen für diese und andere Probandinnen den für sie entscheidenden Stellenwert. Ilse fand ein neues Betätigungsfeld im Schreiben und in der Ahnenforschung.

Gertrud A. hat für ihre Kinder *„bis in die Achtzigerjahre alles Wollige gestrickt und das Meiste genäht"*. Sie ist oft bis *„zwei Uhr nachts, wenn alles geschlafen hat, an der*

[674] Gehrke M. M., Das praktische Frauenbuch, 1965, S. 197.
[675] Ilse, Hausarbeit – Hausfrau, 2009, S. 3.
[676] Ilse, Arbeit ist das …, 2009, S. 5.
[677] Ilse, Hausarbeit – Hausfrau …, 2009, S. 9.

Nähmaschine gesessen" und hat *„abgelegte Mäntel"* ihrer Tanten *„aufgetrennt, gewendet und Neues daraus gemacht"*.[678]

Über das *„Wenden"* von alten Kleidungsstücken und anderen Techniken zur Herstellung von Bekleidungsstücken berichtet auch Hertha. *„Kombinierte Kleider"* waren aus verschiedenen Stoffresten zusammengesetzt. Sie bekam aus einem abgetragenen Anzug eines Onkels *„eine hübsche Jacke"*. Von diversen Emblemen *„befreite"* Wehrmachtsuniformen dienten als *„Alltagskleidung"*. Da *„eben nichts anderes"* zur Verfügung stand, *„setzte sich eine Idee durch: aus Kamelhaar- oder anderen -decken vor allem Damen-Wintermäntel zu fertigen"*.[679]

In einem Bericht über die Thematik *„Noch einige Erinnerungen"* stellt Wilhelmine rückblickend dar, wie sie die allgemeine Ansicht über die Beschäftigung mit Handarbeiten wahrgenommen hat:

„Man machte Handarbeiten, stricken und sticken war eine sehr angenehme Abendunterhaltung. Schön waren die Abende mit unseren Freunden. Die Kinder spielten, die Herren hatten sich viel zum Erzählen und wir Frauen strickten. Pullover, Westerln und Socken waren seinerzeit sehr wichtig. Man brauchte warmes Zeug. Auch wurden die Kleider selbst verfertigt. Es gab schöne Stoffe zu kaufen und auch Schnitte gabs, entweder gleich im Stoffgeschäft, oder bei Schnittmachern. Man konnte darauf warten". [680]

Die Autorin bewertet hier stricken, sticken und häkeln als *„eine sehr angenehme Abendunterhaltung"*. In den folgenden Sätzen weist sie – vielleicht unbewusst – auf die Rollenverteilung während der *„angenehmen Abendunterhaltung"* hin: *„die Herren hatten sich viel zum Erzählen und wir Frauen strickten"*. Während die Männer an diesen Abenden sich ohne Ablenkung ihrer Unterhaltung widmen konnten, fühlten sich die Frauen zuhörend an der Unterhaltung verpflichtet, gleichzeitig einer sinnvollen Beschäftigung nachzugehen.

Über das Nähen schreibt die Autorin anschließend in der „Ich-Form": *„Was Näharbeiten anbetrifft, hatte ich Unmengen zu tun. Ich kam abends nie zum Schlafen und auch später nicht, als ich meine Heimarbeit hatte"*.[681] Sie richtete sich *„sämtliche Flickarbeiten"* her, wenn sie einmal *„einen ruhigen Abend Zeit hatte"*, ging dann zu ihrer Mutter auf die Nebenstiege und konnte auf deren Rundschiffmaschine viele

[678] Gertrud A., Die Geschichte der …, 2009, S. 4.
[679] Hertha, Lebensgeschichtliche Aufzeichnungen. Beruf …, 2009, S. 3.
[680] Wilhelmine, Noch einige Erinnerungen, 2005, S. 3.
[681] Ebd.

Reparaturarbeiten rascher erledigen. Beide Tätigkeiten – Handarbeiten und Nähen – weisen auf Arbeitsleistung hin. Stricken und Häkeln in Verbindung mit einer *„angenehmen Abendunterhaltung“*, sind in Wilhelmines Erinnerungen im Gegensatz zu jenen Abenden, an denen sie *„Unmengen“* Flickarbeit zu bearbeiten hatte, positiv konnotiert. Beim Stricken oder Häkeln entstehen neue kreative Produkte, die nicht nur in der Familie bewundert werden können. Das Flicken bzw. Reparieren beschädigter Stücke erfordert zwar nicht zu unterschätzende Geschicklichkeit, ist jedoch mühsamer und erfährt wenig Anerkennung, stellt es doch eine Arbeit dar, die gar nicht sichtbar werden soll.

Sehr genau und mit Stolz berichtet Wilhelmine außerdem, dass sie Vorhänge gehäkelt hat. Sie stoppte genau die Zeit, die sie für eine Reihe benötigte und rechnete sich Länge und Breite aus. Um mit dem Vorhang zu einer gewünschten Zeit fertig zu werden, musste sie jeden Tag zwei Reihen häkeln. Da sie für *„eine Zeile eine halbe Stunde Arbeitszeit“* benötigte und ihr die Hausarbeit nur Zeit für eine Zeile ließ, nahm sie die Arbeit *„in die Firma mit und häkelte in der Mittagspause an einer Reihe. Obwohl es verboten war, in der Mittagszeit etwas zu arbeiten“*, hatte Wilhelmine *„freie Hand“*, sie *„durfte“*. Ihre Mutter *„eiferte“*[682] ihr nach und begann ebenfalls Vorhänge zu häkeln. Für die Autorin waren die selbst gehäkelten Vorhänge Objekte, die ihre individuelle Kreativität bewiesen; nicht jede Frau schmückte die Fenster ihrer Wohnung mit selbstgehäkelten Vorhängen. Sie opferte dafür gerne ihre – für sie privilegierte – Mittagspause. Manche Frauen – wie z. B. ihre Mutter – wollten beweisen, dass sie ebenbürtig sind und *„eiferten“* vorbildlichen Hausfrauen nach.

Bis 1963 nähte Gertrud auf der alten Schwungschiffmaschine ihrer Schwiegermutter oder auf einer Rundschiffmaschine einer Tante. Da aber keine der Maschinen endeln konnte, entschloss sie sich im Hinblick auf die *„unendliche Zeitersparnis“* zum Kauf einer elektrischen Nähmaschine, denn sie *„nähte alles selbst, für die Kinder, für* [sich], *das Bettzeug und die Haushaltswäsche“*. Etwas später *„kam noch eine Strickmaschine dazu, weil die Kinder immer größer wurden“* und Gertrud

„mit dem Stricken nicht mehr nachkam. (Damals kam Selberstricken noch billiger – war auch schöner und haltbarer.) Das war kein guter Kauf. Die Maschine bedeutete zwar eine große Zeitersparnis, war aber ein seelenloses Ding, und außerdem ging das Stricken auf den Rücken. Als preislich kein Unterschied mehr war zwischen

[682] Wilhelmine, Etwas über die …, 2009, S. 1.

Selbstgestricktem und Gekauftem, verschenkte ich die Strickmaschine – und strickte ‚auf schön' wieder selbst!" [683]

Den technischen Fortschritt in Bereich der Erzeugung von Strickwaren stand die Probandin negativ gegenüber, sah sich aber bei sieben Kindern gezwungen, Nutzen aus technischen Hilfsmitteln zu ziehen. So willkommen ihr die *„Zeitersparnis"* war, so sehr misstraute sie dem *„seelenlosen Ding"*. Die Anspannung beim maschinellen Stricken auf der Maschine, (die möglicherweise unbewusste psychosomatische Ursachen auf Grund der Ablehnung der Maschine hatte), führte bei der Autorin zu Rückenbeschwerden. Als das entscheidende Kriterium des Preises zwischen Selbstgestricktem und Konfektionsware wegfiel, hatte das *„seelenlose Ding"* ausgedient. Die Autorin behielt die Strickmaschine nicht als Reserve, sondern verschenkte sie. Gertrud fertigte die Pullover wieder individuell mit den Händen – sie *„strickte ‚auf schön' wieder selbst"*.

Erika, eine gelernte Schneiderin *„widmete"* auch viel Zeit *„der Schneiderei"*. Sie fertigte die Bekleidung – *„vom Pyjama bis zum Wintermantel"* – selbst. Das Ehepaar hatte inzwischen fünf Kinder und *„damals* [1965] *rentierte sich das noch, da Fertigsachen relativ teuer waren und die Auswahl von Meterware groß. Jetzt ist es gerade umgekehrt"*. Für die Autorin, die *„gern wieder in den Beruf zurückgekehrt"*[684] wäre, bedeutete das Nähen von Bekleidungsstücken nicht nur eine finanzielle Ersparnis, sondern sie konnte ihre beruflichen Kenntnisse einbringen, was ihr Selbstwertgefühl stärkte.

Wirtschaftliche Gründe und die Freizeit sinnvoll zu nutzen, veranlassten Josefine für sich und die Kinder *„alles"* zu nähen, denn *„der Stoff war nicht so teuer"*, den konnte sie sich *„schon ab und zu leisten"*. Ihr Mann kam immer nur am Wochenende nach Hause, *„da hatte* [sie] *Zeit zum Nähen, aber was hätte* [sie] *sonst tun sollen?"*[685]

„Ganz billige Reste" kaufte Elisabeth und nähte die Bekleidung für die Kinder, für sich und die Hemden für ihren Mann *„immer selbst"*. Ihre Mutter hatte ähnlich wie andere Autorinnen *„alte, abgetragene Sachen von Erwachsenen zertrennt, gewaschen und gebügelt"* und *„so wurde aus ‚Alten', ‚Neues' gemacht"*. Manche Leute sagten, dass die

[683] Gertrud, Der Bereich der …, 2009, S. 4.
[684] Erika, Hausarbeit, 2009, S. 3.
[685] Josefine, Beruf und Haushalt, 2009, S. 1.

von Elisabeth A. genähten Kindersachen *„wie aus der Boutique gemacht“*[686] ausgesehen hätten.

Evas Mutter nähte ebenfalls *„alle Kleider selbst, strickte alle Pullover, Fäustlinge und Hauben, dazu trennte sie oft alte Pullover auf“*. Zur Hausarbeit ihrer Mutter gehörte ebenso *„das Stopfen der Socken und Strümpfe“*.[687] Sie nähte für Eva sogar *„Schuhe aus Lederhosen und Kleider aus alten Fahnen“*.[688] Auch Eva näht *„noch immer, aber kaum Kleidungsstücke mehr – außer für die Enkelkinder“*[689], für die sie überdies noch Socken stopft, strickt und häkelt.

Auch Traute *„nähte immer noch* [1968] *fast* [ihre] *gesamte Garderobe selbst und strickte und häkelte für Mann und Kind“*, während sie *„zu dritt auf dem Bett im Schlafzimmer saßen und in den neuen Fernseher starrten“*. Stricken konnte sie *„blind“*,[690] auf Grund dieser Fähigkeit war es Traute möglich, die produktive Arbeit mit dem Vergnügen des Fernsehens zu verbinden. Mit den Worten, dass sie gemeinsam *„in den neuen Fernseher starrten“* bringt die Autorin ironisch die – nicht nur in ihrer Familie so erlebte – Faszination, die dieses neue Medium ausstrahlte, zum Ausdruck. Jede Sendung sollte nach Möglichkeit konsumiert werden. Der Fernsehapparat löste etwa ab den 1960er Jahren den Tisch als rituellen Treffpunkt der Familienmitglieder ab.

Vor 1955, als Fernsehen in Österreich noch nicht möglich war, versuchten die Frauen die Zeit während sie sich Näharbeiten zu widmen hatten, mit positiven Effekten zu gestalten. Hermine beispielsweise verband das Stopfen von Socken mit dem Hören von Musik. *„Am schönsten waren Abende bei leiser Musik, bei der Stehlampe zu sitzen und daneben einen Korb mit zu stopfenden Socken! Wer macht das heute noch?“*[691] Nur eine Probandin außer Wilhelmine erwähnte, dass sie noch Socken stopft: Eva, sie stopft die Socken für ihre Enkelkinder. Seit etwa den 1990er Jahren ist das Stopfen von Socken aus wirtschaftlichen Gründen unrentabel geworden: die Kosten für Stopfwolle waren bzw. sind höher als die Preise für neue Socken.

Nach dem wirtschaftlichen Aufschwung wandelte sich das Arbeitsfeld der Handarbeiten für viele Frauen vorerst zu einem Metier unter dem Deckmantel von Freizeitbeschäftigung, einer Tätigkeit, die sich teilweise noch immer gut in das Bild

---

686 Elisabeth A.: Vom Selbstversorger zum … , 2006, S.2.
687 Eva, Haushalt seine Abwicklung …, 2009, S. 7.
688 Eva: Last und Lust…, Wien, 2006, S. 1.
689 Eva, Haushalt seine Abwicklung …, 2009, S. 5.
690 Traute, Bericht über meine …, 2009, S. 13.
691 Wilhelmine, Etwas über die …, 2009, S. 2.

einer ehrenwerten Hausfrau einfügt und in ruraleren Lebenswelten mancherorts heute noch gelebt wird. In der Gegenwart wird das Handarbeiten als freigewählte Ausdrucksform von Kreativität, zur Anfertigung von individuellen Kleidungsstücken, die im Handel nicht zu kaufen sind, – als Hobby – anerkannt.

An kreative Freizeitbeschäftigungen dachten die meisten Frauen in den Nachkriegsjahren nicht; sie waren zumeist mit der Haushaltsgründung und Führung ihres Haushalts im vollen Maße ausgelastet.

7.10 „Der erste richtige Haushalt" – Stationen der Haushaltsgründung

Ilses *„Start in die Ehe war denkbar bescheiden: Ein Untermietzimmer mit Küchenbenützung"*. Ihr *„richtiges Hausfrauendasein"* begann erst nach dem Umzug in ein Sommerhäuschen. In dem *„noch immer sehr bescheidenen"* zweiten Haushalt, lernte sie *„aber alles was zur Hausarbeit gehört, angefangen bei einem Kuchen im Sparherd zu backen, der nirgendwo verbrennt"*.[692] Der dritte Haushalt – nach einem neuerlichen Umzug – *„war der erste richtige Haushalt"*, den Ilse *„führen konnte, in etwa wie der in Wien"*;[693] damit meinte sie den Haushalt ihrer Eltern in einer *„sogenannten Hausherrenwohnung".* Diese Wohnung *„machte mit Parkettböden, Kachelöfen und zwei Fensterfronten viel Arbeit"*, aber sie *„hatte ein schönes Badezimmer mit einem Kohleofen"* sowie eine *„schöne Speis (Speisekammer) neben der Küche"*.[694] Die Probandin differenziert zwischen ihrer individuellen Position als Hausfrau und den dinghaften Voraussetzungen für einen Haushalt; wobei sie für die räumlichen Erfordernisse für einen Haushalt die Wohnverhältnisse ihrer Kindheit als Maßstab setzt. Nach der Heirat in *„ein Untermietzimmer mit Küchenbenützung"* zu ziehen, bedeutete für Ilse den Beginn ihres *„Hausfrauenlebens"*. Im zweiten Haushalt in einem Sommerhäuschen, *„Zimmer, Küche, Clo"* umfassend, begann für sie die Existenz mit neuen umfangreicheren Aufgaben – *„ihr richtiges Hausfrauendasein"*. Erst der dritte Haushalt mit mehreren Räumen und der entsprechenden Einrichtung entsprach ihren Vorstellungen, indem sie – ihrer Biografie entsprechend – ihren *„ersten richtigen Haushalt führen konnte, in etwa wie der in Wien"*.

---

[692] Ilse, Haushalt – Hausfrau, 2009, S. 4.
[693] Ebd., S. 5.
[694] Ebd., S. 1f.

Jeder Umzug – und Ilse zog noch dreimal mit ihrer Familie bzw. das letzte Mal mit ihrem Mann um – war für die Autorin *„ein Neubeginn“*.[695]

„Die perfekte Hausfrau in der allgemeinen Vorstellung“ zu sein, hat Ilse nie angestrebt und das zu einer Zeit, als Frauen ihre Erfüllung gesellschaftlich verordnet in einem Dasein als Hausfrau und Mutter zu finden hatten. Ihre Maxime lautet:

„Ich kenne nicht den Ehrgeiz, dass alles picobello sein müsse. Weihnachtsputz, Osterputz = Fremdworte. Wenn es nötig war, habe ich es gemacht. Zu Staub wischen habe ich keine Beziehung. Aber ich bin eine Wegräum-Wütige, ich lasse nichts liegen, es muss bei mir ordentlich aussehen. Ich gehe nicht weg bevor das Bett nicht gemacht oder die Küche nicht aufgeräumt ist. Und ich bin sehr diszipliniert – was getan werden muss, wird getan. Ich habe nicht gerne gekocht, aber da schonte ich mich nicht. Sonst aber war mir Lebensqualität wichtiger als ein vollkommener Haushalt. Ich habe es immer geschafft, auch bei vier Kindern – und später als ich wieder berufstätig war – mir einen gewissen Freiraum zu schaffen. Es soll Frauen geben, die mit Leidenschaft putzen – mir unverständlich!“ [696]

Die *„wegräum-wütige“* Schreibpartnerin führt ihren Haushalt *„diszipliniert“* und ökonomisch. Sie hält nichts von traditionellen Vorschreibungen über *„die tägliche Reinigung der Räume“* oder Großreinigungstermine, die den Hausfrauen im *„Goldenen Hausschatz“* empfohlen werden. *„Was getan werden muss“*, damit es bei ihr *„ordentlich“* aussieht, *„wird getan“*. Disziplin und Organisationstalent halfen, ihr sich *„einen gewissen Freiraum zu schaffen“* und damit auf ihre persönliche Integrität zu achten.

Der *„Goldene Hausschatz“* sah für die tägliche Reinigung der Räume folgenden Plan vor:

„Ankleiden, Fenster SZ öffnen (Dünste beseitigen), Bettvorleger aufrollen, Matratzen gelüftet, gewendet, gewechselt, Leintücher ausgestaubt, festgesteckt, Pölster geschüttelt, Bett gemacht auskehren, abstauben; von Zeit zu Zeit Mauern abkehren, Ofenkachel mit Sodalauge, Wasser, Seife reinigen, Bilderrahmen, Möbel, Fenster, Beleuchtungskörper putzen, Fußboden einlassen, Polstermöbel klopfen“.[697]

Das 1949 von einer Arbeitsgemeinschaft herausgegebene Buch war als *„Wegweiser“*, als *„Hausschatz, dessen Wert jeder Mensch, vor allem aber die junge Hausfrau richtig einschätzen wird“*, gedacht. *„Der gesamte Lebensinhalt“* ist in diesem Werk erfasst,

„aus der Erfahrung geschöpft und in der Wirklichkeit erprobt. Weit spannt sich der Kreis der Fragen, die hier behandelt werden und es wird kaum eine Situation – von

[695] Ebd., S. 7.
[696] Ilse, Hausarbeit – Hausfrau, 2009, S. 5.
[697] Gibus-Salzer, Goldener Hausschatz, 1949, S. 31.

äußeren Umständen ausgelöst – geben, die nicht eine entsprechende Beachtung finden würde". [698]

Auch für die Pflege und das Reinigen der Teppiche hat die Arbeitsgemeinschaft Ratschläge ausgearbeitet. Sie empfiehlt die Teppiche *„nicht mit Übereifer"* zu klopfen und zu bürsten, um die Lebensdauer nicht zu mindern. Der folgende Rat die Teppiche *„täglich einmal mit einer nicht zu harten Bürste, besser noch mit einem Teppichbesen"* zu bürsten, sie *„einmal wöchentlich"* zu saugen und *„die gründliche Reinigung ein- bis zweimal im Jahr"*[699] durchzuführen entspricht nur bedingt der bewährten Praxis, wie sie einige Autorinnen in ihren Berichten beschreiben. Gertrud A. beispielsweise klopfte die Teppiche *„von Zeit zu Zeit", [700]* bei Herta wurde der Fußboden *„von Zeit zu Zeit nach der gründlichen Reinigung"*[701] eingelassen und gebürstet. Erika hat den groben Holzboden *„von Zeit zu Zeit gerieben und eingelassen"*. Die Ratschläge des *„Goldenen Hausschatzes"* waren *„vor allem"* für junge Hausfrauen gedacht, um sie nicht nur in ihre Pflichten als Hausfrau einzuführen, sondern sie darüber hinaus mit exakten formalen und zeitlichen Angaben zu disziplinieren; sie zu *„perfekten Hausfrauen in der allgemeinen Vorstellung"*[702] wie es Ilse formuliert hat, zu formen. Routinierte Hausfrauen erledigen umfangreichere Hausarbeiten wie z. B. das Reinigen der Teppiche und Fußböden *„von Zeit zu Zeit"* – also periodisch den Umständen entsprechend. Über die Pflege von Teppichfransen, die *„halbfeucht glatt gekämmt und gebürstet"*,[703] werden sollten – wie die Arbeitsgemeinschaft des *„Goldenen Hausschatzes"* empfiehlt – hat keine der Autorinnen geschrieben. Dies schließt jedoch nicht aus, dass manche Hausfrauen der älteren Generationen die Fransen der Teppiche gekämmt haben. Berufstätige Frauen mussten den Haushalt rationeller führen und verzichteten auf diese nicht unbedingt notwendige Arbeit.

Traute berichtet nicht nur ausführlich über Arbeiten im Haushalt, sondern auch über ihre Entwicklung zur perfekten Hausfrau. Sie war zehn Jahre alt, als sie *„zum ersten mal ernsthaft mit dem Haushalt konfrontiert wurde"*. Sie sollte während der Abwesenheit ihrer Mutter für ihren *„Vater kochen und den Haushalt führen"*. Als die Großmutter väterlicherseits nach vierzehn Tagen *„um nach den Rechten zu sehen"* zu

[698] Gibus-Salzer, Goldener Hausschatz, 1949, o. S.
[699] Gibus-Salzer, Goldener Hausschatz, 1949, S. 30.
[700] Gertrud A., Die Geschichte der…, 2009, S. 3.
[701] Herta, Erfahrungsberichte über die …, 2009, S. 2
[702] Gibus-Salzer, Goldener Hausschatz, 1949, S. 5.
[703] Ebd., S. 31.

Besuch kam, stellte Traute rasch *„Ordnung“* her: sie schob *„das Chaos, das sich inzwischen im Wohnschlafzimmer angesammelt hatte, kurzerhand unter* [ihr] *Bett“*. Die Großmutter konnte nicht getäuscht werden, sie war mit dieser *„Ordnung“* nicht zufrieden. *„Derart beschämt“* mied Traute *„nach Möglichkeit jede Hilfe im Haushalt“* und konzentrierte sich auf ihr *„Dasein als gute Schülerin“*. Zwei Jahre später verreiste ihre Mutter wieder zu ihren Verwandten und Traute sollte diesmal *„nicht nur das Haus möglichst sauber halten und gegen Abend das Essen kochen, sondern auch eine Brut von Hühner* [sic] *und Enten aufziehen“*. Traute *„saß lesend im Garten und vergaß zu oft, die Enten zu füttern“*. Die kleinen Enten fanden selbst nicht genügend Futter und überlebten nicht. Dieses und andere Erlebnisse *„vertieften“* in Traute die Einsicht, dass sie *„völlig ungeeignet sei, einen Haushalt zu führen, einstmals Kinder aufzuziehen und einen Mann zu finden, der sich all dies bieten ließe“*.[704] Andererseits meinte die Autorin *„immerhin theoretisch soviel vom Haushalt zu verstehen“*, dass sie begann, ihre *„Mutter eingehend zu beobachten und zu kritisieren“*. Traute riet ihrer Mutter, *„nicht so viel Geschirr anzupatzen“*, damit sie weniger abwaschen müsste. Vielleicht fühlte sich die Autorin auch deshalb *„völlig ungeeignet einen Haushalt zu führen“*, da ihre Mutter *„praktisch immer im Haushalt zu tun“*[705] und wenig Zeit zum Lesen hatte. Traute lebte mit ihrer Familie in Strasshof in einem kleinen renovierungsbedürftigen Haus mit Garten. Die Lebensmittelgeschäfte waren zum Teil schwer erreichbar und da die Familie *„keinen Eisschrank besaß, ging* [ihre] *Mutter praktisch an jedem Wochentag einkaufen“*. Die Mutter *„verbrachte viel Zeit mit dem Einkaufen, Gemüse Putzen und Kochen“* und *„klagte immer über die viele Arbeit, die ihr der Haushalt machte“*. Traute hingegen *„dachte, dass sie sich die Arbeit selber machte“*, da sie *„immer viel zu viel kochte“* und während des Kochens *„Unmengen von Geschirr benutzte“*. Zwischen Traute und ihrer Mutter gab es *„über diese Dinge sinnlose Diskussionen“*.[706] Traute sieht diese *„sinnlosen Diskussionen“* im Rückblick als eine Alibihandlung. Sie führte diese Debatten *„vermutlich“* darauf zurück, weil sie sich *„um Mithilfe drücken wollte“*. [707]

Besonders schwierig war die Pflege des Fußbodens des einzigen Zimmers, der *„aus gehobelten Holzbrettern mit breiten Fugen dazwischen, in denen sich der Staub*

[704] Traute, Bericht über meine …, 2009, S. 1.
[705] Ebd., S. 2.
[706] Ebd., S. 1.
[707] Ebd., S. 8.

sammelte und auch durch mehrmaliges Kehren oder Aufwischen nicht heraus ging“, bestand. Traute, die immer gerne gezeichnet hat, beschreibt ergänzend eine scheinbar nie endende und unerfreuliche Tätigkeit aus dem Blickwinkel der späteren Graphikerin mit bildhaften Worten: *„Bei jedem Schritt stiegen winzige Staubwolken aus den Ritzen, die man bei schräg einfallendem Sonnenlicht sah“*.[708] Einige Jahre später ersetzte der Vater die Holzbretter durch Holzfaserplatten, *„was die Reinigungsarbeiten sehr erleichterte. Dieser Boden wurde mit Bodenbeize eingelassen und – so gut es ging – mit Socken poliert“*. Traute *„rutschte darauf herum bis er glänzte. Das war ‚Hausarbeit‘, die* [sie] *freute“*.[709] Die Pflege der Böden beschreiben die Frauen einerseits als schwere Arbeit, andererseits ergänzen die Autorinnen ihre Erzählungen mit Gedanken an erfreuliche Beschäftigungen, wie z. B. dem Tanzen, der Artistik und dem Rutschen. Mein Interesse an Haushaltsarbeiten verhielt sich ähnlich wie bei Traute; beim Boden Glänzen half ich meiner Mutter freiwillig und mit Freude. Das Rutschen mit auf den Füßen befestigten Bürsten auf dem Boden bedeutete für mich nicht arbeitend mitzuhelfen, sondern vergnügliches Eislaufen.

Für Kinder mag der Spaßfaktor beim Rutschen am zu glänzenden Boden dominierend gewesen sein. Frauen, die mit Bürsten an den Füßen *„buchstäblich“* durchs Zimmer tanzten, fühlten sich kurzzeitig nicht im Haushalt arbeitend, sondern einem Freizeitvergnügen nachgehend. Nicht zu vergessen war die Belohnung der „freizeitlichen“ Arbeit – der Glanz des Bodens – der auf die Hausfrau zurückstrahlte.

In den folgenden Jahren befreiten Schulbesuche und eine Anstellung als Stenotypistin in Wien Traute von der Pflicht ihrer Mutter im Haushalt zu helfen. Die Arbeitermittelschule dauerte bis neun Uhr abends, eine Heimfahrt mit öffentlichen Verkehrsmitteln war nicht möglich. In einem *„Kabinett in Hauptmiete, 8m² groß“* begann ihr *„erster eigener Haushalt“*.[710] Am Wochenende fuhr sie heim, *„brachte die Wäsche und war froh, endlich ordentliche Mahlzeiten zu bekommen“*. Sie *„kochte nur Tee und kaufte zum Essen täglich ein“*, denn *„Haushalt konnte man dieses Zimmer vorerst nicht nennen“*.[711] Für Traute bedeutete das *„Kabinett in Hauptmiete“* – ihren *„ersten eigenen Haushalt“* – ihren ersten Schritt zur Selbständigkeit. Unter Berücksichtigung der räumlichen Voraussetzungen schränkt sie jedoch die Relevanz

[708] Traute, Bericht über meine …, 2009, S. 2.
[709] Ebd., S. 6.
[710] Ebd., S. 8.
[711] Ebd.

ihres *„ersten eigenen Haushaltes“* ein, denn *„Haushalt konnte man dieses Zimmer vorerst nicht nennen“*. Traute konnte sich *„vorerst“* nicht vorstellen, in der von ihrem Vater sehr geschickt eingerichteten *„Mini-Wohnung“* mehr als nur die persönlichen Alltagshandlungen zu erledigen. Mit dem Adverb *„vorerst“* verweist die Autorin auf zukünftige Ereignisse: der „Nicht-Haushalt“ wandelte sich zu einem fundierten Haushalt als zwei Jahre später ihr Freund zu ihr zog. Sie *„waren trotz des winzigen Raumes glücklich nicht bei den Eltern wohnen zu müssen und ‚spielten‘ Haushalt“*.[712] Traute kochte nun nicht mehr nur Tee, sondern briet Bratwürste und sogar eine Ente; auch ihr Freund *„kochte“*. Wenn sie um zehn Uhr abends von der Schule heimkam, *„gab es Vanillepudding mit Mustern, die er durch eine Papierschablone mit Kakao aufstaubte“*. Er *„kochte auch Grießbrei, dachte aber nicht daran, dass dieser enorm aufging. Er aß eine Woche daran…“*[713] Wiener Schnitzel, Rindsrouladen oder Rinderbraten musste Traute nicht kochen, die gab es an den Wochenenden abwechselnd bei den Besuchen der jeweiligen Eltern.

Als *„1963 ihr Sohn auf die Welt kam, startete auf acht Quadratmetern ein richtiger Haushalt mit Kind“*. Die Autorin kochte nun *„regelmäßig zu Mittag und am Abend“* für ihren Mann, weil ihre *„Schwiegermutter darauf bestand, dass er zwei warme Mahlzeiten bekommen musste“*. Traute *„fabrizierte so eigenartige Gerichte wie Knackwurst mit Kapern gefüllt“*. Ihr Mann *„war noch sehr verliebt und aß, was immer* [sie] *zusammengekocht hatte, obwohl seine Mutter ihm oft auch über seinen Vater Essen mitgab. Dann aß er eben beides“. Abends gab es „häufig gebackenen Leberkäs mit Kartoffelsalat“*, eine Speise die sie beide *„mochten“*. Für ihren Sohn kochte sie Gemüse. Da Traute auf dem kleinen Gaskocher nur *„jeweils kleine Mengen kochen konnte, musste sie täglich kochen“*.[714] Da sie keinen Kühlschrank hatten, durften keine Reste bleiben. *„Viel Abwechslung und Extravaganz gab es nicht“*, ihr Mann *„bekam nur den im Kollektivvertrag vorgesehenen Lohn“*.[715]

Traute unterscheidet zwischen ihrem *„ersten eigenen Haushalt“*, einem *„Noch-Nicht-Haushalt“*, einem *„wir spielten Haushalt“* und einen *„richtigen Haushalt mit Kind“*. In diesen Selbstdefinitionen konturiert sie sich selbst in ihrer hausfraulichen Entwicklung als auch die sich jeweils an neue Lebensbedingungen angepassten Haushaltsformen.

[712] Traute, Bericht über meine …, 2009, S. 8.
[713] Ebd., S. 9.
[714] Ebd., S. 10.
[715] Ebd.

Mitte der Fünfziger Jahre über einen *„eigenen Haushalt“* zu verfügen erfüllte sie mit Stolz. Dieser *„Noch-Nicht-Haushalt“* bot ihr außerdem die Möglichkeit eine Berufstätigkeit auszuüben und die Arbeitermittelschule zu besuchen und bei Bedarf von den Annehmlichkeiten des Haushalts der Eltern bzw. von der Haushaltsarbeit der Mutter zu profitieren. Ihr *„erster eigener“* bzw. *„Noch-Nicht-Haushalt“* erweiterte sich mit dem Einzug ihres Freundes zwar noch nicht zu einem *„richtigen Haushalt“*, aber er war die Bühne, um bisher nicht praktizierte Haushaltsarbeiten – wie z. B. das Kochen – sich mit *„Haushalt spielen“* anzueignen.

„Als Paradies“ empfand Traute die *„winzige“* (44 Quadratmeter große) Gemeindewohnung, die sie 1967 beziehen durften und die sie *„mit Hingabe“* pflegte. *„Der Kontakt zu den Schwiegereltern wurde jetzt seltener“*, denn sie besaßen nun *„einen eigenen Fernseher und einen Kühlschrank“*, der ihnen *„das Leben und Kochen sehr erleichterte“*. Traute lernte außerdem *„schnell, österreichische Gerichte – wie Schnitzel und Gulasch – richtig kochen“*.[716] Kühlschrank, Waschmaschine und Fernsehapparat zählen die meisten Schreibpartnerinnen in ihren Berichten als die ersten Anschaffungen auf. Während Kühlschrank und Waschmaschine die Haushaltsarbeit erleichterten, hatte der Fernsehapparat verbindende Funktionen. Die Familie schränkte den *„Kontakt zu den Schwiegereltern“* ein – sie ersparten sich den Zeitaufwand der Hin- und Rückfahrt und konsumierten das Fernsehprogramm in der eigenen Wohnung. Für die zweite Begünstigung – ein *„österreichisches Gericht“* zum Abendessen – musste jetzt Traute sorgen, sie lernte *„schnell Schnitzel und Gulasch richtig kochen“*.

Ihren *„ersten komfortabel ausgestatteten Haushalt“*[717] konnte sich das Ehepaar 1976 einrichten, als sie ein renovierungsbedürftiges Zinshaus kauften. *„Der Preis für den Luxus war“*, dass Traute *„keine Minute mehr Zeit hatte“*. Der Sohn war inzwischen berufstätig und Traute arbeitete als selbständige Graphikerin. *„Nach einem hastigen Frühstück“*, schreibt sie über den täglichen Ablauf,

„ging ich in mein Atelier und arbeitete bis Mittag oder ich fuhr in meinem Escort zu Kunden. Zu Mittag kochte ich nicht mehr, sondern aß ein Stück Brot oder ging zum Mc Donald. Nachmittags Arbeit. Gegen 5 lief ich auf den Markt, um einzukaufen, kochte schnell, aß häufig schnell, weil noch immer Arbeit anstand. Die Wohnung säuberte ich

[716] Traute, Bericht über meine …, 2009, S. 12.
[717] Ebd., S. 14.

am Wochenende. Alles musste schnell gehen. Auch ein Essen mit Freunden musste in längstens 3 Stunden fertig sein“. [718]

Die Freude, endlich im eigenen Atelier arbeiten zu können und *„in einem Beruf Fuß zu fassen, in dem man die eigenen Talente voll entfalten kann, der einem Spaß macht und den Lebensunterhalt sichert“*[719] überwog den täglichen – in ihrem Fall größtenteils positiven – Stress.

Als ihr Sohn aus beruflichen Gründen nach Amerika ging, wurde Traute die Hausarbeit *„immer unwichtiger“*. Wichtig war ihr das Kochen für Gäste: Traute *„liebte Gäste!“* Sie bemühte sich außerdem *„den Tisch immer festlich zu decken“*. Ähnlich wie andere Frauen auf die Doppelbelastung zurück blicken, schreibt sie abschließend über diese arbeitsintensive Zeit: *„Heute wundere ich mich, wie ich diese Abende neben meiner Arbeit, die auch oft in der Nacht stattfand, so locker organisieren konnte. Heute, im Ruhestand, habe ich kaum noch Zeit dazu…“* Nach dem Verkauf des großen Hauses ist für Traute der *„Haushalt nicht mehr von Bedeutung“*.[720]

„Hausaufgaben überwachen, kochen, putzen, Garten arbeiten usw.“ listete Aloisia als ihre Arbeiten im Haushalt auf. *„So ging das Tag für Tag, Jahr für Jahr bis die Kinder groß waren“*. Die Familie ist *„dreimal umgezogen“* und die Autorin hat *„auch gelernt, die Wohnung zu tapezieren, fast alles selbst zu nähen“*. Sie *„war immer beschäftigt“*, gebügelt hat sie immer abends, da hatte sie *„wenigstens Ruhe dabei“*. Um Ruhe zu finden, erzählte sie ihren Kindern *„abends gern selbsterfundene Märchen“*, denn dann *„sind sie gerne zu Bett gegangen“*.[721] Aloisia *„war gerne Hausfrau“* für ihre Familie, da sie *„auch gute Kochkenntnisse von früher hatte, aber Lob gab es keines, es war einfach selbstverständlich, daß eine Frau zu Hause alles machte“*.[722] Die Autorin weist mit ihren Aussagen auf Fakten des traditionellen Rollenbildes für Frauen hin: über *„gute Kochkenntnisse“* sollte jede Frau verfügen und *„es war einfach selbstverständlich, daß eine Frau zu Hause alles machte“*.

Wenn Aloisia auch *„gerne“* Hausfrau für ihre Familie war, ist in einer der folgenden Passagen ihres Berichtes nachdenkliche Kritik zu erkennen:

„Freizeit gab es für mich so gut wie nie und ich war auch so gut wie nie ernstlich krank. Man hat auch dem Mann das Leben so bequem wie möglich gemacht, denn der mußte ja

[718] Ebd., S. 16.
[719] Traute, Bericht über meine …, 2009, S. 14.
[720] Ebd., S. 16f.
[721] Aloisia, Mein Leben im …, 2009, S. 5.
[722] Ebd., S. 6.

schwer arbeiten und das Geld nach Hause bringen, hieß es allgemein. Dass die Frau oft viel mehr leistete, war selbstverständlich und man sprach nicht weiter darüber“. [723]

Die Autorin oszilliert hier zwischen ihrem Pflichtbewusstsein und den oben genannten persönlichen erwünschten Zugeständnissen nach Freizeit und Anerkennung. Nicht nur in ihrem Fall stellt sich die Frage, inwieweit sich die Frauen selbst für die Rolle der für alles sorgenden (Haus)-Frau entschieden, um daraus Zufriedenheit zu erlangen oder wie weit ihnen diese gesellschaftlich zugewiesen, wenn nicht aufgezwungen wurde.

„Eigentlich“ war Eva neben der Hausarbeit *„für alles zuständig“*, denn ihr *„Mann war mehr als 10 Stunden täglich im Büro“*. Sie hatte daher *„all die Arbeiten neben dem Lehrberuf zu schaffen“*. Sie *„malte allein aus, tapezierte allein die Wände, legte Holz- und Fliesenboden, nähte Vorhänge, Kinderkleider bis zu den ersten Ballkleidern der Töchter“* und kümmerte sich *„um Blumen in Zimmer und Balkon“*. Die Fenster putzt die Autorin *„nur zweimal im Jahr“*. Eine Haushaltshilfe hatte sie noch nie, *„lediglich alle 2 Monate* [kam] *jemand um bei der Gartenarbeit behilflich zu sein“*. Dem Staubsauger zieht Eva *„den Besen und den Mob“* vor, weil sie *„den Lärm vermeiden will“*.[724] Den Einkauf macht *„großteils“* ebenfalls die Autorin, weil sie *„zum Glück“* ein Auto hat. Evas Mann *„kümmert sich um Reparaturen, um die groben Gartenarbeiten, und um die Finanzen des Haushaltes. Zum Glück ist er ein Techniker und kennt sich bei vielen Dingen gut aus“*.[725] Eine effiziente und zeitsparende Arbeitsplanung war hinsichtlich der Führung eines Haushalts für alle Hausfrauen eine unbedingte Voraussetzung, besonders aber für jene, die für einen zweiten Haushalt zu sorgen hatten.

7.11 „Da hatte ich nun zwei Haushalte“

„Da hatte ich nun zwei Haushalte“ berichtet Erika. Sie erbte von ihren Eltern ein Grundstück mit einem Wochenendhäuschen:

„Dieser [Haushalt] *am Land war denkbar einfach, ohne Strom und anfangs auch ohne Wasserleitung, doch wir sahen es als Sport, das Wasser von der Quelle zu holen, das Holz selber zu machen für den Küchenherd und den Ofen, der in der kälteren Jahreszeit die Räume wärmen musste. Es war beinahe wie mein erster Haushalt in den 50ern“,*[726]

[723] Aloisia, Mein Leben im …, 2009, S. 5.
[724] Eva, Haushalt seine Abwicklungen …, 2009, S. 4.
[725] Ebd., S. 5.
[726] Erika, Hausarbeit, 2009, S. 5.

als sie mit Mann und zwei Kindern in einem Zimmer mit Küchenbenützung wohnte und Wasser vom Hausflur holen musste. Obwohl der Haushalt im Wochenendhäuschen für Erika *„beinahe wie* [ihr] *erster Haushalt in den 50ern"* war, belasteten sie die einfachen Gegebenheiten nicht, denn sie konnte mit ihrem Mann jederzeit in die Stadtwohnung fahren. Sie *„waren nicht gezwungen, längere Zeit einfach zu leben"*[727] und außerdem lebten die erwachsenen Kinder bereits in ihren eigenen Wohnungen. Trotz der einfachen Ausstattung des Wochenendhäuschens kamen die Kinder gerne zu Besuch.

Das Wochenendhaus von Traute und ihrem Mann verfügte über Fließwasser; viel Zeit den Aufenthalt zum Wochenende zu genießen blieb der Schreibpartnerin neben ihrem Haushalt in Wien jedoch nicht. Sie *„teilte in den Jahren 1977 bis 2000"* ihre *„hausfrauliche Aufmerksamkeit zwischen diesen beiden Wohnsitzen auf, war also in der kargen Freizeit fast dauernd beschäftigt"*.[728] Wenn Traute über ihre *„karge Freizeit"* schreibt, versteht sie darunter jene Zeit, in der sie nicht beruflich arbeitete; jene *„Zeit über die man frei verfügen kann"*, stand ihr nicht als Zeit der *„Muße"* zur Verfügung, in dieser *„Freizeit"* war sie mit Hausarbeiten beschäftigt.[729] Nach der Beendigung der Renovierungsarbeiten im Haus in Wien versuchte die Autorin ihren Mann zu überzeugen, dass sie *„eine Putzfrau bräuchte. Er lehnte diese Idee glattweg ab und versprach, selbst im Haushalt zu helfen. Tatsächlich übernahm er Arbeiten die mit Maschinen zu tun hatten"*. Mit der Übernahme dieser und anderer kleineren Hilfeleistungen war *„Traute damit wirklich sehr geholfen"*.[730]

Für Sylvia war die Organisation ihres zweiten Haushaltes schwieriger. Mit dem Beginn einer Partnerschaft führte sie *„einen Haushalt, mit Freude"*.[731] Als Sylvia und ihr zukünftiger Mann einen Rohbau in Oberösterreich erwarben, lebten bzw. arbeiteten sie in Wien; an den Wochenenden bauten sie an ihrem Haus. Die Autorin, die in einer Werbeagentur arbeitete, konnte nach der Geburt ihrer Tochter nur ein halbes Jahr Karenz nehmen, danach arbeitete sie halbtags. Für die Betreuung ihrer Tochter *„engagierte"* sie eine Kinderfrau; den Haushalt *„besorgte"* sie selbst. Obwohl sie technische Haushaltsgeräte hatte, die ihr *„die Arbeit erleichterten, wars nicht ganz einfach"*, denn sie *„bewohnten eine 160m² große Altbauwohnung"*. Außerdem wohnt

[727] Erika, Haushalt, 2009, S. 5.
[728] Traute, Bericht über meine ..., 2009, S. 16.
[729] Duden. Bedeutungswörterbuch. Bd. 10, 1985, S. 268.
[730] Traute, Bericht über meine …, 2009, S. 16.
[731] Silvia, Haushalt, Kinder und …, 2009, S. 1.

sie *„ausgiebig und gerne, was bedeutet, dass es viele Blumen, Tischtücher, Teppiche und Gäste gibt“*.[732] Dieser Haushalt war für Sylvia *„nur die halbe Seite. Denn nach wie vor fuhren* [sie] *jeden Freitag nach Großraming“* in ihr Haus. Für die Autorin war es *„selbstverständlich einen Gemüsegarten zu haben, (Sonntagabends war Blumen- und Gemüsegarten so gut es ging gepflegt, Freitagabend beim Wiederkommen begrüßte mich fröhlich das Unkraut)“*. Außerdem *„gehörten zum Haus noch 3 ha Grund dazu, Wald, Wiesen und Obstbäume“*. Auch in Großraming hatte Sylvia *„einen gut eingerichteten Haushalt…. Die tägliche Haus- und Versorgungsarbeit war allein* [ihre] *Aufgabe“*. Ihr Mann *„war beruflich mehrheitlich im Ausland“* und kam nur zum Wochenende nach Hause. Die Arbeiten, die ihr Mann zu Hause übernahm *„bezogen sich auf Reparaturen jeder Art, alle handwerklichen Tätigkeiten und in Großraming auf die Wald/Holz- und Obstarbeit“*.[733]

Zwei Jahre später nach der Geburt ihres Sohnes wollte Sylvia *„das Arbeitsmodell“* – halbtags in einem Verlag zu arbeiten – aufrechterhalten. Der Arbeitgeber akzeptierte diesen Wunsch jedoch nicht. Sie fühlte sich *„entsetzlich, abgeschoben, unselbständig und deprimiert“* und verließ Wien um mit den beiden Kindern in Großraming zu leben. *„Dort warteten noch genügend Arbeiten, die nun entsprechend rascher durchgeführt werden konnten“*, was der Autorin *„über den Verlust des Arbeitsplatzes etwas hinweg“* half. Das Haus, das ursprünglich als Frühstückspension geplant war, verfügt über 300 Quadratmeter Wohnfläche, die sie bis heute *„auf zwei Etagen bewohnen. Dazu kommen noch Terrasse, Balkone, Stiegen dazu, sieben Balkontüren, 26 Fenster“*.[734] Der *„Wochenend-Zweithaushalt“* wandelte sich für die Probandin zum lebensbestimmenden Haushalt. Viel Zeit benötigte Sylvia *„für behördliche Wege, Facharzt- oder Krankenhausbesuche“,* die *„per Auto in Steyr (36 km entfernt) erledigt werden“* mussten. Ebenso zeitaufwendig war *„die schulische Betreuung der Kinder“*, die allein ihre Aufgabe war. Die Kinder besuchten bis 14 Jahre die Volks- und Hauptschule in Großraming, danach weiterführende Schulen in Steyr. Dazu musste Sylvia die *„Kinder um 6.15h zum Bahnhof, nachmittags zu den jeweiligen Ankunftszeiten wieder vom Bahnhof abholen“*. [735]

[732] Silvia, Haushalt, Kinder und …, 2009, S. 1.
[733] Silvia, Haushalt, Kinder und …, 2009, S. 2.
[734] Ebd.
[735] Ebd., S. 3.

Eine Aufgabe, die Sylvia als einzige der Schreibpartnerinnen erwähnt, ist die Haltung von Haustieren:

„Inzwischen hatten wir neben mehreren Katzen auch einen Hund. Man soll nicht lachen: dieser Hund bereitete ziemlich viel Arbeit. Da er meiner Tochter gehörte (die Pflege jedoch mir), war es meine Aufgabe, meine Tochter mit ihrem Hund am Samstagnachmittag zum Abrichten zu führen. Diese Stunden fehlten mir und schufen arge Organisationsprobleme“, [736]

mussten doch zwei Kinder nach der Samstagschule in Steyr auch vom Bahnhof abgeholt werden.

Herta hatte zwar weder ein Wochenendhäuschen geerbt, noch einen Zweitwohnsitz und trotzdem musste sie für zwei Haushalte sorgen. Kurz zuvor hatten sie ihren zweiten Sohn bekommen, als die Schwiegermutter 1968 das Ehepaar bat, ihr zu helfen, eine alte Frau zu betreuen und *„Haus und Garten in Ordnung“* zu halten. Für dieses Engagement käme die Schwiegermutter *„als Erbin ihrer Chefin“* in Frage. Herta und ihr Mann *„konnten ihr diesen Wunsch schwer abschlagen“*. Das Ehepaar fühlte sich verpflichtet. *„Es waren Fronjahre, die auf* [sie] *zukamen“*.[737] Die für sie besonders belastende Situation beschreibt sie wie folgt: *„Ich teilte meine Arbeitszeit zwischen Hausarbeit bei mir, Essen kochen für die beiden Damen (Diät), Gartenarbeit (2000 qm) nach und nach Betreuung der Enkelkinder, allmählich Betreuung meiner Eltern. Zum Glück konnte in den Kleinkindphasen meines Sohnes* [1968 geboren] *meine Mutter noch helfen, später erblindete sie zunehmend“*. Nach dem Tod der Chefin 1979 fiel zwar die Betreuung der alten Dame weg, das Ehepaar begann aber mit der *„Restaurierung des Hauses“*, zum Teil *„in Do-it-yourself Manier“*, aber sie beschäftigten auch viele Handwerker, die *„verköstigt“* [738] werden mussten. Für die Autorin verbesserte sich die Situation nach dem Ende der Restaurierungsarbeiten nicht, sie musste ihre kranken Eltern betreuen. Das bedeutete für Herta u. a. dass sie *„fast täglich nahezu 3 Stunden öffentlich unterwegs“* war. Auch der Zustand der Schwiegermutter wurde *„immer kritischer, sie blieb aber bis 5 Monate vor ihrem Tod“* im Haus, *„dann war es nicht mehr zu ertragen“*, sie *„waren alle am Ende* [ihrer] *Kräfte“*. Die letzten Monate verbrachte die Schwiegermutter in einem Krankenhaus, wo sie die Familie *„besuchen und betreuen“*

[736] Silvia, Haushalt, Kinder und …, 2009, S. 4.
[737] Herta, Ergänzungen, 2009, S. 2.
[738] Ebd.

konnte. Für Herta hatte in diesen sieben Jahre ihr *„Arbeitstag oft 20 Stunden“* und ihre *„körperlichen Beschwerden waren enorm“*.[739]

Herta und ihr Mann waren sich der vielfältigen Aufgaben, die auf sie zukamen, bewusst, aber sie konnten der Schwiegermutter bzw. der Mutter ihren *„Wunsch schwer abschlagen, weil sie sich verpflichtet fühlten“*. Sie konnten sich ihrer Verpflichtung – ein Wort, das einen Zustand bar jeder Selbstbestimmung umreißt – nicht entziehen. Erst als *„es nicht mehr zu ertragen“*[740] war und sie sich vollkommen kraftlos fühlten, konnte sich die Familie von ihrer Verantwortung soweit lösen, dass sie Hilfe von dritter Seite annahm.

Männer halfen selten bei der Hausarbeit mit, sie übernahmen Reparatur- und Gartenarbeiten, die Mithilfe der Töchter galt zwar als traditionell verpflichtend, wurde jedoch nicht immer mit Freude und Interesse an der Haushaltsarbeit wahrgenommen.

7.12 Mithilfe im Haushalt

„Wie sah bzw. sieht es mit der Unterstützung durch andere Familienangehörige bei der Hausarbeit aus?“ lautet eine der Fragen im Schreibaufruf.

Traute erinnert sich, dass sie ihrer Mutter kaum im Haushalt geholfen hat. Ihre Mutter *„beanspruchte“* den Haushalt *„eifersüchtig“* für sich, *„um zu rechtfertigen, dass sie nicht – wie viele andere Strasshofer Mütter – einer zusätzlichen Arbeit nachging“.*[741] Ihre Mutter benötigte für die Haushaltsarbeit sehr viel Zeit, da sie *„sehr genau bei ihrer Arbeit und daher auch sehr langsam“* war.[742] Was ihre Mutter allerdings nie erlernte, war *„ein Kaninchen mit der Latte zu erschlagen oder einem Huhn den Hals umzudrehen. Diese ‚Morde‘ musste der Vater übernehmen“*.[743]

In ihrem eigenen Haushalt bestand die Autorin *„nicht auf Hilfe, denn es war zu dieser Zeit selbstverständlich, dass eine berufstätige Frau einen so kleinen Haushalt mit nur einem Kind ganz nebenbei bewältigte“*. Ihr Mann *„half damals noch kaum im Haushalt, war aber mit diversen Reparaturen so geschickt, dass er* [der Familie] *viel Geld ersparte“*. [744]

---

[739] Herta, Ergänzungen, 2009, S. 2.
[740] Ebd.
[741] Traute, Bericht über meine …, 2009, S. 6.
[742] Ebd., S. 7.
[743] Ebd., S. 3.
[744] Ebd., S. 13.

Gertrude hatte *„gelegentlich“* ihrer Mutter *„Geschirr abwischen geholfen“* und sich *„widerwillig“* zeigen lassen *„wie man irgendetwas kocht“*. Zumeist ist ihr dann *„etwas Wichtiges eingefallen“* und mit dieser Argumentation wandte sie sich den für sie interessanteren Dingen zu. *„Ich habe ja auch studiert – wenn auch nur 1 Jahr auf der Hochschule. Trotzdem. Da brauch ich doch keine Hausarbeit machen!“* begründet sie ihr seinerzeitiges Desinteresse an der Haushaltsarbeit. Fast schlagwortartig beschreibt Gertrude im Rückblick ihre ablehnende Haltung der Hausarbeit gegenüber als wollte sie ihre damalige oberflächliche Sichtweise ausdrücken. Diese Einstellung musste sie nach ihrer Hochzeit sofort revidieren: *„Kochen gelernt“* hat sie *„dann in der Praxis – gezwungener Maßen“*.[745]

In Familien mit mehreren Kindern, wie z. B. in der Erikas mit zwei Töchtern und drei Söhnen übernahmen diese dem Alter entsprechende *„kleine Pflichten“*.[746] Die Mithilfe der Männer scheiterte nach den Aussagen der Schreibpartnerinnen zumeist an den hohen beruflichen Anforderungen, denen sie sich stellen mussten. [747]

Als „Nur-Hausfrau“ freute sich Erika über den *„guten Willen“* ihres Mannes, als er ihr nach der Pensionierung *„gerne im Haushalt helfen“* wollte. Sie enthielt sich jedweder Kritik, denn *„da er es nie getan hatte, gestalteten sich manche Dinge umständlich“*. Die Freude *„über seinen guten Willen“* überwog die Tatsache, dass zu Beginn der Mithilfe manche Tätigkeit länger dauerte. *„Schließlich spielte sich alles ein, vom Geschirrtrocknen, bis Wäsche aufhängen und Staub saugen“*[748] – die ihr Mann nach seiner Pensionierung übernahm.

Die berufstätige Gertrud hingegen konnte von Beginn ihrer Ehe an mit der Hilfe ihres Mannes, eines Mittelschulprofessors, rechnen. Er half z. B. beim Windelwaschen- oder Geschirrabwaschen, *„immer mit, damit mehr gemeinsame Freizeit blieb“*.[749] Später *„als die Kinder etwas größer waren“*, blieb Gertrud *„die Hausarbeit“*, während ihr Mann mit den Kindern spazieren ging. Gerne hätte sie an diesen Spaziergängen und den damit verbundenen *„‘großen‘ kleinen Erlebnissen“* teilgenommen, *„aber was halfs“*,

[745] Gertrude, Hausarbeit und anderes …, 2009, S. 2.
[746] Erika, Hausarbeit, 2009, S. 3.
[747] Ebd., S. 3; Eva, Haushalt seine Abwicklung …, 2009, S. 9.
[748] Erika, Hausarbeit, 2009, S. 4.
[749] Gertrud, Der Bereich der…, 2009, S. 5.

[750]der Haushalt war und ist noch immer (zum überwiegenden Teil) primär Aufgabe der Frau.

Herthas Mann *„half schon bei einigen Hausarbeiten mit, doch mit einer regelmäßigen Hilfe“* konnte sie nicht rechnen, da er meist *„mit handwerklichen Arbeiten in der Wohnung usw. beschäftigt“* war. Sie *„hatte jedoch einmal wöchentlich für 3-4 Stunden eine Haushaltshilfe“*.[751]

Eine physische Mithilfe ihres Ehepartners bei den alltäglichen Haushaltsarbeiten erwähnt Ingried in ihrem Bericht nicht. Als im Krieg Vertriebene weist die Probandin im Schlusssatz auf die mentale Mithilfe ihres Mannes hin: *„Mit Hilfe eines verständnisvollen Partners ist es mir trotz dieses unruhigen Lebens gelungen, mir und der Familie ein harmonisches Zuhause und ein sinnvolles Leben zu ermöglichen“*. [752]

Wie Männer die Situation einer berufstätigen Frau und die Mithilfe im Haushalt beurteilten und gegebenenfalls mithalfen, beschrieb Herr Greller aus seiner Sicht: *„Die Frauen waren sehr belastet, und auch wenn die Männer teilweise halfen beim Geschirr abwaschen usw., so lag doch die Hauptlast bei ihnen.“*[753] Ein Beispiel der männlichen Wahrnehmung des Alltags einer Hausfrau zeigt das nächste Kapitel.

7.13 „Der Alltag der Hausfrau einst und jetzt“ - Sicht eines Mannes

Welche Veränderungen der 1916 geborene Eugen Klein im Alltag einer Hausfrau im zwanzigsten Jahrhundert beobachtet hat, beschreibt er in seinem autobiografischen Text aus dem Jahr 2001. Seiner Meinung nach war der Alltag *„früher – trotz der Vielfalt der hausfraulichen Tätigkeiten – von einer gewissen Gesetzmäßigkeit geprägt“*. Im Laufe der Jahrzehnte wandelte sich der Alltag *„immer mehr zu einer – von der Gesellschaft aufgezwungenen – Hetzjagd, welche die Hausarbeit trotz vieler moderner technischer und organisatorischer Hilfsmittel zu einer nervösen Fronarbeit degradierte“*.[754] Beide Definitionen beinhalten aus seiner Sicht, dass die *„Vielfalt der hausfraulichen Tätigkeiten“* ob mit *„einer gewissen Gesetzmäßigkeit“* oder in *„nervöser Fronarbeit“* ausschließlich von Frauen zu leisten waren respektive auszuführen sind. Die *„gewisse Gesetzmäßigkeit“* scheint für den Autor in den täglich anfallenden *„hausfraulichen*

[750] Gertrud, Der Bereich der…, 2009, S. 5.
[751] Hertha, Lebensgeschichtliche Aufzeichnungen. Beruf …, 2009, S. 1.
[752] Ingried, Arbeit ist das …, 2009, S. 3.
[753] Greller, Hermann: Vom Selbstversorger zum Endverbraucher. 2006, S. 4.
[754] Klein E., Der Alltag der …, 2001, S. 1.

Tätigkeiten“ zu liegen, die von den Hausfrauen nach einem feststehenden Rhythmus erledigt werden und gewährleisten sollten, dass sich der im Beruf geforderte Familienerhalter nach der Arbeit in einem harmonischen Heim erholen konnte. Zu den Pflichten der Hausfrau – *„dem Herz der Familie“* – zählten nach seinem Bericht das Einkaufen, die Kinder-in-die-Schule-Bringen, das Aufräumen, das Betten-Machen, das Aufwaschen der Fußböden, das Kochen, fallweise das Teppich-Klopfen und *„was es sonst noch an diversen Arbeiten im Haushalt gab“*. Einkaufen mussten die Frauen in mehreren Geschäften, denn *„damals gab es noch keine Supermärkte“*. Da es *„selten bereits ‚eingewogene‘ Lebensmittel“* gab, mussten die Frauen *„geduldig warten“*, diese Wartezeiten *„nützte man zu einem gemütlichen Plausch mit den anderen Frauen“*. Den Waschtag beschreibt der Autor ausführlicher, denn *„so ein Waschtag hatte es in sich!“* Die *„Instandhaltung der Kleidung und Wäsche“*, die ebenso zu den *„hausfraulichen Arbeiten“* gehörte, verbindet Herr Klein im Rückblick mit dem *„gemeinsamen gemütlichen Beisammensein der Familie*“, bei dem die *„emsige“* Hausfrau *„oft noch wunderschöne Handarbeiten angefertigt“* hat. Diesem – seinem Empfinden nach – harmonischen Abschluss eines Alltags einer Hausfrau von *„einst“* steht der Arbeitstag von *„jetzt“*, der einer *„nervösen Fronarbeit“*, gegenüber.

In dem Alltag der Hausfrau in dem *„alles anders geworden“* ist,

„sind die meisten Frauen berufstätig und erledigen ihre Einkäufe in nervöser Hast auf den Supermärkten. Hier ist die Versuchung groß, Dinge zu kaufen, die man nicht unbedingt braucht, denn die Angebote sind zu verlockend. Auch das Kochen ist einfacher geworden, denn man bekommt viele Speisen schon fertig, was die Arbeit ungemein erleichtert und sehr zeitsparend ist. Fast jeder moderne Haushalt besitzt natürlich eine Waschmaschine.“ [755]

Der Autor evaluiert die Veränderungen im Alltag einer Hausfrau primär aus der traditionellen Sicht des *„männlichen Geschlechts“*. Er hält zwar beispielsweise fest, dass *„so ein Waschtag“* für die Hausfrauen *„mühsam“* war und die Haushalte keine Waschmaschinen zur Verfügung hatten, die Erleichterung für die Frauen, die diese Maschinen für die sie brachten, erwähnt er nicht.

Herr Klein vermisst den *„Zauber des gemütlichen abendlichen Beisammenseins“* bei der die *„emsige Hausfrau“* geflickt, gestopft und *„wunderschöne Handarbeiten angefertigt“* hat. Die Gründe für das fehlende Interesse am Handarbeiten sieht er in der steigenden Berufstätigkeit der *„modernen Mädchen“*, die sich *„verwirklichen“* wollen

[755] Klein E., Der Alltag der …, 2001, S. 2.

und *„immer öfter Berufe, die früher dem männlichen Geschlecht vorbehalten waren“*,[756] ergreifen. Nur Hausfrauen könnten im Rückblick entscheiden, ob der für sie *„von einer gewissen Gesetzmäßigkeit geprägte“* Arbeitsalltag möglicherweise als *„Fronarbeit“* empfunden wurde. Die Berufstätigkeit einer Frau ist ein Fixpunkt in ihrer Biografie, die damit wirtschaftlich und gesellschaftlich bedingten Wandlungen, die dazu führten, fehlen in den Überlegungen des Autors. Er scheint die Berufstätigkeit der Frauen primär als eine Bedrohung für die männliche Vorherrschaft in manchen Berufssparten zu sehen.

7.14 „Hausarbeit hält gesund“

Der Wert einer Arbeit wird immer noch daran bemessen, wie viel für sie bezahlt wird. Öffentliche und private Institutionen waren und sind bemüht ein Umdenken zu erreichen. Der Wert der vielfältigen Aufgaben der Familien- und Hausarbeit wird aber auch in den ersten Jahrzehnten des 21. Jahrhunderts noch immer zu geringfügig eingeschätzt. Aussprüche von Kindern, wie sie auf den Inseraten der Kampagne *„4waende4haende“* aufscheinen, bestätigen die Aktualität der ungleichen Aufteilung der notwendigen aber doch auch teilweise lästigen Alltagsarbeit.

In den Printmedien wird das Thema Hausarbeit unter dem Aspekt einer für die (Haus-)Frauen gesundheitsfördernden Beschäftigung immer wieder aufgegriffen. Das Argument der gesundheitlichen Synergien, die sich aus den Arbeiten im Haushalt generieren lassen, ist darauf ausgerichtet, primär den (Haus-)Frauen die Hausarbeit nicht als lästige Pflicht, sondern als eine positive Tätigkeit, die ihrer Gesundheit dient und quasi als win-win-Situation, erscheinen zu lassen. Hinweise, dass diese Erkenntnisse auf wissenschaftlichen Studien basieren, sollen die Seriosität der Ratschläge akzentuieren.

Nach einem Artikel in *„Österreichs Gesundheitsmagazin News Leben“* hilft Putzen fehlende körperliche Bewegung auszugleichen und da *„Fensterputzen, Bodenwischen & Co Balsam für die Seele“* sind, auch das psychische Wohlbefinden zu verbessern. Wem Freizeit für *„Jogging oder Workout“* fehlt, kann physische Betätigung im Haushalt ausgleichen und gewinnt damit doppelten Nutzen, denn *„Wer energisch putzt, tut seiner Psyche fast gleich viel Gutes. Pro Woche genügen 20 Minuten körperliche Anstrengung – mit Hanteln oder Besenstil. Sport reduziert das Depressionsrisiko gleich um 33 %,*

[756] Klein E., Der Alltag der …, 2001, 2f.

Putzen aber immerhin auch um stolze 20 %". Die bildhafte Illustration zeigt zwar eine (leicht) glücklich lächelnde Frau beim Putzen, die folgenden Zeilen des Textes weisen doch auch auf die Gleichberechtigung hin, wenn im Schlusssatz des Artikels festgestellt wird, dass *„bei Hausfrauen und –männern sicher Freude"* über diese Information aufkommt. [757]

„Bügeln, putzen, saugen: Hausarbeit hält gesund" verspricht ein APA-Artikel unter der Rubrik *„Gesundheit"* in der BZ Wiener Bezirkszeitung. Deshalb raten Wissenschaftler *„Anreize für die ungeliebten Dinge wie Schrubben, Saugen und Co. zu schaffen"*, denn entscheidend für die Gesundheit ist die Bewegung an sich, nicht die Art der Bewegung. Arbeiten im Haushalt werden ebenso statt eines Besuchs im Fitnessstudio empfohlen, um im Alltag *„ganz einfach etwas für die Figur zu tun"* und zu seinen *„Traummaßen"* zu kommen. Jeweils 100 Kalorien können in *„26 Minuten staubsaugen, Fenster putzen oder bügeln"* abgebaut werden. Dieser Artikel in einem Gesundheitsmagazin richtet sich inhaltlich primär an die Frauen. Die Illustration zeigt eine Staub saugende Frau, der dazugehörige ergänzende Text verweist im Sinne der Gleichberechtigung aber darauf, dass das *„Kalorienverbrennen beim Staubsaugen und Putzen"* auch bei Männern *„funktioniert"*.[758]

Eine der letzten Versuche von politischer Seite die Haushaltsarbeit in den Wiener Haushalten gerechter aufzuteilen initiierte die Magistratsabteilung 57 – die Frauenabteilung. Die Frauenstadträtin Sandra Frauenberger stellte fest, dass in mehr als fünfzig Prozent der Haushalte mit Kindern die Frauen die gesamte Arbeit übernehmen. Ein Haushaltsplan soll helfen, für *„faire Verhältnisse"* im Haushalt zu sorgen. Dieser Haushaltsplan war im Informationsblatt wien.at mit der Einladung *„Tragen Sie Ihre Namen ein, haken Sie die erledigten Arbeiten ab und vergleichen Sie nach einer Woche den Aufwand"* zur Entnahme abgedruckt. Selbstverständlich kann dieser Plan auch im Internet immer wieder kostenlos unter www.4waende4haende herunter geladen werden. In diesem Haushaltswochenplan werden einige Haushaltsarbeiten als Beispiele angeführt. Manche Tätigkeiten scheinen in dieser Liste unter einem Sammelbegriff auf,

[757] News Leben. Österreichs bestes Gesundheitsmagazin News Leben, Nr. 5, 2.5.2008, o. S.
[758] Podolak, Karin: Fitness ohne Studio. Im Alltag kann man ganz einfach etwas für die Figur tun. In. Kronenzeitung Nr. 1040, Wien, 30.1.2010, Beilage Gesundheit, S. 18.

hinter dem viele einzelne Schritte erforderlich sind und daher mehr Zeit in Anspruch nehmen. [759]

Unter der Rubrik *„Nebenbei"* erschien am 15. November 2012 in der Presse eine kurze Notiz über eine Ergänzung zu der zuvor beschriebenen Kampagne *„4 Waende 4 Haende"*. Für diese Aktion, die Männer anregen soll mehr im Haushalt mitzuhelfen, kreierten die dafür Verantwortlichen eine Mobile-App für Mobilphones mit einem *„Fleiß-O-Meter"*, der anzeigt, *„wer im gemeinsamen Haushalt tatsächlich mehr Kilometer beim Staubsaugen zurückgelegt hat".* Damit käme bei willigen Männern neben den Apps zur Erfassung der Erfolge beispielsweise beim Radfahren oder Laufen eine neue Disziplin – Hausarbeitssport –, die letztendlich auch auf Facebook angezeigt werden könnte. Der viel sagende Schlusssatz *„Wie bei den Sport-Apps gilt allerdings: Das Installieren auf dem Handy allein reicht noch nicht aus"*[760] scheint eher von einer Berichterstatterin zu stammen. Jedenfalls kann dieser Hausarbeitssport ohne großen Aufwand zu Hause ausgeführt werden.

7.15 Wohnen

Wohnen zählt zu den Grundbedürfnissen der Menschen und wird mit alltäglicher Lebensführung assoziiert. Eine Wohnung als privater Rückzugsort vermittelt Sicherheit. Im Schreibaufruf wies das Schlagwort *„Sorge um Wohnlichkeit"* auf diese Thematik hin. Eine Unterkunft zu finden, war für die Probandinnen und ihre Partner die Voraussetzung einen gemeinsamen Haushalt gründen und führen zu können. Wie die folgenden Situationsbeschreibungen skizzieren, war die Ausgangsituation für die Wohnungssuchenden nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges vorstellbar prekär.

Nach Kriegende waren in Wien 90.000 Wohnungen zerstört, 270.000 Wienerinnen und Wiener waren unterstandslos.[761] Ende 1947 waren am Wohnungsamt 31.000 anspruchsberechtigte wohnungssuchende Familien vorgemerkt. Die Zuteilung der Wohnungen erfolgte nach einem Punktesystem. Keinen Anspruch auf eine Wohnung

[759] Wien.at aktuell, Heft 11/2012 Gerechte Aufgabenteilung, S. 11.
[760] „Nebenbei", Die Presse, 15. November 2012.
[761] Vgl. Altfahrt [u.a.]: Wie Phönix aus der Asche stieg – von den Trümmerjahren zum Wirtschaftsaufschwung. Wien in Bildern 1945-1965,Kleinausstellung des Wiener Stadt- und Landesarchivs in Zusammenarbeit mit dem Verein für Geschichte der Stadt Wien. Nachdruck von Veröffentlichungen des Wiener Stadt- und Landesarchivs Reihe B Ausstellungskataloge H 82. (= Wiener Geschichtsblätter, Beiheft 3/2010), Wien, 2010, S. 4f.,

hatten 40.000 Obdachlose, die bei Verwandten oder auf Untermiete wohnten.[762] Das erste kommunale Wohnbauprogramm aus dem Jahr 1947 war daher auf die Rationalisierung und Standardisierung der Bauelemente ausgerichtet um Obdachlosen in absehbarer Zeit eine Unterkunft geben zu können und die Wohnungskrise zu mildern. Die in den 1950er Jahren entwickelte Fertigbauweise führte zu einer rascheren Bauweise. Mit diesem System konnten pro Tag vier und pro Jahr 1000 Wohnungen fertiggestellt werden.[763]

Trotz der Bautätigkeit in den 1950er Jahren herrschten nach einer Erhebung des Stadtbauamtes Wien katastrophale Wohnverhältnisse: 73 Prozent der Bevölkerung lebten in Zimmer-Küche-Wohnungen, von denen 80 Prozent nur eine Wasserentnahmestelle am Gang hatten, weniger als 20 Prozent verfügten über ein Bad.[764] Von den 2,250.000 Normalwohnungen lt. einer Statistik aus dem Jahr 1961 umfasste fast ein Drittel der Mietwohnungen weniger als 35 Quadratmeter, nur 14 Prozent der Wohnungen verfügten über mindestens 74 Quadratmeter. Als Normalwohnung bezeichnete die Behörde Wohnungen, die sich nicht in Notunterkünften, Sommer- und Wochenendhäusern befanden und nicht nur aus einem Wohnraum ohne Nebenräume bestanden. [765] Das Österreichische Statistische Zentralamt setzte im Jahr 1961 drei Klassifikationen von Wohnungstypen fest: in einer *„gut ausgestattete*[n] *Wohnung“* musste eine Wasserentnahmestelle, ein WC, ein Bad und ein Vorzimmer vorhanden sein. Lagen WC-Anlagen und die Wasserentnahmestellen außerhalb der Wohnung, galt die Wohnung als schlecht ausgestattete *„Substandardwohnung“*, wovon 34 Prozent der Normalwohnungen in Wien betroffen waren. Nahezu jede zweite Wohnung – 46 Prozent – hatten lt. Statistik keine Toilette in der Wohnung.[766] Diese Voraussetzungen erschwerten die Suche nach einer Wohnung auch für junge Menschen, die eine Familie gründen wollten oder bereits verheiratet waren. Über die Problematik der Wohnungssuche und die oft erforderlichen Umzüge haben bis auf zwei Schreibpartnerinnen alle Probandinnen berichtet, obwohl

[762] Vgl. Hornung, Ela u. Margit Sturm: Stadtleben. Alltag in …, 1996, S. 64
[763] Vgl. Payer Peter, Payer Oskar: Überlegungen zur Gestaltung der ersten Montagebauwohnungen für die Gemeinde Wien. Wien, 1963, o.S.
[764] Vgl. Wonisch Regina: Verbürgerlichung der Lebenskuldtur – Zur Ausstellung „Die Frau und ihre Wohnung“ (1950-1960). In: Gender Housing, geschlechtsgerechts bauen, wohnen, leben. Hg.: Christiana Altenstraßer [u.a.] (= Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung, Bd. 5). Innsbruck, 2007, S. 117.
[765] Vgl. Hansluwka Harald: Die Wohnungsverhältnisse in Österreich. Hg.: Hans Krasensky, (=Die Wirtschaft geht jeden an, Heft 49), Wien, 1963, S. 3.
[766] Vgl. Ebd., S. 11f.

dieses Thema in den Denkanstößen im Schreibaufruf nicht explizit aufscheint. Für die Frauen stellte die Wohnung nicht nur einen Ort der Sicherheit und der sozialen Verankerung dar; die Wohnung war für sie ebenso jener Ort, der ihnen im Zuge der Rollenstereotypen zugewiesen wurde, der Ort ihres – soweit sie nicht im Berufsleben standen – Aktions- und Lebensraumes, den sie u. a. zum Ruhepol der Partner gestalten sollten.

7.15.1 Die Wohnungssuche

„… aber eine Wohnung zu bekommen war schier unmöglich, wohnten doch noch immer Bombengeschädigte bei anderen Familien in Untermiete“ beschreibt Erika, die sich mit ihrem Mann *„natürlich einen eigenen Haushalt“*[767] nach ihrer Heirat gewünscht hat. Sie waren daher wie viele andere Paare in den Nachkriegsjahren gezwungen bei den Eltern bzw. Schwiegereltern zu wohnen. Beim Wohnen in zumeist engen Raumverhältnissen konnten Meinungsverschiedenheiten zwischen den Generationen oft nicht vermieden werden. Es war die Aufgabe der Frauen ausgleichend Probleme zu lösen. Erika war es möglich vorerst mit ihrem Ehemann bei ihren Eltern zu wohnen. Zwei Jahre nach der Geburt des Kindes im Jahr 1953 konnte Erika mit ihrer Familie in ein frei gewordenes *„Zimmer mit Küchenbenützung“* in der Wohnung ihrer Schwiegermutter einziehen. Auch in dieser renovierungsbedürftigen Wohnung *„war alles denkbar einfach“*, denn *„WC und Wasserleitung befanden sich im Hausflur, Bad gab es damals in einfachen Wohnhäusern sowieso nicht.“* Kochen konnte sie *„das bescheidene Essen“* nur auf einer Elektro-Kochplatte oder in der Heizsaison auf einem Eisenofen und ihr *„größtes Problem war wohl die Wäsche“*. Diesen schwierigen Alltagsbedingungen, die primär Erika als Hausfrau lösen musste, standen für das Ehepaar bedeutende Fakten gegenüber: *„Aber wir waren selbständig, was uns wichtig war“* und Erika konnte *„schalten und walten“*,[768] da die Schwiegermutter während des Tages auswärts war. Auf Grund der Abwesenheit ihrer Schwiegermutter konnte die Autorin ihren Haushalt nach ihrer Vorstellung ohne die (oft gut gemeinten) Belehrungen der älteren Hausfrau organisieren.

Eine ähnlich positive Wohnungssituation ergab sich für Wilhelmine, die ebenfalls auf Grund der Wohnungsnot gezwungen war nach der Heirat zu ihrem Mann in die

[767] Erika, Hausarbeit, 2009, S. 1.
[768] Ebd.

Wohnung der verwitweten Schwiegermutter zu ziehen. Obwohl ihr Mann seine *„Mutter über alle Maßen“* liebte, scheint diese familiäre Zuneigung keinen Konfliktstoff verursacht zu haben, jedenfalls fehlt seitens der Schreibpartnerin ein Hinweis darauf. Nachdem sie *„längere Zeit zu dritt“*[769] gelebt hatten, zog die verwitwete Frau zu ihrem Freund *„und so konnten* [sie] *ganz nach* [ihrem] *Geschmack den Haushalt führen.“*[770]
Besonders das Zusammenleben mit Schwiegermüttern – oft auf engem Raum – war für die Frauen zumeist belastend und erforderte viel Rücksichtnahme. Gertrude konnte mit ihrem Mann zu Beginn der Ehe *„in der Mansarde des Einfamilienhauses“* ihrer Eltern wohnen.[771] Wie sie mit den gut gemeinten Ratschlägen ihrer Mutter und der Schwiegermutter verfahren ist, beschreibt Gertrude folgendermaßen:

„Ich hatte genug zu tun, mich meiner Mutter und meiner Schwiegermutter zu erwehren, die im selben Haus einen Stock tiefer bzw. ein paar Straßen weiter wohnten, fast immer bei mir waren und lustiger Weise über das Aufziehen eines Kindes konträre Ansichten hatten. Und ich war schüchtern, voll Hochachtung vor den Älteren aufgezogen und mir – was meine Schwiegermutter betrifft – der Unterstützung meines Mannes keineswegs immer sicher. Aber ich habe es geschafft – mit viel Diplomatie – meistens geschwiegen und dann doch getan was ich wollte“.[772]

Für die *„schüchtern*[e] *und voll Hochachtung vor den Älteren aufgezogen*[e]*“* Ehefrau und Mutter war es überraschend, dass sich die beiden einer Generation angehörenden Frauen *„lustiger Weise“* über die Erziehung eines Kindes nicht einige werden konnten. Im Gegensatz zum in der Gegenwart herrschenden Pluralismus der Meinungen war der Handlungsrahmen für Hausfrauen und Mütter – wie auch das Rollenbild der Frau – in den 1960er Jahren in engen Konventionen festgeschrieben. *„Der Unterstützung“* ihres *„Mannes keineswegs immer sicher“* ging die junge Ehefrau den Weg des geringsten Widerstands, indem sie ihrer Schwiegermutter nicht widersprach. Ihr Erfolg, *„es geschafft zu haben“* – nach ihren Ansichten zu handeln und sich gegen den Willen der Mutter ihres Ehepartners durchgesetzt zu haben – hebt in der Autorin rückblickend noch immer ihr Selbstwertgefühl.
Viktorias Beispiel zeigt ebenfalls, dass sich das Leben im elterlichen Haushalt nicht problemlos gestaltete. Die Probandin durfte mit ihrem Mann nach der Heirat in ein

[769] Wilhelmine, Etwas über die …, 2009, S. 1.
[770] Wilhelmine, Noch einige Erinnerungen, 2005, S. 1.
[771] Gertrude, Hausarbeit und anderes …, 2009, S. 6.
[772] Ebd., S. 4.

Kabinett in der elterlichen Wohnung – bis sie ein eigenes Heim gefunden hätten – einziehen.

„Das Zusammenleben, besonders mit meinem Vater, gestaltete sich schwierig. Meine Mutter verteidigte ihre Küche, mein Vater wachte über unseren Stromverbrauch. Wir zahlten tausend Schilling Kostgeld – das war etwa die Hälfte unseres gemeinsamen Verdienstes – und versorgten uns selbst. Kaum eine Woche verging ohne Streit".[773]

Nach der Geburt ihres Sohnes wurde *„die Situation daheim unhaltbar"*, denn wenn das Baby weinte, *„schimpfte und brüllte"* ihr Vater, *„worauf ihr Sohn noch mehr schrie"*. Nach zweijähriger Suche fanden sie endlich eine passende Wohnung, für die Viktoria mit einer von der Großmutter hinterlassenen Erbschaft die *„Ablöse"* bezahlen konnte. Die Autorin spricht hier eine ungesetzliche Praxis am Wohnungsmarkt an: Üblicherweise verlangten Hauseigentümerinnen und Hauseigentümer bei Abschluss eines Mietvertrages eine illegale Zahlung, die sogenannte *„Wohnungsablöse"*.[774]

Nicht immer waren finanzielle Gründe ausschlaggebend um bei den Eltern oder Schwiegereltern zu wohnen. Hertas Vater wohnte mit seiner Frau in einem Kabinett in der Wohnung seiner Eltern. Obwohl er *„damals als Bäcker ganz gut verdiente, war er nicht bereit für eine eigene Wohnung zu sorgen"*. Der Ehemann begründete seine Entscheidung damit, dass seine *„Eltern nicht ewig leben"* werden und er nicht *„unnötig Geld ausgeben"* werde. Auch das Drängen seiner Frau, die *„sehr unter dem Zusammenleben litt"*[775] konnte den Partner nicht umstimmen, die Ehefrau musste sich der Entscheidung beugen.

Vielen jung verheirateten Paaren war es nicht einmal möglich, bei den Eltern respektive Schwiegereltern zu wohnen. Josefine erinnert sich in ihrem Bericht *„Beruf und Haushalt"* an die schwierige Wohnungssuche und die fehlende Unterstützung seitens der politischen Vertretung in ihrer Wohngemeinde. Da sie mit ihrem Mann nach der Heirat in der Wohnung seiner Eltern nur *„vorübergehend"* wohnen konnten, mussten sie sich *„ganz schnell eine Wohnung suchen"*. Der erste Weg im Rahmen ihrer Wohnungssuche führte sie zum Bürgermeister, der sie jedoch mit der Argumentation *„baut's enk zerscht a Nest und nocha heirats"* abwies. Nach dieser Zurückweisung gingen sie *„von Haus zu Haus, Wohnungen hat es schon gegeben"*, die jedoch für das

[773] Bösze Ilse Viktoria: „Ich schrieb und schrieb – Tausende von Seiten". In: Kinder – Küche – Karriere. Acht Frauen erzählen. (= „Damit es nicht verlorengeht …," Bd. 67), Wien, Köln, Weimar, 2013, S. 188.
[774] Bösze, „Ich schrieb und ..., 2013, S. 189.
[775] Herta, Ergänzungen, 2009, S. 1.

Ehepaar *„zu teuer“*[776] waren. Die Eheleute fanden dann doch eine leistbare Wohnung bei einer *„netten Familie“*, die ihnen *„dann wenigstens einmal zuhörte“* und ihnen zwei Zimmer in ihrem Haus vermietete. In ihrem Bericht ist es der Probandin

„ein Bedürfnis, diese 2 Zimmer im 1. Stock und überhaupt das ganze Haus zu beschreiben. Zuerst einmal, es gab im ganzen Haus kein fließendes Wasser, nur einen Leierbrunnen zum Pumpen im WC. … Wir mussten jeden Tropfen Wasser pumpen und hinauf tragen und auch wieder alles hinunter tragen.“[777]

Als ihr Mann einige Jahre später eine große Dienstwohnung mit *„fließendem Wasser, heiß und kalt und eine Waschküche“* bekam, war sie *„sehr glücklich“*. [778]

Ähnliche sanitäre Gegebenheiten erlebte Traute als Kind im Haus ihrer Eltern in Strasshof:

„Das Wasser wurde von der im Hof stehenden Hand-Pumpe geholt. Im Winter fror die Pumpe – trotz Vermummung mit einem alten Militärmantel und diversen Wollzeug – regelmäßig ein. Meine Mutter musste noch bis Anfang der 50er Jahre um 5 Uhr früh mit einem Topf voll heißem Wasser in den verschneiten Hof [Garten] *gehen und die Pumpe auftauen. Erst dann gab es Wasser zum Waschen und zum Frühstück kochen. Im Garten stand auch das „Plumpsklo“.*[779]

Als Traute mit ihrer Mutter im Jahr 1947 in das Haus des Stiefvaters einzog, bestand es *„aus einem ca. 25 m² großen Zimmer, einer etwa 9 m² großen Küche und einem schmalen Gang“.* Da das Haus bzw. die Region um Strasshof noch nicht elektrifiziert war, *„flackerte das Licht aus einer einzigen Petroleumlampe“*. Die Familie schlief vorerst auf Strohsäcken, denn *„die Möbel hatten die kurzzeitig einquartierten Russen schon im Winter 1945 und 46 verheizt“.*[780]

Den in Wien lebenden Hausfrauen blieb das tägliche Wasser Holen in der *„eigenen Wasserkanne“* von den Wandbrunnen in den Gängen nicht erspart, gab es doch in den Häusern der alten Bausubstanz *„weder Wasseranschluss in den Wohnungen noch Toiletten. Letztere befanden sich auf den Gängen“* oder in dem alten Haus, in dem Gertrud A. mit ihrer Familie wohnte, *„sogar einen Halbstock tiefer“* und *„auch noch als Plumpsklo mit Deckel“*.[781] Es mag daher nicht verwundern, dass die Probandinnen in ihren Berichten über den Einzug in (neue) Wohnungen, die mit Fließwasser und WC ausgestattet waren, die damals im hohem Maße positiv erlebten Emotionen mit den

[776] Josefine, Beruf und Haushalt, 2009, S. 1.
[777] Josefine, Beruf und Haushalt, 2009, S. 1.
[778] Ebd.
[779] Traute, Bericht über meine …, 2009, S. 2.
[780] Ebd.
[781] Gertrud A., Die Geschichte der …, 2009, S 2.

Worten *„wir hatten Glück“*[782] oder *„ich war sehr glücklich“*[783] verbalisieren. Gertrud A. überträgt den nicht fassbaren Begriff Glück mit einer messbaren Größe: *„24 m² Glück unter Dachschrägen im vierten Stock, mit Wasseranschluß und WC inklusive, allerdings weder Bad noch Dusche“.* Die Freude über die Zuweisung dieser Wohnung in einem Gemeindebau erhöhte sich, als ihr Mann *„ein aufklappbares Metallbecken als Minidusche über der Klomuschel, in die auch das Wasser aus der Handbrause fließen konnte“* konstruierte.[784]

Das Problem der Wohnungssuche blieb Gertrud und ihren Mann erspart. Die Wohnung der verstorbenen Schwiegereltern, in die sie nach der Heirat im Jahr 1953 einziehen konnten, war

„aber durch Kriegseinwirkung völlig herabgekommen: ein Teil der Fensterscheiben (bei einem Luftangriff zu Bruch gegangen) war noch durch Sperrholz oder Pappe ersetzt, der Schiffboden des sog. ‚Waschkammerls‘ (wo sich der Waschtisch mit Krug und Lavoir befand) war unter dem dort gelagerten Brennmaterial (das man im Krieg nicht in das dafür vorgesehene Kellerabteil liefern lassen konnte, weil daraus alles gestohlen wurde) erstickt und durchgemorscht, sodaß wir mit Ratten zu kämpfen hatten; die elektrische Leitung war überaltert …, die Hausleitung selbst überlastet, sodaß sie immer wieder zusammenbrach; aber es gab Gas zum Kochen und im Vorzimmer eine Bassena.“[785]

Neben den negativen Gegebenheiten erinnert sich die Probandin an die für sie positiven Umstände, dass es *„Gas zum Kochen und im Vorzimmer eine Bassena“* gab. Da Gertruds Ehemann in den ersten Jahren ihrer Ehe auswärts als Erzieher angestellt war, musste sie für die ersten Instandsetzungsarbeiten in der Wohnung sorgen: *„Wann immer ich selbst ein paar Schilling erübrigen konnte, kaufte ich eine neue Fensterscheibe und setzte sie ein.“*[786] Die präzise Formulierung *„Wann immer ich selbst ein paar Schilling erübrigen konnte“* erklärt sich aus der zwischen dem Ehepaar getroffenen Vereinbarung, dass Gertrud für die Fix- und Lebenserhaltungskosten aufkam, während ihr Mann *„für alle nötigen Anschaffungen sparte“*.[787] Erst im Jahr 1958, als ihrem Ehemann Vordienstzeiten angerechnet wurden und er eine größere Nachzahlung erhielt, konnte das Ehepaar das *„Waschkammerl“* renovieren bzw. ein Badezimmer einrichten und *„in der Küche eine moderne Abwasch und einen Heißwasserspeicher anbringen*

[782] Gertrud A., Die Geschichte der …, 2009, S 2.
[783] Josefine, Beruf und Haushalt, 2009, S. 1.
[784] Gertrud A., Die Geschichte der…, 2009, S. 2.
[785] Gertrud, Der Bereich der…, 2009, S. 1.
[786] Ebd., S. 2.
[787] Ebd.

lassen".[788] Während Gertrud mit ihrer Familie in der Wohnung der Schwiegereltern blieb, mussten andere Familien oft mehrmals umziehen.

7.15.2 *„…dort gings wieder VON VORNE los"*[789] – Gründe für Umzüge

Der erste Umzug der Probandinnen erfolgte zumeist nach der Verehelichung zu den Schwiegereltern. Trautes Auszug aus dem Haus ihrer Eltern in Strasshof erfolgte aus beruflichen Gründen und um die Arbeitermittelschule am Abend besuchen zu können. Wie die nachstehenden Auszüge aus den Berichten zeigen, führten nach dem Auszug aus der elterlichen Wohnung der Erwerb einer eigenen Wohnung, berufliche Veränderungen der Ehemänner, die Verbesserung bzw. die mangelnde Größe der Wohnverhältnisse die Probandinnen respektive die Familien dazu umzuziehen.

Schreibpartnerinnen, die in ländlichen Gebieten lebten, planten ihren Auszug aus den elterlichen Höfen nicht freiwillig wie die folgenden Beispiele zeigen. Aloisia verließ das Haus der Eltern um einen *„Posten als Hausgehilfin"* anzutreten, den ihre Mutter für sie gesucht hatte. Dieser Auszug erfolgte nicht nach den Wünschen der Probandin, sie hatte sich der Entscheidung der Mutter *„zu fügen"*.[790] Die Arbeitsbedingungen dieser Tätigkeit erwiesen sich jedoch als untragbar und Aloisia zog ein zweites Mal um. Nach ihrer Eheschließung wohnte sie mit ihren Mann *„in einem kleinen Zimmer bei den Schwiegereltern"* bis sie *„eine kleine eigene Wohnung gefunden"*[791] hatten. Ihren Wunsch, ein eigenes Haus zu bauen, mussten sie trotz großer Sparsamkeit aus finanziellen Gründen bald aufgeben. In einer ähnlichen Situation war Hanni, deren Schwester eine Haushaltshilfe benötigte und die Probandin mit der Argumentation *„du kannst mich nicht im Stich lassen"* drängte, diese Funktion zu übernehmen. Hanni wünschte sich diese Stellung *„am allerwenigsten für die Zukunft"*, aber sie *„getraute sich nicht nein zu sagen, hatte auch bis dort nichts passendes gefunden"*.[792] Nach einigen Jahren übernahm der Schwager sie als Verkäuferin in seinem Betrieb. Ihren Wunsch den Beruf einer Hebamme zu erlernen gab Hanni nicht auf. Der zweite Umzug führte sie daher mit 28 Jahren in die Hebammenschule nach Innsbruck, die sie mit Hilfe eines Stipendiums und ihrem *„Ersparten"* abschließen konnte. (Die folgenden Umzüge

[788] Ebd., S. 3.
[789] Emilie N., Hausarbeit, 2010, S. 2.
[790] Aloisia, Arbeit ist das …, 2009, S. 1.
[791] Ebd. S. 3.
[792] Hanni: Meine Zeit als Verkäuferin. 1951-55. 2009, S. 1.

nach ihrer Rückkehr aus der Hebammenschule sowie nach ihrer Heirat erwähnt sie nicht).[793]

Mit zwölf Jahren übersiedelte Barbara mit ihrer Familie von einem gepachteten Bergbauernhof in ein kleines Haus im Tal.[794] Nach Abschluss ihrer Schulpflicht fanden ihre Eltern einen Platz als Kindergartenhelferin in Hallein und der folgende *„Umstieg aus dem Elternhaus in diese für* [sie] *völlig neue Welt war sehr aufregend“*. [795]Diesem Wohnungswechsel folgten berufsbedingt noch weitere, da die Probandin in den folgenden Jahren an verschiedenen Orten als Kindergärtnerin und Hausgehilfin arbeitete.[796] Nach ihrer Heirat wechselte die Autorin noch dreimal ihren Wohnsitz. Zu Beginn ihrer Ehe bewohnte das Ehepaar *„zwei Zimmer in einem alten Haus“*, in dem erst nach drei Jahren Wasser eingeleitet wurde. Auch nach der zweiten Übersiedlung bewohnten sie *„zwar auch keine abgeschlossene Wohnung, sondern nur drei Zimmer nebeneinander. Doch es gab eine ordentliche Toilette und ein Waschbecken mit fließendem Wasser in der Küche“*. Der letzte Umzug folgte in *„das Haus, in dem* [sie] *auch jetzt noch wohnen“ und in dem „schon ein richtiges Bad und Zentralheizung“* [797]vorhanden ist. Mit dem folgenden Satz *„Was das alles wert ist, kann man erst richtig ermessen, wenn man es anders erlebt hat“*[798] weist die Probandin auf die Bedeutung persönlicher Erfahrungen hin. Selbst bei prägnanter Vorstellungskraft können Dokumentationen bei Interessenten nicht jene emotionalen Empfindungen auslösen, die die betroffene Person selbst empfunden hat. Wie das Beispiel der Autorin zeigt, können neben Örtlichkeiten, Photographien oder Gerüchen ebenso Haushaltsgeräte Gedanken an die Vergangenheit auslösen: *„Wenn heute meine Waschmaschine und mein Geschirrspüler für mich arbeiten, denke ich oft daran zurück, wie mühselig das früher alles war. Und freue mich über diese Erleichterungen.“*[799] Der Kontrast zwischen der Mühsal der mechanischen Arbeit unter beschwerlichen Bedingungen und den Arbeitserleichterungen mit technischen Geräten tritt für die Probandin deutlich hervor und ist in ihrem autobiografischen Gedächtnis lebenslang verankert.

---

[793] Hanni, Meine Zeit als …, 2009, 1f, sowie Erinnerungen: Meine 4000 Kinder in: Tiroler Sonntag, 27.12.2009, o. S.
[794]Wass Barbara: Mein Glück, dass ich so klein war. In: Kinder – Küche – Karriere. Acht Frauen erzählen. (=Damit es nicht verlorengeht…, Bd. 67), Wien, Köln, Weimar, 2013, S. 227-268, hier S. 230.
[795] Ebd., S. 234
[796] Ebd., S. 227.
[797] Barbara, Mein Glück , dass …, 2009, S. 17f.
[798] Ebd., S. 18.
[799] Ebd.

Mit jeden Umzug können – wie Ingried in einer der folgenden Passagen mit ähnlichen Worten feststellt – Kontakte verloren gehen. Das Thema über zu Ende gehende Freundschaften greift auch Barbara auf. Sie erlebte vor ihrer Heirat *„unbeschwerte Wochenenden mit* [ihren] *Freundinnen“*. Diese Kontakte fehlten ihr *„später sehr“* und gingen *„leider fast ganz verloren, weil ja keiner von uns ein Auto hatte“*[800] und der neue Wohnort zwanzig Kilometer entfernt war, eine Entfernung, die in Zeiten fehlender Verkehrsverbindungen ein Hindernis darstellte.

Über Einzelheiten der Umzüge, die Ingelene mit ihrer Familie erlebt hat, erwähnt sie nichts. Die erste Übersiedlung der Familie, die in den *„Krisenjahren“* am Bauernhof ihrer Schwiegereltern wohnte, führte sie im Jahr 1955 nach Wien, wo ihr Mann eine Anstellung bei der DDSG fand. Bis zum Erhalt einer Gemeindewohnung im Jahr 1957 bewohnten sie den *„Unterteil eines einstöckigen Holzhauses“*. Da das Ehepaar sechs Kinder hatte, musste die zwei Zimmer, zwei Kabinett, Küche, Bad, WC, Vorzimmer und Balkon umfassende Gemeindewohnung *„sparsam mit S-W Möbeln“*[801] eingerichtet werden.

Wie viele junge Menschen zog auch Emilie N. nach ihrer Heirat 1967 aus der elterlichen Wohnung aus. Sie bezog mit ihrem Mann eine *„Innenhofwohnung“*, die sie in ihrem Bericht als *„die Errungenschaft überhaupt für eine Jungfamilie“*[802] bezeichnet, womit sie zum Ausdruck bringen wollte, dass die Wohnungssuche Ende der 1960er Jahre noch nicht leichter geworden war. Nach der Geburt ihrer Tochter zog die Familie in eine größere Wohnung. Der Wunsch nach einem *„kleine*[n], *grüne*[n] *Fleckerl“* führte zu einem Bau eines *„Gartenhauses“* und damit zu einem zweiten Haushalt für die Autorin. Als ihre Tochter *„größer wurde“* zog das Ehepaar in das *„Gartenhaus“* und überließ ihr die Wohnung. Nach dem Tod des Ehegatten der Probandin lernte sie einen *„neuen Partner kennen“* und zog in dessen Nähe in eine neue Mietwohnung. *„Dort gings wieder VON VORNE los“* beschreibt Emilie N. das Einrichten der Wohnung, wobei sie ihr Partner *„wirklich unterstützte, nach leisem Zwang“*[803] von ihr. Nachdem sie und ihr neuer Lebenspartner nach seiner Scheidung in einem gemeinsamen Haushalt leben wollten, folgte der bisher letzte Umzug in ein Reihenhaus. Sie wäre trotz der vielen Arbeit *„bereit noch einmal von vorne anzufangen“*, falls sie

[800] Barbara, Mein Glück, dass …, S. 17.
[801] Ingelene, Geschichte der Hausarbeit …, 2009, S. 2f.
[802] Emilie N., Hausarbeit, 2010, S. 2.
[803] Ebd.

einmal in ein Seniorenheim umziehen müsste, dann könnte sie *„wieder einrichten, sei es nur 1 Kasterl oder ähnliches“*,[804] stellte sie abschließend fest.

Ingried musste auf Grund der beruflichen Veränderungen ihres Mannes dreimal umziehen. Für sie bedeutete jeder Umzug *„wieder neue Menschen, fremde Umgebung, schwierige Eingewöhnung“*.[805] Die Probandin, die während dieser Lebensabschnitte nicht berufstätig war, verlor mit jedem Wohnungswechsel in örtlich weit entfernte Landesteile den Kontakt zum bestehenden Freundeskreis und fühlte sich in der *„fremde*[n] *Umgebung“* zu Beginn isoliert. Emilie N. war ebenso gezwungen Gewohntes hinter sich zu lassen, auf den Kontakt mit ihren Bekannten musste sie jedoch nicht verzichten, da ihr wiederholter Wohnungswechsel in einem örtlich näher liegenden Kreis stattfand. Ihre *„Leidenschaft“* für das Einrichten, *„sprich Aussuchen, Gustieren und wieder ein eigenes Nest bauen“* lässt sie *„nie zurück schauen, immer vorwärts schauen“*.[806]

Mit dem dritten Umzug im Jahr 1958 kam für Erika und ihre Familie *„eine Wende“* in ihr Leben. Ihr Mann hatte eine Stelle in einer Südtiroler Firma angenommen und *„an dem neuen Ort hatten* [sie] *plötzlich alles, wovon* [sie] *geträumt hatten: eine neue Wohnung mit eingerichtetem Bad und Küche.“*[807] Erika übersiedelt insgesamt noch dreimal: 1965 mit ihrer Familie, die sich auf fünf Kinder vergrößert hatte, in eine größere Wohnung, 1970 erfolgte der *„große Umzug“* zurück nach Graz, und einige Jahre nach dem Tod ihres Ehemanns in das Haus des jüngsten Sohnes.

Die Rückkehr nach Graz war *„eigentlich auch ein Rückschritt, was wohnen und Umfeld anlangte“*, aber sie *„waren ja hier zu Hause, hatten auch wieder den Garten und mittlerweile ein kleines Auto“*[808] das zu ihrer Mobilität beitrug. Dieses Grundstück, das Erika später von ihren Eltern erbte, überschrieb sie ihrem Sohn der darauf ein Haus baute, in dem sie dafür *„eine eigene Wohnung“* bekam und *„allen Komfort und den Garten vorm Haus“* hat. Ihr *„Haushalt ist nach wie vor groß, denn nun kommen alle wieder gern“* und *„natürlich“* sorgt sie *„auch für den Haushalt des Sohnes, was angesichts seiner beruflichen, oft längeren Auslandsaufenthalte einfach ist“*.[809]

---

[804] Emilie N., Hausarbeit, 2010, S. 2.
[805] Ingried, Arbeit ist das …, 2009, S. 2.
[806] Emilie N. ,Hausarbeit, 2009, S. 2.
[807] Erika, Hausarbeit, 2009, S. 2.
[808] Ebd., S. 3.
[809] Ebd., S. 5.

Der *„große Umzug“* geschah im Hinblick auf die beruflichen Aussichten ihres Ehegatten und auf die weiteren Ausbildungsmöglichkeiten für die Kinder. Die Probandin stellt mit dem *„Rückschritt“*, der sich auf die Wohnverhältnisse und das Umfeld bezog, materielle Nachteile emotionalen Vorteilen gegenüber. Mit ihrer gefühlsbetonten Anmerkung *„aber wir waren ja hier zu Hause“* kompensiert sie diese Veränderungen.

Gertrudes erster Umzug erfolgte aus beruflichen Gründen ihres Gatten. Da sie *„erst nach einigen Monaten bemerkt* [haben]*, daß es ganz naß war“* sind sie *„so bald als möglich wieder umgezogen“.*[810] Der letzte Umzug führte die Familie in ein Einfamilienhaus mit Garten, das Gertrud noch heute bewohnt.

Eva erlebte ihren ersten Umzug als Fünfjährige. Ihre Eltern zogen auf Wunsch des Großvaters in sein Haus, das mehreren Familienmitgliedern Platz bot.[811] Der nächste Umzug führte sie nach Wien. Während ihres Studiums lebte sie in einem Untermietzimmer.[812] Eva zog noch zweimal um: nach ihrer Heirat mietete das Ehepaar eine Wohnung, danach bewohnten sie ein Eigenheim. Den *„Hausbau“* bezeichnet sie als den *„wohl größte*[n] *Luxus in* [ihrem] *Leben“*. [813]

Als Umzug hat Ilse *„die abenteuerliche zwölftägige Flucht“* mit ihrer Mutter im März 1945 vor den Russen von Wien nach Vorarlberg nicht empfunden. Die *„geordneten Verhältnisse“*, in denen sie bis zu dem Tag ihrer Flucht in einer *„sogenannten Hausherrenwohnung“* aufwuchs, änderten sich *„schlagartig und radikal“*.[814] In den ersten Monaten wurde ihnen *„in einer nagelneuen Wohnung das Schlafzimmer und die Wohnküche zugewiesen. Die anderen Räume, vor allem das Badezimmer, waren abgesperrt.“* Nach einem Dreivierteljahr – der Vater war inzwischen von der Besatzungsmacht entlassen worden – folgte der nächste Umzug in eine ebenso von den Behörden zugewiesene *„Zweizimmer-Wohnung“* mit einem *„Plums-Clo* [sic] *im Stiegenhaus im Zwischenstock“*,[815] in der sie bis zu ihrer Heirat mit den Eltern wohnte. *„Der Start in die Ehe war denkbar bescheiden: Ein Untermietzimmer mit Küchenbenützung. Weil ich sechs Jahre als Flüchtling nicht viel besser gehaust habe,*

[810] Gertrude, Hausarbeit und anderes …, 2009, S. 8.
[811] Eva, Haushalt seine Abwicklung …, 2009, S. 1.
[812] Eva, Last und Lust …, 2006, S. 4.
[813] Eva, Haushalt seine Abwicklung …, 2009, S. 5.
[814] Ilse, Hausarbeit – Hausfrau, 2009, S. 1f.
[815] Ebd., S. 3.

kam es mir nicht so schrecklich vor."[816] Da es *„nicht lange gut* [ging] *als Untermieter"*, suchten und fanden sie ein *„Sommerhäuschen am Berghang"* in der Nähe von Schwaz, denn Wohnungen waren in Innsbruck *„noch immer nicht finanzierbar"*. In den Wintermonaten war die Zufahrt zum Häuschen oft nur bis zur Hälfte des Weges möglich, aber sie waren *„endlich allein!"*[817] Mit die Vergrößerung der Familie erfolgte der nächste Umzug in eine Wohnung mit einer großen Terrasse, *„wo sich das Leben im Sommer abspielte"* und das *„Wäscheaufhängen sogar im Winter erträglich war"*. Die Probandin war über diesen Wohnungswechsel *„glücklich"*[818], konnte sie doch nun einen Haushalt führen, der etwa dem entsprach, den sie in der elterlichen Wohnung erlebt hatte. Es war nicht ihr letzter Haushalt, die Familie zog noch dreimal um. Mit der letzten Übersiedlung wechselte sie auch den Wohnort, denn Ilses Mutter *„hätte es gern gesehen, wenn* [sie] *nach Wien zurückkehrten"*. Die Autorin und ihre Familie *„begannen wieder bei der Stunde Null. Diesmal aber in einer großen Eigentumswohnung in Speising mit Terrasse"*. Erst nach der Erzählung über die Gründung ihres *„fünften Haushalt*[s]*"* hält die Schreibpartnerin mit der Anmerkung *„auch hier in Wien wieder ein Neubeginn"* zum ersten Mal fest, dass sich vor allem die (Haus)-Frauen nach Übersiedlungen an das neue Umfeld gewöhnen müssen.[819]

Für Traute war ihr erster Umzug von Strasshof nach Wien aus beruflichen Gründen ebenfalls ein Neubeginn. Als Trautes Freund in ihre *„Mini-Wohnung"* – der Einzelraum umfasste acht Quadratmeter – einzog, waren sie *„trotz des winzigen Raumes glücklich, nicht bei* [ihren] *Eltern wohnen zu müssen, wie damals die meisten* [ihrer] *Freunde, selbst wenn sie schon verheiratet waren"*.[820] Ein Umzug in eine größere Wohnung war auch nach der Geburt ihres Sohnes aus finanziellen Gründen nicht möglich. Erst als Traute einen Kindergartenplatz für den Sohn gefunden hatte, konnte sie wieder berufstätig werden. Während das Ehepaar auf eine Genossenschaftswohnung sparte, wurde ihnen die *„lange angestrebte Gemeindewohnung zugewiesen, allerdings in Kagran, damals weit weg von Wien"*. Bevor sie jedoch *„nur an Möbelkauf dachten"*, tauschten sie diese Wohnung gegen eine – zwar um zehn Quadratmeter kleinere –

[816] Ilse, Hausarbeit – Hausfrau, 2009, S. 4.
[817] Ilse, Hausarbeit – Hausfrau, 2009, S. 4.
[818] Ebd., S. 5.
[819] Ebd., S. 7.
[820] Traute, Bericht über meine…, 2009, S. 8.

Wohnung in Penzing, *„mitten in Wien“* wodurch sie *„nicht weit zur Arbeit“* [821] hatten. Als Traute nach einigen Jahren ihren Büroberuf aufgab und als Graphikerin unbedingt einen eigenen Raum als Atelier benötigte, suchte sie eine größere Wohnung. Der Kauf einer Eigentumswohnung war jedoch nicht finanzierbar. Der Autorin gelang im Herbst 1976 *„das Kunststück, ein kleines Zinshaus in der Nähe des Brunnenmarktes mit zwei freien Wohnungen zu finden“*. Der Umzug konnte jedoch erst nach einem Jahr erfolgen, nachdem ihr *„Mann zusammen mit seinem Vater das über hundert Jahre alte Haus soweit renoviert hatte, dass man Möbel kaufen konnte“*.[822] Für das Ehepaar stellte diese Übersiedlung einen außergewöhnlichen *„Neubeginn“* dar. Mit sachlichen und emotionalen Worten hält Traute ihre damals empfundenen Gefühle fest. *„Unser neues Badezimmer war so groß (8 m²) wie seinerzeit in Favoriten meine ganze Wohnung“* führt sie zum Vergleich der räumlichen Dimensionen an. *„Wir konnten unser neues Glück und den vielen Platz gar nicht fassen“* beschreibt sie ihre emotionalen Empfindungen. Nach dem Verkauf des *„großen Hauses“*[823] zog das Ehepaar noch zweimal um, zuletzt in eine Wohnung.

7.15.3 Gründe für Wohnungsumzüge

In den Berichten des Schreibaufrufes werden folgende Motive genannt, die zu einem Wohnungswechsel führten:

- Flucht und Übersiedlungen in den Kriegswirren,
- Auszug aus der Wohnung bzw. aus dem Haus der Eltern um einen „Posten“ – eine berufliche Tätigkeit anzutreten,
- Auszug zur Weiterbildung (z. B. Abendschule),
- Auszug aus der Wohnung der Eltern in die Wohnung der Schwiegermutter bzw. Schwiegereltern.
- Auszug aus der Wohnung der Eltern bzw. Schwiegereltern und Einzug in eine eigene Wohnung,
- Auszug aus der Wohnung bzw. Wechsel des Ortes aus beruflichen Gründen des Vaters oder des Ehegatten,
- Auszug aus der Wohnung zur Verbesserung der Wohnungsverhältnisse und
- Auszug aus der Wohnung aus mehreren Gründen wie: Wechsel des Wohnortes aus beruflichen Gründen, zur Verbesserung der Wohnverhältnisse und im Hinblick auf die weitere Schulbildung der Kinder.

[821] Ebd., S. 11.
[822] Traute, Bericht über meine …, S. 14.
[823] Ebd., S. 15.

7.15.4 Wohnungseinrichtungen

Während die Probandinnen den oft desolaten Zustand der Wohnungen – im Besonderen der sanitären Ausstattungen – im Detail beschreiben, schildern hingegen nur einige Probandinnen die Einrichtung ihrer Wohnungen. Eine Aufforderung die Möblierung der Wohnungen zu beschreiben, gab es im Schreibaufruf allerdings nicht, lediglich eine Anregung über die Anschaffung von Haushaltsgeräten und die damit verbundenen Veränderungen im Hausfrauenalltag zu berichten. Zumeist liegt den wenigen Anmerkungen über Wohnungseinrichtungen die Freude endlich über eine eigene bzw. größere Wohnung zu verfügen und sie nach eigenen Wünschen einrichten zu können, zugrunde.

Die Einrichtung der Gemeindewohnung, die Wilhelmine mit ihrem Mann beziehen konnte, umfasste einen *„dreiteilige*[n] *Nussbaumkasten, eine Bettbank, Tisch, zwei Stühle und* [einen] *Piperlofen mit einer langen Röhre“* sowie *„ein Gitterbettchen fürs Baby“* und einer *„Kredenz“* für die Kochnische. Sie *„schmückten die Fenster mit Vorhangerln“* und in das *„geräumig*[e] *Klo“* stellten sie eine *„schöne Schusterpalme“*. Ihr Glück über die neue Wohnung teilten sie mit den Hausparteien: *„so ließen wir sie alle schauen, wie schön unser Heim ist!“* [824]

In ihrer *„Geschichte der Hausarbeit“* erwähnt Ingelen, dass die Gemeindewohnung, die sie mit ihrer Familie bewohnte, *„sparsam mit SW-Möbeln aus Nussbaumholz eingerichtet“*[825] war.

Exkurs: Das Projekt *„Soziale Wohnkultur“* sollte der Bevölkerung ermöglichen, beschränkten Wohnraum zweckmäßig einzurichten. Um die Wohnungsnot rasch zu mindern, mussten vorwiegend Kleinwohnungen erbaut werden. Die bisher verwendeten Rundbaumöbel waren für diese Wohnungen nicht geeignet. Im Jahr 1954 kam es zur Gründung des *„Vereines SW-Möbelaktion“* und in den folgenden Jahren zur Errichtung eines Risikofonds mit der Beteiligung öffentlicher Stellen und einer Bank, die den Kauf von *„SW-Möbel“* mit einem niedrig verzinsten Kredit ermöglichte. Ab November 1967 firmierte der Verein unter einem neuen Namen: *„Schöner Wohnen – Institut für neuzeitliche Wohnraumforschung“*, die Auflösung des Vereins erfolgte 1976. *Die „SW-Möbel-Aktion“* fand bis zum Jahr 1964 den größten Zuspruch, die steigenden Einkommen erlaubten der Bevölkerung danach neue Produkte mit verbesserter

[824] Wilhelmine, Noch einige Erinnerungen, 2005, S. 2.
[825] Ingelene, Geschichte der Hausarbeit, 2009, S. 7.

Spanplattenausstattung auszuwählen. Vorteile boten außerdem die ständige Erweiterung des Angebots sowie die Möglichkeit mit Einzelelementen Verbauungen zu gestalten. [826] Die alleinstehende Karin hat *„immer etwas provisorisch gelebt“*. Erwähnenswert hinsichtlich der Räume bzw. der Einrichtung ihrer Kleinwohnung findet sie ihre *„kleine Einbauküche“*, die sie im Detail schriftlich skizziert. Sie beschreibt dabei nicht nur die leblosen Gegenstände, sondern ebenso ihre Enttäuschung über den neuen Herd und die neue Spüle, die sie im Gegensatz zu den alten Geräten, nicht so *„leicht und ohne jede Kratzspur putzen“* kann.[827]

Neben Wilhelmine, die ihre Wohnung mit einer *„Schusterpalme“* geschmückt hat, merkt noch Silvia an, *dass es viele Blumen, Tischtücher, Teppiche“* in ihrer Wohnung gibt, da sie *„ausgiebig und gerne“* wohnt.[828]

Ausführlicher schreibt Traute, die mit ihrer Familie mehrmals umgezogen ist, in ihrem Bericht über die Einrichtung ihrer Wohnungen. Im Wohn- und Kinderschlafzimmer ihrer ersten großen Wohnung (44m²) stand eine *„blau bezogene Sitzgarnitur“*, deren *„Couch als Einzelbett ausziehbar“* war.[829] Klapp- und Ausziehbetten waren sehr oft zur besseren Raumnutzung auch in den sogenannten *„Gangküchen-Wohnungen“* zu finden. Rund 70 % der Wiener Wohnungen entsprachen nach statistischen Aufzeichnungen in den 1950er Jahren dieser Wohnungsdefinition.[830] Neben einer weißen Schlafzimmereinrichtung, zum Teil von ihrem Mann gebaut, hatte sich die Autorin, um die *„Räumer größer erscheinen zu lassen, weiße Böden eingebildet“*. Als die Familie *„endlich im Jahr 1968“* das erste Fernsehgerät bekam, musste dieses ebenfalls in weiß sein, um in das *„weiße Schlafzimmer zu passen.“* Das Schlafzimmer war mit *„weiße*[n] *Hirtenteppichen“* ausgelegt und um den ästhetischen Anblick des Raumes zu vervollkommnen, stand der Fernsehapparat, der *„Augenstern“* der Familie, *„auf einem weißen Kasterl“*. [831] Die weißen Teppiche und die ebenfalls weißen Plastikfliesen im Gang und in der Küche – Trautes *„Traum“* – verwandelten sich bald zum *„Albtraum, als der erste graue ‚Gang‘ quer durchs Wohnzimmer sichtbar wurde“*. [832] Viel Zeit nahm auch die Pflege der komplett verspiegelten Vorzimmerwand in Anspruch, für die

[826] Vgl. Das SW-Projekt. Möbel.zeit.formgefühl. Redaktion Dr. Elfriede-Maria Faber. 16. November 2005 – 29. März 2006. (=Katalog Nr. 13 des Bezirksmuseums Josefstadt, Wien) , Wien 2006, S. 16f.
[827] Karin, Mein Haushalt, 2009, S. 4.
[828] Silvia, Haushalt, Kinder und …, 2009, S. 1.
[829] Traute, Bericht über meine …, 2009, S. 11.
[830] Vgl. Neues Wohnen. Verfasser Otto Niedermoser [u.a.] Idee und Gestaltung Robert Stern. 1952, S. 60.
[831] Traute, Bericht über meine …, 2009, S. 12.
[832] Ebd.

sie sich entschieden hatte, denn *„anders hätte man sich durch das enge Vorzimmer gar nicht zu gehen getraut“*. So pflegte die Autorin die Wohnung mit *„Hingabe“*, denn nach dem Leben in der acht Quadratmeter großen Wohnung in Favoriten empfand sie *„diese winzige Gemeindewohnung als Paradies“*.[833] Nach wenigen Jahren baute Trautes Mann die Wohnung um. Diesem *„Umbau fiel auch die weiße Pracht der Bodenbeläge zum Opfer“*. [834]

Die architektonischen Gestaltungsmöglichkeiten, die Traute bei der Einrichtung ihrer Wohnung berücksichtigte, erwiesen sich in der alltäglichen Praxis nicht in jedem Punkt als zielführend. Aus den Anmerkungen der Autorin lässt sich jedenfalls erkennen, mit welcher Freude sie ihre kreativen Ideen umsetzte. Selbst die Nachteile – mehr Arbeit – die sich aus der Wahl einiger Komponenten ergaben, kompensierte sie mit dem Gefühl in *„ihrem Paradies“*[835] leben zu können. Die Pflege der Wohnung beschreibt sie nicht mit negativ konnotierten Begriffen wie Mühe und Plage, wodurch sie sich von anderen Schreibpartnerinnen abhebt, sondern unter dem Vorzeichen des Enthusiasmus – für ihre Ideen und *„*[ihr] *Paradies“* nahm sie gerne die Mehrarbeit in Kauf.

Als die Probandin die nächste Wohnung einrichtete, war *es „immer noch Mode, Wände mit dunklen Stofftapeten zu bekleben, immerhin stieg* [sie] *schon auf einen weinroten Spannteppich um“*.[836] Sie bestand darauf, *„die Wohnung nicht mit Möbeln voll zu räumen“*, je weniger Einrichtungsgegenstände in einem Raum stehen, umso leichter ist dieser zu reinigen. Die Größe der neuen Wohnung erlaubte, dass im *„Wohnzimmer nur eine Sitzgarnitur mit zwei Fauteuils, ein niederes Bord neben der Sitzgarnitur und ein von* [ihrem] *Mann über die ganze Wand gebautes Bücherbord“* stand. Ähnlich wie Karin erinnert sich auch Traute an einzelne Teile ihrer Kücheneinrichtung im Rahmen der täglichen Hausarbeit. Sie *„liebte“* die Nirostafläche des Abwaschbeckens, *„denn egal, welche Wirtschaft man machte, alles war mit einem Wischer weg“*. Dagegen *„plagte“* sich die Autorin *„jahrelang mit den Fliesen, die in dieser rustikalen Eichenholzküche stilgerecht leicht rau waren.“* [837]

Diese von den Probandinnen angeführten alltäglichen (in den Augen derer, die sie nicht ausführen müssen unbedeutenden) manuellen Tätigkeiten lösten bei den Frauen

[833] Traute, Bericht über meine …, 2009, S. 12.
[834] Traute, Bericht über meine, 2009, S. 14.
[835] Ebd., S. 12.
[836] Ebd., S. 14f.
[837] Ebd., S. 15.

positive und negative emotional besetzte Gedanken aus, die dazu beitragen, dass sie diese Erinnerung nicht vergessen.

Zu den bevorzugt angeschafften Haushaltsgeräten zählten nach den Berichten der Schreibpartnerinnen Kühlschränke, Waschmaschinen, Staubsauger, elektrische Bügeleisen, Mixer, Elektroherde und Geschirrspüler. Sie erleichterten die Hausarbeit und ihr Kauf hatte Vorrang vor der Anschaffung eines Fernsehapparates.

In Ingrieds *„jungen Haushalt wurden die sog. ‚Luxusgegenstände' wie Radiogerät, Teppich, vor allem aber ein Kühlschrank, nach und nach erspart"*; eine Waschmaschine konnte die Probandin in der gemeinsamen Waschküche benützen.[838]

Ilse erinnert sich *„an den Kauf eines Plattenspielers – das war die Zeit der Langspielplatten und der Singles"*. In ihren Haushalt *„hielten"* auch *„andere elektrische Geräte Einzug";* erwähnt davon hat sie nur eine *„Küchenrührmaschine"* mit der ihr Mann *„daher kam"*, eine *„supermoderne Elna-Nähmaschine, die alle Stückerln spielte"* und die ihr beim Schneidern – ihrer Leidenschaft – half sowie eine elektrische Bodenbürste. Mit der *„Küchenrührmaschine"* konnte sie *„nichts anfangen"* und so *„gab* [ihr Mann] *sie weiter"*. Mehr Freude hatte die Autorin mit einer *„schwedische*[n] *Elektrolux-Bohnerbürste"*,[839] die er zur leichteren Pflege der Parkettböden, mit der die neue Wohnung ausgestattet war, anschaffte.

Gertrud empfand im Gegensatz zu Erika eine *„Küchenmaschine mit Rührtopf, Faschiermaschine und Schneerute"*, die ihr Mann auf einer Messe entdeckte und kaufte, *„tatsächlich* [als] *eine Erleichterung"*. Sie besorgte sich *„später noch eine Saftpresse dazu – bei einem Haus voll Kinder* [7] *Goldes wert"*.[840] Auch die *„elektrische Nähmaschine"*, die sie 1963 *„eigentlich nur aus Zufall"* anschaffte, hat sie *„heiß geliebt"*. In dieser Zeit kaufte sie außerdem noch eine Strickmaschine, *„sonstige Maschinen"* hat es in ihrem Haushalt *„nie gegeben"*;[841] die Familie besaß auch kein Fernsehgerät. (Der Kauf einer Waschmaschine erfolgte im Jahr 1961 vor den hier angeführten Neuanschaffungen.)

Die Anschaffung einer neuen Nähmaschine und eines Staubsaugers war für Erikas Familie nach dem beruflichen Aufstieg des Ehepartners *„kein Problem"* mehr. *„Als Luxus betrachtete"* die Schreibpartnerin *„ein modernes Radio mit angeschlossenem*

[838] Ingried, Geschichte der Hausarbeit …, 2009, S. 2.
[839] Ilse, Hausarbeit – Hausfrau, 2009, S. 6.
[840] Gertrud, Der Bereich der …, 2009, S. 3.
[841] Ebd., S. 4.

Plattenspieler", der ihr *„jedoch viel Freude machte"*.[842] Den ersten *„Fernseher"* kaufte Erikas Familie im Jahr 1965 nach dem Umzug in eine größere Wohnung.[843]

Nicht für alle Familien hatte die Anschaffung eines Fernsehgerätes Priorität. Eva und ihr Mann kauften erst 1980 ein Fernsehgerät, als ihre Tochter die vierte Klasse Volksschule besuchte und *„in der Schule nicht mitreden konnte"*.[844]

„Nie viel verwendet, bis heute nicht" hat Martha N. einen Staubsauger, den sie anlässlich ihrer Hochzeit im Jahr 1957 bekommen hat. Sie fährt *„immer noch lieber mit dem Besen durch die Weltgeschichte. Der Staubsauger war nicht die große Hilfe, aber damals war es üblich, zur Hochzeit einen Staubsauger zu bekommen."* [845] Hilfreich für ihre Haushaltsführung war der Kühlschrank, den sie von ihrer Schwiegermutter bekam, als ihre Tochter den ersten Geburtstag feierte, denn die Schwiegermutter hatte ihr anlässlich der Geburt des Kindes folgendes Versprechen gegeben: *„Du bekommst von mir einen Eiskasten, aber erst, wenn das Kind ein Jahr alt ist.*" Die Probandin erklärte den heute unverständlich anmutenden Gedanken folgendermaßen: *„Damals rechnete man so – es war nicht selbstverständlich, dass das Kind das erste Lebensjahr überlebte und vor allem für die Schwiegermütter, in deren Köpfen."* [846]

Um neue und den Haushalt erleichternde Geräte rascher anschaffen zu können, überlegten viele Frauen beruflich tätig zu werden und zum Familieneinkommen beizutragen.

[842] Erika, Hausarbeit, 2009, S. 2.
[843] Vgl. ebd., S. 3.
[844] Eva, Last und Lust …, 2006, S. 2.
[845] Martha N., Leben, 2010, S. 2.
[846] Ebd.

8 ABSCHIED VOM BERUF ODER DOPPELBELASTUNG?

Einen Beruf ergreifen zu können, setzte für Mädchen die Zustimmung und die finanzielle Unterstützung der Eltern, eine berufsbildende Schule besuchen oder eine Lehre absolvieren zu können, voraus. Oft lehnten Erziehungsberechtigte eine über den Pflichtschulbesuch hinausgehende Bildung im Hinblick auf den traditionellen weiblichen Lebensplan – eine Verehelichung – ab. Die wenigsten Frauen konnten ihren Traumberuf ergreifen, zumeist wurden sie in frauentypische Berufe gedrängt. Erst die in den späten 1970er Jahren öffentlich geführten Diskurse über die geschlechtstypischen Rollenbilder des Alleinverdieners und der von ihm abhängigen Hausfrau und der Richtungswechsel im Bildungswesen brachten langsam Verbesserungen für die berufliche Ausbildung von Frauen. In diesem Kapitel kommen jene Frauen zu Wort, die nach einer entsprechenden Ausbildung beruflich tätig waren. Im Passus über das Rollenbild der Frau analysiere ich die Aussagen jener Autorinnen, die zumeist aus traditionellen und/oder finanziellen Gründen keinen Beruf erlernen konnten.

Aus den Berichten geht hervor, dass in den ersten Nachkriegsjahrzehnten die Lebensplanung aus traditioneller Sicht nicht vorsah, dass Frauen bis zur Pensionierung beruflich tätig sein würden, galten doch noch immer die Hausfrau und der alleinverdienende Mann als das Idealbild einer Familie.

Die Berufstätigkeit von Müttern war und ist immer noch ein gesellschaftspolitisch aktuelles Thema. Psychologen und Mediziner wiesen auf die Bedeutung der Mutter als alleiniger Bezugsperson für die Entwicklung des Kindes in seinen ersten Lebensjahren hin. Diese in den Medien – vielleicht auch um Frauen an ihre traditionelle Rolle zu binden – wiederholt thematisierten Erkenntnisse verunsicherten viele Frauen. In den letzten Jahrzehnten tendiert die Mehrzahl der Experten eher zu der Ansicht, dass die dauernde Anwesenheit der Mutter für Kinder nicht unbedingt vorteilhafter sei. Da die Politik die Berufstätigkeit von Frauen in den letzten Jahren forciert hat bzw. mit der Bereitstellung von Kinderbetreuungsplätzen fördert, mag diese Feststellung auch dazu

beitragen, Frauen aus der zwiespältigen Situation der *„Rabenmutter“* und der *„Nur-Hausfrau“* zu befreien.[847]

Während des Krieges mussten die Frauen nicht nur in den Familien, sondern auch in vielen Berufen die Aufgaben der im Krieg verpflichteten Männer übernehmen. Nach der Rückkehr der aus der Gefangenschaft heimkehrenden Männer und deren Wiedereinstieg in ihre Berufe konnten der Staat und die Wirtschaft auf die Arbeitskraft der Frauen wieder verzichten. Wilhelmine skizziert diese kriegsbedingte Situation und die fortschreitende Entwicklung mit folgenden Worten:

„Im Krieg 38-45 mussten die Frauen ihren Mann stellen. Sie wurden gefordert. Sie übernahmen die Arbeiten der Männer in jeder Sparte und es ging. Die Frau stellte ihren Mann und nebenher noch die Hausarbeit und die Kinderbetreuung.“ Die Frauen erreichten ihre Selbständigkeit und Gleichberechtigung. Arme Männer! Sie [die Frauen] *nahmen fast alles in ihre Hände …“* [848]

Noch prägte das traditionelle Familienmodell des erwerbstätigen Alleinverdieners und der die Kinder erziehenden Hausfrau wie vor den Kriegsjahren das öffentliche Bild, obwohl in den 1950er Jahren rund 35 % der Frauen berufstätig waren. Den Bemühungen der sozialistischen Politik mit Hilfe der Technisierung der Haushalte Mutterschaft und Berufstätigkeit vereinbar werden zu lassen, stand der öffentliche Diskurs über negative Auswirkungen auf die Erziehung der Kinder berufstätiger Mütter gegenüber.[849] Fehlende Kindergartenplätze waren zumeist das entscheidende Problem für den Wiedereinstieg der Frauen ins Berufsleben. An die sogenannte Doppelbelastung mit dem Risiko einer möglichen gesundheitlichen Beeinträchtigung der Frauen dachte die Politik damals noch nicht. In den 1960er Jahren – den sogenannten Babyboom-Jahren – nahm die Zahl der berufstätigen Frauen ab. Die Lebenssituation von erwerbstätigen Müttern wurde bereits 1957 mit der gesetzlichen Verordnung für einen

[847] Während Frauen, die ihr Kind nach relativ kurzer Zeit in Kinderbetreuungseinrichtungen übergeben, um wieder einer Erwerbsarbeit nachzugehen, im deutschen Sprachraum als „Rabenmütter“ diffamiert werden, ist diese Vorgangsweise der frühzeitigen Unterbringung von Kindern in außerfamiliärer Betreuung in Frankreich normal. Dies hat statistisch dazu geführt, dass die Kinderzahl pro autochthoner Frau in Deutschland wesentlich geringer ist als in Frankreich. Es scheint also so zu sein, dass deutschsprachige Frauen der Diskussion darüber, ob sie ihrem Kind nicht schaden, wenn sie es so jung schon in einen Kindergarten geben, dadurch entgehen, dass sie das Kind gar nicht erst bekommen, während (autochthone !) französische Frauen ohne solcherart gesellschaftlich induzierte Schuldgefühle offen für Familien mit drei und mehr Kindern sind.

[848] Wilhelmine, Ergänzungen, 2009, S. 1.

[849] Vgl. Ma-Kircher, Emanzen, Ikonen und …,, 2011, S16.

Karenzurlaub von sechs Monaten verbessert; 1961 erhöhte der Gesetzgeber diesen Mutterschutzurlaub auf ein Jahr.[850]

Die Frauen waren den Anliegen des Arbeitsmarktes relativ schutzlos ausgesetzt. In Zeiten fehlender Arbeitskräfte (wie z. B. während des Krieges) wurden viele Frauen gezwungen zu arbeiten; in wirtschaftlich florierenden Jahren griff der Arbeitsmarkt bereitwillig auf weibliche Arbeitskräfte zurück, sobald jedoch der Absatz nach Konsumgütern stagnierte, drängte die Wirtschaft die Frauen wieder „an den Herd" zur Familie zurück.

Finanzielle Gründe bestimmten primär die Berufstätigkeit von Frauen wie nachfolgende Untersuchungen zeigen. In einer von Rosenmayer in den 1970er Jahren initiierten Studie wollte nur *„ein Drittel aller … befragten Arbeiterinnen und etwa die Hälfte der Verkäuferinnen und Angestellten auch dann berufstätig sein, wenn sie es finanziell nicht für erforderlich hielten"*.[851] Interessant ist außerdem die Aussage von *„etwa der Hälfte der Frauen … den Arbeitsweg als entspannend zu erleben, obwohl ein gut Drittel der Befragten für eine Wegstrecke etwa dreiviertel Stunden benötigt, täglich also rund eineinhalb Stunden unterwegs sind*". Diese Angaben zeigen, dass für berufstätige Frauen *„der Arbeitsweg eine der spärlichen Gelegenheiten im ganzen Tagesablauf, etwas Zeit und Ruhe für die Beschäftigung mit der eigenen Person zu finden"*, ist. [852]

Die Gemeinde Wien beauftrage 1971 das Institut für empirische Sozialforschung, die Bereitschaft von Wiener Hausfrauen, wieder in das Berufsleben einzusteigen, zu untersuchen. Das Ergebnis dieser Studie war überraschend: 45% der befragten nichtberufstätigen Frauen, von denen zuvor 90 % schon einmal berufstätig waren, hatten kein Interesse an einer Berufstätigkeit, auch nicht in Form von Halbtagsarbeit.[853]

8.1 Über die „produktive" und die „reproduktive" Frau

Begriffsdefinitionen wie *„berufstätige Frau"* und *„Nur-Hausfrau"* präg(t)en die Sichtweise vieler Menschen im Alltag. Die Arbeit der berufstätigen Frau gilt als

---

[850] Vgl. Ma-Kircher, Emanzen, Ikonen und …,, 2011, S.17.

[851] Rosenmayer Leopold: Ist die moderne Familie eine „Problemfamilie"? Versuch einer differenzierenden Strukturanalyse der gesellschaftlichen Lage der Gegenwartsfamilie und der Erlebniswelten ihrer Mitglieder). In: Das Werden sozialer Einstellungen in Familie, Schule und anderen Sozialformen. Hg.: Hans Asperger, Franz Haider. (=Veröffentlichung der Salzburger Internationalen pädagogischen Werktagungen: 22. Werktagung 1973, Bd. XXVIII), Wien, 1974, S. 48.

[852] Ebd., S. 49

[853] Vgl. Weigl Andreas: Hinter den Kulissen des Wirtschaftswunder. Kommunale Wirtschaftspolitik im „goldenen Zeitalter" 1953 bis 1973. In: Geschichtsblätter, Beiheft 1/2011. Wien, 2011, S.18.

„produktiv“ – sie wird entlohnt – , die Tätigkeit der *„Nur-Hausfrau“*, – sie wird nicht entlohnt –, wird zwar als *„reproduktiv“* bezeichnet, womit einerseits der positive Charakter der Beschäftigung zum Ausdruck kommt, gesellschaftlich wird sie jedoch andererseits als *„Gratis-Versorgungsarbeit“* ohne Werteinstufung wahrgenommen.

Auf Grund der Auswirkungen der Erfahrungen mit dem Arbeitseinsatz der Frauen während des Zweiten Weltkrieges begannen schon bald nach 1945 erste Diskussionen über die bestehenden gesellschaftlichen Perspektiven der geschlechtlichen Rollenverteilung. Die *„biologischen Rollenstereotype, die eine Frau primär als Hausfrau und Mutter“* definieren, dienten dazu, Frauen aus dem Berufsalltag zu drängen und sie an die ihnen seit Jahrhunderten zugedachten Aufgaben – für ein gemütliches Heim für ihre Familie zu sorgen – zu erinnern.[854] Aus einer Studie über den Arbeitsaufwand in mit technischen Geräten ausgestatteten Mehrpersonenhaushalten Ende der 1980er Jahren geht hervor, dass nicht berufstätige Hausfrauen wöchentlich 65 Arbeitsstunden leisten, berufstätige Hausfrauen die anfallenden Hausarbeiten in 32 Stunden erledigen müssen.[855] Diese Frauen sind daher gezwungen – so ferne sie keine *„helfende Großmutter“* haben, auf das Angebot der Wirtschaft – wie z. B. der umfangreichen Palette von Nahrungsfertigprodukten zurückzugreifen.

Der Prozess zum Wandel des Rollenbildes bedurfte noch vieler Veränderungen in den gesellschaftlichen Strukturen. Eine wichtige Funktion für diese Aufgaben hatten die Institutionen des Bildungswesens, die – wie einige Beispiele zeigen – sich nur langsam den gesellschaftlichen Erneuerungsbestrebungen öffneten.

Die Verfasserinnen und Verfasser des im Jahr 1966 herausgegebenen *„ausgewählten lebens- und berufskundlichen Lesegutes“* für Hauptschulen befassten sich auch mit der Berufswahl der Frauen. Mit dem Beitrag zu dieser Thematik, der den Titel: *„Für andere sorgen – ein Frauenberuf“* trägt, wollte die Autorin vermutlich auf die tradierten Eigenschaften der Frauen und die damit im Fokus stehenden Berufe hinweisen. Sie bezeichnet die Berufswahl als *„eine der schwierigsten Fragen, besonders für das Mädchen“*, denn *„es soll einen erwerbstätigen Beruf ergreifen, aber es möchte auch*

---

[854] Vgl. Schmidlechner Karin Maria: Frauen in Österreich seit 1945. In: Über Frauenleben, Männerwelt und Wissenschaft. Österreichische Texte zur Frauenforschung. Hg.: Frakele, Beate, Elisabeth List, Gertrude Pauritsch (Österr. Texte zur Gesellschaftskritik Bd. 29), Wien, 1987, S. 214.

[855] Vgl. Wagner Eva: Technik für Frauen. Arbeitszusammenhang, Alltagserfahrungen und Perspektiven der Hausfrauen im Umgang mit technischen Artefakten. (=Technik- u. Wissenschaftsforschung, Bd. 13). München, 1991, S. 150.

gerne heiraten".[856] Die Ratschläge der Verfasserin spiegeln die in der Gesellschaft verankerte traditionelle Sichtweise der 1960er und 1970er Jahre wieder: Einerseits *„ist es notwendig, daß* [sic] *ein Mädchen sich einen Beruf wählt, der ihm den Lebensunterhalt sichern kann"*, andererseits weist die Autorin darauf hin, dass *„in den vielbesprochenen Schreibtischberufen wenige Mädchen glücklich"*[857] wurden. Sie sollten daher einen Beruf ergreifen,

„welcher [ihrer] *weiblichen Konstitution, der fraulichen Eigenart und dem weiblichen Lebensstil entspricht"*, [denn] *„überall dort, wo eine Frau in irgendeiner Weise für andere sorgen, sie hegen und pflegen kann, fühlt sie sich am Platze, weil sie ein volles Frauenleben leben kann."* [858]

Wenn die Verfasserin eine Berufsausbildung für *„Mädchen"* auch als notwendig betrachtet, übt sie gleichzeitig daran Kritik, *„daß* [sic] *viele Mädchen, ja die Mehrzahl, sich auf einen Beruf vorbereiten, den sie v i e l l e i c h t ausüben werden"*, sich *„aber gar nicht für jenen Beruf, den die meisten von ihnen bestimmt einmal zu erfüllen haben, für den Beruf einer Frau und Mutter"*[859] Kenntnisse aneignen. Das gesperrt geschriebene *„v i e l l e i c h t"* mag ein Versuch sein, die jugendlichen Frauen dahin zu lenken, ihre berufliche Ausbildung in dem traditionellen Rollenbild entsprechenden Berufen zu suchen. Um die Mädchen auf einen Beruf und ihre Hausfrauen- und Mutterrolle vorzubereiten, rät die Autorin den zukünftigen Frauen, wenn sie eine *„Verdienstmöglichkeit"* suchen, daran zu denken, *„daß* [sic] *alle Gebiete des Mutterberufes erweiterungs- und steigerungsfähig sind bis zum vollwertigen Lebensberuf, wenn ein fleißiger und gewissenhafter Mensch sich ihnen widmet"*. Das Recht für eine Frau zu studieren, *„ihre Fähigkeiten und Talente zu entwickeln",* schließt die Verfasserin nicht aus, wenn es sich jedoch *„nur ums Geldverdienen handelt oder um einen sogenannten ‚besseren' Beruf zu erreichen, wenn es sich also nicht um eine wahre innere Berufung handelt, ist es besser, wenn das Mädchen nicht studiert".*[860]

Im Jahr 1982 wurde das *„ausgewählte lebens- und berufskundliche Lesegut"* für die polytechnischen Lehrgänge neu aufgelegt. Den sozialen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklungen entsprechend fehlte der vorgenannte Artikel: *„Für*

---

[856] Stadler Frieda: Für andere sorgen – ein Frauenberuf. In: Schaffensfreude, Lebensfreude: Ausgewähltes lebens- und berufskundliches Lesegut für den Polytechnischen Lehrgang. Adolf Harwalik [u.a.]. Eisenstadt, 1966, S.56-58.
[857] Ebd., S.56-58.
[858] Ebd., S. 57.
[859] Ebd.
[860] Ebd.

andere sorgen – ein Frauenberuf". Die Thematik zur Berufswahl wurde in einem neu verfassten Aufsatz *„Mädchenerziehung"* – dessen Titel noch an den der 1960er Jahre erinnert – behandelt. Im Text schrieb die Autorin jedoch schon von *„jungen Frauen"*. Sie stellte zwar an die Tradition anknüpfend fest, dass sich *„die meisten jungen ledigen Frauen"* noch immer darauf einstellen, *„nach ihrer Heirat oder nach dem ersten Kind nicht mehr zu arbeiten"*.[861] Wyss idealisierte jedoch nicht die *„Gebiete des Mutterberufes"*, sondern hielt auch sachliche Argumente fest: Die Berufswahl respektive der Beruf beeinflusst *„zu einem ganz großen Teil das Leben, das man führen will"* und *„Die Liebe ersetzt nicht den Beruf und der Beruf nicht die Liebe."*[862] Außerdem wies die Verfasserin nicht mehr auf den *„erfüllenden Beruf der Hausfrau und Mutter"* hin, sondern darauf, dass der Beruf auch *„Spaß machen"* soll.

Mit diesen pädagogischen Leitlinien wurden der Großteil der *„Mädchen"* und *„jungen Frauen"* noch in den 1980er Jahren belehrt und in die Gesellschaft entlassen, in der die tradierten Rollenbilder noch immer verankert waren, aber in Folge der bereits in den frühen 1970er Jahren begonnen zweiten Frauenbewegung vehementer kritisiert und in Frage gestellt wurden.

In den autobiographischen Texten und den Berichten zum Schreibaufruf über die Arbeit im Haushalt war die traditionell ausgerichtete Familie, die auf dem in den 1950er bis 1970er Jahren bestimmenden Rollenpaar des Alleinverdieners und der „Nur-Hausfrau" fundierte, noch in großem Maße präsent. Auf Grund der wirtschaftlichen Situation vieler Familien mussten jedoch manche Frauen berufstätig werden, um mit ihrem Verdienst das Familienbudget zu erhöhen. Für die Berufstätigkeit dieser Frauen waren finanzielle Gründe maßgebend, sie arbeiteten keinesfalls aus *„Spaß"* oder um sich in ihrer Persönlichkeit zu verwirklichen und finanziell unabhängiger zu werden.

Die Gründe, sich für oder gegen eine Berufstätigkeit zu entscheiden, konnten die Autorinnen selten nach ihren persönlichen Wünschen und ihrem freien Willen beschließen – für die Frauen stand das Wohl der Familie im Vordergrund. Entscheidend dafür, beruflich tätig zu werden, waren – nach den Darstellungen der Akteurinnen – nicht immer nur die wirtschaftlichen Notwendigkeiten, sondern auch gesellschaftliche Sichtweisen und soziale Gegebenheiten.

---

[861] Wyss Hedi: Mädchenerziehung. In Schaffensfreude Lebensfreude: Ausgewähltes lebens- und berufskundliches Lesegut für den Polytechnischen Lehrgang. Adolf Harwalik [u.a.]. Eisenstadt, 1966, S. 64

[862] Ebd., S. 65.

Die Nicht-Berufstätigkeit einer Frau zählte in gewissem Maße auch zum Prestige des Ehepartners. Frau Farschtschian gab ihren Beruf 1966 nach der Geburt ihres Kindes auf, denn nicht nur ihr Mann meinte *„zu dieser Zeit“* – viele Männer waren der Ansicht – *„MEINE Frau braucht nicht zu arbeiten!“*[863] Die Autorin hebt das Wort *„MEINE“* mit Großbuchstaben hervor und betont damit die Relevanz dieser Äußerung, die für die Männer *„zu dieser Zeit“* ihr Selbstvertrauen stärkte. Wenn diese Aussage auch alltagssprachlich aufzufassen ist, versinnbildlicht sie zugleich die Stellung der Frau: Sie wird vom Subjekt zum Objekt des besitzenden Partners, der für das notwendige Einkommen alleine sorgt und von dem sie dann letztlich abhängig ist.

Eine ebenfalls in den 1950er und 1960er Jahren oft gehörte Feststellung lautete: *„Meine Frau muss nicht arbeiten.“* Mit den Worten *„braucht“* und *„muss nicht arbeiten“* wurde der Unterschied in der Bedürfnispyramide angesprochen: Wessen Frau *„nicht arbeiten brauchte“,* der konnte sich auch nicht Lebensnotwendiges leisten, wohingegen das Einkommen von Männern, deren Frauen *„nicht arbeiten mussten“,* keine außergewöhnlichen Ausgaben wie z. B. Urlaubsaufenthalte erlaubte.

Ruth Matzlik zählte zu jenen Frauen, die trotz Mietzinsbeihilfe arbeiten gingen, denn *„natürlich ließ sich dennoch nicht alles mit einem Gehalt finanzieren“.*[864] Als *„männliches Selbstverständnis“* beschreibt Frau Weiss *„den Ehrgeiz“* ihres Vaters, *„die Familie allein, aus eigener Kraft zu erhalten“*. Rückblickend sieht die Autorin den *„Ehrgeiz“* ihres Vaters nicht kritiklos, sie betont jedoch auch seine respektvolle Haltung gegenüber seiner Ehefrau:

„Vielleicht war es wirklich ‚wunderlich‘ wenn mein Vater nicht wollte, dass Mutter berufstätig ist. … Aber er gab Mutter vollen Anteil, indem er ihr die uneingeschränkte Verwaltung seines Erworbenen übertrug. Er wusste u. schätzte, daß [sic] *sie mit ihren menschlichen u. wirtschaftlichen Fähigkeiten eine Wertschöpfung zustande bringen konnte.“*[865]

Die Ehepartner Weiss *„gingen ihren Weg gemeinsam, Schritt für Schritt – gleichberechtigt, aber aufgrund ihres Lebensmodells langsamer als die meisten, die dem Trend der Superlativierung folgten“.*[866] Mit ihrer Wortschöpfung *„Superlativierung“* wollte die Autorin offenbar die Berufstätigkeit jener Frauen ansprechen, die zum Familieneinkommen beitrugen, um sich größere Anschaffungen in

[863] Farschtschian, Vom Selbstversorger zum …, 2006, S. 1.
[864] Matzlik, Last und Lust …, 2006, S. 4.
[865] Weiss, Von heimatlosen Habenichtsen …, o. D., S. 12.
[866] Ebd., S. 12.

kürzerer Zeit leisten zu können als Familien mit nur einem Einkommen. Während im vorgenannten Fall der Ehepartner eine berufliche Tätigkeit seiner Ehefrau ablehnte, konnten sich andere Frauen selbst entscheiden, ob sie neben der Hausarbeit einen Beruf ergreifen wollten. Nicht jede (Haus-)Frau, deren Ehepartner mit einer Berufstätigkeit einverstanden gewesen war, wollte berufstätig werden. *„Allgemein gesehen, drängte der Wunsch nach besser leben, besser wohnen die Frau in die Berufstätigkeit"* begründet Frau Blaha in ihrem Beitrag über die Zeit von 1945 – 1980 die steigende Erwerbstätigkeit der Frauen, die *„auf 2 Fronten im Einsatz – im Beruf und daheim"* standen und *„überbelastet"* waren. Die Autorin bezeichnet diese Doppelbelastung als *„Preis, den die Familie zu zahlen hatte für den sogenannten AUFSCHWUNG der Wirtschaft"*.[867] Sie unterscheidet zwischen jenen Frauen, für die es *„eine Notwendigkeit"* war, zum Familieneinkommen beizutragen und jenen Frauen in Familien, die *„nicht nachstehen"* wollten und deren Einkommen aus der Berufstätigkeit nicht existentiell notwendig war, aber zum schnelleren *„AUFSCHWUNG"* gedient hat. Frau Blaha ist es ein besonderes Bedürfnis, auf den Wandel der Wertvorstellungen nach den Entbehrungen der Kriegs- und Nachkriegsjahre zur Verbesserung des Lebensstandards hinzuweisen. Mit der Pointierung des Terms *„AUFSCHWUNG"* mit Großbuchstaben will sie auf die mit dem Wirtschaftsaufschwung verbundenen gesellschaftlichen und sozialen Veränderungen hinweisen. Die Autorin war nur in den ersten Jahren berufstätig und entschied sich mit ihrem Mann *„das Vervollkommen"* [sic] ihrer Wohnung langsamer zu gestalten und dass *„dafür aber die Lebensqualität im ideellen Sinn vor sich gehen solle"*. Diese Entscheidung hat sie nicht bereut. Frau Blaha ersparte sich (bzw. ihrer Familie) die Kosten für die Kinderbetreuung, sie hatte mehr Zeit, um billiger einzukaufen und sie nähte vieles selber. *„Man verdiente indirekt FAST mehr daheim"*[868] war ihr Resümee im Hinblick auf diese kostensparenden Argumente. Im Wechsel vom *„ich"* zum *„man"* möchte sie die Thematik auf eine gesellschaftliche Ebene übertragen, wobei sie nicht vor Projektionen gefeit ist.

Jedenfalls entsprachen Frau Blahas Überlegungen den Ratschlägen aus dem „Ausgewählten lebens- und berufskundlichen Lesegut", die für die Polytechnischen Lehrgänge in den 1960er und 1970er Jahren bestimmt waren. Die Schülerinnen dieser Epochen sollten sich für ihre Zukunft an folgenden Empfehlungen orientieren:

---

[867] Blaha, Rosalia: Last und Lust des Konsumierens. 2006, S. 3.
[868] Ebd.

„Es ist ein großer Irrtum unserer Zeit, zu glauben, daß [sic] *die Arbeit der Hausfrau nichts einträgt. Umsicht beim Waschen und Bügeln, Flicken, verständige Pflege des Hausrates und der Möbel, Schneidern und Nähen, Stricken und Stopfen können eine sehr hohe Ersparnis bedeuten. Was eine Frau in einem Beruf außerhalb des Hauses verdient, geht ihr oft am Haushalt verloren. Und was die Kinder an Pflege und Erziehung entbehren, davon soll erst gar nicht gesprochen werden. Oder wieviel Zeit braucht sparsames Einkaufen?“*[869]

Während im vorher genannten Absatz der Blick auf die Ersparnisse, die eine fleißige Hausfrau rekrutieren kann, gerichtet wird, verbirgt sich im folgenden Rat außerdem ein nicht zu überlesender Vorwurf: *„Wie viele Männer könnten ruhiger und erfolgreicher arbeiten, wenn ihre Frauen sich mit dem Dienst im Heim bescheiden würden!“*[870] Damit spricht die Autorin die jahrhundertlange feststehende Pflicht der Frau an, ihrem Mann eine erholsame Oase zu schaffen und ihn nicht mit Hilfeleistungen für eventuelle Kinder- oder Krankenbetreuung anderer Familienmitglieder zu belasten. Der häufigste Grund für Frauen aus dem Beruf auszusteigen, war die Geburt eines Kindes, in manchen Fällen die Verehelichung. Frau Hafner beendete ihr Arbeitsverhältnis nach der Geburt ihrer Tochter und widmete sich *„dem Kind und dem Haushalt“*. Für sie und ihre Familie *„gab es jetzt ein schönes Familienleben nach altem Muster“*, das sie folgendermaßen ergänzt: *„In der Freizeit verwöhnte ich meinen Mann, denn er hatte viel Arbeit im Betrieb.“*[871] Wie die Autorin außerdem anführte, war die finanzielle Situation ihrer Familie entspannter, da seit den 1970er Jahren Frauen nach der Geburt ihrer Kinder von staatlichen Stellen ein Jahr Karenzgeld und ein halbes Jahr Arbeitslosengeld erhielten.

Nach ihrer Verehelichung war es für Barbara *„keine Frage“*, ob sie *„weiter berufstätig sein könnte“*, denn ihr *„Mann war sehr froh endlich ein richtiges Zuhause zu haben. Er arbeitete in der Nähe, kam auch zu Mittag zum Essen heim.“* Nach der Geburt ihres Sohnes war ihre Berufstätigkeit *„erst recht kein Thema mehr“*. Für die Schreibpartnerin war *„auch immer klar“*, dass sie ihre *„Kinder selber betreue und groß ziehe“*. Später hat sie *„freilich öfters nach passenden Gelegenheiten ausgeschaut“*, denn sie *„hätten das Geld gut brauchen können. Vielmehr als einige Zeit Heimarbeit mit Kunstgewerbe und Aushilfe in einem Lebensmittelgeschäft ist es aber nie*

[869] Stadler F., Für andere sorgen …, 1966, S. 57.
[870] Ebd.
[871] Hafner, Vom Selbstversorger zum …, S. 7.

geworden". Nachdem ihre drei *„Kinder aus der Schulpflicht draußen waren"*, hat Barbara *„nochmals einen Anlauf gewagt"*. [872] Sie hätte als Kassiererin in einer Autobahnraststätte arbeiten können, die aber nur mit einem Auto zu erreichen war. Nach einer *„ausführlichen"* Diskussion im *„Familienrat"* gab sie diesen Plan auf, denn das Auto *„hätte ohnehin schon einiges vom Verdienst aufgefressen"*. Da ihre Kinder zu dieser Zeit auswärts Schulen besuchten, waren sie *„froh"* wenn die Mutter *„da war",* wenn sie zu den verschiedensten Zeiten heimkamen. Für die fürsorgliche und dauernde Anwesenheit der Mutter waren *„sie auch bereit auf einiges zu verzichten"*. Barbara hat ihr Berufsinteresse dem gesellschaftlichen Rollenbild entsprechend den Wünschen ihrer Familie untergeordnet. Zuerst *„war es keine Frage"* für sie, ihrem Mann *„endlich ein richtiges Zuhause"* bereiten zu können und danach jederzeit für die Kinder *„da"* zu sein. Für sie war diese Option zwischen Beruf und Familienarbeit *„im Rückblick gesehen ... eine gute Entscheidung."*[873] Die Autorin war jedoch nicht nur die fürsorgliche Ehefrau und Mutter, ihre schriftstellerische Tätigkeit und ihr Engagement in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen erwähnt sie erst in den Schlusssätzen ihres Berichtes. Abgesehen von dem wirtschaftlichen Nachteil, dass sie keine eigene Pension erhält, hat sie *„mehrere Bücher geschrieben und 15 Jahre in der Erwachsenenbildung gearbeitet, das wäre nie möglich gewesen, wenn* [sie] *berufstätig gewesen wäre"*.[874] Mit dieser Schlussanmerkung berichtet die Schreibpartnerin, dass sie in zwei Bereichen neben der Familienarbeit gewirkt hat, sie wertet diese Wirkungskreise jedoch nicht als Berufe, wobei zu berücksichtigen ist, dass sie in der Erwachsenenbildung vermutlich ehrenamtlich gearbeitet hat – dies geht aus ihrem Bericht nicht hervor. Für Barbara bedeutete „Beruf" scheinbar jene Tätigkeit, die sie erlernt und einige Jahre ausgeübt hatte.

Wie *„man 1951 noch immer"* dachte – der Mann als Alleinverdiener und die Frau im Haushalt arbeitend – erzählt Ilse nachdem sie geheiratet hatte: *„ ... es begann mein erster Haushalt, mein Hausfrauenleben, das zwanzig Jahr dauern sollte"*. Ihren Beruf als Schriftführerin gab sie auf, denn: *„Mein Mann und ich wollten, dass ich Hausfrau sein sollte, dass ich nur für ihn da sein solle, wenn er abends von der Arbeit nach Hause*

---

[872] Barbara, Mein Glück, dass …, 2009, S. 18.
[873] Ebd.
[874] Wass B., Mein Glück, dass … In: Kinder – Küche – Karriere. 2013, S. 228: z.B. „Mein Vater, Holzknecht und Bergbauer" 1985; „Leben in Wahrheit? Zwölf Jahre Zeugen Jehovas" 1989; „Vom alten Leben mit der Natur. Großmutter erzählt" 2007.

komme.“ Da sie in den Jahren von 1952 bis 1960 Mutter von fünf Kinder wurde, erübrigte *„sich die Frage, weshalb* [sie] *zwanzig Jahre nur Hausfrau war“.*[875]

Erika wäre nach der Geburt ihrer beiden Kinder *„gerne wieder in den Beruf zurückgekehrt“*. Plätze für den Besuch ihrer Kinder im Kindergarten bzw. in der Krabbelstube hätte sie auch gefunden, doch die Kosten dafür wären höher als ihr Verdienst gewesen. *„So blieben* [sie] *alle zu Hause“*, und die Schreibpartnerin bemühte sich, *„möglichst sparsam zu wirtschaften“*.[876] Den Gedanken an einen neuerlichen Berufseinstieg gab sie weiterhin nicht auf. Doch auch nach der Übersiedlung nach Südtirol im Jahr 1958 konnte Erika ihren Beruf nicht ausüben, da sie dazu eine Arbeitsgenehmigung vom italienischen Staat gebraucht hätte. Ergänzend fügte sie eine – für diese Zeitepoche übliche – gesellschaftliche Sichtweise hinzu: *„Auch war es in dieser Kleinstadt gar nicht üblich, dass Frauen einer Berufsarbeit nachgingen.*“[877] Als nicht Ortsansässige war es ratsam, diesen Vorstellungen der Allgemeinheit zu entsprechen. Nach der Rückkehr in den 1970er Jahren nach Österreich hatte sie den Wunsch, in ihren „*Beruf zurückzukehren“*, aufgegeben. Erika begründet dies folgendermaßen: *„ … mit meinem Alter und der langen Unterbrechung hätte ich gerade noch in einer Kleiderfabrik arbeiten können, was ich nicht wollte. Als ich gelernt hatte, war die Damenschneiderei noch etwas Kreatives und die Arbeit hat mir viel Freude gemacht.“* Eine Arbeit *„unter Zeitdruck am Fließband“* anzunehmen, konnte sie sich *„gar nicht vorstellen“*.[878] Mit diesen Aussichten, die in ihr negative Empfindungen auslösten, gab sie den Wunsch in ihren *„Beruf zurückzukehren“* auf. Unter den neuen Arbeitsbedingungen hätte sich der kreative Beruf vermutlich zum frustrierenden Job gewandelt; mit dem Verzicht *„am Fließband“* zu arbeiten, blieben ihr die positiven Erinnerungen an ihren Beruf.

Einzelne Berufszweige erleichterten (bzw. erleichtern auch in der Gegenwart) Müttern, neben der Hausarbeit und den sonstigen Verpflichtungen beruflich tätig zu sein, wie z. B. die Lehr- und Kinderbetreuungsberufe. Der Lehrberuf stand bis in die 1990er Jahre im Fokus des traditionellen Rollenbildes, das die Erziehung primär den Frauen zuordnete. Nur der Lehrberuf in höheren technischen berufsbildenden Schulen interessierte bzw. vermittelte dem männlichen Geschlecht das nötige Prestige. Für

[875] Ilse, Hausarbeit – Hausfrau, 2009, S. 3.
[876] Ebd., S. 2.
[877] Ebd.
[878] Ebd., S. 3.

Frauen ermöglichte der Lehrberuf bzw. eine Anstellung in einem Kindergarten oder Hort, Beruf und Kinderbetreuung zu verbinden.

Für Frau Margarete Weiss, die in verschiedenen Kinderheimen arbeitete, stellte sich nach der Geburt einer Tochter und eines Sohnes bzw. dem Ende der Karenzzeit im Frühling 1977 *„die Frage, wie es in* [ihrer] *beruflichen Laufbahn weitergehen sollte."* Der Autorin *„war klar, dass* [sie] *wieder mit Kindern arbeiten wollte".*[879] Nachdem sie in einer Wiener Bezirkszeitung einen Artikel über Tagesmütter gelesen hatte, bewarb sie sich beim Wiener Hilfswerk und arbeitete 15 Jahre in diesem Beruf. Diese Tätigkeit zumeist von 6.30 bis 18 Uhr – bedingt durch die Arbeitszeit der Eltern der ihr anvertrauten Kinder – hielt sie *„ganz schön auf Trab"*,[880] aber sie ermöglichte Frau Weiss einen Beruf auszuüben, ohne ihre eigenen Kinder in eine Kindertagesstätte geben zu müssen. *„Meine Mutter arbeitet nicht"* lautete in den 1980er Jahren oft die Antwort von Schulkindern auf die Frage nach dem Beruf der Mutter. In diesem Satz ist die gesellschaftliche Sichtweise der damaligen Zeit zu erkennen. Nur die berufstätige Frau arbeitet(e), ihre Arbeit wird/wurde entlohnt und anerkannt, die Arbeit der Frau, die *„nur zu Hause ist"* und für die sie keinen Lohn bekommt/bekam wurde/wird nicht wahrgenommen, sie – die *„Nur-Hausfrau"* war und ist zwar existent, ihre Tätigkeit aber scheinbar nicht.

Nach Biffl wird das Ausmaß der Erwerbsbeteiligung von Frauen im Wesentlichen von drei Komponenten bestimmt:

+ den subjektiven Merkmalen der Person, wozu *„Angebotsfaktoren wie Alter, Familienstand, Kinderzahl, Gesundheitszustand, Bildungsgrad, sozio-ökonomischer Status"*,

+ den *„Nachfragefaktoren wie konjunkturelle, saisonale, regionale und berufliche Beschäftigungschancen"* und

+ den *„infrastrukturellen, institutionellen und sozialpolitischen Einflüssen".*[881]

Frauen orientieren sich bei der Berufswahl zumeist nicht an ihren Interessen und Fähigkeiten, sondern primär daran, wie sie Familie und Beruf am besten organisieren können. Ihre eigenen Interessen stellen sie zurück. Berufstätige Frauen hatten nicht nur

---

[879] Weiss Margarete: Blitzlichter aus meiner Arbeit mit Kindern. In: Kinder – Küche – Karriere. Acht Frauen erzählen. (=Damit es nicht verlorengeht…, Bd. 67). Wien, Köln, Weimar, S. 290.
[880] Ebd., S. 292.
[881] Biffl Gudrun: Die Arbeitswelt der Frauen in Österreich. In: Frauen in Österreich: Beiträge zu ihrer Situation im 19. Und 20. Jahrhundert. Hg.: David F. Good [u.a.]. Wien, Köln, Weimar, 1993, S. 120.

auf das physische Wohl, sondern auch auf das psychische Befinden ihrer Ehepartner Rücksicht zu nehmen wie das folgende Beispiel zeigt: Frau Elisabeth Krug arbeitete als Lehrerin, *„organisierte daneben die Betreuung* [ihrer] *Kleinen und die Familienpflichten“*.[882] Mit der Hilfe ihres Mannes konnte sie nicht rechnen, er verlangte vielmehr *„äußerste Rücksichtnahme, da er sich für das Lehramt an Hauptschulen weiterbildete“*.[883] Ähnliche Erfahrungen musste Viktoria Bösze machen. Nach dem Umzug in die eigene Wohnung *„veränderte sich die Situation von einem Tag auf den anderen“*. Die Autorin konnte nicht mehr mit der Unterstützung der Mutter rechnen, nun beanspruchten sie *„nicht nur Kind, Mann und Beruf, sondern auch ein voller Haushalt“*.[884] Ihre Situation als berufstätige Hausfrau gestaltete sich nach einer beruflichen Veränderung noch schwieriger. Sie musste fallweise Überstunden machen, worüber ihr Mann sehr verärgert war, denn *„für ihn war es selbstverständlich, dass die Frau zu Hause zu sein hatte, wenn der Mann von der Arbeit heimkam.“* Bald belasteten sie Schuldgefühle in zweifacher Hinsicht: wenn *sie „länger im Büro blieb und die Hausarbeit vernachlässigte“*, aber ebenso, wenn sie *„zeitgerecht heimging und die Arbeit im Büro liegen blieb“*. Als Folge dieser Doppelbelastung und vor allem der fehlenden Mithilfe ihres Mannes litt ihre Gesundheit. *„Dennoch“* arbeitete sie in dieser belastenden Position weiter, da sie sich auf Grund der *„wesentlich besseren Bezahlung“*[885] die Renovierung ihrer Wohnung leisten konnten.

Die *„Doppelbelastung“* der berufstätigen Hausfrauen thematisiert auch Luise Mach in ihren lebensgeschichtlichen Aufzeichnungen. Sie hörte auf den Rat ihres Arztes und gab ihren Beruf auf. Frau Mach, die halbtags arbeitete, ihre Familie versorgte und jedes zweite Wochenende Arbeiten im Haushalt ihren Eltern wie z. B. das Waschen und Bügeln der Wäsche, erledigte *„wurde auf Dauer das Ganze zu viel“.* Gesundheitliche Probleme führte auch Josefine Moder auf ihren berufsbedingten Stress zurück, den sie wie folgt verbalisierte:

„Meine Arbeitszeit begann um 6 Uhr früh, da kochte ich das Babygemüse, … zwischen ¼ 8 und ½ 8 früh sauste ich in die Schule, nach Schulschluß [sic] *hetzte ich wieder nach Hause und mit dieser jahrelangen Unvernunft meinerseits, strapazierte ich*

[882] Krug Elisabeth: „Ich liebte meine Schützlinge und meine Arbeit…, In: Kinder – Küche – Karriere. Acht Frauen erzählen. (=Damit es nicht verlorengeht …, Bd. 67), Wien, Köln, Weimar, 2013, S. 211.
[883] Ebd.
[884] Bösze, „Ich schrieb und …“, 2013, S. 190.
[885] Ebd., S. 193f.

wahrscheinlich mein Herz zu stark und nun nenne ich als Ergebnis einen Herzschrittmacher mein Eigen.“ [886]

Eva Wohlmuth beschreibt die Beschwernis der berufstätigen Frauen in ihrer reflexiven Darstellung gesellschaftlichen Wandels am Beispiel alltagsgeschichtlicher Themen als *„die übliche Mehrbelastung“*.[887]

Während Stefanie Evelins Mutter ihre Lehrtätigkeit an einer Haushaltungsschule nach der Heirat aufgab, unterrichtete die Autorin auch nach ihrer Verehelichung. Sie erledigte nicht nur alle Agenden des Haushalts, sondern *„mutierte“* auch *„zum Familienerhalter“*. Obwohl sie gerne Werklehrerin war, denn *„Lehrerin zu sein machte Spaß“*, litt Stefanie-Eveline nach der Geburt ihrer Tochter, dass sie sich ihrem Kind nicht mehr widmen konnte. Stefanie Evelins Mutter hätte nach dem Besuch der Meisterklasse an der Kunstgewerbeschule auf Grund ihres großen Talents *„bei einer angesehenen Modefirma einsteigen können“,* sie entschied sich jedoch für das *„damals gültige Frauenmodell Kinder, Kirche, Küche“*. Die Schreibpartnerin erreichte erst *„nach dem Zuspruch“*[888] ihrer Lehrerin, dass sie ein Gymnasium und eine Lehrerbildungsanstalt besuchen durfte. Als berufstätige Werklehrerin *„köpfelte“* sie *„in die noch immer gültige KKK-Zeit“* und heiratete. Dieses *„KKK-Kinder, Kirche, Küchen-Modell“* war für sie als berufstätige Hausfrau – wie für viele andere Frauen –

„mit Zusatzbelastungen ausgestattet, denn es wurde von nun an zur Selbstverständlichkeit, dass die Frauen nicht nur einkochten, putzten, schneiderten, nein sie mussten auch einem Beruf nachgehen, der es dem Familienbudget möglich machte, sich den Mixer, den Staubsauger, die Waschmaschine etc. leisten zu können“.[889]

Da Stefanie-Evelins Mann viele Jahre studierte, *„mutierte“* sie außerdem *„zum Familienerhalter“*, bislang eher *„die Domäne des Mannes“*. Die familiären mit den beruflichen Pflichten in Einklang zu bringen, war für die Autorin trotz ihres Lehrberufes schwierig. *„Kinder sind Privatsache“* war die Meinung der unverheirateten Direktorin der Haushaltungsschule, in der Stefanie-Eveline unterrichtete. Ihre Vorgesetzte nahm daher bei der Stundenplanerstellung auf die familiäre Situation der Autorin keine Rücksicht. Entsprechend musste sie ihre Wohnung verlassen, wenn ihr Kind noch

[886] Mach, Damals und heute, 1996, S 71.
[887] Wohlmuth Eva: Darstellung, Reflexion gesellschaftlichen Wandels über vier Generationen innerhalb der eigenen. datiert 1997, S. 1.
[888] Stefanie-Eveline, Arbeitswelt einst und …, 2009, S. 1.
[889] Ebd., S. 2.

schlief, und kam nach Hause, *„wenn es wieder schlief“*.[890] Da sie nur *„mit dem Zug“* – einen eigenen PKW konnte sich das Ehepaar nicht leisten – ihre Dienststelle erreichte, war es ihr auch nicht möglich, die Freistunden für ihre Familie zu nutzen. Die Hilfe ihrer Mutter, die ihre Berufstätigkeit ermöglichte, hebt sie mit dem Satz: *„Ja, wenn ich da meine Mutter nicht gehabt hätte!“* hervor. Stefanie-Eveline beginnt diesen Satz mit dem Wort *„ja“*, um auf die Bedeutung der für sie damals enorm wichtigen Hilfe aufmerksam zu machen. Um ihre Dankbarkeit symbolisch hervorzuheben, beendet die Autorin den Satz zusätzlich mit einem Rufzeichen, mit dem sie nochmals auf die für sie damals unverzichtbare Unterstützung ihrer Mutter hinweist. Sie erwähnt außerdem nicht nur die große *„Leidenschaft, Liebe und Konsequenz“,* mit der sich nicht nur ihre Mutter, sondern auch viele andere Großmütter dem *„Enkelbeaufsichtigen“* gewidmet haben. Stefanie-Eveline bedauert, dass sie *„selbst aufgrund* [ihrer] *eigenen Berufstätigkeit mit ansehen musste“*, wie ihre *„allein erziehende Tochter ihr Kind täglich in der Kinderkrippe abgab“*.[891] Die Autorin verwendet hier – meiner Meinung nach – bewusst für das Hinbringen in den Kindergarten den Begriff *„abgeben“* und nicht *„hinführen“*. Mit dem *„Abgeben“* der Enkeltochter in den Kindergarten drückt Stefanie-Eveline die Zwangssituation sowohl ihrer alleinerziehenden Tochter als auch ihre Hilflosigkeit, sie nicht auf Grund der eigenen Berufstätigkeit unterstützen zu können, aus.

Das *„damals gültige Frauenmodell“*[892] der „Nur-Hausfrau“ galt auch für alle Frauen der zahlreichen Verwandtschaft von Gertrud, nicht aber für ihre Mutter. Gertruds Vater war *„Gymnasialprofessor“* – heute AHS-Lehrer – ihre Mutter hatte daher als Sprachlehrerin infolge des *„damaligen sog. ‚Lehrerzölibats‘ nie an einer öffentlichen Schule unterrichtet*“. Da sie aber auf Grund des *„unzulänglichen Wirtschaftsgeldes“*[893] gezwungen war mitzuverdienen, gab sie Privatunterricht für Erwachsene und Kinder in Französisch, Englisch und Latein. Für Gertrud war es *„selbstverständlich gewesen“*, dass sie *„studieren wollte und sollte“*, aber *„nicht selbstverständlich“*, kontinuierlich im Beruf zu bleiben, wollte sie *„doch ein Haus voll Kinder haben“*. In den ersten

[890] Stefanie-Eveline, Arbeitswelt einst und …, 2009, S. 2.
[891] Ebd., 2009, S. 2.
[892] Gertrud, Der Bereich der …, 2009, S. 2.
[893] Gertrud, Arbeit ist das …, 2009, S. 1.

Jahren nach der Familiengründung war die Berufstätigkeit für sie selbstverständlich, weil sie *„einfach das Geld brauchten“*.[894]

Die meisten Autorinnen haben sich primär als Mütter verstanden, nach der Geburt des ersten Kindes stiegen sie – bis auf wenige Ausnahmen – aus dem Berufsleben aus. Alternativen wie Kinderbetreuungsplätze fehlten. Bei großer Kinderzahl war die Ausübung eines Berufes zumeist nicht möglich. Eine Ausnahme bildete Gertrud, die als Mittelschulprofessorin ihre beruflichen Aufgaben zum großen Teil in ihr Privatleben integrieren konnte. Die ersten beiden Kinder betreute ihre Großmutter, während Gertrud unterrichtete. Vor der Geburt des dritten Kindes hatte sie *„das Glück“* eine *„Kinderfrau“* zu finden, die auch andere Haushaltsarbeiten übernahm. Mit Hilfe dieser Frau und der Mithilfe ihres Partners war es ihr – trotz der sieben Kinder – möglich, bis zu ihrer Pensionierung zu arbeiten. Obwohl alle sieben Kinder *„tüchtig und verläßlich* [sic] *mitgeholfen“* haben, hatte die Autorin keine Zeit *„mit ihnen schwimmen oder eislaufen zu gehen“* und *„Zeit zum Stricken und Lesen blieb überhaupt keine mehr“*. [895] Auf die ständige und unbedingt notwendige Weiterbildung als Fremdsprachenlehrerin konnte Gertrud jedoch nicht verzichten. Nach der Erledigung *„aller Schul- und Hausarbeit“* las sie daher *„nächtlicherweile noch eine Stunde im Bett – leichte engl. und franz. Lektüre bei der es keine Rolle spielte“*, wenn sie am nächsten Tag *„bis zu 20 Seiten zurückblättern mußte* [sic], *weil es war, als hätte* [sie] *diese Seiten nie gelesen“*. Sie nannte die von ihr erfundene Methode *„sleep-reading“*, mit der ihr *„Vokabular stets aktiv“*[896] blieb. Mit dieser Lesemethode beendete Gertrud müde aber pflichtbewusst ihren beruflichen Arbeitstag. Nach der Geburt des vierten Kindes bestanden ihr Mann und die Großfamilie, dass sie *„im Sommer ‚zur Erholung‘ fortfahren müsse“*. Sie *„wollte nicht“*. Die Gründe ihrer Ablehnung verbalisierte sie folgendermaßen: *„man nimmt ja sich selbst mit, und was ist das für eine Erholung, wenn man sich die ganze Zeit Sorgen macht?“* Sie willigte *„letzten Endes“* dann doch unter der Bedingung, das *„schwierigste Kind“* mitzunehmen, ein. Nach dem siebenten und letzten Kind hätte die Autorin einen Karenzurlaub in Anspruch nehmen können. Auch dies lehnte sie ab, *„weil* [sie] *genau wußte, daß* [sie] *nachher nicht*

[894] Gertrud, Der Bereich der …, 2009, S.1.
[895] Ebd., 2009, S. 6.
[896] Gertrud, Arbeit ist das …, 2009, S. 22.

wiederkommen würde! Noch liebte [sie] *die Schule …"* [897]Aus ihrer Begründung auf einen Karenzurlaub zu verzichten, lässt sich doch schon erkennen, dass Gertrud zwar Spuren physischer Erschöpfung empfand, sie aber nicht wahrhaben wollte. Die jahrelange Doppelbelastung – trotz der Hilfe einer Kinderfrau und der Familienmitglieder – hätte sie während einer längeren Abwesenheit von der Schule wahrscheinlich doch veranlasst, ihren Beruf aufzugeben. Das *„noch liebte ich die Schule"* verweist auf einen später folgenden Wandel in ihrer Wahrnehmung der Relation zwischen Gesundheit und Beruf hin. In ihrem ursprünglich geplanten drittletzten Dienstjahr litt sie häufig unter Schwindelattacken und Schwächeanfällen. Die Diagnose der Ärzte lautete damals *„organisch ganz gesund, es müssen die Nerven sein";* nach dem heutigen medizinischen Wissensstand hätte der Befund mit hoher Wahrscheinlichkeit *„Burnout"* gelautet. Erst als es ihr *„einmal so schlecht"* ging, dass sie *„einfach nicht mehr aufstehen konnte"*[898] zog sie die Konsequenzen und ging in Frühpension.

Frauen, die ihre Kinder nicht in ihren Beruf integrieren konnten, scheiterten zumeist am Wiedereinstieg in den Beruf, wie die folgenden Beispiele zeigen: *„An eine Berufstätigkeit ist einfach nicht zu denken gewesen"*[899] stellte Ingried fest, da sie für ihre Kinder, die zu den geburtenstarken Jahrgängen gehörten, keine Plätze für den Besuch eines Kindergartens finden konnte. Die Verwandtschaft wohnte in anderen Orten und war daher auch keine Hilfe hinsichtlich der Beaufsichtigung der Kinder. Rückblickend stellt sie sich die Frage, ob sie *„dieser Doppelbelastung gerecht geworden wäre?"* und ist dankbar, dass sie ihre *„Kinder in der langen Zeit der Ausbildung bis zum Studienende begleiten und so manches Mal hilfreich einspringen konnte".*[900]

Hertha fand für ihren Sohn einen Platz im Kindergarten und konnte in ihrem Beruf weiterarbeiten. *„Die Zeit der Doppelbelastung: Beruf, Haushalt, Kind"* ist ihr jedoch immer *„noch in schrecklicher Erinnerung"*. Da sie außerdem einen *„weiten Weg"* ins Büro hatte, musste sie *„sehr früh aufstehen und leider auch das arme Kind"*. Daher empfand sie das *„Zuhause-Bleiben"* für sich und ihren Sohn *„als Erlösung"* und *„war dann also „Nur-Hausfrau und Mutter"*. Da das Ehepaar noch zwei Kinder bekam und

[897] Gertrud, Der Bereich der …, S. 8.
[898] Gertrud, Arbeit ist das …, 2009, S. 32.
[899] Ingried, Geschichte der Hausarbeit …, 2009, S. 2.
[900] Ebd., S 3.

sie *„keine helfende Großmutter hatte und mit einem Gehalt auskommen mußte* [sic]*“*, kam sie *„aus dem Wursteln nicht heraus“*.[901] Aus dieser Passage lässt sich Herthas innerer Konflikt erkennen. Obwohl die Schreibpartnerin das *„Zuhause-Bleiben“* nach der *„Doppelbelastung als Erlösung“* empfand, befasste sie sich gedanklich doch mit dem Wiedereinstieg in ihren Beruf; war ihr doch bewusst, dass ihr Einkommen die wirtschaftlichen Verhältnisse der nun fünfköpfigen Familie verbessern würde. Über die neuerliche *„Doppelbelastung“* musste Hertha nicht selbst entscheiden, symbolisch nahm ihr die *„helfende Großmutter“*, die sie nicht hatte, die Entscheidung ab, als *„Nur-Hausfrau und Mutter“* sparsam *„mit einem Gehalt“* für die Familie zu sorgen.[902]

Eine *„helfenden Großmutter“* ermöglichte es so mancher Frau, Beruf, Haushalt und Kinderbetreuung zu vereinbaren, wie das Beispiel einer anderen Schreibpartnerin zeigt. Nach einem halben Jahr unbezahlter Karenzzeit konnte Herta wieder ihren Dienst in einem Hort, der *„zwar sehr anstrengend“* war, den sie aber *„mit Freude bis zum Schuleintritt“* ihrer Tochter versah, aufnehmen. Sie hatte eine *„helfende Großmutter“* – ihre Mutter war *„fast täglich beim Kind und holte es auch dann vom Kindergarten ab*“.[903] Beruf, Haushalt und Kinderbetreuung zu vereinen, verursachten daher für die Schreibpartnerin keine Probleme. Doch ein Arbeitsplatzwechsel ihres Ehepartners änderte die familiäre Situation. Auf Grund anderer Dienstzeiten und Vertretungen an freien Tagen sahen die Eheleute *„einander oft die ganze Woche nicht“*. In dieser Situation war für Herta *„eine Entscheidung nötig: Familie oder Karriere“*. Sie entschloss sich zu kündigen. Mit ihrer Abfertigung finanzierte die Autorin ihre freiwillige Selbstversicherung und sorgte damit für ihre zukünftigen Jahre der Pensionierung vor. Der Autorin blieb zwar nun mehr Zeit für ihren Haushalt, aus finanziellen Gründen konnte sie jedoch z. B. das *„Kellner Outfit“*, das ihr Mann täglich wechselte, nicht mehr in die Putzerei geben; sie musste daher wesentlich mehr Wäsche waschen und bügeln. Neue zusätzliche Aufgaben – die Betreuung der Schwiegermutter, ihrer pflegebedürftigen Eltern und einer Bekannten, die Restaurierung eines geerbten Hauses – führten dazu, dass ihr *„Arbeitstag oft 20 Stunden“* dauerte und ihre körperlichen Beschwerden *„enorm“* [904] wurden.

---

[901] Hertha, Lebensgeschichtliche Aufzeichnungen. Hausarbeit …, 2009, S. 1.
[902] Ebd.
[903] Herta, Ergänzungen, 2009, S.1.
[904] Ebd., S. 2.

Als *„erwähnenswert“* empfindet nicht nur Erika, dass sie auf Grund ihrer *„kurzen beruflichen Tätigkeit keine eigene Pension habe und wegen der kurzen Versicherungszeit auch die Kindererziehungszeiten nicht angerechnet werden“* konnten. Ergänzend fügt sie hinzu: *„So lebe ich eben bescheiden weiter, wie ich es ein Leben lang gewohnt war.“*[905] Auch Aloisia hat *„keine eigene Pension“*; sie kommt zwar mit der Witwenpension aus, *„aber es ist sehr knapp“*. Mit ihren Leben ist sie *„trotzdem zufrieden“* und froh, sich *„alleine versorgen zu können“*.[906]

Für jene Frauen, die keinen Beruf erlernen konnten bzw. vor ihrer Heirat im familiären Umkreis unentgeltlich gearbeitet hatten, war es noch schwieriger bzw. aussichtslos, eine entsprechende Tätigkeit zu finden, die entlohnt wurde. Aloisia bereute es, *„keinen erlernten Beruf zu haben“*, denn inzwischen *„als die Kinder größer wurden“*, hätte sie *„Zeit gehabt, einige Stunden zu arbeiten“*. Sie hat *„dann da und dort Hilfsarbeiten gemacht“*, mit der Konsequenz, dass sie *„natürlich nicht angemeldet“* und sie *„daher heute keine eigene Pension“*,[907] sondern nur eine Witwenpension erhält.

Erika A. wollte 1963 nach dem Tod ihres Ehemanns wieder berufstätig werden. Sie verzichtete jedoch darauf, da ihre vierjährige Tochter *„im besonderen Maße am Verlust ihres Vaters“* litt und sie in dieser Situation ihr Kind *„nicht auch noch mit einer Berufstätigkeit belasten“* wollte. In späteren Jahren versuchte sie wieder in das Berufsleben einzusteigen, diese Bemühungen *„scheiterten an den total veränderten Arbeitsverhältnissen und an* [ihrem] *vorgerückten Alter“*. Der Autorin, die außer in den Mutterschutzwochen vor und nach der Geburt ihrer Sohnes immer berufstätig gewesen war, fiel der Entschluss ihren *„guten Posten“* aufzugeben, um ihre damals vierjährige Tochter vor seelischem Leid zu bewahren, nicht leicht. Ihr Zwiespalt lässt sich an den Argumenten, die sie im Rückblick abschließend schreibt, erkennen:

„Ich habe die Jahre mit meinen Kindern sehr intensiv gelebt und mich durch ihre Bildung selbst weitergebildet. Natürlich wäre ich gern wieder berufstätig gewesen. Heute beneide ich die Frauen, die 2 Jahre bei ihrem Baby zu Hause bleiben können ohne den Arbeitsplatz zu verlieren. Es hat sich schon sehr viel Positives für die Frauen verändert. Ich weiß nicht, ob meine Kinder, wäre ich unter jeder Bedingung wieder arbeiten gegangen, so viel in der Schule und in ihrer Ausbildung erreicht hätten. Als

[905] Erika, Hausarbeit, 2009, S. 5.
[906] Aloisia, Mein Leben im …, 2009, S. 6.
[907] Ebd.

alleinstehende Mutter habe ich es zustande gebracht, dass beide Kinder die Universität und das Doktorat geschafft haben."[908]

Selbst wenn Frauen für ihr(e) Kind(er) einen Betreuungsplatz bzw. -plätze gefunden hatten, konnten sie nicht immer in den Berufen arbeiten, die ihren Neigungen und Interessen entsprachen. Traute zählt zu den wenigen Frauen, die es schafften, ihren *„Traumberuf"* zu ergreifen. Als Traute für ihren dreijährigen Sohn einen Platz in einem Kindergarten – *„ der alles andere als gratis war"* – erhalten hatte, konnte sie sich *„um einen Job im Büro bewerben"*. Mit dem Geld, das sie in diesem *„Job"* verdiente, sparte das Ehepaar auf eine Genossenschaftswohnung.[909] Sie begann jedoch schon, während sie noch in einem *„Büro arbeitete, eine neue ‚Karriere' anzustreben"*. Ihr erster Versuch, *„dem Büro zu entkommen und einen kreativen Beruf zu ergreifen, gipfelte in einem Auftrag einer Vorarlberger Modefirma, eine Kollektion zu entwerfen"*. Die Modefirma nahm diese Entwürfe an. Traute gab *„das Büro endgültig auf und versuchte* [sich] *als freie Graphikerin."* Mit diesem Arbeitsfeld konnte sie ihren *„Tag relativ frei gestalten":* Um halb acht Uhr brachte sie ihr Kind zum Schulbus, ging auf dem Rückweg einkaufen und *„erledigte anschließend anstehende berufliche Aufträge"*. Um elf Uhr begann Traute zu kochen. Nach dem gemeinsamen Mittagessen um zwölf Uhr nach der Rückkehr ihres Sohnes aus der Schule *„machten* [sie] *gemeinsam seine Aufgaben"*. Während die Schreibpartnerin danach *„die Wohnung zusammenräumte oder wieder arbeitete"*, spielte ihr Sohn. Zu Besprechungen mit Kunden am Nachmittag konnte sie ihren Sohn mitnehmen. Die selbständige Tätigkeit ermöglichte Traute, Beruf und Familienarbeit *„relativ"* problemlos zu vereinbaren. Den oft nicht zu vermeidenden Termindruck für manche Aufträge kompensierte sie mit der Freude an ihrer künstlerischen Arbeit. Nicht jeder Auftrag, den sie zu Beginn ihrer freiberuflichen *„Karriere"* erhielt, entsprach den kreativen Anforderungen, die sie umsetzen wollte. Als sie für die Centfox riesige Filmplakate für einige Kinos in Wien malte, glich das Vorzimmer ihrer Wohnung einem *„Maleratelier"*, obwohl sie *„Papier auf den Boden legte und den Spiegel dauernd putzte"*. Glücklicherweise fand sie eine leer stehende Waschküche für diese Arbeit, *„sodass die Schweinerei in der Wohnung ein Ende fand"*. Diesen *„Job"* gab sie bald auf, denn sie *„fasste in einer richtigen Werbeagentur Fuß und bekam dort als freie Mitarbeiterin ‚saubere' Auftrags-Arbeiten wie Rein-*

[908] Erika A.: Arbeit ist das …, 2009, S. 2.
[909] Traute, Bericht über meine …, 2009, S. 11.

Zeichnungen und Illustrationen"; mit diesem Engagement hatte sie das angestrebte Ziel ihrer beruflichen Laufbahn erreicht.[910]

Die im Jahre 1949 geborene Silvia versuchte *„Zeit* [ihres] *Lebens. die Rollen der Ehe-Hausfrau, Mutter und Berufstätigen unter einen Hut zu bringen."*[911] 1967 wohnte sie während ihres Studiums noch bei ihren Eltern. Da sie *„noch ein Stück mehr Unabhängigkeit"* wollte, begann sie als Werkstudentin zu arbeiten und *„wohnte in einer eigenen Wohnung mit zwei Untermieterinnen"*.[912] In der folgenden Partnerschaft führte sie *„bereits einen Haushalt mit Freude"*. Zeitgleich mit dem Beginn ihrer Berufstätigkeit in einer Werbeagentur als PR-Beraterin erwarben sie und ihr Mann einen Rohbau in Großraming in Oberösterreich. Der Kauf dieser Immobilie führte zu einer Veränderung ihres bisherigen Lebens: *„Wir lebten bzw. arbeiteten in Wien. An den Wochenenden bauten wir an unserm Haus"*. Als sie mit 30 Jahren ihre erste Tochter bekam, *„war es nicht möglich, ein ganzes Karenzjahr in Anspruch zu nehmen".* Als ihre Tochter sechs Monate war, engagierte sie eine Kinderfrau und arbeitete *„nur mehr halbtags"*.[913] Den Haushalt besorgte Silvia selbst. Obwohl ihr technische Haushaltsgeräte *„die Arbeit erleichterten, wars nicht ganz einfach"*, denn sie bewohnten eine 160 m² große Altbauwohnung und sie fuhren *„nach wie vor jeden Freitag nach Großraming"*. Als zwei Jahre später ihr Sohn zur Welt kam, wollte sie *„das Arbeitsmodell"* aufrechterhalten, das die Geschäftsleitung jedoch ablehnte. Diese Einstellung ihres Dienstgebers zu Beginn der 1980er Jahre zeigt, dass die bestehenden Rollenmuster – obwohl sie in den Medien und in der Gesellschaft seit den 1970er Jahren immer häufiger diskutiert und kritisiert wurden – noch immer relevant waren. Silvia fühlte sich *„nach diesem Schock entsetzlich, abgeschoben, unselbständig und deprimiert"* und verließ Wien, um mit den beiden Kindern in Großraming zu leben, wo auf sie *„genügend Arbeiten, die nun entsprechend rascher durchgeführt werden konnten"*, warteten.[914]

Da die Autorin in Großraming keine familiäre Unterstützung hatte*, „war an eine außerhäusliche Arbeit nicht zu denken",* abgesehen davon, dass es für sie als *„promovierte Kommunikationswissenschafterin und PR-Beraterin weit und breit keinen*

[910] Traute, Bericht über meine …, 2009, S. 13.
[911] Silvia, Haushalt, Kinder und …, 2009, S. 1.
[912] Ebd.
[913] Ebd.
[914] Ebd., S. 2.

Arbeitsplatz gegeben" hätte. Die Gemeindevertreter erkannten jedoch bald ihre Kompetenzen und betrauten Silvia mit vielen ehrenamtlichen Projekten. Aus diesen Tätigkeiten schöpfte *sie „sehr viel Positives"*. Besonders bereichernd *„war die mehr oder weniger öffentliche Bestätigung* [ihrer] *Arbeit, die das Selbstwertgefühl stärkte und somit auch Freude bereitete"*. Wichtig war für sie *„nur immer, dass nicht die Balance zwischen Überforderung und Leistungskapazität verloren ging"*.[915]

Im Gegensatz zu vielen Autorinnen, die nach der Pflichtschule eine anschließende Berufsausbildung oder ein Studium beginnen wollten, jedoch aus finanziellen Gründen verzichten mussten, hat Gertrude ihr Studium an der Universität für Wirtschaftswissenschaften nach der ersten Staatsprüfung *„zum großen Kummer"* ihres Vaters, *der seine einzige Tochter gerne als Doktor oder – wie es damals noch hieß – als Diplomkaufmann – gesehen hätte*",[916] beendet. Den Abbruch ihres Studiums begründete sie *„erstens"* damit, dass ihr Erfolg im Studium *„nicht berauschend war"* und *„zweitens"*, dass sie und ihr Freund nach Beendigung seines Studiums *„heiraten werden"*. Eine Heirat während des Studiums ihres zukünftigen Ehemanns war sowohl für ihre als auch für die Eltern ihres Freundes *„undenkbar"*. Die Autorin lebte in einer Kleinstadt, der ihr Vater viele Jahre als Bürgermeister vorstand. Die traditionellen Sichtweisen waren daher in der kleinstädtischen Gesellschaft noch verbindlicher als in den Großstädten. Gertrude und ihre Eltern galten *„als sehr gute Familie"*; die in den Nachkriegsjahrzehnten tradierten Grundsätze setzten für eine Verehelichung voraus, dass der Ehemann für seine Frau bzw. Familie sorgen konnte und somit im Berufsleben stehen musste. Ein Ausbrechen aus diesen gesellschaftlich vorgegebenen Regeln wäre vor allem für Gertrudes Eltern undenkbar gewesen.

Während *„der Wartezeit – von 20 Jahren bis fast 24 –"* wollte Gertrude *„etwas Nützliches tun"*. Sie ging *„ein kleines finanzielles Risiko"* ein, kaufte eine Abziehmaschine, vervielfältigte die von ihrer Mutter für Kinder geschriebenen Theaterspiele und versandte sie an Schulen und Kindergärten. Die Bedienung der Vervielfältigungsmaschine mit Matrizen war sehr aufwändig und verlief nicht ohne Probleme. Das *„finanzielle Risiko ging aber gut aus"* und war *„Arbeit genug"*. Diese Arbeit war der Autorin *„aber immer noch lieber als Hausarbeit"*.[917] Nach der Heirat

[915] Silvia, Haushalt, Kinder und …, 2009, S. 3.
[916] Gertrude, Hausarbeit und anderes …, 2009, S. 2.
[917] Ebd., S. 3.

führte sie diese Tätigkeit weiter. Das Übertragen der Stenogramme mit der Schreibmaschine auf Matrizen war im Gegensatz zum Abziehen auf der Vervielfältigungsmaschine nicht schwierig. Die Bedienung dieses Apparates war *„eine Wissenschaft“*, da, um immer wieder schwarze Farbe nachfüllen zu können, die Spannung der Rolle korrigiert werden musste. Weil sie diese Arbeit *„neben dem Aufziehen der Kinder machte, kam es schon vor“,* dass sie ihren ältesten Sohn baden und mit frischer Wäsche anziehen musste, da das *„Baby manches Mal auch ganz schwarz war“*.[918] Später erleichterten elektrische Maschinen die Vervielfältigung der Theaterstücke. Gertrude *„war nie außer Haus berufstätig“*, denn sie konnte diese Beschäftigung zu Hause neben ihren Aufgaben im Haushalt durchführen. Die Arbeit, die der Autorin zu Beginn *„immer noch lieber als Hausarbeit“*[919] (und gewinnbringend) war, wandelte sich zum Pendant der Hausarbeit, einer Pflicht, der sie sich nun nicht mehr entziehen konnte.

Chancen nach vielen Jahren der Kinderbetreuung wieder in den Beruf einzusteigen, ergaben sich in manchen Berufssparten, die unter Arbeitskräftemangel litten. Josefine, eine gelernte Schneiderin, konnte wieder nach zwanzig Jahren, die sie bei den drei Kindern *„zu Hause“* geblieben war, als Verkäuferin und Änderungsschneiderin arbeiten und hatte *„so manches Erfolgserlebnis“,* das mit sozialer Anerkennung verbunden war.[920] Naturgemäß erfuhr sie auch *„Erfolgserlebnisse“* in ihrem *„Beruf“* als Managerin des Haushaltes und der Familie, diese musste sie jedoch selbst wahrnehmen. Sie erhielt keine äußere Bestätigung dafür, leben doch viele Männer nach dem Grundsatz *„nicht geschimpft ist gelobt genug“.* Dem Buber’schen Diktum folgend wird der Mensch am Du zum Ich, und bedarf daher der Wertschätzung eines Dus.

Emilie dachte sich manches Mal *„warum tust du dir das an, aber zeitweise kommt man sich sowieso wie ein Hamster im Laufrad vor, aber es ging nicht anders“.* Sie wollte ihre Anstellung nicht aufgeben und so musste sie ihren Beruf, den Haushalt (zu dem ihr Mann und ihre Tochter zählten) und einen Hund, eben *„alles unter Dach und Fach bringen“*. Ihr Mann half nur wenig. Selbstbewusst schloss sie ihren Bericht mit der

[918] Gertrude, Ergänzungen, 2009, S. 1.
[919] Ebd.
[920] Josefine, Beruf und Haushalt, 2009, S. 1.

Feststellung: *„Ich bin heute noch stolz auf mich, dass ich das gut durchorganisierte, sonst hätte es trotz alledem nicht so gut geklappt.“*[921]

Nur eine der Schreibpartnerinnen blieb die Doppelbelastung der berufstätigen Hausfrau erspart. Cäcilia musste zwar nach Ablegung der Lehramtsprüfung ein Jahr unbezahlt unterrichten, da ihre Ehe jedoch kinderlos blieb, konnte sie ihren Beruf als Professorin für Leibesübungen und Philosophie bis zu ihrer Pensionierung ausüben.

Einen nur geringen Status hatten Berufe, die im Fokus häuslicher Tätigkeiten standen wie beispielsweise der Beruf einer Handarbeitslehrerin. Frau Moder erlebte diese Geringschätzung. *„Ich wurde nur eine Handarbeitslehrerin“* schreibt sie in ihren Erinnerungen, die sie auf Wunsch ihrer Enkelin schrieb. *„Dieses Wörtchen ‚nur‘ verfolgte* [sie] *bis zu* [ihrer] *Pensionierung“*. Ausgesprochen wurde dieses *‚nur‘* von einem Schuldirektor, bei dem sich die Autorin vorstellen musste, der davon ausgegangen war, dass sie eine Volksschullehrerin wäre. *„Ach so, nur eine Handarbeitslehrerin“*, sagte er und begründete damit ihren *Minderwertigkeitskomplex“*, den sie *„nicht mehr loswerden“* konnte.[922]

8.2 Zusammengefasst: *„Die Rollen der Ehe-Hausfrau, Mutter und Berufstätigen unter einen Hut zu bringen“*

Aus den autobiographischen Texten der Akteurinnen geht hervor, dass folgende Gründe zur Aufgabe ihrer beruflichen Tätigkeiten führten:

Die gesellschaftlich verbalisierten Sichtweisen nach einer Verehelichung, die ebenso als Indiz der bestimmenden männlichen Hierarchie galten und der sich die Frauen fügten bzw. fügen mussten, lauteten:

„MEINE Frau braucht nicht zu arbeiten“,

„meine Frau muss nicht arbeiten“,

„meine Mutter arbeitet nicht“ und dem

„Ehrgeiz“ des Mannes entsprechend *„die Familie allein, aus eigener Kraft zu erhalten“*.

Ebenso beeinflussten die traditionellen geschlechtsspezifischen Sichtweisen für die Bestimmung der Frauen, die sie in ihren Familien erlebt hatten bzw. die den Mädchen

[921] Emilie N., Haushalt, 2009, S. 1.
[922] Moder, Josefine: Aufzeichnungen. 1994, S. 43.

in der Bildungs- und Ratgeberliteratur nahegebracht wurden, die Akteurinnen in ihrer Entscheidung, ihren Beruf weiter auszuüben oder ihn aufzugeben. Die Autorinnen stellten den Ausstieg aus ihrem Berufsleben nicht als Verzicht dar, sondern als eine mit dem Ehepartner gemeinsam getroffene Entscheidung zum Wohle der Kinder bzw. des Partners:

„Mein Mann und ich wollten, dass ich Hausfrau sein sollte, dass ich nur für ihn da sein solle, wenn er abends von der Arbeit nach Hause komme. So dachte man 1951 noch immer."

„… gab es jetzt ein schönes Familienleben nach altem Muster".

„In der Freizeit verwöhnte ich meinen Mann, denn er hatte viel Arbeit im Betrieb."

„*Mein Mann war sehr froh endlich ein richtiges Zuhause zu haben."*

Es war *„auch immer klar"*, die *„Kinder selber zu betreuen und groß zu ziehen…"*

Nach der Geburt mehrerer Kinder erübrigte *„sich die Frage, weshalb ich zwanzig Jahre nur Hausfrau war".*

Mit nur einem Einkommen alle notwendigen Ausgaben für eine Familie zu bestreiten, zwang die Hausfrauen

„möglichst sparsam zu wirtschaften". Andere sinngemäße Zitate lauteten wie folgt:

„da ich mit einem Gehalt auskommen musste, kam ich aus dem Wursteln nicht heraus", *„es war zeitweise sehr knapp"*.

Die in den 1970er Jahren entstandene Doppelbelastung der berufstätigen Hausfrauen mutierte in den folgenden Jahrzehnten zur Mehrfachbelastung. Die Lebenswirklichkeit der Frauen war und ist von einer fast unübersehbaren Vielfalt von zu erledigenden Aufgaben geprägt. Wie einige Beispiele zeigen, stellen viele Frauen an sich selbst zu hohe Anforderungen – sie wollen in allen Bereichen, im Beruf, im Haushalt, in der Kinderbetreuung und in einzelnen Fällen zusätzlich in der Betreuung von Familienangehörigen perfekt sein. Aus den Aussagen einiger Autorinnen wie beispielsweise *„meine körperlichen Beschwerden waren enorm"*[923] oder *„mir wurde auf Dauer das Ganze zu viel"*[924] geht hervor, dass die Frauen bis an die Grenzen ihrer Belastbarkeit – einem gesundheitlichem Status, der in Amerika etwa seit Ende der 1970er Jahre als *„Burnout-Syndrom "* diagnostiziert wurde – gingen. Die mehrfachbelasteten Frauen wollten die in sie gesetzten Erwartungen erfüllen und

[923] Herta, Ergänzungen, 2009, S. 2.
[924] Mach, Damals und heute, 1996, S. 71.

verdrängten die immer heftiger auftretenden gesundheitlichen Beschwerden bis selbst sie ihre massiven Beeinträchtigungen nicht mehr leugnen konnten.

Nicht aus dem Berufsleben trotz der Doppel- bzw. Mehrfachbelastung auszusteigen, begründeten die Frauen zumeist mit finanziellen Gründen, einige thematisierten auch die damit verbundenen gesundheitlichen Probleme:

„Mein Mann studierte viele Jahre, sodass ich zum Familienerhalter mutierte“,

„… natürlich ließ sich dennoch nicht alles mit einem Gehalt finanzieren“,

„Allgemein gesehen, drängte der Wunsch nach besser leben, besser wohnen die Frau in die Berufstätigkeit“,

„Die Entlastung der Haushaltskasse machte sich durch meine Berufstätigkeit schon gewaltig bemerkbar.“

„… auf 2 Fronten im Einsatz – im Beruf und daheim“ –„überbelastet“,

„… wurde auf Dauer das Ganze zu viel“,

„… meine körperlichen Beschwerden waren enorm“,

„Die Zeit der Doppelbelastung: Beruf, Haushalt, Kind ist mir noch in schrecklicher Erinnerung“ und

„So empfand ich mein Zuhause-Bleiben für mich und meinen Sohn als Erlösung.“

Aus wenigen Darstellungen geht hervor, dass manche Männer von ihren berufstätigen Frauen – abgesehen von fehlender Mithilfe im Haushalt oder in der Kinderbetreuung – darüber hinaus besondere Rücksichtnahme auf ihr psychisches und physisches Wohl erwarteten:

„… äußerste Rücksichtnahme, da er sich für das Lehramt an Hauptschulen weiterbildete“,
„… für ihn war es selbstverständlich, dass die Frau zu Hause zu sein hatte, wenn der Mann von der Arbeit heimkam.“

Beruf und Familienarbeit zu vereinbaren war primär jenen Frauen vorbehalten, die den Lehrberuf ausübten und in der Kinderbetreuung arbeiteten oder eine *„helfende Großmutter“* hatten. Der Wunsch mancher Autorinnen nach vielen Jahren der Kinderbetreuung wieder in ihren Beruf einzusteigen, gelang nicht immer:

„Ja, wenn ich da meine Mutter nicht gehabt hätte!“

„… meine eigene Oma kam noch zu mir, um auf die ersten beiden Kinder während meiner Abwesenheit auf in der Schule aufzupassen“,

„… die neue Kinderfrau war ein doppelter Glücksfall: sie war wie eine Oma im Haus“,

„… war klar, dass ich wieder mit Kindern arbeiten wollte“,

„… gerne wieder in den Beruf zurückgekehrt“,

„Auch war es in dieser Kleinstadt gar nicht üblich, dass Frauen einer Berufsarbeit nachgingen“,

„… Geld gut brauchen können“,

„… an eine Berufstätigkeit ist einfach nicht zu denken gewesen, Verwandtschaft hatte ich keine am Ort“.

Frauen, die ihre Berufstätigkeit aufgeben mussten und daher zu wenige Versicherungszeiten sammeln konnten, weisen auf das Problem der fehlenden Eigenpension hin:

Auf Grund der *„kurzen beruflichen Tätigkeit keine eigene Pension habe“*,

„… komme zwar mit der Witwenpension aus, aber es ist sehr knapp“,

„… dann da und dort Hilfsarbeiten gemacht“ - *„natürlich nicht angemeldet“* - *„daher heute keine eigene Pension“*,

„… dass ich wegen meiner kurzen beruflichen Tätigkeit keine eigene Pension habe und wegen der kurzen Versicherungszeit auch die Kindererziehungszeiten nicht angerechnet werden können“,

„… hab zwar heute keine eigene Pension“.

Einige Akteurinnen konnten ihre Lebensplanung nach ihren Wünschen gestalten. Eine Schreibpartnerin, die ihr *„Nur-Hausfrau-Dasein“* nach zwanzig Jahren beendete und wieder ins Berufsleben einsteigen konnte, beurteilt rückblickend diese Zeit der *„Doppelbelastung“* als *„anstrengender als die Zeit, als die Kinder noch klein waren“*. Sie *„war schon ziemlich gehetzt und nervös in der ersten Zeit“*, obwohl ihr die jüngste Tochter *„eine große Hilfe war“*.[925] Sie wunderte sich nach ihrer Pensionierung oft, wie sie *„Arbeit, Wohnung und Garten unter einen Hut bringen konnte!“*.[926] Ihre *„Devise“* in der Zeit der *„Doppelbelastung“* lautete: *„Einteilung ist alles und verzetteln durfte man sich nicht“*.

Eine Autorin der jüngeren Generation – 1947 geboren – wollte ihren Beruf nach der Geburt ihrer Tochter nicht aufgeben und musste daher *„alles unter Dach und Fach bringen“*. Wenn sie sich auch *„zeitweise wie ein Hamster im Laufrad“* vorkam, *„es ging nicht anders“*. Im Berufsleben zu stehen bedeutete für sie – und ebenso für andere Frauen – nicht nur zumindest eine teilweise finanzielle Unabhängigkeit, sondern

[925] Ilse, Hausarbeit – Hausfrau, 2009, S. 8.
[926] Ebd., S. 9.

zugleich mehr soziale Anerkennung. So ferne die berufliche Tätigkeit nicht nur als „Job“ in Betracht kam, konnten die Frauen nach der zeitgemäßen Formulierung auch ein gewisses Maß an Selbstverwirklichung rekrutieren. Stellvertretend für viele Frauen, die sich der Doppelbelastung stellten, beurteilt die oben genannten Autorin ihre Leistung mit folgenden Passus: *„Ich bin heute noch stolz auf mich, dass ich das gut durchorganisierte, sonst hätte es trotz alledem nicht so gut geklappt.“*[927]

Im Berufsleben wird mehr denn je Professionalität verlangt, die Arbeitskraft soll nicht durch zusätzliche Pflichten in ihrer Verfügbarkeit gehandicapt sein. Als Vorbild in der Arbeitswelt zählt immer noch die „männliche Arbeitskraft“, die sich für den Beruf „aufopfert“. Der Familienvater kann Überstunden machen oder an Meetings zu Terminen in den Abendstunden teilnehmen, im Gegensatz zur berufstätigen Familienfrau ist er nicht in dem Ausmaß an Zeit und Termine für die Kinderbetreuung gebunden.

Ein kurzer historischer Rückblick soll die Bemühungen der Frauen, sich von der männlichen Vorherrschaft zu befreien und das von ihr gewünschte Rollenbild wählen zu können, zeigen.

[927] Emilie N., Haushalt, 2010, S. 1.

9 DIE FRAU UND IHRE ROLLENBILDER

Jahrhunderte lang haben Männer in der Öffentlichkeit dominiert und die Funktionen der Mitglieder der Gesellschaft weitgehend definiert. Rosa Mayreder, die österreichische Malerin, Philosophin und erste emanzipierte Schriftstellerin, schrieb zu Beginn des 20. Jahrhunderts: *„Man wird erst wissen, was die Frauen sind, wenn ihnen nicht mehr vorgeschrieben wird, was sie sein sollen.“*[928]

Kulturbedingte männliche Lebensweisen und Normen bestimmten die gesellschaftlichen Rollenbilder, sie dienten dazu die männliche Vorherrschaft in der Gesellschaft nicht zu gefährden. Die von den Männern als angemessen geltenden Rollenzuschreibungen und Verhaltensweisen für Frauen manifestierten sich daher in nachhaltig wirkender Weise in Gesetzen sowie in den gesellschaftlich vorgegebenen Aufgaben und Pflichten. Die Ausgrenzung von höherer Bildung und wissenschaftlicher Tätigkeit sollte dazu dienen, die Herrschaft der Wissenden über die Unwissenden zu festigen, denn sie war zugleich die Herrschaft des Mannes über die Frau.

Für die politischen Entscheidungsträger war es daher naheliegend, Mädchen im Wesentlichen nur den Erwerb jener Kenntnisse zu ermöglichen, die sie für die Führung eines Haushaltes und für die Erziehung der Kinder benötigten. Die fehlenden Bildungschancen für Frauen und ihr Eingeschlossen-Sein in einem *„beschränkten und von Irrtümern geprägten patriarchalen Rahmen“* hemmte die Entwicklung der Frauen zu eigenständigem Denken und damit zur *„Herausbildung eines neuen Bewußtseins“*.[929] Erst die Frauengeschichtsforschung seit den 1970er Jahren wies auf die Benachteiligungen im Bildungswesen für Mädchen im historischen Verlauf und die damit verbundenen Hindernisse für Frauen beruflich tätig zu werden hin. Die Frauenforschung respektive die Frauenbewegung trugen zur Beseitigung der ungleichen Bedingungen im Lebenslauf zwischen den Geschlechtern bei und ermöglichten den Frauen neue Lebensformen und Perspektiven zu explizieren.

Die Historikerin und Pionierin der Frauengeschichte, Gerda Lerner *„machte die gleichen Erfahrungen wie die meisten Frauen unter den üblichen Lebensbedingungen: als ungelernte und später angelernte Arbeitskraft, als Hausfrau, Mutter, Gebärende und*

[928] Mayreder Rosa: Zur Kritik der Weiblichkeit. 3. Aufl. Jena. Leipzig, 1910, S. 199.
[929] Lerner Gerda: Die Entstehung des Patriarchats. Frankfurt/Main, New York, S. 272.

aktiv am Leben des Gemeinwesens Anteilnehmende.“[930] Sie empfiehlt jeder Frau mindestens ein Jahr lang Frauengeschichte zu studieren, *„egal, was sie sonst macht. Jede Frau ändert sich, wenn sie erkennt, dass sie eine Geschichte hat.“*[931] Denn auch das Wissen über die Empirie der Frauen in der Vergangenheit ist weitgehend nach den von Männern definierten Werten dargestellt und interpretiert geworden.[932] Nach Rohde-Dachser spielten bei der Vorherrschaft der männlichen Entscheidungsträger *“Institutionelle Mechanismen“*, eine Rolle: *“Eine einmal etablierte Theorie wird umso weniger hinterfragt, je angesehener die professionelle Gruppe ist, die sie vertritt und je höher der wissenschaftliche Rang ihres Urhebers innerhalb dieser Expertengruppe.“*[933] Neben ihrer Empfehlung für das Studium der Frauengeschichte – das jedoch nicht für jede Frau mühelos durchführbar ist – stellt Lerner die Frage, ob Frauen nicht teilweise selbst am Festhalten des *„patriarchalen Systems“* Schuld haben, denn: *„das System des Patriarchats kann nur funktionieren, wenn die Frauen an seiner Aufrechterhaltung mitwirken“*.[934] Als patriarchale Werte definiert Lerner *„die Annahme, daß die Tatsache eines biologischen Unterschieds zwischen den Geschlechtern eine geschlechtsspezifische Arbeitsteilung bedingt, die als gottgegeben oder zumindest als ‚natürlich‘ angesehen werden kann“* und sich damit eine „‚*naturbedingte‘ Dominanz des Mannes über die Frau“*[935] ergibt. Der Zugang zu einer gerechteren Bildung stellt eine der Voraussetzungen zum Durchbrechen der männlichen Hierarchie und der Stärkung des Selbstvertrauens dar.

In den Schreibaufrufen und Autobiografien erzählen die Autorinnen von ihren vergeblichen Wünschen höhere Schulen besuchen und/oder einen Beruf erlernen zu können.

Hanni hatte als fünftes Mädchen einer Bauernfamilie *„immer geträumt“*, dass sie in die Hauptschule gehen dürfte. Sie war immer eine gute Schülerin und *„weiß bis heute noch nicht“* warum sie sich *„nie getraut hat, darum zu betteln“*. Als sie mit vierzehn Jahren *„aus der Schule“* kam, *„hat man daheim auf die Arbeitskraft gewartet, da fast zur*

---

930 Lerner Gerda: Frauen finden ihre Vergangenheit. Grundlagen der Frauengeschichte. Frankfurt/Main, New York, 1995, S. 22.
931 Leitspruch Gerda Lerner siehe: www.frauenstudienzirkel.net.
932 Vgl. Lerner, Frauen finden ihre…, 1995, S. 156
933 Rohde-Dachser Christa: Unbewußte Phantasie und Mythenbildung in psychoanalytischen Theorien über die Differenz der Geschlechter. (1989). In: Psychoanalytische Diskurse über die Weiblichkeit von Freud bis heute. Hg.: Margarete Mitscherlich, Christa Rohde-Dachser. Stuttgart, 1996, S. 135.
934 Lerner, Gerda: Die Entstehung des …, 1991, S. 269
935 Lerner, Frauen finden ihre …, 1995, S. 164.

gleichen Zeit 2 Geschwister aus dem Haus gingen".[936] Arbeit gab es genug, umso mehr als die Mutter schon über fünfzig Jahre war und noch drei kleine Geschwister zur Familie zählten. Barbaras *„Traumberuf wäre immer schon Lehrerin gewesen, doch das war aus mehreren Gründen unerreichbar"*. Ihre Eltern *„konnten sich eine solche Ausbildung nicht leisten"*, umso mehr als die Ausbildung nur mit einem Internatsbesuch möglich gewesen wäre. Auch dem Lehrer, der die Autorin sehr unterstützt und gefördert hat, gelang es nicht die *„Eltern umzustimmen"*. Barbara blieb

„nichts anderes übrig als [ihr] *Entlassungszeugnis vom 2. Juli 1958 zu den anderen Zeugnissen in den Schrank zu legen. Stolz war* [sie] *trotzdem drauf, denn es gab darin nur die Note sehr gut. Zu dieser Zeit sahen die meisten Menschen noch Arbeit als viel wichtiger an als Bildung, besonders am Land"*. [937]

Als Mädchen sollte sie *„klarerweise erst mal ordentlich die Hausarbeit kennen lernen"*.[938] Auch auf den Besuch einer Schule zur Ausbildung zur Kindergärtnerin in Salzburg, der keine Kosten für die Eltern verursacht hätte, musste die Autorin verzichten. Ihre Eltern waren damit nicht einverstanden, vor allem ihre *„Mutter wollte nichts davon wissen"*. Sie wollte, dass ihre Tochter *„jederzeit erreichbar gewesen wäre"*, denn – so ihr Argument – *„Zu was hätt' ich denn dann ein Dirndl …?"*[939] In dieser Aussage spiegelt sich das verhärtete geschlechtsspezifische Rollenbild des dienenden weiblichen Wesens. Die Mutter wollte auf die Hilfeleistungen ihrer Tochter im Haushalt nicht verzichten, sie konnte sich aus ihrem Rollenbildverhalten nicht lösen. Dabei übersah sie die Möglichkeit für ihre Tochter mit einer Berufsausbildung aus dem festgeschriebenen Rollenbild auszubrechen. Galten die Kinder außerdem – im Besonderen die Mädchen – in landländlichen Gebieten als kostengünstige Arbeitskräfte. Eine freie Berufswahl am Ende der Schulpflicht war in den fünfziger und sechziger Jahren gesellschaftlich nicht verankert und die Jugendlichen hatten sich den Anordnungen der Eltern zu fügen. *„Das war eine andere Zeit wie heute"*, beschreibt Barbara ihre Lage, *„es war selbstverständlich, dass schwerwiegende Entscheidungen von den Eltern gefällt wurden und dass man sich als Jugendlicher fügte"*.[940]

Den Wunsch, Lehrerin oder Kindergärtnerin zu werden, hat nicht nur die Schreibpartnerin Barbara angesprochen. Aloisia wollte ebenfalls *„eigentlich immer*

---

[936] Hanni, Hausarbeit im Wandel, 2009, S 1.
[937] Barbara, Mein Glück, dass …, 2009, S. 3.
[938] Ebd.
[939] Wass, Mein Glück, dass…, 2013, S. 242.
[940] Ebd.

gerne Lehrerin oder Kindergärtnerin werden, aber ohne Hauptschulabschluss war das unmöglich". Ergänzend fügte sie die gesellschaftliche Sichtweise zum Verlauf einer weiblichen Biographie hinzu: *„Man war der Meinung, dass das für ein Mädchen nicht nötig wäre, da es ja bald heiratet und Kinder hat und damit so wie so zu Hause bleiben muss."* Als Aloisia im Jahr 1950 *„aus der Schule kam"*, hatte ihre Mutter für sie einen *„Posten als Hausgehilfin"* gefunden, den sie annehmen musste, denn sie *„hatte* [sich] *zu fügen"*. Diese Arbeit war zugleich als *„Vorbereitung aufs spätere Hausfrauen-Leben"*[941] gedacht.

In einer ähnlichen Situation war Margarete Weiss, die Kinderkrankenschwester werden wollte. Auch sie spricht die gesellschaftlichen Vorurteile und die finanziellen Probleme, die in vielen Familien existierten und eine höhere Berufsausbildung für Mädchen ausschlossen, an: *„Zum einen sah man damals – vor allem auf dem Land, wo ich aufgewaschen bin – keine Notwendigkeit, ein Mädchen studieren zu lassen, zum anderen hätten die finanziellen Möglichkeiten meiner Herkunftsfamilie dafür nicht ausgereicht."*[942] Nach der Pflichtschule und einer zweijährigen Haushaltsschule begann sie in Wien bei einer Familie als *„Kindermädchen"* zu arbeiten. Ihr Aufgabenbereich erweiterte sich jedoch bald vom *„Kindermädchen"* zum *„Mädchen für alles"*. Nach der Kündigung dieses Arbeitsverhältnisses arbeitete sie in Kinderheimen und danach um die Betreuung der eigenen Kinder und den Beruf vereinbaren zu können als Tagesmutter. Während ihrer folgenden Tätigkeit im St. Anna Kinderspital als Abteilungshilfe wird ihr der Wunsch, ihre verantwortungsvolle Arbeit mit einer Pflegehelferausbildung zu legalisieren, abgelehnt. Die Ausbildung selbst zu bezahlen scheiterte an den finanziellen Mitteln der Autorin, außerdem musste sie auf ihre Arbeit als *„Hauswart"* Rücksicht nehmen. Ihre nächste berufliche Anstellung fand sie in der mobilen Kinderbetreuung der Institution *„Sozial Global",* die sie folgender maßen beschreibt: *„Hier sollten wir nicht* einen *Beruf ausüben, nein wir waren Mutterersatz, Köchin, Krankenschwester, Lehrer und Therapeuten gleichzeitig"*.[943] Obwohl Margarete in eine von ihr nicht erwünschte Berufslaufbahn gedrängt wurde und *„jahrelang einer versäumten Karriere als Ärztin nachgeweint"* hat, *„schaut"* sie im *Rückblick „auf ein erfülltes und befriedigendes Berufsleben"* zurück. Die Autorin

[941] Aloisia: Arbeit ist das halbe Leben. 2009, S. 1.
[942] Weiss M., Blitzlichter aus meiner …, 2013, S. 270
[943] Weiss M., Blitzlichter aus meiner …, S.310.

„konnte zwar keine Universität besuchen“, jedoch sind ihr *„in vielen Situationen die richtigen Menschen begegnet“*, von denen sie *„vielleicht“* mehr gelernt hat, *„als man je in einer Schule lernen kann“*. An den Zeitpunkt, an dem sie erkannte, *„dass der Platz“* an dem sie *„jeweils“* gestanden ist, *„der richtige“* für sie war, kann sie sich nicht mehr erinnern. Der Zeitpunkt des Bewusstwerdens, *„dass der Platz“* an dem die Autorin *„jeweils“* gestanden ist, der *„richtige“* war, ist nicht so relevant, entscheidend für ihr Leben war, dass sie während ihrer Arbeit mit Kindern *„ihre Begabungen und Talente voll einsetzen konnte“* und – trotz der Nichterfüllung ihres Berufswunsches – *„auf ein erfülltes und befriedigendes Berufsleben“*[944] zurückblicken kann.

Die Verbesserungen der Bildungsmöglichkeiten für die Mädchen wirkten sich erst in den 1960er und 1970er Jahren aus und beeinflussten das zukünftige Rollenbild der Frau entscheidend. Vom Ausbau der Höheren Schulen und der Universitäten in der zweiten Hälfte der 1960er Jahre und der Abschaffung der Studiengebühren Anfang der 1970er Jahre profitierten vor allem Mädchen und junge Frauen. Der Zulauf der Mädchen zu den berufsbildenden Schulen und an die Universitäten stieg in hohem Maße. Obwohl Mitte der 1970er Jahre bereits mehr Mädchen als Burschen eine Allgemeinbildende Höhere Schule besuchten, darf nicht übersehen werden, dass Mitte der 1970er Jahre fast doppelt so viele Mädchen wie Burschen – nämlich 25 % - nicht über einen Pflichtschulabschluss hinauskamen.[945] Trotz der gesellschaftlichen Diskussion über das sich verändernde Rollenbild der Frauen, erwarteten männliche Entscheidungsträger weiterhin von den Mädchen im Schulbetrieb Anpassungsfähigkeit und Anpassungsbereitschaft, wie folgendes Beispiel zeigt: In einer Untersuchung im Auftrag des Bundesministeriums für Unterricht und Kunst im Jahr 1985 wurde festgestellt, dass Mädchen von der Volksschule an bessere Leistungen als Knaben erbrachten. Einige männliche Pädagogen forderten daraufhin, den Unterricht in den Schulen den Bedürfnissen der Knaben entsprechend zu gestalten, da bei ihnen die Anpassungsfähigkeit und die Motivation schwächer entwickelt wären, während Mädchen sich viel besser anpassen könnten.[946]

---

[944] Ebd., S. 317.
[945] Vgl. Fassler Martina: Ohne uns geht nichts! 60 Jahre ÖGB Frauen. >Frauen haben Zukunft<. Hg.: ÖGB Frauenabteilung. Wien, 2005, S. 16.
[946] Vgl. Rosenberger Fritz: Töchter können mehr. In: Workshop „Töchter können mehr“. Hg.: Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Sport. Wien, 1985, S.2.

Ein anderes Beispiel aus den Berichten zeigt die Bevorzugung der Söhne beim Schulbesuch und die nicht enden wollende Bevormundung des Vaters. Stefanie Eveline erlebte ihre Mutter in der Rolle der „Nur-Hausfrau“ ebenso wie in der Rolle der berufstätigen doppelt belasteten Hausfrau. *„Arbeit macht das Leben süß“*,[947] diente Evelines Mutter, *„wenn sie mit hochroten Wangen mit dem Schneebesen die Mayonnaise rührte oder auf dem Boden kniend den Parkettboden bohnerte, …“*[948] als Leitsatz.

Aus dem ergänzenden Satz bzw. Wortfolgen: *„Und sie lächelte dabei. Freute sich“* ist doch auch das Zweifeln der Autorin erkennbar, ob ihre Mutter die Haushaltsarbeiten definitiv mit Freude erledigt oder ob das Sprichwort *„Arbeit macht das Leben süß“* ihre Sichtweise auf das Rollenbild der Hausfrau geprägt hat. Diese Überlegung mag für Stefanie Eveline insofern signifikant gewesen sein, da ihre Mutter nach dem Besuch der Meisterklasse an der Kunstgewerbeschule eine Anstellung *„bei einer angesehenen Modefirma“* bekommen hätte; trotzdem entschied sie sich für das *„damals gültige Frauenmodell Kinder, Kirche, Küche“*[949]. Stefanie Eveline wollte studieren, durfte aber *„nur unter vielen Tränen und dem Zuspruch meiner Lehrerin“* nach der Volksschule ein Gymnasium besuchen, denn ihr Vater war der Ansicht *„ein Mädchen braucht doch nicht zu studieren!“*[950] Trotz des sehr guten Lernerfolgs und dem großen Interesse an Sprachen am Gymnasium, bestimmte ihr Vater nach vier Jahren, dass sie den Beruf einer Lehrerin ergreifen sollte und schickte sie an eine Lehrerbildungsanstalt. Studieren durfte nur ihr Bruder, denn der *„muss einmal eine Familie erhalten“*[951] und für zwei Studenten war das Einkommen des Vaters nicht hoch genug. Aus seiner traditionell-patriarchalischen Sicht förderte er den Sohn – den zukünftigen Familienerhalter – für die Ausbildung der Tochter wählte er den Lehrberuf, ein Beruf der im engen Zusammenhang mit der tradierten Rollenverteilung stand. *„Die Spur, welche die Eltern für gut und richtig erachteten, war also vorgegeben. Und spuren mussten die Kinder der damaligen Zeit sowieso in allen Belangen“*[952] beschreibt Stefanie-Eveline ihre Situation, in die sie sich zu fügen hatte. Da die Mutter der Autorin nach dem Zweiten Weltkrieg einige Jahr an einer Haushaltungsschule als Lehrerin unterrichtete, ist

[947] Stefanie-Eveline, Arbeitswelt einst und …, 2009, S. 1.
[948] Ebd., S. 2.
[949] Ebd., S. 1.
[950] Stefanie-Eveline, Arbeitswelt einst und …, S. 1.
[951] Ebd.
[952] Ebd., S. 2.

anzunehmen, dass sie die *„vorgegebene Spur der Eltern“* – die Berufspläne des Partners für ihre Kinder – mitgetragen hat.

Die Bevormundung des Vaters endete für die Tochter auch nicht nach dem Ende ihrer Lehrerinnenausbildung. Als ihr Vater sie zum Vorstellungsgespräch an ihrer ersten Dienststelle begleitete, beantwortete er die Fragen, welche die Direktorin an sie stellte. Diese wies ihn jedoch mit der Bemerkung: *„Ich habe Ihre Tochter gefragt!“*[953] zurecht. Obwohl Frau Stefanie-Eveline volljährig war und das Aufnahmegespräch nur sie betraf, fühlte sich ihr Vater als *„Haupt der Familie“* – wie es bis 1975 in der geltenden Fassung des § 91 ABGB aus dem Jahre 1811 hieß – berechtigt, für seine Tochter zu sprechen. Der emanzipierten Direktorin war es zu verdanken, dass sie Stefanie-Eveline als Partnerin ansprach und aus dieser geschlechterhierarchischen Abhängigkeit löste. Für Stefanie-Evelines Vater mag diese Wendung unerwartet gewesen sein, stand ihm doch in der Eigenschaft als Haupt der Familie *„vorzüglich das Recht zu, das Hauswesen zu leiten“* und damit auch wichtige Entscheidungen für die Familienmitglieder, bis zu der 1975 beschlossenen Familienrechtsform, zu treffen. Nach der *„Verehelichung“* änderte sich das Rollenbild für die Autorin. Da ihr Mann viele Jahre studierte, mutierte sie *„zum Familienerhalter“*,[954] einer Domäne die bislang dem Mann zugerechnet wurde. Die Schreibpartnerin bezeichnete sich als *„Familienerhalter“* in der männlichen Form, war doch die gendergerechte Sprache in den 1970er Jahren noch nicht aktuell.

Vor der Familienrechtsreform hatte das *„Haupt der Familie“* u. a. das Recht den Wohnsitz zu bestimmen, seiner Frau die Berufstätigkeit zu verbieten, andererseits aber im Falle einer Berufstätigkeit das Entgelt abzuholen. Die Frauen waren zwar in der Praxis für die verantwortungsvolle Kinderbetreuung zuständig, vor dem Gesetz unterlagen die Kinder jedoch der väterlichen Gewalt.[955]

Die 1975 unter Christian Broda erarbeitete „Große Familienrechtsreform“ stellte die einvernehmliche Lebensgestaltung der Ehepartner in den Vordergrund. Das Abhängigkeitsverhältnis der Frau vom Mann endete mit dieser Reform.[956]

---

[953] Ebd.
[954] Ebd.
[955] Vgl. Fassler, M., Ohne uns geht …, 2005, S. 16.
[956] Vgl. Ma-Kircher K., Emanzen, Ikonen und …, 2011, S. 18.

9.1 Wenig bekannte Rollenbilder in Wissenschaft und Technik

Vereinzelt förderten Väter die Bildung ihrer Töchter bis zum Abschluss eines Studiums. Doch selbst Frauen wie Mileva Einstein-Maric, Lise Meitner, Camille Claudel und Emmy Noether konnten sich in ihrem fortführenden Lebenslauf dem *„patriarchalischen System"* zumeist nicht entziehen.[957] Schon während ihres gemeinsamen Studiums an der EHT Zürich vor der Jahrhundertwende sagte Albert Einstein, dass Mileva für ihn alle mathematischen Probleme löste. Nachdem Einstein Mileva geheiratet hatte, bekräftigte Einstein die Bedeutung der wissenschaftlichen Arbeit seiner Frau für seine Forschungen mit folgender Aussage: *„Ich brauche meine Frau. Sie löst für mich alle mathematischen Probleme."* Sie war es auch die ihm half, *„als er sich beim Licht der Petroleumlampe so hart mit der Relativitätstheorie abquälte"*. Milevas Vater soll Einstein gesagt haben, dass er ohne sie sein *„Werk nie begonnen noch vollendet"*[958] hätte. Trotz dieser Zugeständnisse erwähnte er seine Frau bei der Veröffentlichung gemeinsamer Arbeiten nicht als Co-Autorin. Unwillkürlich stellt sich im Hinblick auf das patriarchalische System der damaligen Zeitepoche die Frage: Hätte Einstein den Namen eines männlichen Co-Autors ebenfalls negiert? *„Vor kurzem haben wir ein sehr bedeutendes Werk vollendet, das meinen Mann weltberühmt machen wird"*[959] erzählte Mileva Einstein-Maric im Jahr 1905 als sie ihren Vater mit ihrem Mann besuchte. Den Nobelpreis für dieses Werk erhielt Albert Einstein im Jahr 1922, den Geldbetrag für diese Auszeichnung überließ er seiner damals bereits geschiedenen Frau.[960]

Wenigen ist bewusst, dass Frauen wesentlich zur Entwicklung der Informatik beigetragen haben, ein Wissensgebiet das mathematisches Potenzial voraussetzt – eine Begabung, die aus männlicher Sicht nicht in das Rollenbild der Frauen passte. Als Begründerin der Informatik und *„erste*[n] *Programmiererin"*[961] wird die 1815 geborene Augusta Ada Byron, verehelichte Ada King, Countness of Lovelace, auf Grund ihrer Arbeit im Zusammenhang mit der *„Analytic Engine"* angesehen. Die Mutter förderte ihre intelligente Tochter und ließ sie in Naturwissenschaften und Mathematik

---

[957] Vgl. Trömel-Plötz Senta: Vatersprache, Mutterland. Beobachtungen zu Sprache und Politik. 2. überarb. Auflage, München, 1993, S. 48.
[958] Trömel-Plötz S., Vatersprache, Mutterland. Beobachtungen …, 1993, S. 45-47.
[959] Trömel-Plötz S., Vatersprache, Mutterland, S. 56.
[960] Vgl. Ebd.
[961] Hoffmann Ute: Computerfrauen. Welchen Anteil haben Frauen an Computergeschichte und –arbeit? München, 1987. S. 74.

unterrichten. Ada Lovelace übersetzte die 1843 vom italienischen Mathematiker Luigi Menabrea verfasste Beschreibung der *„Analytic Engine“* und fügte eigene Überlegungen hinzu.[962] Sie entwickelte einen Algorithmus zur Berechnung der Bernoulli-Zahlen, der die Grundlage für das erste „Computerprogramm“ bildete. Als *„Algorithmus“* wird in der Computertechnik *„eine vollständig festgelegte Folge von Einzelvorschriften zur Lösung einer Aufgaben, nach der ein Mensch oder ein Automat auf Elementen einer Menge von Eingabedaten operieren kann und dabei Ausgabedaten erzeugt“*.[963] Diese Definition führt zur Akzeptanz der Mitarbeit von Frauen beim Programmieren, denn *„der Begriff ‚Algorithmus‘ schließt folglich beispielsweise eine Strickanleitung wie auch eine komplizierte mathematische Lösungsvorschrift ein“*;[964] Tätigkeiten, für die im hohen Maße Geduld und Genauigkeit nötig sind. Um über die oft vergessenen, jedoch bedeutenden Leistungen von Frauen in Wissenschaft, Technik, Mathematik und Informatik zu informieren und Mädchen und Frauen für diese Fächer zu interessieren begründete Suw Charman-Anderson 2009 den *„Internationalen Ada Lovelace Day“*, der jährlich am 13. Oktober stattfindet.[965]

Nach der Konstruktion des ersten funktionsfähigen Computers – des Z3 – übernahmen vor allem die Frauen das Programmieren der riesigen Rechenmaschinen. Für diese Arbeit waren die *„typischen weiblichen“* Eigenschaften – Geduld, Ausdauer und Belastbarkeit – erforderlich. Mit diesen herrschenden Ansichten/Stereotypen wurden die Frauen über ihr *„besonders ausgeprägtes Talent“* zum Programmieren in diesem Berufszweig nicht nur anerkannt, sondern auch bewusst bereitwillig eingesetzt. Mit ähnlichen Argumenten – die besondere Eignung der Frauen für repetitive und akribisch genau durchzuführende Tätigkeiten – versuchte schon die Industrie in den Zwanziger- und Dreißigerjahren des 20. Jahrhunderts Frauen für die Fließband- und Akkordarbeit zu gewinnen. Wirtschaftliche Interessen – steigende Nachfrage nach Arbeitskräften in Zeiten der Konjunktur – betonten diese den Frauen zugeschriebenen Eigenschaften mit arbeitspsychologischen Studien in den Fünfzigerjahren. Nach Abflauen des wirtschaftlichen Aufschwungs änderte sich die gesellschaftliche Meinung und die Frauen sollten sich wieder ihrer *„von Natur aus vorbestimmten“* Rolle als Hausfrau und

---

[962] Vgl. forum magazin technisches museum wien. Red. Barbara Hafok, Stephan Schulz. Hg.: Technisches Museum, Nr. 3/2015, Wien, 2015, S. 23.
[963] Brödner Peter, Detlef Krüger, Bernd Senf: Der programmierte Kopf. Eine Sozialgeschichte der Datenverarbeitung. Berlin, 1982, S. 175.
[964] Ebd.
[965] Vgl. forum magazin technisches museum wien. Nr. 3/2015, S. 23.

Mutter zuwenden. [966] Grace Hopper entwickelte den ersten Compiler – ein Programm, das Programmierbefehle in Maschinencode übersetzt – und prägte folgenden Satz: *„Programmieren ist wie Abendessen vorbereiten. Man muss vorausplanen und alles so terminieren, dass es fertig ist, wenn man es braucht. Das geht nur mit Geduld und dem Blick für Details. Frauen sind Naturtalente im Programmieren“*.[967]

Auch während des Zweiten Weltkriegs programmierten Frauen – die ENIAC-Girls – einen Rechner zur Erstellung von ballistischen Tabellen in mühevoller Arbeit, die nicht nur mathematische und technische Kenntnisse, sondern darüber hinaus schwere Kabelarbeiten erforderten. Bei der Vorstellung des ENIAC 1946 würdigten die Verantwortlichen jedoch nur die am Projekt beteiligten Männer, die Auszeichnung der Frauen erfolgte erst 1997 in Silicon Valley – also 51 Jahre später.

Ebenfalls in Vergessenheit gerieten die „Rocket Girls“; sie berechneten die Flugkurven für die Raumfahrtprojekte der NASA. Eine Frau von ihnen – Katherine Johnson – schrieb mit männlichen Kollegen eines der ersten Fachbücher für die Weltraumfahrten. Sie verfügte über hervorragende Kenntnisse in analytischer Geometrie und trug mit ihren Berechnungen der Flugbahnen wesentlich zu den erfolgreichen Weltraummissionen von Alan Shepard und John Glenn bei.[968]

Im Laufe der 1950er und 1960er Jahre im Zuge der steigenden Professionalisierung der Informatik als Wissenschaft änderte sich die Aufgabenteilung nach den Geschlechtern: die *„Kopfarbeit“* – das Planen – wurde männlich besetzt, die *„Handarbeit“* – das Codieren – dem weiblichen Geschlecht zugeordnet. Codieren hat den Nimbus *„niederer“* Arbeit, Entwicklungsarbeit hingegen ist mit einem höheren sozialen Status gleichgesetzt. Diese Entwicklung und die einsetzenden Kampagnen für die Beschäftigung von Männern in der Informatik verdrängten die Frauen vorerst zu *„niederer“* Codier-Arbeit.

Einen Beweis für die besondere Eignung der Männer für den Beruf des Informatikers lieferten Tests, die auf der Annahme aufgebaut waren, dass gute Programmierer und Programmiererinnen *„ein Desinteresse an Menschen haben und Arbeit mit engem Kontakt zu anderen Menschen meiden“*.[969] Diese Eigenschaften besitzen – wie noch

---

[966] Vgl. Brödner P. [u.a.], Der programmierte Kopf …, 1982, S. 141.
[967] Zitiert nach: ELKA: Als die Informatik weiblich war. In: htu.info die Zeitung der Hochschülerinnen- und Hochschülerschaft an der TU Wien, Nr. 4/2013. Weihnachtsausgabe. Wien, 2013, S. 6.
[968] Vgl. Lumetsberger Sandra: Die Mathematikerinnen der NASA. Kurier Wien, 12.10.2016, S. 22.
[969] Elka: Als die Informatik…, 2013, S. 7.

immer wieder in Printmedien thematisiert wird – Frauen in geringem Maße, dagegen verfügen sie über einen hohen Grad an Empathie.[970]

Zwei von Frauen geleistete Beispiele zum wirtschaftlich-technischen Wiederaufbau in Österreich nach dem Krieg sind ebenso wenig bekannt: Die Architektin Edith Lassmann plante am Kraftwerk Kaprun, das als von Männern geschaffenes *„Symbol des Wiederaufbaus“* betrachtet wird, mit und die Kriegswitwe Martina Hörbiger, die nur mehr Ruinen des Betriebes vorfand, baute das Unternehmen zu einem bis heute erfolgreichen internationalen Konzern aus.[971]

9.2 Frauenrollenbilder nach dem Ende des Krieges

Während des Zweiten Weltkrieges versorgten die Frauen unter schwierigen Voraussetzungen ihre Familien und erfüllten daneben Aufgaben, die in Zeiten des Friedens in der Verantwortung der Ehepartner lagen. Viele Frauen mussten in Berufen arbeiten, die vor dem Krieg den Männer vorbehalten waren.

Die Frauen waren nicht nur mit den physisch diffizil zu erledigenden Aufgaben belastet, sie litten ebenso unter psychischer Belastung. Jeder Übertritt über die Zonengrenzen, jede Straßenkontrolle, die Angst vor Willkürakten und vor Übergriffen der Besatzungssoldaten führte zu belastenden Nervenanspannungen.[972] Konsequenzen, um die tradierten Rollenbilder nach Ende des Krieges zu ändern, blieben aus. Den psychisch und physisch erschöpften Frauen fehlte einerseits die Aktivität die alten Rollenmuster zu sprengen und andererseits das Bewusstsein über die gesellschaftliche Relevanz ihrer geleisteten Arbeit zur Existenzsicherung. Obwohl sie nach wie vor die Verantwortung für die vielseitigen Aufgaben des Alltagslebens trugen, stellten sie die Rolle der Männer als Oberhaupt der Familien nicht in Frage und fügten sich in die für sie vor dem Krieg zugedachte Rolle als Hausfrau und Mutter. Die Erfahrungen der Nachkriegsfrauen blieben jedoch nicht vollends spurlos, sie schlugen sich in der Kindererziehung nieder und führten – additional getragen von der Frauenbewegung – zur Infragestellung der traditionellen Rollenbilder.[973]

---

[970] Vgl. Ebd., S. 6f.
[971] Vgl. Bandhauer-Schöffmann I., Weibliche Wiederaufbauszenarien, 1996, S. 211.
[972] Vgl. Bolognese-Leuchtenmüller Birgit: Vom Zusammenbruch zum Mythos der goldenen fünfziger Jahre. In: Frauen der ersten Stunde 1945-1955. Wien, München, Zürich, 1985, S. 229.
[973] Vgl. Bandhauer-Schöffmann I.. E. Hornung, Vom „Dritten Reich“ …, 1993, S. 245f.

Den Existenzkampf der Frauen unter den zuvor genannten Fakten fasst Wilhelmine in ihren Erinnerungen mit wenigen Worten zusammen: *„Die Frau stellte ihren Mann und nebenher noch die Hausarbeit und Kinderbetreuung“.*[974]

Viele Frauen zogen es außerdem vor sich nach der langjährigen Überbelastung in den Kriegsjahren und ihrer wirtschaftlichen Abhängigkeit von den Ehepartnern wieder der Familienarbeit zu widmen und sich im traditionellen Rollenbild den Wünschen ihrer Ehepartner unterzuordnen. Wenige Frauen trennten sich auf Grund unüberbrückbarer Differenzen von ihren Ehepartnern.

Herta Rohringer thematisiert die problematische Situation zwischen ihrer Mutter und dem Vater nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft: *„7 Kriegsjahre war sie auf sich selbst gestellt und hat mit viel Bravour ihren 80 jähr. Schwiegervater (der nicht einfach war) und mich durch die Hungerjahre gebracht. Froh nun endlich eine Stütze zu haben, wurde sie auf allen Linien enttäuscht.“* Ihr Ehepartner *„war in amerikanischer Gefangenschaft völlig der Verantwortung für eine Familie entwöhnt worden“*. Obwohl er *„dem damaligen Lebenskampf nicht gewachsen“* war und die Ehefrau für den Alltag weiter sorgte, verlangte er jene *„Lebensform“* von seiner Ehefrau in der *„Frauen in 2. Reihe zu stehen haben.“* Hertas Mutter verlor *„ihre ganze positive Selbsteinschätzung und begann zu kränkeln“;*[975] ließ sich aber nicht scheiden.

Erst die Besserstellung von Ehefrauen im Scheidungsrecht führte dazu, dass sich Frauen bei unüberbrückbaren Differenzen von ihren Männern trennten. Bessere Ausbildungs- und damit effizientere Berufschancen sowie die technisch und medizinisch bedeutsamen Entwicklungen veränderten die Lebensbedingungen für Frauen. Die bestehenden Rollenmuster im Privat- und Berufsleben wurden immer kritischer hinterfragt.

Nach völkerrechtlichen Verpflichtungen galt *„die rechtliche und faktische Gleichstellung von Frau und Mann“*[976] bereits seit dem Jahr 1954. Das Bundesgesetz über die Gleichbehandlung von Frau und Mann bei der Festlegung von Entgelt trat erst ab dem Jahr 1979 in Kraft und wurde im Jahr 1985 auf die Gleichbehandlung bei Mann und Frau im Arbeitsleben ausgedehnt.[977] Noch Ende der 1960er Jahre war es

---

[974] Wilhelmine, Ergänzungen, 2009, S. 1.
[975] Herta Rohringer, Beitrag in: „Schreiben macht Freu(n)de, 1997, o.S.
[976] Ulrich Silvia: Die Bedeutung, des Gleichheitsgrundsatzes für die rechtliche und faktische Gleichstellung von Frau und Mann in Österreich. In: Über Frauenleben, Männerwelt und Wissenschaft. Österreichische Texte zur Frauenforschung. Hg.:Beate Frakele, Elisabeth List, Getrude Pauritsch. (= Österr. Texte zur Gesellschaftskritik, Bd. 29), Wien, 1987, S. 225.
[977] Vgl. Ebd., S. 228f.

beispielsweise Frauen nicht möglich sich für das Amt einer Richterin zu bewerben. In Linz beispielsweise nahm der Oberlandesgerichtspräsident Übernahmeansuchen von Frauen nicht entgegen. Anträge auf die Ausfertigung eines ablehnenden Bescheides um eine Anfechtung des Ansuchens zu ermöglichen, blieben unerledigt.[978] Im universitären Bereich herrschten ähnliche Verhältnisse. Die Ernennung von Berta Karlik zur ersten ordentlichen Professorin an der Universität Wien erfolgte im Jahr 1956. Der Aufstieg einer Frau in eine Domäne der Männer war für die akademischen Kollegen, die dem Zeitgeist der 1950er entsprechend dem tradierten Rollenbild der Frauen ebenso verhaftet waren wie die Gesellschaft, ärgerlich und führte dazu, dass sie auf die Plätze der Frauen Wolle und Stricknadeln legten, *„um sie an ihre wahre Aufgabe zu erinnern“*.[979]

Auch im Alltagsleben mussten Frauen mit Aversionen rechnen, wenn sie eine Domäne, die bisher nur von Männern ausgeübt wurde, eroberten. Autofahren galt in der Nachkriegszeit als eine Fähigkeit, die Männern vorbehalten war. Frauen, die den Führerschein zum Lenken eines Kraftfahrzeuges erwerben wollten bzw. erworben hatten, standen oft Vorurteilen gegenüber. Eva erwähnt in ihrem Bericht die Bevorzugung ihres Bruders beim Erwerb eines Führerscheins. Er erhielt außerdem nach der Matura ein Auto, *„einen Puch 500“*. Als Eva 1966 in kleinen Orten in Kärnten Forschungsarbeiten für eine Hausarbeit führen musste, sollte sie ihr *„kleiner Bruder herumführen“*. Ihre damalige Assoziation über die ungleiche Behandlung beschreibt sie in folgender Weise: *„Niemand kam auf die Idee, dass ich auch den Führerschein machen könnte. Ich lernte das Autofahren erst durch meinen Mann“.* [980]

In dem Band Nr. 50 aus der Reihe *„Damit es nicht verlorengeht…“* (Faszination des Fahrens) erzählt Luise Hanny, unter welchen Bedingungen sie 1949 den Führerschein erwerben konnte. Das ältere Ehepaar bei dem sie im Lebensmittelhandel arbeitete, benötigte ein Fahrzeug; Luise Hanny sollte dieses Auto nach der Führerscheinprüfung lenken. Der Fahrlehrer unterrichtete sie ohne Vorurteile freundlich und geduldig, die Prüfung ging, obwohl sie *„nervös aufgeregt“* war, *„glatt“*.[981] Die männliche Voreingenommenheit gegenüber autofahrenden Frauen erfuhr sie bei einem Ausflug in

[978] Flossmann U., Frauenrechtsgeschichte. Ein Leitfaden …, 2006, S. 265.
[979] Hätten Sie’s gewusst? Stricknadeln im Hörsaal. In: Forschen & Entdecken. Informationen rund um Wissenschaft, Forschung und Innovationen in Wien, Heft 01/2016, Wien, S. 30.
[980] Eva, Lust und Last …, 2006, S. 4.
[981] Hanny Luise: „Schaut’s euch das Weibsbild an!“. In: Faszination des Fahrens. Hg.; Kurt Bauer. (= Damit es nicht verlorengeht …, Bd. 50. Wien, Köln, Weimar, 2003, S 120f.

Bad Aussee, als sie bei einem Gasthaus abgestiegen war und folgende Kommentare von Jugendlichen und Männern zu hören bekam: *„Schaut`s euch das Weibsbild an!"* und *„Sie soll doch zu Hause am Herd kochen oder Strümpfe stopfen!"* Die Autorin ließ sich trotz dieser abwertenden Aussprüche *„damals die Freude am Autofahren nicht vermiesen."*[982] Positive Aspekte beim Autofahren empfand ebenso Ingried. Es war *„keine leichte Arbeit"* für die Probandin im Hinblick auf den *„Zustand der Straßen in den 50er Jahren und der damaligen technischen Entwicklung der Autos"*, wenn sie ihren Vater zu seinen Kunden chauffierte. *„Trotz aller Anstrengung"* vermittelte ihr diese Tätigkeit *„ein Gefühl der Freiheit"*.[983]

Die steigende Berufstätigkeit der Frauen veränderte in vielen Fällen ihre Lebensplanung.

„Auf den Frauen lag die übliche Mehrbelastung" beschreibt die 1951 geborene Frau Wohlmuth in ihren Erinnerungen über das Alltagsleben die Situation zur Zeit ihrer Kindheit und Jugend und führt weiter aus: *„Wahrscheinlich haben sie aber insgesamt ruhiger und auch zufriedener gelebt, als dies Frauen heute tun."*[984] Die Autorin begründet ihre Ansicht mit der Änderung der *„allgemeinen Ansprüche"* und damit, dass die Frauen *„ihre Verpflichtungen gegenüber der Familie und dem Haushalt neben einer Erwerbstätigkeit nicht mehr als selbstverständlich lebensfüllende Aufgaben"* sehen und *„sich davon unabhängig mit verschiedenen Aktivitäten verwirklichen"* wollen. Den Frauen bietet sich eine *„Fülle zumindest theoretischer Möglichkeiten"*, die *„nicht nur ihr Gutes"* haben. *„Unzufriedenheit und Hetze"* sieht Frau Wohlmuth als eine mit dieser Entwicklung *„verbundene Begleiterscheinung der Konsumgesellschaft und der Emanzipation"*.[985]

Das Rollenbild der „schwachen" Frauen schlug sich bis in die 1970er Jahre auch in den Kollektivverträgen nieder, die für die gleiche Arbeit verschiedene Lohngruppen für Frauen und Männer festhielten. Im Mai des Jahres 1962 fiel für die *„Metall- und Bergarbeiter"* die Unterteilung in Frauen- und Männerlöhne weg und wurden mit dem Begriff *„Arbeitskräfte"* ersetzt. Die letzten *„Frauenlohngruppen"* in den

---

[982] Hanny Luise: „Schaut's euch das Weibsbild an!". In: Faszination des Fahrens. Hg.; Kurt Bauer. (= Damit es nicht verlorengeht …, Bd. 50. Wien, Köln, Weimar, 2003, S. 123.
[983] Ingried, Arbeit ist das …, 2009, S. 2.
[984] Wohlmuth E., Darstellung Reflexion gesellschaftlichen …, S.1.
[985] Ebd.

Kollektivverträgen konnten erst im Februar 1979 mit dem *„Gleichbehandlungsgesetz für die Privatwirtschaft“* gestrichen werden.[986]

Trotz der *„Herausbildung eines neuen Bewusstseins“* im Zuge der Frauenforschung und der gesetzlichen Änderungen für die Gleichstellung von Mann und Frau kämpfen die Frauen faktisch auf sozialpolitischen Ebenen zum Teil immer noch für Bedingungen, die dem männlichen Teil der Bevölkerung selbstverständlich zugestanden werden.

9.3 Das anerzogene Frauenbild

Während in den Familien und in der Gesellschaft in immer größerem Maße die traditionellen Rollenbilder von Frau und Mann hinterfragt wurden, orientierten sich Erziehungswissenschaftler in ihren Publikationen noch immer an den stereotypen Festlegungen des Frauenbildes, wie das folgende Beispiel zeigt: Rosenberg stellte fest, dass die *„Revolution der Frau bereits stattgefunden“* und sie damit *„ihre Gleichberechtigung“*, nach seiner Diktion genauer gesagt, *„ihre Gleichverpflichtung erlangt“*[987] hat. Ergänzend schränkt Rosenberg sodann die *„Gleichberechtigung“* oder wie er sie nennt die *„Gleichverpflichtung“* der Frau ein, denn

„schon heute nach der Niederlegung aller Beschränkungen für die Frau“ ist *„offensichtlich, daß* [sic] *diese zwar bestimmte Tätigkeiten des Mannes ausgezeichnet, pünktlich und getreu, aber andere doch nur behelfsweise auszuüben vermag. Denn die Frau, von Grund auf dem Manne zugeordnet, ist nach Aussage der Bibel zu seiner Gehilfin bestimmt. Er bedarf ihrer Hilfe, um das von ihm in Leben und Werk Begonnene zu vollenden.“*[988]

Der Verfasser vertritt mit dieser Feststellung eine Betrachtungsweise des Frauenbildes, das mit dem „religiös-anthropologischen“ Ansatz jahrhundertelang begründet wurde. Gleichzeitig ist er dem „biologisch-psychologischen“ Ansatz verhaftet, der die Frau im Vergleich zum Mann von Natur aus als minderwertig ansah, den er folgendermaßen umschreibt:

„Sie ist geistig nicht stiftend, aber bewahrend – ohne ihre Vermittlung würde das vom Manne Gestiftete nicht zur Weltwirklichkeit gedeihen. ... Wo immer sie in der männlichen Welt einen Ort des Wirkens hat, da ahmt sie auf eine zumeist

---

[986] Vgl. Tätigkeitsbericht 1962 des ÖGB. Hg. ÖGB. SIII/159 Wien, 1963; s. a. Fassler M., „Ohne uns geht …“ 60 Jahre ÖGB, Wien, 2005, S. 20.

[987] Rosenberg Alfons: Die Frau in der zukünftigen Gesellschaft. In: Liebe und Reifung. Hg.: Prohaska (= Veröffentlichung des Institutes für Vergleichende Erziehungswissenschaft Salzburg, Bd. XVI), Wien 1963, S.154.

[988] Ebd., S. 155.

ausgezeichnete und sachgerechte Weise das Vorbild des Mannes nach und wird so seine Stellvertreterin und seine Gehilfin."[989]

Rosenberg lässt positive Eigenschaften der Frauen zwar nicht unerwähnt, aber die Umsetzung der *„revolutionären Gleichberechtigung"* für die Frauen ist nach seinen Ausführungen nicht gegeben. Er definiert die Frau vom Manne aus und dies weniger als aktives Subjekt, sondern mehr als ihrem Wesen entsprechende Zuträgerin, denn *„Die Frau war einst Gehilfin des Mannes in ihrer häuslichen Arbeit, sie wird es künftig auch in ihrer außerhäuslichen sein."*[990]

In ihrem im Jahr 1963 herausgegebene Ratgeber *„Das praktische Frauenbuch"* bezeichnet Gehrke die Frau zwar nicht als Gehilfin, verortet sie jedoch nach wie vor im traditionellen Rollenbild. Mit der Empfehlung *„Bitte vergessen Sie nie, bei allem was Sie tun: Sie sind die Frau. Das heißt, Sie gestalten das gemeinsame Leben, Sie bestimmen die Atmosphäre, von Ihrem Geschick, Ihrer Güte, Ihrer Geduld hängt es ab, ob das Zuhause glücklich und harmonisch ist"*[991] betont sie die emotionalen Eigenschaften der Frauen und die damit verbundenen Erwartungen. Die verantwortlichen Autorinnen und Autoren für die Schulbuchliteratur erkannten die Notwendigkeit die Druckwerke an die gesetzlichen Bestimmungen des seit dem Jahr 1975 neu geltenden Familienrechts anzupassen, um zur Sozialisierung der Jugendlichen im Sinne der Gleichberechtigung von Frau und Mann beizutragen. Ein Kapitel im ausgewählten lebens- und berufskundlichen Lesegut für Schülerinnen und Schüler der Polytechnischen Lehrgänge thematisierte *„Die neu(e)n Gebote des Familienrechts."*

Wie die folgenden Beispiele der *„Gebote"* zeigen, sind diese so abgefasst, dass beide Geschlechter auf die neuen Bestimmungen hingewiesen werden:

„1. Du sollst selbstbewußt [sic] *eine gleichwertige Partnerin Deines Ehemannes sein."*
„Für den Mann: 1. Du sollst dich nicht länger als Oberhaupt der Familie betrachten."

4. „Du sollst, vor allem, wenn Du berufstätig bist, die Hälfte der Hausarbeit Deinem Ehemann überlassen."
„Für den Mann: 4. Du sollst, wenn Deine Ehefrau berufstätig ist, die Hälfte der Hausarbeit übernehmen."

---

[989] Rosenberg Alfons: Die Frau in der zukünftigen Gesellschaft. In: Liebe und Reifung. Hg.: Prohaska (= Veröffentlichung des Institutes für Vergleichende Erziehungswissenschaft Salzburg, Bd. XVI), Wien 1963, S.154.
[990] Rosenberg A., Die Frau in …,1963, S. 156.
[991] Gehrke M. M., Das praktische Frauenbuch, 1965, S. 417.

„6. Du sollst wissen, daß [sic] *für die Kindererziehung auch Dein Ehemann verantwortlich ist.“*
„Für den Mann: 6. Du sollst wissen, daß [sic] *auch Du für die Kindererziehung verantwortlich bist.“*[992]

Die jugendlichen Schülerinnen und Schüler wurden an anderer Stelle in dem zuvor genannten Schulbuch nochmals auf das seit 1. Jänner 1976 in Österreich geltendes Familiengesetz mit dem der Mann als *„Oberhaupt der Familie“* ausgedient hat, hingewiesen. Dem folgenden Satz, dass *„der Patriarch und Pascha“* nunmehr *„Partner“* sein soll wurde eine Ergänzung hinzugefügt: *„Zumindest auf dem Papier“*[993] – eine Bemerkung, die auf die gesellschaftliche Praxis hinwies, in der die Gleichberechtigung der Frauen für Männer noch ein nebulöser Begriff war. Ein anderer Passus in diesem Schulbuch informierte die Mädchen über eine von der Regierung präsentierte Broschüre: *„Schritt für Schritt!“* und über das Staatssekretariat für allgemeine Frauenfragen. Der Leitsatz dieser Informationsschrift sollte die Frauen anregen *„aktiv“* zu werden, er lautete: *„Im öffentlichen Leben soll jeder Mann und erst recht jede Frau die Möglichkeit haben, ihre Interessen zu vertreten und ihre Vorstellungen durchzusetzen. Gleichzeitig ist es aber auch notwendig, daß* [sic] *bestimmte ‚Spielregeln‘ eingehalten werden.“*[994] Neben diesen ersten Schritten auf politischer Ebene um die Gesellschaft für die Gleichberechtigung der Frau zu sensibilisieren, initiierten von Experten beratene Regierungsvertreterinnen und Regierungsvertreter in den kommenden Jahrzehnten weitere Kampagnen zur Stärkung der weiblichen Partizipationsmöglichkeiten. Zu diesen Maßnahmen zählt(e) beispielsweise der *„Wiener Töchtertag“*, der den Mädchen den Zugang zu industriellen und gewerblichen Berufen ermöglichen sollte. Die Idee des Töchtertages stammt aus den USA. Mit der Einladung *„Take Your Daughters to Work-Day“* sollten zunächst nur Mütter ihre Töchter zu ihren Arbeitsplätzen mitnehmen, um den Mädchen Einblicke in Arbeitswelten zu geben, in denen seltener Frauen arbeiten. Heute können alle Mädchen am *„Girls‘ Day“* teilnehmen. Die Voraussetzung einen Beruf auszuüben war von der Bereitschaft der Eltern, ihrer Tochter zu erlauben eine berufsbildende Schule zu

[992] Deklaration der Vereinten Nationen über die Beseitigung der Diskriminierung der Frau. In: Schaffensfreude Lebensfreude, ausgewähltes lebens- und berufskundliches Lesegut für Schüler(innen) des Polytechnischen Lehrganges. Harwalik, Adolf, Adolf März, Walther Pluhar, Erich Schratzer, Eisenstadt 1982, S. 79.
[993] Deklaration der Vereinten …, 1982, S. 80.
[994] Deklaration der Vereinten …, 1982, Ebd., S 82.

besuchen oder eine Lehre zu absolvieren, abhängig. Da die Lebensplanung von Mädchen auf eine spätere Heirat ausgerichtet war, zählten hauswirtschaftliche, textile und fürsorgende Berufe zu den bevorzugten Ausbildungszweigen. Fachschulen für gewerbliche Frauenberufe galten als die ideale Ausbildung für Mädchen. Am *„Wiener Töchtertag"*, der einmal jährlich im April stattfindet, werden Mädchen zwischen elf und sechzehn Jahren eingeladen Unternehmen der entsprechenden Sparten zu besuchen und technische beziehungsweise techniknahe Berufe in speziellen Workshops kennen zu lernen. Am ersten Töchtertag, der in Kooperation mit Siemens stattfand, nahmen 200 Mädchen teil. In den letzten Jahren besuchten an die 3000 Mädchen 160 teilnehmende Unternehmen.[995] In den Bundesländern findet der Töchtertag zumeist unter der Bezeichnung *„Girls' Day"* statt. Diese und andere Initiativen haben dazu beigetragen, dass sich in Wien zwischen 2002 und 2010 nur mehr 47,69 Prozent der Mädchen für einen der drei „klassischen weiblichen" Lehrberufe Einzelhandelskauffrau, Friseurin oder Bürokauffrau entschieden haben, während der Prozentsatz vor 2002 bei 57,5 Prozent lag.[996]

9.4 Von *„Küche, Kinder, Kirche"* zu *„Karriere! – Kinder, Küche?"*

Das Schlagwort der publiken *„3Ks"*, das den Lebensbereich der Frauen illustriert hat, erfuhr und erfährt zwar Veränderungen, ist in der Literatur aber noch immer präsent. Das mit *„Küche, Kinder, Kirche"* umrissene Aufgabengebiet der Frauen prägte der letzte deutsche Kaiser Wilhelm II. in einem Vortrag.[997] In einer Veröffentlichung des Institutes für vergleichende Erziehungswissenschaft im Jahr 1963 charakterisiert die Autorin die Aufgaben der Frauen nicht mehr mit den „3Ks", sondern verweist auf die *„zwei Wege der Frau, welche die Entwicklung im technischen Zeitalter immer klarer fordert"* und dem Ausgeliefert-Sein der Frau, die *„heute zwischen ihrer gottgewollten Bestimmung in der Familie, dem Muttersein, und ihrem Beruf hin- und hergeworfen"*[998] wird. Die Verfasserin erwähnt die *„gottgewollte Bestimmung"* der Frau, womit sie zeigt, dass selbst sie als Frau noch dem anthropologisch-religiösen Ansatz des

[995] Vgl. www.toechtertag.at
[996] 10 Jahre Wiener Töchtertag. Lektorat Antonia Barboric. Red. Lale Agdari-Moghadam u.a. Wien, Mai 2011, S. 11.
[997] Sophia [Sr. O.S.B.]: Vom Mädchen zur Frau. In: Liebe u. Reifung. Hg.: Univ. Prof. Dr. Leopold Prohaska (=Veröffentlichung des Institutes für Vergleichende Erziehungswissenschaft, Bd. XVI), Wien, 1963, S. 104.
[998] Ebd., S. 106.

Frauenbildes verhaftet ist und die alleinige Verantwortung für die Familie der Frau zuschreibt. Damit die *„zwischen Familie und Beruf hin- und hergeworfene"* Frau ihren Aufgaben gerecht werden konnte, schien (nach den Erkenntnissen der Wissenschaftler am Institut für vergleichende Erziehungswissenschaft) *„die beste Lösung"* für die Frauen „nicht die full time-, sondern die part time-Berufstätigkeit zu sein" – eine Halbtagsbeschäftigung, ein Arbeitsverhältnis, das noch heute in der Gegenwart primär von Frauen besetzt wird.

Unter dem Titel *„Kinder, Küche, Kleider"* sammelten in den 1980er Jahren vier Autoren historische Texte zur Mädchenerziehung, die von biologischen, psychologischen und philosophischen Grundsätzen verschiedener Zeitepochen abgeleitet, zu beweisen suchten, dass die Frau keine Seele habe.[999]

In den 1990er Jahren ergänzten zwei Autorinnen die vom Schlagwort verbliebenen *„Ks"* – *„Küche und Kinder"* – mit der Maxime *„Karriere"*, wobei die Signifikanz dieses Tätigkeitsfeldes variiert. Dierks Forschungsprojekt *„Karriere! – Kinder, Küche?*[1000]*"* untersuchte die Problematik qualifizierter berufsorientierter Mütter der oberen Leistungsebene. Sie stellt daher die *„Karriere!"* vor *„Kinder und Küche?"* und betont damit den Stellenwert eines hochqualifizierten Berufes für Frauen, die jedoch gleichzeitig mit der Reproduktionsarbeit für die Familie konfrontiert sind und Lösungen suchen müssen. Die Publikation von Gliedner-Simon und Jansen *„Kinder, Küche und Karriere"*[1001] untersuchte die Vereinbarkeit von Beruf und Familienarbeit in unterschiedlichen Familientypen. Die 3 K: *„Küche, Kinder, Kirche (Was Frauen unterdrückt)"*[1002] nannte die Künstlerin Lotte Hendrich-Hassmann ihr 1975 geschaffenes Bild, das neben anderen Werken den Start des Feminismus in Österreich *symbolisieren soll.*

[999] Vgl. Hahn Georg, Götz Angelica, Marcher Brigitte, Götz Friedrich: Kinder, Küche, Kleider. Historische Texte zur Mädchenerziehung. Wien, München, Zürich 1982.
[1000] Vgl. Dierks Marianne: Karriere! – Kinder, Küche? Zur Reproduktionsarbeit in Familien mit qualifizierten berufsorientierten Müttern. Wiesbaden, 2005.
[1001] Vgl. Gliedner-Simon Adelheid, Jansen Mechtild: Kinder, Küche und Karriere. Wie manage ich Familie und Beruf? (= Frauen, Gesellschaft, Kritik, Bd. 14). Paffenweiler, 1995.
[1002] Spiegler Almuth: Der Mythos der Qualität. In: Die Presse, Wien, 15.12.2013, S. 41.

9.5 „Das unentrinnbare Schicksal“[1003]

Eine Vielzahl von Untersuchungen hat auf die Problematik der gesellschaftlichen Direktiven in der Erziehung der Mädchen respektive des Rollenbildes der Frau hingewiesen wie die folgenden Beispiele zeigen.

Jahre vor der Frauenbewegung schrieb Simone de Beauvoir 1949 in ihrem sozialhistorischen Werk „Le Deuxiéme Sexe“ („Das andere Geschlecht“): *„Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es. Kein biologisches, psychisches, wirtschaftliches Schicksal bestimmt die Gestalt, die das weibliche Menschenwesen im Schoß der Gesellschaft annimmt“.*[1004] Unter dem Titel *„Wir werden nicht als Mädchen geboren – wir werden dazu gemacht“*[1005] analysierte Ursula Scheuch Ende der 1970er Jahre die frühkindliche Erziehung und die damit koordinierte Stellung der Frau auf Grund gesellschaftlicher Festlegungen.

Zwei Beispiele aus autobiographischen Texten zeigen die Aversion der Frauen gegen die gesellschaftlichen Festlegungen und ihrer Ohnmacht, sich dagegen wirkungsvoll zu wehren. Als *„ein von den Normen vorgegebenes, unentrinnbares Schicksal“* empfand Frau Wörther *„ein Mädchen zu sein“* während ihrer verpflichtenden Teilnahme am Handarbeitsunterricht beim Häkeln von Waschlappen; sie *„hätte viel lieber mit den Buben gesägt, gehämmert und gebastelt“*.[1006]

Frau Planko ärgerte sich nach der Geburt ihres zweiten Kindes in den 1950er Jahren über *„die Äußerungen der Besucher“,* die sie *„bedauernd über den Umstand trösten wollten, dass ‚es wieder nur ein Mädchen‘ geworden war“*. Die Autorin war *„wütend“*. Es schien ihr, *„als sei ihnen* [den Besuchern] *ein Mädchen nicht viel wert zu sein“*. [1007]

Sich den unhaltbaren Bemerkungen ihrer Besucher gegenüber wehrlos fühlend, wollte sie diese Diskriminierung jedoch nicht unbeantwortet lassen. Im Bewusstsein, dass diesem Mädchen Geschwister folgen könnten, ließ Frau Planko nicht nur die Anwesenden wissen: *„Jetzt wollte ich keinen Buben mehr. Jetzt erst recht nicht! Ich sagte das jedem, der es hören wollte.“*[1008]

[1003] Wörther, Vom Selbstversorger zum …, 2006, S. 4.
[1004] De Beauvoir S., Das andere Geschlecht, 1960, S. 94.
[1005] Scheuch, Ursula: Wir werden nicht als Mädchen geboren – wir werden dazu gemacht. Zur frühkindlichen Erziehung in unserer Gesellschaft. Originalausgabe 1977. (= Fischer TB: Die Frau in der Gesellschaft.), Frankfurt/Main, 1992.
[1006] Wörther, Vom Selbstversorger zum …, 2006. S. 4.
[1007] Planko M., Abendwind, 1991, S. 77.
[1008] Ebd.

Eine Verehelichung hob den Status einer Frau. Für Wilhelmine begann ihre *„Selbständigkeit“* mit dem Tag ihrer Heirat im Jahr 1948. Ab diesem Tag war sie *„Frau“*.[1009] Ob sie sich vor ihrer Verehelichung „nur“ als „Mädchen“ oder als „Tochter“ fühlte oder ob „Frau“ sein für sie die Übernahme von Verantwortung zum Führen eines Haushalts bedeutete, hat sie nicht beschrieben. Die Autorin unterlag vermutlich dem Einfluss der gesellschaftlichen Ansicht, dass ihr Ansehen mit der Verehelichung und der damit verbundenen Aufgaben gestiegen war. Eine Voraussetzung, die von einer tüchtigen Hausfrau erwartet wurde, war gut kochen zu können. *„Ich wollte einmal eine tüchtige Hausfrau werden und so ging ich viermal die Woche in die Kochschule Kofranek“*,[1010] beschreibt Frau Moder ihre Bemühungen dem Rollenbild zu entsprechen.

Die besseren Bildungsmöglichkeiten für Mädchen und die wirtschaftlichen Veränderungen veranlassten besonders die weibliche Jugend das Rollenbild von Frau und Mann in Frage zu stellen. Während in den Nachkriegsjahrzehnten die Zukunft der Mädchen auf eine Verheiratung – eine wirtschaftliche Versorgung – ausgerichtet war, planten die jungen Frauen, deren Selbstbewusstsein durch die konstruktivere Bildung gestärkt wurde, ein vom Mann unabhängiges Leben. Wohlmeinende Mütter wie beispielsweise Frau Mach verwendeten einen Teil ihres Gehaltes für die Ausstattung ihrer Tochter, die jedoch meinte, dass sie keine Ausstattung brauche, denn *„sie würde nicht heiraten, sie wolle lieber nach Amerika fahren“*. Die Autorin gab ihrer Tochter zu bedenken, dass sie nicht heiraten muss, aber *„vielleicht einmal das Bedürfnis, allein zu wohnen“* haben werde und daher *„Geschirr und Wäsche brauchen“* könnte.[1011]

9.6 Das Rollenbild der „Nur-Hausfrau“

Nicht erwerbstätige Hausfrauen – *„Nur-Hausfrauen“* wie sie von der Gesellschaft genannt werden – werden oft nicht wahrgenommen. Die berufstätige Hausfrau steht im Mittelpunkt des gesellschaftlich medialen Diskurses. Aus dem traditionellen Blickwinkel betrachtet sah und sieht die Öffentlichkeit nicht berufstätige Frauen in zwei wichtigen Rollen: als Kinder erziehende und umsorgende Mütter und als die Eltern und/oder Schwiegereltern pflegende Töchter.

[1009] Wilhelmine, Etwas über die …, 2009, S. 1.
[1010] Moder, J., Erinnerungen, 1994, S. 61
[1011] Mach L., Damals und heute, 1996, S. 70.

Der Terminus *„Nur-Hausfrau“* umfasst zwei Perspektiven: die Beschäftigung der Frau mit den Alltagsarbeiten und dem *„nur“*, einem Begriff mit zweifacher Sinnbedeutung. Das *„nur“*, für: *„nicht mehr als“*, für alle nicht nach ihren Werten erfassten Haushaltsarbeiten (bzw. für viele Frauen auch Tätigkeiten im Garten oder in der Landwirtschaft), die erforderlich sind, um den Alltag zu organisieren und zu bewältigen. Oft fehlt(e) diesen Frauen Zeit zur Beschäftigung mit den Kindern. Eine dieser Frauen war die Mutter Elisabeths, die sich in ihrem Bericht an die Situation ihrer Mutter erinnert:

„Wenn die Mutter sagte, sie sei nie nur Hausfrau gewesen, dann erinnere ich die Traurigkeit, die dieses „nie nur“ begleitete, schrieb sie dem Wörtchen „nur“ doch die Befreiung von anderen Pflichten zu, die sie stets von der Beschäftigung mit der Familie hätten abhalten können, häufig abhielten. Es gab sie leider in Überfluss“. [1012]

Das alte Vorbild – die Frau hätte für ein erholsames Heim zu sorgen – war in den 1960er Jahren noch fest verankert, wie folgende Beispiele zeigen. Die „Nur-Hausfrau“ Aloisia sorgte für ihren Mann – den Alleinverdiener – und ihre drei Kinder. Für sie gab es *„so gut wie nie“* Freizeit und sie

„war auch so gut wie nie ernstlich krank. Man hat auch dem Mann das Leben so bequem als möglich gemacht, denn der musste ja schwer arbeiten und das Geld nach Hause bringen, hieß es allgemein. Dass die Frau oft viel mehr leistete, war selbstverständlich und man sprach nicht weiter darüber.“[1013]

Dem Argument Frauen, die keiner Erwerbstätigkeit nachgehen, könnte *„die Decke auf den Kopf fallen“* widersprechen betroffene Autorinnen in ihren Rückblicken wie die folgenden Beispiele zeigen.

Der sechsfachen Mutter Ingelene, ist *„die Decke nicht auf den Kopf gefallen“*, sie hatte *„auch kein Burnout-Out-Syndrom“*.[1014] Herta hat *„die Hausarbeit nicht zwangsläufig in die Isolation geführt“*, sie hat mit ihren Kindern und Enkelkindern *„immer mit gelernt und war immer am letzten Stand“*. Die Kinder rufen sie noch heute an, *„wenn es eine verzwickte Frage gibt“*.[1015] Herta spricht hier die mögliche Gefahr für Nur-(Haus)Frauen an, sich ausschließlich auf die Führung des Haushaltes zu konzentrieren und andere Interessen zu verlieren. Mit dem Mitlernen mit ihren Kindern nahm die Autorin an neuen Entwicklungen außerhalb ihrer Haushaltsarbeit teil, sie fühlte sich

[1012] Elisabeth, Die Arbeit endete …, 2009, S. 1.
[1013] Aloisia, Mein Leben im …, 2009, S. 6.
[1014] Ingelene, Geschichte der Hausarbeit, 2009, S. 1.
[1015] Herta, Ergänzungen, 2009, S. 3.

nicht isoliert. Für sie war dieses positive Gefühl wichtig, denn *„in manchen Jahren wurde* [sie] *als nur Hausfrau oft über die Schulter angesehen“*. Sie *„kann auch beim Aufzählen der Reisen nichts beitragen“*, die Familie konnte *„aus Einsparungsgründen jahrzehntelang nur in Österreich auf Urlaub und fast nur in Privatquartiere“*[1016] fahren. Der Wechsel von der berufstätigen Frau zur „Nur-Hausfrau“ fiel Ingried nicht leicht, sie musste sich den Fakten am Arbeitsmarkt fügen. Die Generation ihrer Mutter, hält Frau Ingried *„zurückblickend“* fest,

„blieb nach der frühen Heirat ‚zu Hause'. Als junges Mädchen hatte sie sich zwar gegen diese Rollenzuteilung aufgelehnt, wollte einen Beruf ergreifen – das Ende des Liedes war, dass sie eine so genannte ‚Kochschule' besuchen musste und sie sich in der Ehe hauptsächlich der Kindererziehung widmete“. [1017]

Die Autorin musste sich gegen die Rollenzuschreibung der Generation ihrer Mutter nicht auflehnen, sie absolvierte eine kaufmännische Ausbildung und arbeitete bei verschiedenen Firmen. Eine berufliche Veränderung ihres Mannes und der damit verbundene Umzug führten dazu, dass auch sie „*zu Hause“* blieb. Nicht freiwillig, aber Stellen als Bürokraft *„waren in jenen Jahren rar und der Verdienst gering“*. Nach der Geburt ihrer Kinder war dann *„an eine Berufstätigkeit einfach nicht zu denken gewesen“*. Erst als die Kinder *„selbständig waren“*[1018] konnte sie ihren Mann auf seinen Geschäftsreisen begleiten. An *„diese erfüllten, wenn auch nicht immer leichten Jahre“* denkt sie *„oft“* zurück. Die Mitarbeit im Unternehmen ihres Mannes ermöglichte der Probandin die für sie essentielle Berufsarbeit und die Pflichten für Haushalt und Familie zu vereinbaren. Wenn auch beide Arbeitsgebiete zu den *„erfüllten Jahre*[n]*“,* an die sie *„oft“* zurück denkt, beitrugen, stärkte die berufliche Tätigkeit nach den vielen Jahren des Daseins als *„Nur-Hausfrau“* ihr Selbstwertgefühl

9.7 Erlebte Rollenbilder

Silvia erlebte in ihrer Familie die Rollenverteilung nach der traditionellen *„Rollenverteilung zunächst so: Vater hat seinen Beruf, verdient das Geld, Mutter ist zuhause und versorgt die Familie“*. Jedoch hatten beide Rollen in ihrer Familie *„gleichen Stellenwert“* und Sylvia *„wuchs mit der Erfahrung auf, dass Hausfrauen- und vor allem Erziehungsarbeit gleichwertig mit Erwerbsarbeit einen hohen Stellenwert*

[1016] Ebd., S. 2f.
[1017] Ingried, Geschichte der Hausarbeit, 2009, S. 1.
[1018] Ebd., S. 2.

besitzt". Ein Grundsatz, der für ihr *„persönliches Selbstbewusstsein als Mädchen bzw. junge Frau"*[1019] wichtig war.

Die traditionelle Sichtweise – der Mann sei für die Außenwelt, die Frau für die Innenwelt – verantwortlich, zeigte sich in manchen Familien in gemäßigter Form. Ein Beispiel findet sich in einen Beitrag Peter Franks: *„Entscheidungen über Anschaffungen und auch über sonstige wichtige Dinge wurden von meinen Eltern gemeinsam getroffen."* Trotz der *„gemeinsamen Entscheidungen"* symbolisierten die Rollenbilder innerhalb der Familie die Signifikanz der Ehepartner: der Vater hatte *„die <Außenministerrolle> (größere Anschaffungen, Reisen etc.)"* inne, während seine Mutter *„das <Innenministerium> (Möbel, Bekleidung, Wäsche etc.) leitete"*.[1020] Ob der Autor, als er den Vater als *„Außenminister"* bezeichnete, – in der Hierarchie höher gestellt – im Vergleich zur Mutter, die *„das Innenministerium leitete*" nur eine zufällige Wortwahl getroffen hat oder darin eine zweite Symbolik liegt, bleibt offen.

Nach Gerda Lerner waren es oft die Frauen selbst, die *„aus dem patriarchalen Denken"*[1021] nicht heraustreten wollten oder konnten und an den traditionellen Rollenbildern festhielten. Franz Ginner erzählt in seinem *„autobiographischen Gesamtwerk"*, dass in seinem Leben *„die Liebe zum Kochen, die Kochfreudigkeit eine große Rolle spielte"*. In seiner Familie gab es *„keine strenge Rollenverteilung"* und *„daß* [sic] *auch die Männer kochen können und tatsächlich entweder selbst kochen oder in der Küche mithelfen war ... eine Selbstverständlichkeit."*[1022] Als seine Frau ihre Mutter über die *„Kochfreudigkeit"* des Schwiegersohnes informierte, gab ihr diese der traditionellen Ansicht ihrer Generation entsprechend den Rat: *„Hau ihn hinaus. Ein Mann hat in der Küche nichts zu suchen!"* Dieser überholten Ansicht widersprach die Tochter mit Nachdruck: *„Das fällt mir nicht im Schlaf ein. Ich bin froh, wenn er mir in der Küche hilft!"*[1023] Das Vorbild in der Familie, in der es *„keine strenge Rollenverteilung"* gab, war für den Autor und seine Ansichten über die Aufgabenteilung zwischen den Familienmitgliedern prägend. Nicht umsonst werden Mütter respektive Frauen vielsagend darauf hingewiesen, dass sie die zukünftigen Männer erziehen. Für die *„Kochfreudigkeit"* des Autors mag das Vorbild in der Familie

[1019] Silvia, Haushalt, Kinder und …, 2009, S. 1.
[1020] Frank, P., Vom Selbstversorger zum …, 2006, S. 7.
[1021] Lerner G., Die Entstehung des …, 1991, S. 282.
[1022] Ginner, F., zu „Vom Selbstverbraucher zum …, 2006, S. 17.
[1023] Ebd.

nicht allein entscheidend gewesen sein, sondern vielmehr seine *„Liebe zum Kochen“*. Kochen bedeutet(e) für Franz Ginner einer entspannenden Freizeitbeschäftigung mit kreativen Ausdrucksmöglichkeiten nachzugehen, die gleichzeitig *„sinnvoll“* für andere war bzw. ist.

„Männer haben da nichts zu suchen“ war auch die Einstellung von Evas Großmutter, die ihren Sohn – Evas Vater – *„von Anfang an aus der Küche verbannt“*[1024] hatte. Er machte daher im Haus *„wenig“*, reparierte Kleinigkeiten, betreute den Garten und unternahm am Sonntag mit Eva und ihrem Bruder Wanderungen. Für Eva stellte sich die Frage der Mithilfe ihres Mannes weder in der Küche noch im Haushalt, denn er arbeitete täglich *„mehr als 10 Stunden täglich im Büro“*[1025], daher war die Probandin *„eigentlich“* für den Haushalt und alle anderen damit verbundenen Tätigkeiten zuständig.

„Die Neugier und den Nachahmungstrieb, den schon Dreijährige der mütterlichen Säuberungs- und Kochtätigkeit entgegenbringen“ sollten *„vernünftige Mütter nach Kräften fördern, bis aus dem Spiel unmerklich die Übernahme kleiner Pflichten wird“*[1026] rät Gehrke in ihrem praktischen Frauenbuch. Bei dieser Empfehlung blieb es den Müttern überlassen, ob sie den *„Nachahmungstrieb“* nicht nur der *„dreijährigen“* Mädchen, sondern auch den der „dreijährigen“ Buben fördern sollten.

Die in den Nachkriegsjahrzehnten gesellschaftlich verbreitete Sichtweise, dass Kinderbetreuung ausschließlich Aufgabe der Frau sei, übernahm Gertrude. Ihr *„wäre es nie eingefallen“*, ihren

„Mann zu bitten, das Kind zu füttern, zu tragen, wenn es weinte oder gar zu wickeln. Er hätte es auch gar nicht gemacht. Er trug die Kinder gerne, so lange sie fröhlich waren, wenn sie zu schreien anfingen, sagte er: da hast – und ich war gleich zur Stelle. Es wäre mir auch gar nicht recht gewesen, wenn er irgendetwas getan hätte, er hätte es mir sicher nicht recht gemacht. Das war meine Aufgabe“. [1027]

Das *„patriarchale Denken“* hinderte die Probandin aus dem tradierten Rollenbild *„herauszutreten“* und skeptisch *„Wertordnungen und Definitionen kritisch zu hinterfragen“*.[1028] Da ihr Mann *„es auch gar nicht gemacht“* hätte, unterließ es Gertrude den Ehepartner um Mithilfe zu bitten. Dass ihr die Hilfe *„auch gar nicht recht*

[1024] Eva, Haushalt seine Abwicklung …, 2009, S. 2.
[1025] Ebd., S. 4.
[1026] Gehrke M. M., Das praktische Frauenbuch, 1965, S. 111.
[1027] Gertrude, Haushalt und anderes …, 2009, S. 4.
[1028] Lerner, G., Die Entstehung des …, 1991, S. 282.

gewesen wäre" und er es der Autorin *„sicher nicht recht gemacht"* hätte, erweckt den Eindruck einer präventiven Rechtfertigung um das Rollenbild des Mannes nicht in Frage zu stellen und die familiäre Harmonie nicht zu gefährden.

Maria weigerte sich das tradierte Rollenbild zu leben. Sie wuchs in einem *„Geschäftshaushalt"*, in dem *„immer eine gewisse Spannung, bzw. Zeitmangel"* herrschte, auf. Auch in den Familien der Schwiegereltern *„gab es keine ‚richtigen' Hausfrauen"*, sondern *„mittätige Ehefrau*[en]*"*, die oft *„ohne Anmeldung"* im Geschäft des Ehemannes mitarbeiteten.[1029] *„Das strikte Rollenverhalten"* lernte die 1948 geborene Maria nach ihrer Heirat im *„Geschäftshaushalt"* der Schwiegermutter kennen, diese *„bekam zwar viel Haushaltsgeld, war jedoch ansonsten von ihrem Mann finanziell völlig abhängig"*. Marias Mann hatte *„mehr Zeit"* als sie, da sie *„ganztags im Geschäft war"*, daher teilte sich das Ehepaar die Hausarbeit. Nach der Geburt der Kinder bestand die Autorin darauf, dass ihr *„Mann auch die Windeln der Kinder wechselte"*. Obwohl die Schwiegereltern Marias *„Gleichberechtigungstendenzen misstrauisch"* beobachteten, widerstand sie jeder Einmischung und praktizierte das veränderte Rollenbild. [1030]

9.8 Eine unendliche Geschichte – das sich noch immer ändernde Rollenbild

Die Diskussionen über die das Rollenbild der Frau prägenden Zuschreibungen werden auch in der Gegenwart unter differenten Gesichtspunkten geführt. Neben Verbesserungen in Gesetzen bemühten und bemühen sich politische Entscheidungsträgerinnen mit die Gesellschaft sensibilisierenden Maßnahmen gerechtere Voraussetzungen für das weibliche Geschlecht zu schaffen. Die Gleichberechtigung der Frau in der Familie, arbeitsrechtliche Bestimmungen wie beispielsweise die Gleichbehandlungsgesetze für den öffentlichen Dienst sowie eine „Frauenquote" an Universitäten und in Ministerien wurden 1975, respektive seit 1993 festgeschrieben, an deren Umsetzung laufend gearbeitet wird.[1031] Außerdem werden Gesetzesentwürfe auf ihre frauen- und genderspezifischen Folgen begutachtet.[1032]

[1029] Eine Anmeldung mittätiger Angehöriger wurde erst Ende der 1960er Jahre legalisiert. Vgl. Bandhauer-Schöffmann, Weibliche Wiederaufbauszenarien,1996, S. 226.
[1030] Maria N.: Erinnerungen. 2015, S. 4f.
[1031] Vgl. Ma-Kircher K., Winter, Emanzen, Ikonen …, 2011, S. 19.
[1032] Ebd. S. 18.

Mit von Politikerinnen gesetzten Kampagnen wie z. B. *„Ganze Männer machen halbe/halbe“*[1033] sollte auf die Unausgewogenheit der zu leistenden Haushalts- und Familienarbeit hingewiesen und zu adäquaten Bewusstseinsbildungsprozessen in der Gesellschaft geführt werden. Erste Versuche die partnerschaftliche Teilung der Versorgungsarbeit im Ehe- und Familienrecht festzuschreiben, gab es von 1995 bis 1997. Die Aktion *„halbe/halbe“* wurde von Frauenministerin Helga Konrad initiiert, nach ihrer Abberufung jedoch wieder gestoppt. Ihre Nachfolgerin Barbara Prammer griff das Gesetzesvorhaben wieder auf.[1034] Nach ausführlichen Beratungen in Expertengruppen im Rahmen des Justizressorts, der Vorlage des Ministerialentwurfs zur Begutachtung im August 1998 trat das Eherechts-Änderungsgesetz mit 1. Jänner 2000 in Kraft. Der § 91, Absatz 1 hält fest, dass die Ehegatten

„ihre eheliche Lebensgemeinschaft, besonders die Haushaltsführung, die Erwerbstätigkeit, die Leistung des Beistandes und der Obsorge, unter Rücksichtnahme aufeinander und auf das Wohl der Kinder mit dem Ziel voller Ausgewogenheit ihrer Beiträge einvernehmlich gestalten“[1035] sollen.

Zur exakten Auslegung bezüglich der Aufteilung der Versorgungsarbeit und der Aufgaben des berufstätigen Ehepartners ist der § 95 des Eherechts-Änderungsgesetzes bestimmt, der wie folgt lautet:

„Die Ehegatten haben an der Führung des gemeinsamen Haushalts nach ihren persönlichen Verhältnissen, besonders unter Berücksichtigung ihrer beruflichen Belastung, mitzuwirken. Ist jedoch ein Ehegatte nicht erwerbstätig, so obliegt diesem die Haushaltsführung; der andere ist nach Maßgabe des § 91 zur Mithilfe verpflichtet.“[1036]

Rechtlich war mit diesen Gesetzestexten eine wesentliche Verbesserung für die Frauen in juristischen Streitfällen – wie z. B. in Scheidungsangelegenheiten – und eine Grundlage für die Konkretisierung der partnerschaftlichen Haushaltsführung festgeschrieben, die praktische Umsetzung der Arbeitsteilung in den Familien war damit noch nicht gegeben.

„In mehr als 50 Prozent der Haushalten mit Kindern übernimmt die Frau die gesamte Arbeit“[1037] musste die Frauenstadträtin Sandra Frauenberger im Jahr 2012 feststellen.

[1033] Steger-Mauerhofer Hildegard: Halbe/Halbe!, Utopie Geschlechterdemokratie? Zur partnerschaftlichen Teilung der Versorgungsarbeit in Österreich. Wien, 2007, S. 13.
[1034] Steger-Mauerhofer H., Halbe/Halbe! Utopie …, 2007, S. 13.
[1035] Ebd., S. 78.
[1036] Steger-Mauerhofer, Halbe/Halbe, 2007, S. 80.
[1037] Wir helfen zusammen. In: wien.at Heft 11/2012, S. 11.

Um die Öffentlichkeit für eine *„gerechte Aufgabenteilung“* zu sensibilisieren, startete sie im November 2012 die Kampagne *„4Wände4Hände“*. *„Um für faire Verhältnisse“* in den Haushalten zu sorgen, wurden die Partner eingeladen die von ihnen erledigten Arbeiten in einen von der MA 57 – der Frauenabteilung – entworfenen und publizierten Haushaltsplan in Tabellenform einzutragen und den jeweiligen Aufwand nach einer Woche zu vergleichen. Dem Zeitgeist entsprechend präsentierte die Frauenstadträtin eine Mobile-App Version zur Aktion *„4Wände4Hände“* um die Männer zu motivieren, *„mehr im Haushalt zu leisten“*. Als zusätzlichen Ansporn zeigte ein *„Fleiß-O-Meter“* die tatsächlich bei der Hausarbeit zurückgelegten Kilometer an.[1038]

Die zuvor genannten Initiativen zur Überwindung patriarchalischer Herrschaftsverhältnisse verbesserten die Geschlechterdemokratie, dennoch wurden weiterhin vielfach althergebrachte Rollenfixierungen der Geschlechter (denen zufolge Frauen technisch und Männer empathisch minderbegabt wären) tradiert und verstärkt, was zum Gegenstand wissenschaftlicher und gesellschaftspolitischer Überlegungen wurde. Forschungen des Neurophysiologen Ciacomo Rizzolatti könnten eine Erklärung für das ausgeprägte Einfühlungsvermögen der Frauen geben. Er stellte fest, dass die Funktion bestimmter Gehirnzellen beim Menschen – er nannte sie Spiegelneuronen –in großem Maße darin besteht, die Fähigkeit Bewegungen anderer nachahmen zu können. Diese Anlage ist besonders am Anfang unseres Lebens wichtig, da Babys und Kleinkinder vorwiegend lernen, indem sie ihre Eltern bzw. Erziehungsberechtigte imitieren. Der Forscher ist der Meinung, dass die Spiegelneuronen eine weitere menschliche Fähigkeit – die Veranlagung sich in die Lage anderer Menschen einzufühlen – unterstützen könnten. Rizzolatti unterscheidet drei Arten des Verstehens: das *„Handlungsverstehen“*, das *„Absichtsverstehen“* und ein *„emotionales Verstehen“*. Mit dem *„Handlungsverstehen“* deuten wir die Bewegung unseres Gegenübers, das für den Neurophysiologen zugleich die *„unterste Stufe der Empathie“* ist. Das Ziel, das unser Gegenüber verfolgt, können wir mit dem *„Absichtsverhalten“* deuten. Nach Rizzolattis Erkentnissen können wir mit dem *„Handlungsverstehen“* das *„Was“* und mit dem *„Absichtsversehen“* das *„Wie“* unseres Gegenübers erkennen; ihre Gefühle mitzuempfinden, die mit der jeweiligen Handlung verbunden sind, ermöglicht uns das *„emotionale Verstehen“*. Er sieht in den Spiegelneuronen einen wesentlichen Faktor für

[1038] Vgl. Männer und der Haushalt. Motivation per Fleiß-O-Meter. In: Die Presse, Wien, 15.11.2012, S. 11; http://ma57.homeclients.at/app/ [Zugriff am 15.11.2012]

das menschliche Einfühlungsvermögen. Das European Research Council stellte ihm Förderungsmittel für seine Studienreihe zur Verfügung.[1039]

Die bisherigen Forschungsergebnisse und die damit verbundene These des Wissenschaftlers verleiten zu der Annahme – die allerdings wissenschaftlich noch nicht bewiesen ist –, dass die Spiegelneuronen bei Frauen empfindlicher reagieren.

Psychologen kreierten verschiedene Ansätze, die für die Entwicklung von Mädchen und Buben prägend wären. Eine These besagt, dass soziales Lernen durch Kommunikation bei Mädchen wesentlich stärker ausgeprägt sei als bei Buben und die Mädchen damit auf ihre spätere Mutterrolle vorbereitet werden würden. Andere Wissenschaftler sehen in dieser Aussage nur eines der sozialen Konstrukte und verweisen auf den Umgang der Eltern mit ihren Kinder; sie gingen und gehen eben unbewusst mit Mädchen anders um als mit Buben. [1040] In diese Reflexionen fließt im Grunde genommen das jahrhundertalte traditionelle Gesellschaftsbild ein – entscheidend für die Zukunft zur Entwicklung der Mädchen ist letztendlich der Umgang innerhalb der Familie mit den Rollenbildern *„auf zwei Ebenen“*, wie sie die Soziologin Ursula Scheuch darstellt. Erzieherinnen und Erzieher erliegen oft dem Glauben, *„ihre oder die ihnen anvertrauten Kinder gleich zu erziehen – sie unbewußt* [sic] *jedoch ungleich behandeln und auch oft den massiven Einfluß* [sic] *der Umwelt unterschätzen“*.[1041] Sie empfiehlt daher den Verantwortlichen beide *„Ebenen der direkten geschlechtsspezifischen Erziehung“* zu beachten: *„Die eine ist das bewußte* [sic] *zum ‚Mädchen‘ oder ‚Jungen‘ erziehen. Die andere die unbewußte* [sic] *unterschiedliche Konditionierung von Mädchen und Jungen“*.[1042]

Die Problematik dieser *„unbewusste*[n] *unterschiedliche*[n] *Konditionierung“* wird wiederkehrend in diversen Studien untersucht wie die nachfolgenden Beispiele zeigen.

Unbewusst findet das stereotype Verhalten von Eltern und Erziehern eine Fortsetzung in der Ansicht, dass Buben in Mathematik als faul aber talentiert, Mädchen hingegen als untalentiert aber fleißig gelten. Obwohl Buben bei Prüfungen häufig besser abschneiden, sind ihre Schulnoten zumeist schlechter als die ihrer Mitschülerinnen. Amerikanische Bildungsökonomen wollten die Ursachen dieser Diskrepanz klären. Sie untersuchten 6000 Kinder in den USA und stellten fest, dass Lehrende in ihre Benotung

---

[1039] Vgl. Egerer Thomas: Zellen, die verbinden. In: Forschen & Entdecken. Informationen rund um Wissenschaft, Forschung und Innovationen in Wien, Heft 4/2011, Wien 2011, S. 27.
[1040] Kraus, Doris: Warum Männer so gerne spielen. In: Die Presse am Sonntag, Wien, 11. Nov. 2012, S. 33.
[1041] Scheuch U., Wir werden nicht …, 1992, S. 123
[1042] Ebd.

auch die Einstellung der Schülerinnen und Schüler zum Lernen einfließen lassen. Zu diesen *„Kern-Elementen“* zählen *„Ausdauer, Lernbereitschaft, Selbstständigkeit, Flexibilität und die Fähigkeit, sich zu organisieren“*. Es sind dies Eigenschaften, die primär Mädchen respektive Frauen zugeschrieben werden. Diese von Eltern und Erziehenden praktizierten Ansichten führen nach der österreichischen Bildungspsychologin Christiane Spiel dazu, dass *„Buben und Mädchen so agieren, wie es von ihnen erwartet wird“*.[1043] Ähnliche Erkenntnisse in der Benotung von Mädchen und Buben zeigt eine Studie in Deutschland. Bildungspsychologinnen und Bildungspsychologen stellten dabei fest, dass Lehrerinnen und Lehrer Mädchen immer noch als fleißig und Buben als begabt ansehen. Beide Geschlechter haben durch diese Klischees im Unterricht Nachteile. Knaben werden in naturwissenschaftlichen Fächern dreimal so oft für einen Beitrag im Unterricht aufgerufen als Mädchen, ohne dass dies den Pädagoginnen und Pädagogen bewusst wird. Außerdem sammeln Buben bei Experimenten mehr Routine, da sich die Mädchen in diesen Fächern weniger zutrauen. Die männlichen Schüler dagegen wollen nicht als Streber gelten; sie können schlechter lesen und brechen häufiger die Schule ab. Um die Lernmotivation von Mädchen und Buben gleichermaßen zu steigern wurde das Projekt *„Reflect“* für einen *„gendergerechten“* gemeinsamen Unterricht für hoch motivierte Hauptschullehrerinnen und Hauptschullehrer entwickelt. Ein Leistungsfeedback, *„bei dem man nur auf das Individuum eingeht und ausblendet, ob es ein Bub oder ein Mädchen ist“*,[1044] gilt als wichtiger Schritt in diesem Programm. Nach den bisher positiven Ergebnissen soll dieses Projekt in Zukunft in die Lehrerinnen- und Lehrerausbildung integriert werden. Das Projekt „Reflect“ scheint sich jedoch nicht in dem geplanten Ausmaß durchgesetzt zu haben, denn wie die Professorin für Lernforschung an der ETH in Zürich Elsbeth Stern feststellte, können sich Mädchen *„nicht darauf verlassen, dass ihre Anstrengung belohnt werden“* und daher *„häufig das Interesse an Naturwissenschaften verlieren“*.[1045] Eine Studie der Eidgenössischen Technischen Hochschule zeigte, dass Physiklehrer mit wenig Berufserfahrung Mädchen bei gleicher Leistung deutlich schlechter beurteilen als Burschen. An dieser Studie beteiligten sich knapp 800

[1043] Brühl Ute: Warum Buben schlechtere Noten haben. Studie. Lehrer bewerten nicht nur das Können. In: Kurier, Wien, 8.1.2013, S. 19.
[1044] uni*vie* Alumni-Magazin der Universität Wien, Nr. 01/12, Wien, Jänner – März 2012, S. 20f.
[1045] APA/hl: Gleiche Leistung, schlechtere Noten. Junge Physiklehrer geben Mädchen deutlich schlechtere Noten. In: Die Presse, 13. Jän. 2016, Wien, S. 12.

Physiklehrer aus Österreich, Deutschland und der Schweiz. Die Absicht der Studie war den Lehrern nicht bekannt. Einer Hälfte der Pädagogen legten die Studienleiter Antworten mit der Information vor, dass sie von Schülerinnen, der anderen Hälfte, dass die Antworten von Schülern stammten, vor. Während Lehrer, die seit mindestens zehn Jahren unterrichten, Schülerinnen und Schüler unabhängig vom Geschlecht benoteten, wurden Mädchen von Pädagogen, die seit weniger als zehn Jahren unterrichteten, signifikant schlechter beurteilt, in Österreich beispielsweise um 0,9 also fast um eine ganze Note.

Um den Geschlechterstereotypen entgegenzuwirken entwickelten die Frauenabteilung der Stadt Wien (MA 57) und die Kindergärten (MA 10) die *„Education Box“* als unterstützendes Tool für die gendersensible Pädagogik. Neben Grundlagentexten und Informationen für Pädagogen und Eltern umfasst die *„Education Box“* Arbeitsmaterialien für geschlechtersensible Kinderspiele bzw. Liedertexte für die Alltagsarbeit in den Kindergärten. [1046]

In einer neuen Schulbuchreihe *„MiniMax“* für den Mathematikunterricht an Volksschulen haben die Verfasserinnen (unter Berücksichtigung des zielorientierten Lehrplans) auch die *„Gewichtung“* zum Abbau gesellschaftlicher Vorurteile – dass Mädchen für Mathematik weniger prädestiniert sind – einbezogen. Die beiden den Lernstoff bzw. die Übungen begleitenden Figuren werden den Schülerinnen und Schüler als symbolische Modelle nahegebracht: *„Mini“*, eine Fröschin, ist die Klügere und vertritt die Mädchen, *„Max“*, ein Hund, der etwas länger nachdenken muss, um die *„Aha, so geht das“*-Lösung zu finden, steht für die Buben. Diese Symbolik soll das Selbstvertrauen der Mädchen für das Unterrichtsfach Mathematik stärken bzw. gesellschaftliche Vorurteile *„Mathematik und Technik ist nichts für Frauen“* abbauen.[1047]

Die Evolutionspsychologin Anne Campell vertritt die Meinung, dass die traditionelle Frauenrolle angeboren sein müsse. Ihre Meinung begründet Campell mit folgender Reflexion: evolutionär betrachtet sei es absolut sinnvoll, dass Frauen mehr an Menschen interessiert seien und sich besser in andere einfühlen könnten, denn schließlich bekommen und stillen sie die Kinder. Mangelndes Interesse von Frauen an Technik

[1046] Vgl. Kinder & Co., Magazin für Eltern und Kinder in Wien, Heft 04/2015. Typisch Mädchen? Typisch Bub? Mit der ‚Education Box 2015‘ werden klassische Rollenbilder hinterfragt. Wien, S. 10.
[1047] Vgl. Vortrag U. Cermak anlässlich der Vorstellung der Schulbuchreihe MiniMax am 25.11.2015: Cermak Ursula [u.a].: MiniMax. Zahlen Rechnen. Red.: Doris Rafetseder. Wien, 2015.

widerlegte die norwegische Soziologin Camilla Schreiner mit ihrer Studie, in der sie 15-jährige aus 20 Ländern nach ihren Neigungen befragte. Das größte Interesse an Technik hatten Frauen in armen Ländern ohne Frauenförderung. Campell folgert daraus, dass in reichen Ländern Frauen einen Beruf ergreifen, der ihren Neigungen entspricht, Frauen in Entwicklungsländern primär berufstätig werden um der Armut zu entkommen und daher jeden für sie möglichen Beruf ergreifen.

Die unabhängige Frauenbeauftragte der Stadt Graz, Maggie Jansenberger, warnt davor *„Forschungsergebnisse aus verschiedenen Disziplinen populärwissenschaftlich“* zu vermischen, mit ein bisschen Alltagswissen zu garnieren und daraus Schlüsse für eine komplexe Welt zu ziehen. Nach Jansenberger wäre es sinnvoller den Fokus der Diskussionen nicht auf die Geschlechterunterschiede zu legen, sondern eher zu fragen, *„wo wir überall gleich sind“*. Sie glaubt, *„dass Frauen und Männer oft mehr gemeinsam haben, wenn sie derselben Schicht angehören, als Frauen und andere Frauen, die unterschiedlichen sozialen Schichten angehören“*. [1048]

In der Berufswahl entscheiden sich Frauen noch immer eher für die Geistes- oder Sozialwissenschaften, weniger für die Naturwissenschaften und das Studium der Technik. Die Biochemikerin Renée Schroeder ist der Meinung, dass *„großteils die Erziehung“*, die sehr früh diese Entwicklung beeinflusst, an diesem Faktum schuld sei. Als Großmutter habe sie den Eindruck,

„dass das heute noch schlimmer ist als damals, als [ihre] *Kinder klein waren. Das Kinderspielzeug ist für die Mädchen vorwiegend rosa und hat mit Haushalt, Kindern und Prinzessinnen zu tun. Und Bubenspielzeug ist meist Kriegsspielzeug oder Autos. Das Rollenspiel wird stark von der Industrie forciert.“* [1049]

Fraglich für Renée Schroeder ist, ob die Wahl bzw. der Kauf des Spielzeugs nach traditionellen Aspekten oder auf Grund der lenkenden Werbung erfolgt. Wie weit das Bemühen um eine gender-neutrale Erziehung führen kann, zeigt der Weihnachtskatalog der schwedischen Firma Top Toys (ein Franchiseunternehmen des Spielzeughändlers Toys ‚R' US), der 2012 erstmals gender-neutral erschien. Dieser Katalog zeigt auf manchen Seiten mit Spielzeuggewehren schießende Mädchen und Buben, die ihre Puppen mit Fläschchen füttern. In Schweden hat die Gleichstellung von Mann und Frau einen hohen Stellenwert, das Bemühen um die *„Gender-Neutralität“* beginnt daher

[1048] In: Kurier, Wien, 2.10.12 S.16.
[1049] Grancy Alice: „Mehr muss nicht besser sein“ Interview. Frauen sollen in Zukunft stärker mitgestalten. In: Die Presse, Wien, 20. Dez. 2014, S37.

schon im Kindergarten. Kinder sollen nicht mehr geschlechtsfixiert spielen um sich nicht in tradierten Rollenbildern einzuüben. Die Reaktionen der Kunden auf den *„gender-neutralen“* Spielzeugkatalog waren laut Bericht des Geschäftsführers der Firma Top Toys *„recht heftig“* und reichten von schlichten Urteilen wie *„ganz toll“* bis *„nur blöd“*. Trotz der auch negativen Urteile will Top Toys alle Spielzeugläden so umgestalten, dass sie dem neuen Begriff *„gender-neutral“* entsprechen. Die Frage, ob die Firma einen Beitrag zur Gleichstellung von Mann und Frau mit der Umgestaltung ihrer Geschäfte oder ob eine Marketingstrategie damit verfolgt wird, bleibt offen.[1050]

Eine ähnliche Aktion zur Bewusstseinsbildung der *„Gender-Neutralität“* im Kindergarten starteten die Kinderfreunde in Oberösterreich mit einer Plakatkampagne, in der sie die Eltern aufforderten, den Verkleidungswunsch ihrer Kinder bei Faschingsfeiern zu hinterfragen. *„In die Rolle der Prinzessin schlüpfen Mädchen im Alltag oft genug und Buben erleben sich ohnehin meist als wilde Kerle“* begründete Kristina Botka von den Roten Falken diese Kampagne.[1051]

Das Zentrum für Interaktion, Medien & soziale Diversität fördert genderdidaktische Schulprojekte wie z. B. „Robinas Zoo“ – Mädchen-in-die-Technik mittels Robotern“, entwickelt für Mädchen der 3. und 4. Schulstufe.[1052] Befremdlich hingegen wirkt ein Auszug aus einem Anmeldeformular zum Werkunterricht für Mädchen, in dem die Eltern aufgefordert werden, die Fähigkeiten ihres Kindes zu überdenken, da *„Mädchen im Technischen Werken oft überfordert sind!“* Der Hauptschuldirektor unterrichtet Technisches Werken seit 1974 und verwendet dieses Formular seit dem Schuljahr 2005/06. Eine Änderung dieses diskriminierenden Absatzes wurde vom Landesschulrat in Aussicht gestellt.[1053]

Nach einer Studie der Soziologin Catherine Hakim von der London School of Economics wollen heute mehr Frauen *nur* Hausfrau sein als in den 1940er Jahren. Die Ursache für diese Option sieht die Soziologin darin, *„dass nach Jahrzehnten des Feminismus sich viele Frauen nach wie vor gegen einen Beruf und für einen gut*

[1050] Bobek Susanne: Die Puppenstube für den Buben, ein Gewehr für das Mädchen. In: Kurier, Wien, 6. Dez. 2012, S.8.

[1051] Gantner Antonia: Kein Witz: Kinderfreude für Prinzessinnen-Verbot. Mädchen sollen „wilde Kerle“, Buben einmal Antihelden sein. In: Heute. Kein Morgen ohne Heute. Wien, 4.Feber 2013, S. 10.

[1052] Vgl. http://www.zimd.at/robinas-zoo, [Zugriff am 13.05.2016]; Akinyosoye, Clara: Technik macht Spaß. In: Welt & Stadt, Wien, S. 11.

[1053] Schrenk Julia: Diskriminierung: „Im Werkunterricht sind Mädchen oft überfordert“. Kurier, Wien, 12. Dez. 2012, S. 20.

verdienenden Ehemann entscheiden würden".[1054] Wirtschaftliche Gründe zur Entscheidungsfindung der Frauen für oder gegen eine berufliche Tätigkeit zeigt ebenfalls eine Untersuchung aus Österreich. Dass viele junge Mädchen sich unter bestimmten Voraussetzungen vorstellen gerne Hausfrau sein zu wollen, geht aus der vierten Ausgabe des Jugendmonitors des Familienministeriums im Jahr 2011 hervor. Für diese Studie wurden rund 800 Jugendliche zwischen 14 und 24 Jahren über ihre Einstellung zum Thema *„Familie"* befragt. Die Daten dieser Befragung zeigten folgende Präferenzen:

„Rund 55 Prozent der befragten Mädchen wollen lieber zu Hause bleiben und sich um den Haushalt kümmern, als Karriere zu machen, vorausgesetzt der Partner verdient genug.
76 Prozent gaben an, mehr auf den Ausgleich zwischen Familie und Kindern als auf Karriere zu setzen, und
85 Prozent der Mädchen sind bereit, zugunsten der Familie Teilzeit zu arbeiten." [1055]

Für die für diese Studie verantwortliche Motivforscherin Sophie Karmasin sind diese Aussagen überraschend, entsprechen sie doch den traditionellen Rollenbildern. Sie ist der Meinung, dass sich in diesem Ergebnis *„auch die Überforderung der Frauen wiederspiegelt"*,[1056] die ihnen ihre Mütter vorleben. Die Erfahrung zeigt, dass die Wunschvorstellung vieler junger zukünftiger Mütter einige Jahre zu Hause bleiben zu können, während der Partner Karriere macht, nicht der Realität entspricht, zumeist bleiben die Frauen aus finanziellen Gründen viel seltener „nur" Hausfrau. Neben der finanziellen Situation der Familie, beeinflussen die Ausbildung und das Alter der Kinder die Berufstätigkeit der Frauen. Die statistischen Daten zur Erwerbsquote der Frauen in Österreich im Jahr 2011 bestätigen die beiden letztgenannten Faktoren als wesentliche Entscheidungskriterien beruflich tätig zu sein: die Erwerbsquote für Frauen mit einem Kind unter drei Jahren lag bei 33,4 Prozent, bei Frauen mit einem Kind zwischen drei und sechs Jahren bei 72,8 Prozent, also mehr als doppelt so hoch.[1057]
Ein gegenteiliges Ergebnis zeigt eine Studie der Soziologin Sonja Dörfler: für die Mehrheit der von ihr befragten 15- bis 25-jährigen Jugendlichen mit und ohne Migrationshintergrund *„ist Hausfrau auf Dauer"* keine Option. Für die jungen Männer steht der Mitverdienst zum Familieneinkommen für die Berufstätigkeit der Frauen, für

[1054] Kraus Doris: Hausfrauen heute: Verzweifelt? Nein! Für immer? Nein! In: Die Presse am Sonntag, Wien, 11. Nov. 2012, S. 36f.
[1055] Winroither Eva: Hausfrau: Der neue Traumberuf. In: Die Presse, Wien, 29. Mai 2011, S. 33.
[1056] Winroither E., Der neue Traumberuf, 2011, S. 33.
[1057] Vgl. Ebd.

die jungen Frauen die Unabhängigkeit und der Wunsch die erworbene Ausbildung auch anzuwenden im Vordergrund.[1058] Nach einer beruflichen Karriere bis in die Vorstandsetagen eines Unternehmens oder eine politische Karriere scheinen Frauen – im Bewusstsein des damit verbundenen und oft nicht planbaren Engagements – nach den Auswertungen der Studien nicht zu streben. Die Vereinbarkeit von Beruf und Familie führt bei Frauen in höher qualifizierten Berufen öfter zur Kinderlosigkeit als in konventionellen Berufen. Aus einer Studie von Forscherinnen des Instituts für Demographie der Österreichischen Akademie der Wissenschaften geht hervor, dass Wissenschaftlerinnen in Österreich und Deutschland viel öfter auf Kinder verzichten als ihre Kolleginnen in anderen Ländern. In Österreich hat fast jede zweite Wissenschaftlerin zwischen 40 und 44 Jahren keine Kinder. Die Kinderlosigkeit wird von den Frauen größtenteils nicht intendiert, geben doch in dieser Studie Jungwissenschaftlerinnen zwischen 29 und 34 Jahren an, dass sie sich zwei Kinder wünschen.[1059] Mit den problematischen Konsequenzen, die die Vereinbarkeit von Beruf und Familie verursachen, werden auch Frauen in höheren Positionen in der Wirtschaft konfrontiert. Brigitte Ederer bezog in einem Interview während ihrer Funktion als Vorstandsmitglied und Arbeitsdirektorin zu den Konsequenzen ihrer beruflichen Karriere und den Problemen junger Mütter Stellung:

„Ich habe, so wie hier sitze, einen Preis für meine Karriere gezahlt, nämlich die Kinderlosigkeit. Vielleicht bringen das andere Frauen hin – die Ministerin von der Leyen ist ja ein gutes Beispiel dafür. Es liegt somit sicher auch ein Stück weit an mir selbst, dass ich diese Kombination nicht geschafft habe.“ [1060]

Zum Faktum, dass die Karriere von berufstätigen Mütter sehr oft unterbrochen oder beendet wird stellte Ederer fest: *„Wir haben bei Siemens relativ viele junge Frauen im Alter bis 35 Jahre. Danach verlieren wir viele von ihnen. Es ist also immer noch die Mutterschaft, die Brüche in der beruflichen Entwicklung hervorruft.“*[1061]

[1058] Kraus D., Hausfrauen heute: Verzweifelt? In: Die Presse, Wien, 11. Nov. 2012, S. 36f.
[1059] Vgl.: APA/beda: Jede zweite Forscherin ohne Kinder. Die Presse, Wien, 27.1.2016, S. 12.
[1060] Ederer Brigitte: Über die Vereinbarkeit von Beruf und Familie. In: Sven Rahner: Architekten der Arbeit, Positionen, Entwürfe, Kontroversen. Hamburg, 2014, S. 185.
[1061] Ebd.

9.9 Das Bild der Frau in der Werbung

Obwohl visuelle und auditive Eindrücke durch Werbeaktionen zumeist nur beiläufig wahrgenommen werden, verfestigen sie unbewusst traditionelle Rollenbilder. Für den Einkauf von Nahrungsmitteln und Produkten des Alltags waren und sind vorrangig die (Haus-)Frauen verantwortlich, sie sind daher die wichtigsten Ansprechpartner für die Produzenten der Waren und Dienstleistungen.

„Werbung richtet sich an Frauen“ ergab eine Recherche der Redakteure der Sendung *„konkret“* des ORF. Um z. B. den Verkauf von leicht stapelbaren Verbundverpackungen für Milch in den späten 1960er Jahren zu fördern, adressierten die Werber ihre positiven Aussagen – *einfache Handhabung, weniger Gewicht* – an Frauen. Da Frauen *„am meisten trinken“,* werden sie von den Werbestrategen in ihren Werbeaktionen für Vöslauer Mineralwasser primär angesprochen.[1062]

Der Begriff „Reklame“ wird im Duden als *„Anpreisung von etwas mit dem Ziel, eine möglichst große Zahl von Interessenten zu gewinnen“* definiert und dem Sprachgebrauch der 1950er Jahre zugewiesen.[1063] Der aktuelle Terminus „Werbung“ konkretisiert dagegen die *„Gesamtheit aller werbenden Maßnahmen.*[1064] Diesen Argumenten entsprechend werden die folgenden Darstellungen mit dem Wort „Werbung“ ausgeführt. Für Caspers ist *„Werbung (…) eine Erzählweise, eine moderne, industrialisierte Form visueller und verbaler Rhetorik“*[1065], die von ökonomischen Richtlinien und dem gesellschaftlichen Dialog beeinflusst wird.

Die Werbefachleute passen ihre Arrangements den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklungen an. Der Aktualität entsprechende Rollenbilder werden als Vorbild entworfen um den Werbeeffekt für berufstätige (Haus)-Frauen zu steigern. Darstellungen, die den wirtschaftlichen Überlegungen der Werbeindustrie dienen, beeinflussen gleichzeitig die gesellschaftlichen Sichtweisen auf die Aufgabenverteilung der Geschlechter, die zum Teil immer noch den traditionellen Rollenbildern entsprechen. Nur in wenigen Werbespots agieren bzw. bewerben auch Männer Putzmittel oder Nahrungsfertigprodukte, wobei in diesen Szenen zumeist die Betonung auf der Leichtigkeit der zu erledigenden Arbeit oder Zubereitung liegt. Das Ziel

[1062] Sendung in ORF 2: „konkret“ vom 8.8.2014, 18h30.
[1063] Duden, Bedeutungswörterbuch, 2004, S. 520.
[1064] Ebd., S. 750.
[1065] Caspers Markus: Werbung. Ein Schnellkurs. Köln 2009, S. 13.

jedweder Werbeaktivitäten ist, möglichst viele positive Eigenschaften sowie Qualitätsmerkmale eines Produktes und dessen Vorzüge gegenüber anderen Konkurrenzprodukten hervorzuheben. Den Konsumentinnen und Konsumenten soll darüber hinaus der einzigartige Wert respektive Nutzen eines Artikels nahe gebracht werden. Die Aufforderung zum Konsum wird im Text oft versteckt und nicht immer explizit gestaltet.

Eine kontinuierliche Betrachtung des Frauenbildes in der Werbung während des Krieges und der anschließenden Jahrzehnte entspricht nicht den Intentionen dieser Arbeit. Die folgenden ausgewählten Beispiele berücksichtigen daher die Werbung für Hausfrauen, wobei – bedingt auf Grund der wirtschaftlichen Veränderungen – der Fokus des beworbenen Personenkreises auf die berufstätige Hausfrau gerichtet ist.

Bis 1955, dem Beginn des „Fernsehzeitalters", transportierten die Werbeunternehmen ihre Botschaften via Plakatwände, in Zeitungen und Zeitschriften oder in der Kinowerbung.

Mit belehrenden Sprüchen und der Großaufnahme des Produktes versuchte z. B. ein Werbefilm in den Kriegsjahren Frauen zum Kauf von Kunsthonig zu gewinnen:

„Hausfrau sei schlau
beim Einkauf beachte die Marke genau
am Deckel der Benediktiner
die Marke kennt jeder Wiener
Benediktiner Kunsthonig ist nahrhaft und gesund
Enthält 80 % Zucker und macht die Wangen rund."[1066]

Unrealistisch in Stöckelschuhen, tadellos frisiert und mit einer Schürze bekleidet werden Frauen in der Küche oder einem Wohnraum arbeitend in Werbeanzeigen für Haushalts- und Alltagsgeräte auf Plakaten und in Zeitschriften bis in die 1990er Jahre präsentiert. Lediglich die lächelnden Frauen auf den Werbeplakaten für Waschmittel tragen keine Schuhe mit höheren Absätzen. Seit Ende des 20. Jahrhunderts veränderte sich das Werbebild der Hausfrau: Die mit einer Schürze bekleidete Hausfrau lächelt den Interessierten nur mehr auf Plakaten, die auf die Wirkung des Nostalgieeffektes zielen, an. Keine Schürzen tragenden und leger gekleidete Frauen – zumeist der jüngeren Generation – haben den Platz der ehemals gezeigten Hausfrauen eingenommen. Die Hausarbeit wird nicht als Arbeit dargestellt, sie soll möglichst unsichtbar bleiben respektive als freudige Beschäftigung wirken. Dementsprechend werden in den Bildern

[1066] Doudek G., Vom Selbstversorger zum …, S. 10.

nur aufgeräumte Küchen gezeigt. In den beiden letzten Jahrzehnten verschwand die „schmückende“ Hausfrau aus der Werbung für Haushaltsgeräte, statt ihrer pointierten die Werber das Produkt und seine besonderen Eigenschaften. Die folgenden Exempel skizzieren die Modellierung der zuvor genannten Veränderungen.

„Einkochen mit Gas macht Freude“ lautete ein Werbespruch in einer Broschüre, mit der die Wiener Gaswerke und die 1948 neu gegründete Gasgemeinschaft neue Kunden erreichen wollten. Auf dem Titelblatt ist eine mit einer Kleiderschürze bekleidete Hausfrau auf einer Seite beim Einkochen und auf der anderen Seite mit dem fertigen *„Einmachgut“* zufrieden lächelnd abgebildet. Somit beinhaltet diese Werbung drei Symbole, die den Hausfrauen während einer längeren Zeitepoche nicht nur von der Werbebranche zugedacht war.[1067]

Abbildung 1: Gasgemeinschaft (Privatarchiv I. Bacher)

[1067] Privatarchiv I. Bacher: „In allen Fragen beraten Sie Gaswerk oder Gasgemeinschaft“ Wien, 1948 bis etwa 1960.

Eine Schürze trägt ebenso jene Hausfrau, die triumphierend und lachend die soeben mit *„PRESTO“* geputzte und blinkende Pfanne in die Höhe hält. Ihr Rat lautet: *„Plag‘ dich nicht, wasch‘ ab mit Presto“*.

Abbildung 2: Presto (Quelle: www.bildarchivaustria.at PLA 16306654, Wien 1955)

Das Plakat mit dem Werbespruch *„Alles für Ihr Heim im Konsum“*[1068] zeigt ebenso eine lachende Hausfrau mit Schürze. Neben den Charakteristiken des Frauenbildes – Lächeln und Schürze – wie sie in zahlreichen Werbungen zu sehen sind, arbeiten die Werbefachleute mit geringfügigen Unterschieden in den bildlichen Präsentationen.

[1068] www.bildarchivaustria.at, PLA16308449, Wien 1950)

Abbildung 3: Alles für Ihr Heim (Quelle: www.bildarchivaustria.at PLA16308449 um 1950)

Im Vergleich zu den zuletzt genannten Werbebildern, fällt auf, dass die auf der Prestowerbung abgebildete Frau ihre Augen direkt auf die Interessenten richtet; eine Einstellung, die auf Plakaten und Anzeigen öfter zur Anwendung kommt. Die fotografierte Frau in der Werbung der Wiener Gaswerke blickt hingegen auf das *„Einmachgut“* und die gezeichnete weibliche Figur der Konsumwerbung verweist mit gesenkte m Blick auf die Werbebotschaft *„Alles für Ihr Heim im Konsum“*.

Für Waschmittel und Putzmittel werbende Frauen werden fast ausschließlich in einem häuslichen Umfeld dargestellt. Zu den Ausnahmen zählen die beiden folgenden Beispiele. Eine außerhäusliche weibliche Werbefigur – mit einer Einkaufstasche, vollbepackten Einkaufsnetzen und der Werbebotschaft *„Man bekommt viel um sein Geld beim Konsum“* illustrierte ein Plakat der Konsumgenossenschaft im Jahr 1951.

Abbildung 4: Konsum (Quelle: www.bildarchivaustria.at, PLA16308459)

Ein anderes Plakat aus den 1950ern, das eine Frau vermutlich auf Grund des grünen Hintergrunds im Freien statt in ihrer häuslichen Umgebung zeigt, zählt zu den zahlreichen Werbeplakaten für das Waschmittel Persil. Das Weiß des Festkleides, das sie trägt, dominiert das Bild und steht symbolisch für die Wirkungskraft des Waschmittels. Die erste Anzeige von Persil mit einer mit einem weißen Kleid – der damaligen Mode entsprechend – und weißen Stöckelschuhen bekleideten Frau erschien am 6. Juni 1907 in einer Düsseldorfer Zeitung.) Ein ebenso strahlend weißes Kleid trägt auch das für Persil werbende Kind.

Die gegenwärtige Markenstrategie von Persil bewirbt die neu entwickelten Duo-Caps Waschmittel, die bereits bei minimalen Temperaturen für eine strahlend weiße Wäsche sorgen.[1069]

[1069] Vgl. Bühne. Österreichs Theater- und Kulturmagazin Nr. 1, Wien, 1, November 2014, o. S.

Abbildung 5: Persil Kind (Quelle: www.bildarchivaustria.at PLA16307916, 1958)

Abbildung 6: Persil Frau (Quelle: www.bildarchivaustria.at PLA16306629, o.D.)

„Renate“ steht in Stöckelschuhen mit einer Servierschürze in einer Schüssel rührend mit verhaltenem Lächeln in einer skizzierten Küche und *„ist begeistert vom Licht der PHILIPS Haushaltleuchte!“*, die ober ihr hängt.[1070] Ebenfalls in Stöckelschuhen stehend und ihre Kleidung mit einer halben Schürze schützend, bedient ein „Hausfrauen-Model“ eine Küchenmaschine. Die *„HOBART-KitchenAid“* bringt *„Abwechslung im täglichen Speisezettel“* und *„ist d i e wirkliche Küchenhilfe, weil sie Ihnen Arbeit abnimmt, die sonst zu umständlich wäre“.*[1071]

Stöckelschuhe – jedoch keine Schürze – trägt ein eine (Haus-)Frau darstellendes Mannequin während sie eine Waschmaschine be- oder entlädt auf einer Fotografie aus dem Jahr 1967 und die mit einer *„Presse-Information“* an Redakteure von Tageszeitungen mit der Bitte die Produktinformationen in eine *„Pressenotiz“* einzubauen, versandt wurde. Diese von den Journalisten verfassten Artikel hatten nicht den Anschein einer Werbung, sie sollten die Produkte bekannter machen und kommende Werbeaktionen vorbereiten bzw. unterstützen.[1072] Einige Redakteure kamen

[1070] Frau und Mutter. 48. Jahrgang, Erstes Novemberheft 1959, Wien, 1959, S.12.
[1071] Ebd., S. 22.
[1072] Vgl. Privatarchiv I. Bacher (AEG Austria: Presse Informationen: Waschmaschine, Wien, 17.5.1967; sowie Koffer-Staubsauger, Wien, Februar 1968; P. R. Pressedienst: Geschirrspüler, Wien 15. 6. 1966.)

der Bitte gerne nach, da die Produzenten als Gegengeschäft neben den informativen Artikeln Inserate platzierten. Diese Kombination brachte den Firmen außerdem den Vorteil, ihr Inserat nicht als Werbeeinschaltung zu deklarieren.

Ein anderes Beispiel, das auf Illustrationen verzichtet und dem die Überlegung zu Grunde liegt, dass Leserinnen und Leser über Inserate hinwegsehen, während sie Zeitungsartikel beachten, war eine Einschaltung mit dem Titel: *„Berufstätige Frauen müssen flinker sein. Sie können meistens für die Hausarbeit nur ganz wenige Stunden am Tag erübrigen."* Ohne Illustration, jedoch mit dem Anschein eines für Hausfrauen wissenswerten Artikels – am Ende einer Zeitschriftenseite um nicht übersehen zu werden – versteckte sich hier eine Werbung für *das „zeit- und arbeitssparende Wirtschaftstuch Chamex"*.[1073]

Die Taktik Produkte im Format eines Zeitungsartikels zu bewerben, wird – wenn auch in variabler Form – bis heute praktiziert. *„Wahnsinn: Nie wieder putzen!"* und *„Gewinnen Sie eine Putzperle für ein Jahr!"* verspricht eine Anzeige, die erst im Kleingedruckten als Werbeaktion für einen *„Hochleistungs-Staubsaugerroboter"* zu erkennen ist. Werbungen, die mit der Aussicht auf einen Gewinn verbunden sind, wecken zwar Wunschvorstellungen von (Haus)-Frauen, dienen jedoch in erster Linie den Produkterzeugern dazu, Adressenmaterial für weitere Werbeaktionen zu rekrutieren.[1074]

Eine Doppelcodierung könnte in der Werbung für einen *„Super-Handstrick-Apparat"* liegen. Die Anzeige verspricht, dass Strickarbeiten *„schneller, schöner und billiger"* erledigt werden können. Der Blickfang dieses Inserates wird auf die Worte *„Stricken! Kinderleicht!"* und – um diese Aussage zu betonen – auf ein Mädchen, das einen Strickapparat mit einer Hand trägt, gerichtet. Diese Anzeige erschien 1959 zu einer Zeit, als die Hausfrauen die meisten Bekleidungsstücke für ihre Kinder selbst strickten. Das Mädchen sollte die Frauen zum einen an die *„kinderleichte"* Bedienung des Strickapparats und zum andern an ihre Handarbeitspflichten erinnern.[1075]

Mit der unbestimmten Sehnsucht nach früheren Zeiten versuchen Werbeleute die Aufmerksamkeit der Konsumentinnen und Konsumenten zu gewinnen. Bei einem Plakat von McDonalds Österreich, das eine Hausfrau im Outfit der 1955er Jahre zeigt,

[1073] Frau und Mutter. 48. Jahrgang, Erstes Novemberheft 1959, Wien, 1959, S. 27.
[1074] Vgl. BZ Wiener Bezirkszeitung Liesing, Ausgabe 42, Wien, 15.10./16.10.2014.
[1075] Vgl. Frau und Mutter. 48. Jahrgang, Erstes Novemberheft 1959. Wien, S. 22.

stellt sich die Frage, bei wem diese Darstellung nostalgische Gefühle im positiven Sinn auslösen soll.[1076] (McDonalds gründete die erste Filiale in Wien im Jahr 1970.)

In den *„Erinnerungen an die Elektrifizierung"* (einer Ausgabe der *Buchreihe „Damit es nicht verlorengeht …")* erzählen zwei Frauen von den ersten Anfängen der Waschmittelwerbung. *„Wasche Wäsche, ohne zu waschen!"* versprach der Leitsatz auf einem Plakat um 1930. Die Abbildung zeigte einen freudig lächelnden Mond, der auf einen *„Holzbottich mit eingeweichter Schmutzwäsche"* herab sah. Der Schmutzwäsche *„entstiegen zwei kohlschwarze Raben und flogen davon"*. Die darunter stehenden Worte: *„Der Schmutz fliegt nur so heraus. Schicht-Radion wäscht allein"* betonten den symbolisch abgebildeten Vorgang der Wäschereinigung. Therese Egger hat *„aber nie erlebt, daß* [sic] *vom Einweichen der Wäsche über Nacht der Schmutz einfach entschwindet".* Die Enttäuschung vieler Frauen, die eine Erleichterung des Wäsche Waschens erwartet hatten, fasst die Autorin wie folgt kritisch zusammen: *„So hat man gleich zu Anfang der Waschmittelwerbung übertrieben."*[1077]

Über eine im Informationszeitalter nicht vollstellbare Art der Werbung berichtet Ludmilla Misotic. Um Frauen auch in ländlichen Gebieten von den Vorteilen neu entwickelter Waschmittel überzeugen zu können, bereisten Vertreter die Dörfer. Einer dieser Handelsreisenden kam *„eines Tages"* in das Heimatdorf von Frau Misotic und *„schüttete das weiße, uns unbekannte Pulver in den Topf und schrie dabei ganz laut: ‚Radion wäscht allein, gebt eure schmutzigen Taschentücher heraus und ihr werdet sehen, wie weiß der Radion wäscht'*. Die eingesammelten Taschentücher wurden in einem Topf gekocht, das Resultat überzeugte die Frauen und *„ab nun wurde die weiße Wäsche gekocht und nicht mehr auf der Wiese gebleicht".*[1078] Den *„leichtesten Waschtag Ihres Lebens und die sauberste Wäsche"* versprach der Text auf einem Plakat für die Hausfrauen, wenn sie das Waschmittel *„OMO"* verwenden. Die bildliche Darstellung dieser Werbung zeigte eine Rüschenschürze tragende und lachende Hausfrau, die ein Paket *„OMO"* mit ihren Händen hochhält.

[1076] Vgl. „Unser neuer ´55 Burger!" Kurier, Wien, 25.5.2011, S. 8.
[1077] Egger T., in: Als lediges Kind …, 2008, S. 233f.
[1078] Misotic L., in: „Als das Licht kam", 1986, 172.

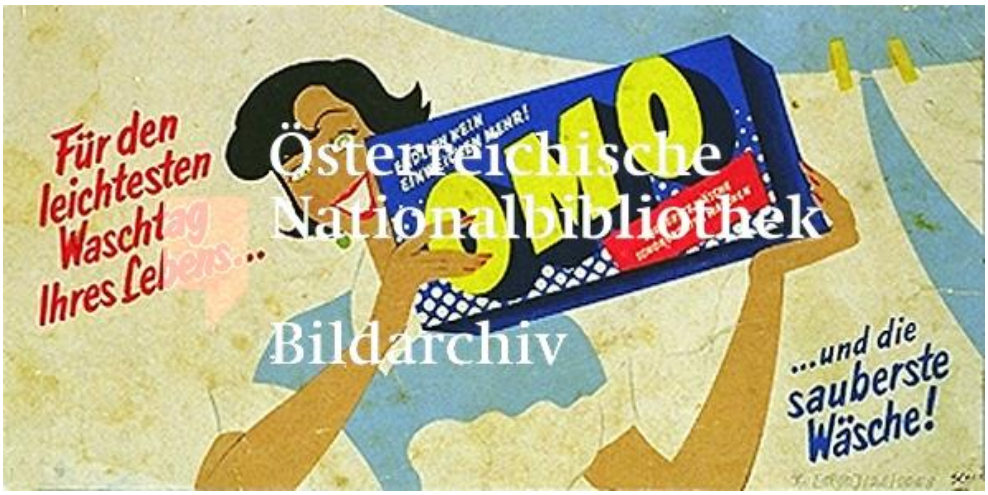

Abbildung 7: Omo (Quelle: www.bildarchivaustria.at, PLA16307911)

Ende der 1950er Jahre warben die Unternehmen nicht mehr mit dem Verschwinden des Schmutzes über Nacht oder mit dem *„leichtesten Waschtag Ihres Lebens und* [der] *sauberste*[n] *Wäsche“*. Die ersten Waschmaschinen sowie die verbesserten Waschmittel trugen sukzessive zur Erleichterung des Wäsche Waschens bei. Um die Frauen weiterhin von der besonderen Wirksamkeit ihres Produktes zu überzeugen, verschwand *„der Schmutz“* aus den Werbetexten, an seine Stelle trat das *„weißere Weiß“*. Dieses Ziel zu erreichen war nicht *„schwierig“*, wenn die Wäsche *„eben mit Radion gewaschen“* wurde, denn *„Radion wäscht weisser!“*[1079] [sic].

Ein anderes Plakat aus den 1950er Jahren zeigte eine mit einer weiß-grauen Bluse bekleidete Frau, die auf ein weißes Handtuch blickt und laut dem ergänztem Text, *„ihre Bluse für weiss“* [sic] hielt, *„bis sie ein radionweisses* [sic] *Handtuch sah! Schicht Radion wäscht radionweiss.“*

[1079] Frau und Mutter. 48. Jahrgang, Erstes Novemberheft 1959, Wien, 1959, S. 28.

Abbildung 8: Radion (Quelle: www.bildarchivaustria.at, PLA 16307949)

Die Werbeagenturen erweiterten das Spektrum der Farbe Weiß, indem sie immer wieder neue Nuancen kreierten wie z. B. das *„OMO-weiß“*. Es war nicht nur *„ein leuchtendes Weiß“*, man sah es *„auf den ersten Blick“*, wenn Wäsche mit *„OMO“* gewaschen wurde. Ergänzende Plakate versprachen den Frauen *„den leichtesten Waschtag Ihres Lebens und die sauberste Wäsche!“*[1080]

Das Repertoire der Waschmittel musste in den 1950ern mit der Produktion von Bekleidung aus den neu entwickelten Kunstfasern erweitert werden. Die Waschmittel für die Kochwäsche eigneten sich nicht zur Pflege von Textilien wie z. B. Nylon und Perlon sowie von Wolle. Neue Waschmittel erforderten neue Werbeslogans. Die Werbefachleute setzten im Zuge der Werbekampagne für *„FEWA“* nicht mehr auf das Adjektiv weiß. Der neue Slogan lautete: *„FEWA Wäscht Wunderbar Weich“.* Die

[1080] Frau und Mutter. 48. Jahrgang, Erstes Novemberheft 1959, Wien, 1959, S. 26.

bildnerische Gestaltung weicht ebenso von den bisher gezeigten Plakaten ab; statt der fotografierten Hausfrauen halten auf den FEWA-Plakaten eine einem Piktogramm ähnliche weibliche Figur das beworbene Waschmittelpaket in den Händen.

Abbildung 10: Fewa Waschmittelbox (Quelle: www.bildarchivaustria.at PLA16306070, um 1953)

Abbildung 9: Fewa Kleid (Quelle: www.bildarchivaustria.at PLA16306740, 1953)

Nach einem *„Doppelsieg für Ariel!“* konnten *„alle strahlen“*, *denn „kein Colorwaschmittel wäscht besser“*. Die beiden vorliegenden Beispiele von Werbeinseraten für Ariel, das *„Schluss mit Grau“* macht, weichen von den konventionellen Waschmittelwerbungen ab; sie zeigen keine Hausfrauen mit „blütenweißer“ Wäsche, sondern junge Frauen, die sich symbolisch von grauen Schleiern befreien. Während sich zwei Frauen der Grauschleier kniend in einem Turnsaal entledigen, streift die auf einer anderen Werbung dargestellte junge Frau den Grauschleier auf einem öffentlichen Platz ab und animiert die hinter ihr abgebildeten Menschen aller Altersgruppen ihrem Beispiel zu folgen. [1081]

[1081] Privatarchiv I. Bacher (Fa. Schlecker: Das Kundenmagazin für alle! Nov./Dez. 2009, S. 57; Kronenzeitung, Wien, 7.11.2010, o. S.)

„Nicht mehr so naiv, wie seinerzeit“,[1082] wird das unter der Marke Persil von der Henkel AG erzeugte Waschmittel in den Fernsehspots beworben. *„Mit dem besten Persil, das es je gab“* wird die Wäsche in der automatischen Waschmaschine ohne physische Belastung sauber. Die geänderte Werbestrategie versucht die Aufmerksamkeit der Frauen mit fiktiven Vorstellungen zu erreichen wie z. B. mit der Aussage in einem Werbespot: *„Das Leuchten der Wäsche einfach wieder einschalten“*.[1083]

Auf den Pflegeeffekt und die neue Art, die Geschirrspülmittelflasche einfach und schnell nach der Entnahme des Spülmittels wieder zu verschließen macht eine Werbung für *„Palmolive“* aufmerksam. Der Fokus dieser Werbung liegt auf der Pflege der (Haus-)Frauenhände, denn Palmolive *„pflegt die Hände schon beim Spülen“* und mit der neuen *„Verschluß-Krone“* [sic] geht *„kein Tropfen Pflege“* verloren.[1084] Eine vielverheißende Perspektive sichert den Frauen die Verwendung des Putzmittels *„Cif Creme“* zu: Sie *„bringt neuen Glanz in Ihr Leben“.*[1085] Wenn auch die visuelle Darstellung – eine Mutter, die das extrem verschmutzte Fahrrad ihres Sohnes im Garten mit dem beworbenen Produkt putzt – auf alltägliche Hausarbeiten verweist, soll der doppelsinnige Werbespruch die Hausfrauen emotional ansprechen und *„Glanz in Ihr“* individuelles *„Leben“* bringen. Mit anderen Argumenten preist die Werbung – wie in Einschaltungen im Fernsehen zu sehen war – z. B. Produkte zur Reinigung des Geschirrs an: *„Mit dem neuen Pril spülen alle freiwillig“*. Bildlich dargestellt wurde diese Szene mit fünf Männern beim Geschirrwaschen und einer ob der großen Hilfe begeisterten Frau im Hintergrund. *„Mit dem neuen Pril“* ist das Abwaschen des Geschirrs *„spielerisch leicht“* geworden, so dass nicht nur *„alle“* Frauen, sondern auch ausnahmslos *„alle“* Männer *„freiwillig“* Geschirr spülen. In diesen Werbespot kam nicht nur die symbolisch suggerierte Hilfe – wie sie sich in dem Werbespruch für das Reinigungsmittel wiederspiegelte – zum Ausdruck, sondern auch die aktive Übernahme einer Arbeit im Haushalt. Vielleicht mögen noch zwei andere instigierende Überlegungen in diesem Werbespot stecken: einerseits jene, Männer an die politische

[1082] Erika, Email vom 20.2.2010, S. 1.
[1083] Werbeblock ORF2 v. 25.10.2013 um 20h02.
[1084] Österreich Bunte, Wien, Heft 26 vom 20.6.1984, S. 58.
[1085] Werbeblock ORF2 v. 13.12.2009 20h.

Initiative „Halbe/Halbe“ zur Umverteilung der Hausarbeit zu erinnern und andererseits jene, den Frauen die *„spielerische“* Leichtigkeit dieser Hausarbeit vorzuführen.[1086]

Die im letzten Jahrzehnt propagierte Devise der „Nachhaltigkeit“ richtet die Werbung nicht ausschließlich an Frauen; die Anregungen zur Verbesserung der Umwelt beizutragen, wenden sich jedoch in erster Linie an Frauen. *„Mach die Welt mit BIPA besser!“* und *„Wasch dein Gewissen rein!“* fordert das Unternehmen in einer Werbeaussendung auf und bietet dazu seine neuen *„umweltfreundlichen Haushaltsprodukte“* an. Die zweite Botschaft in dieser Werbebroschüre ist ebenso an das emotionale (weibliche) Empfinden adressiert: *„Pfleg dein Karma!“* mit der von BIPA *„entspannende*[n], *vitalisierende*[n] und *erfrischende*[n]“ Pflegeserie für Frauen, auf die sie *„vertrauen“* können.[1087]

Zu von der Werbung eingesetzten Schlagworten zählen nach Ansicht einer Probandin: praktisch, hygienisch, schnell, umweltgerecht, energiesparend, ökologisch, PH-neutral, sauber, ausgiebig, duftend, leicht zu handhaben, gründlich, billig (2+1 gratis) und vor allem Gütesiegel /AMA) BIO etc. (Jg. 1941).

In der zuvor genannten Liste fehlen beispielsweise *„perfekt“* und *„innovativ“*, zwei Begriffe, die nach den Intentionen kreativer Werbeköpfe zum Kauf neuer Produkte anregen sollen. Angeboten werden *„perfekte“* Backformen in Herzform, *ein „Knoblauch-Twister für perfekt geschnittenen Knoblauch“* (ein Twister, der außerdem *„Spaß macht“*) und eine *„geniale Crêpes-Pfanne“*, in der die Palatschinken oder Crêpes *„perfekt“* gelingen. Mit dem *„Mousse Schäumer“* lässt sich nicht nur *„perfekter Milchschaum auf Knopfdruck“* für den *„perfekten Cappuccino“* herstellen, das Gerät rührt *„perfekt auch Salat-Dressings*“. *„Farbenfrohe Innovation“* bieten Teflon-beschichtete Messer, die jedoch nicht spülmaschinengeeignet sind, in den Trendfarben *„Hellgrün“* und *„Pink“*. „*Bunt, lustig, innovativ“* sind die antihaftbeschichteten *„fröhlichen Messer im 2er Set“*, die nicht nur in den *„Trendfarben Gelb und Kobaltblau“* erhältlich sind, sondern *„perfekt“* zum Messerset *„Pink und Grün“* passen. *„Doppeltes Bratvergnügen“* verspricht ein *„Duo-Bräter“*, *„doppelten Nutzen“* das *„hygienische Doppelschneidbrett“*.[1088]

[1086] Werbeblock ORF 2, 4.1.2013, vor 19h30.
[1087] Privatarchiv I. Bacher (BIPA Werbebroschüre Wien, September 2014, o. S.)
[1088] Privatarchiv I. Bacher (Spar Club: Herbstkatalog „Feine Küche“, Wien, gültig von 29.9. bis 31.12.2009.)

„perfekt in form und funktion [sic]*“* sind u. a. die *„effizientesten Waschtrockner der Welt“* mit der *„einzigartigen Wärmepumpentechnologie“* der Firma AEG. Der Blickfang ist auf die Fotografie eines Bullauges des Wäschetrockners und prägnante Worten wie *„PERFEKT WASCHEN. PERFEKT TROCKNEN“* gerichtet. [1089]

Auf junge (Haus-)Frauen der *„neue*[n] *Generation“*, die *„neue Ansprüche“* und begrenzte *„Zeit für die wesentlichen Dinge im Leben“* haben, zielt die Werbung der Firma Miele. Sie entwickelte eine Vielfalt von Einbaugeräten in *„perfekte*[r] *Technik in edlem Design“*. Die fotografisch abgebildete Küchenzeile belebt eine lächelnde junge Frau, für die die Devise der werbenden Firma Alltagspraxis geworden ist: *„Familie verwöhnt man. Vielfalt lebt man.* ***Miele hat man.****“*[1090]

Etwa ein Jahr später stellt Miele gezielt in einer Werbeeinschaltung *„die neuen, bedienungsfreundlichen Miele Backöfen mit Klimagarfunktion“* ins Zentrum der Werbebotschaft. Hinter dem geöffneten Herd steht die Mutter mit ihrer Tochter, die sie wie ein Kleinkind auf den Armen hält, damit das Kind ebenso wie sie selbst bewundernd auf das im geöffneten Backrohr fertig gebackene Brot blicken kann. Etwas verändert hat sich nicht nur der bildhafte Aufbau des Inserates, sondern auch das Motto: Statt die *„Familie“* zu verwöhnen, werden – in Hinblick auf gesellschaftliche Veränderungen – die *„Lieben“* verwöhnt, statt auf die Vielfalt wird auf die Innovation – *„die Klimagarfunktion verspricht Braten und Backen mit Gelinggarantie!“* hingewiesen: *„Seine Lieben verwöhnt man. Innovation nutzt man****. Miele hat man****.“*[1091]

Die männliche Hilfe in symbolischer Spielart verspricht ein Werbespot der Firma A & O, in dem Töpfe personalisiert und *als „schlaue Küchenhelfer“* angepriesen werden.[1092]

Die Thematik der praktischen Mithilfe von Männern bei der Hausarbeit wird in Anzeigen jüngeren Datums hin und wieder angesprochen. Dabei richten die Werber ihre Angebote nicht nur an Frauen, sondern auch an Männer, wie aus einem Flugblatt, in dem mit dem Slogan *„Haushalt Kreativ“ – „So geht Haushalt“* technische Geräte zur schnelleren Reinigung beworben werden, hervorgeht. Während die Frau mit dem Akku-Hand- und Bodenstaubsauger Teppiche reinigt, bedient der Mann eine *„leicht und wendig rotierende Kehrwalze“* – einen *„Akku-Besen, der mühelos Staub und Schmutz*

[1089] Die Presse, Schaufenster Nr. 26, Wien, 1.8. 2014, S. 5.
[1090] ORF Nachlese. Besser Leben mit dem ORF. Wien, November 2008, o. S.
[1091] Gusto. Das österreichische Kochjournal. Nr. 11/2009, Wien, o. S.
[1092] Werbeblock im ORF2, 4.12.2012, 18h 50.

entfernt".[1093] (Vielleicht verfestigen sich Werbebilder dieser Art in der Gesellschaft und führen zu einer gerechteren „Halbe-Halbe" Hausarbeit.)

Als *„wahre Haushaltshelden"* preist die Firma Philips in einem Bestellmagazin Staubsauger, Dampfbesen und Hartbodenreiniger an. Am ebenfalls in dieser Werbebroschüre abgebildeten *„Profi-Bügeltisch mit Schulterflügel-System für einfaches Hemdenbügeln"* steht einmal keine Frau, sondern ein Mann, der zwar kein Hemd, aber einen Polsterüberzug bügelt – eben ein *„wahrer Haushaltsheld"*.[1094]

Auffällig ist die Wahl der Benennung für manche Produkte. Ein Waschpulver trägt den Namen eines Engels: *„Ariel"* und ein Putzmittel *„Ayax"*, den Namen zweier griechischer Feldherren. Letzteres Beispiel könnte möglicherweise als Symbol für den Krieg der Hausfrauen gegen die *„Schmutzfinken"* gedacht sein. Für eine Kochtopfserie wählten die Werbefachleute den Namen eines Luftgeistes: *„Zephyr"*.[1095] Hinter dem Namen des Spülmittels *„Pril"* steht *„keine spezielle Bedeutung, „Pril" ist ein Kunstname*". Traute, *„die in der Werbebranche glücklich geworden ist"* erlebte eine der strategischen Entscheidungen der Werbemanager (und Werbemanagerinnen) für die werbewirksame Präsentation von Reinigungsprodukten und deren Bezeichnungen in der Praxis. Während anfangs ein *„tanzendes Cowgirl"* die Wirksamkeit der von ihr beworbenen Reinigungsprodukte den Hausfrauen nahebringen sollte, wählten die Firmen in der Folge männliche Figuren in ihren Werbeaktionen: den *„Sheriff"* (der zuvor *„General"* hieß), den *„weißen Riesen"*, den *„Persil-Mann"* oder den *„Meister Proper"*. Das *„tanzende Cowgirl"* wurde abgelöst vom *„Krieg der grünen Sheriff-Tröpfchen gegen die Schmutzfinken"*. Seit zirka 45 Jahren wirbt noch immer *„Meister Proper"* in unveränderter Gestalt – mit verschränkten und kräftigen Armen – für die nicht zu übertreffende Reinigungskraft dieses Produktes. Die Namen für diese Produkte rekrutieren sich aus dem maskulinen Repertoire und dienen hier einesteils als Symbol der in diesen Putzmitteln steckenden Kraft und suggerieren andererseits, dass den Hausfrauen „*von Männern im Haushalt ‚geholfen' wird"*.[1096]

Wie sich das Sichtfeld und die Mentalität der Argumente in der Werbung in wenigen Jahren verändern können, zeigt das Beispiel von drei Werbeinseraten für Küchenmaschinen der Firma Kenwood. Im Jahr 2009 ist das beworbene Produkt in der

[1093] Privatarchiv I. Bacher (Lidl Werbung, Wien, NF KW51-2/2014.)
[1094] Privatarchiv I. Bacher (Tchibo Eduscho Bestell-Magazin, Wien, November 2014.)
[1095] Vgl. Falschlehner, Gerhard: Die digitale Generation. Jugendliche lesen anders. Wien 2014, S. 108.
[1096] Gespräch mit Traute Molik-Riemer am 9.3.2010.

rechten unteren Ecke der ganzseitigen Anzeige abgebildet, daneben ist eine kurze Notiz über die *„mehr als 50 Funktionen“* der *„Kenwood Chef Küchenmaschine“* platziert. Auf der verbleibenden Werbefläche wird eine Küchenszene gezeigt. Während die Mutter – mit einer modischen Schürze bekleidet – und der Sohn im Hintergrund unscharf tätig sind, wendet sich das im Vordergrund agierende Mädchen mit einem anregend lachenden Blick, während sie scheinbar den Werbespruch: *„Die kann jede Lieblingsspeise“* ausspricht, den Leserinnen und Lesern der Zeitschrift zu.[1097]

Etwa ein Jahr später ist die in ihren Funktionen erweiterte Küchenmaschine Bild beherrschend und der Werbeslogan lautet: *„Lassen Sie doch den Kenwood Cooking Chef kochen.“* Neben der Küchenmaschine im Hintergrund stark verkleinert scheinen Mutter – ohne Schürze im modischen Outfit bekleidet – und Tochter mit Spielzeug, das traditionell Buben zugedacht wird, zu spielen. Diese symbolische Darstellung soll den Wunsch der Frauen mehr Zeit (und weniger Mühe beim Kochen) zu haben, ansprechen und wird im Text unter der Küchenmaschine auch direkt mit dem Hinweis mit ihrer Verwendung *„Freizeit für sich und Ihre Lieben“* zu haben, angesprochen.[1098] Nach etwa drei Jahren dominiert der „Kenwood Cooking Chef“ die Printwerbung, Frauen und Kinder als beeinflussende Ergänzung sind verschwunden. Der Fotograf hat, um die Dominanz des „Kenwood Cooking Chefs“ hervorzuheben, die Maschine nicht frontal, sondern aus einer anderen Perspektive abgelichtet. *„Lassen Sie sich BEKO°CHEN“* lautet der neue Werbespruch, der mit dem Hinweis *„Wir schenken Ihnen Zeit“* ergänzt wird. Das Symbol ° für Temperaturgrade im Slogan soll besonders auf die Koch-Funktion des *„Cooking Chefs“* hinweisen. Ebenso änderte das Unternehmen die Adressen für die Küchenmaschine bzw. den *„Cooking Chef“* im Internetportal von www.kenwoodaustria.at zu www.ichlassekochen.at und zu www.cookingchef.at. [1099]

9.9.1 Angrenzende Themenfelder

Während in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren in Schulbüchern auf eine geschlechtergerechte Darstellung geachtet wird, werden Spielwaren – wie folgende Beispiele zeigen – nach wie vor mit dem traditionellen Rollenbild der Frauen beworben. Sowohl mit der *„Plakativen Junior Spielküche“* als auch mit der *„faszinierend*

[1097] News Leben. Österreichs bestes Gesundheitsmagazin, Nr. 11. Wien, November 2009, S. 59.
[1098] Kurier. Freizeit. Mag. Nr. 1093, Wien, 13.11.2010, o. S.
[1099] Kurier. Freizeit. Mag. Nr. 1205. Wien, 5.1.2013, S. 19.

realistischen ultramodernen Loft Küche" spielen Mädchen. Die zuletzt genannte Küche könnte doch mit ihrem technischen Design – so verfügt sie über eine *„Sensor-Induktionsherdplatte mit Soundeffekt"* und *„künstlich lodernde Gasflammen"*[1100] - ebenso Buben interessieren.

Für die Werbung zu finanziellen Themen scheinen Männer die kompetenten Ansprechpartner zu sein. Auf Werbeeinschaltungen der *„Erste Bank Sparkasse – In jeder Beziehung zählen Menschen"*, mit der das Unternehmen auf seine Kompetenz für Angebote zur Pensionsvorsorge bzw. zum *„attraktiven"* Sparen hinweist, sind Männer abgebildet. *„Menschen"*, die nähere Informationen wünschen, können sich *„bei Ihrem Kundenbetreuer"*[1101] informieren.

Nicht an die (Haus-)Frauen persönlich wenden sich Produzenten mit Werbeeinschaltungen über Haushaltsgeräte. Diese Anzeigen sind für jene gedacht, die statt im Haushalt mitzuhelfen, die tägliche Arbeit der Frauen mit Geräten erleichtern und gleichzeitig damit ihr Gewissen beruhigen wollen. Um den Kaufanreiz und den Absatz zu erhöhen bieten die Erzeuger technisch anspruchsvollere Geräte in neuem Design an. Das Wortrepertoire dieser Werbesprüche erinnert an die Schlagworte von an Frauen direkt gerichtete Werbebroschüren:

„Mother's little Helpers – Haushaltsgeräte zu verschenken ist nicht sexy" konnten Leserinnen und Leser als Überschrift zu einem Artikel in der Tageszeitung *„Kurier"* vom 24. November 2012 lesen. Korrekterweise hätte die Titelzeile z. B. *„Haushaltsgeräte zu verschenken ist einfallslos"* lauten sollen, aber dann wäre die Seite 114 vermutlich überblättert worden. Das Wort *„sexy"* garantierte die folgende Information weiter zu lesen: *„Es sei denn, man verschenkt besonders trendige"* um vielleicht doch verleitet zu werden, den Gabentisch für die Frau mit einem Haushaltsgerät zu schmücken und ihr damit doch – hoffentlich – Freude zu bereiten. Denn *„trendige"* Haushaltsgeräte können mehr als nur Hausarbeiten, die zumeist Frauen erledigen, erleichtern, sie verfügen über besondere Eigenschaften wie z. B. das *„Rührwerk mit dem sich eine Zabaione bei der exakten Temperatur perfekt schaumig schlagen lässt"*. Das Mixen mit einem neuen Quirl wird zum *„quirligen und farbenfrohen Rührspaß"*. Ein *„Mix it mit dem kleeblattförmigen Glas des Originals von*

[1100] Privatarchiv I. Bacher (Werbeprospekt Fa. Lidl, Wien, KW47-1/2012-NF, S. 7; Fa. Interspar Wien: Katalog Spielzeug gültig vom 10.12.-24.12.2010, o .S.).

[1101] News. Österreichs größtes Nachrichtenmagazin, Wien, Nr. 34,. 21.8.2008, S. 65; Madonna. Österreichs größtes wöchentliches Frauenmagazin, Wien, 13.12.2008, S. 31.

1943“ soll scheinbar nostalgische Gefühle wecken, erinnert ältere Generationen zugleich an eine Zeit, in der die Frauen auf diese *„little Helpers“* aus finanziellen Gründen verzichten mussten. Beworben wird u. a. nicht ein besonders leiser laufender Staubsauger, sondern ein *„besonders leicht zu lenkender“*. In den *„eleganten Toaster in Schwarz und Anthrazit“* wird der Toast nicht eingelegt – der Toaster wird *„scheibchenweise gefüttert“*;[1102] womit eine Assoziation nahe liegt: Das Haushaltsgerät wird zum *„Haustier“*. Ein letztes Beispiel einer Plakatwerbung versinnbildlicht das gesellschaftlich festgesetzte respektive von den Frauen bis Ende der 1960er Jahre akzeptierte weibliche Rollenbild. Das Plakat lud zur *„3. Frühlingsausstellung“* im Mai 1955 unter dem Motto *„Im Reich der Frau“* im Gebäude der Wiener Börse ein. Im Mittelpunkt des Plakates saß erhaben auf einem Thron eine gezeichnete Hausfrau, bekleidet u. a. mit einer Servierschürze und Stöckelschuhen. Als Insignien ihrer Stellung hielt sie einen Teppichklopfer und einen Kochlöffel in ihren Händen.

Abbildung 11: "Im Reiche der Frau" (Quelle: www.bildarchivaustria.at PLA16550563)

[1102] Kurier Freizeit Mag. Wien, Nr. 1199 vom 24.11.2012, S. 114.

Gerechterweise soll auch auf ein Beispiel hingewiesen werden, in der die Frau emanzipiert agiert. Auf einem Foto im *„Ratgeber für Jedermann – neues Wohnen“* setzt die abgebildete Frau – in Alltagskleidung ohne Schürze – ein *„Plattenbaumöbel, ein Paketmöbel. das man beliebig zerlegen und wieder zusammenbauen kann“* zusammen. Sie wird hier in der Position der Ausführenden und nicht der Helfenden oder der Zureichenden gezeigt, abgebildet als nicht aktiv tätiger Beobachter ist der Mann.[1103]

Abbildung 12: Plattenbaumöbel (Quelle: Kotal)

Plakate, Werbebroschüren und Fernsehspots geben nicht nur Informationen über neue oder verbesserte Produkte, sie beinhalten additional gesellschaftlich akzeptierte Konnotationen. Die Werbeunternehmen modulierten ihre Bilder in den 1950er und 1960er Jahren nach den zu dieser Zeit festgeschriebenen starren Rollenbildern und Wertvorstellungen. Die immer lächelnde und Schürzen tragende Hausfrau, die für ihre Familie und für die Harmonie im Heim sorgte, entsprach diesen traditionell vorgegebenen Ansichten der Öffentlichkeit. Die weiblichen Rollenstereotypen in der Werbung gaben (und geben) gleichzeitig Hinweise auf die gesellschaftliche Position von Frauen und auf ihre Verpflichtungen, die sie nach der gesellschaftlichen Sichtweise zu erfüllen und denen sie sich jahrzehntelang angepasst hatten.

[1103] Kotal: Das Plattenbaumöbel – ein Industrieerzeugnis. In: Neues Wohnen. Idee und Gestaltung Robert Stern. Wien, 1952, S. 142.

Die Schürze gilt *„als Zeichen des Schaffens und Schonens“*[1104] und als Symbol der Hausfrau und des Dienstmädchens. In dieser Konstellation sieht Gaugele eine zweifache Bedeutung: Die Hausfrau als Verantwortliche für alle Agenden des Haushalts und in untergeordneter Stellung gegenüber dem Haushaltungsvorstand.[1105] Im Zuge der veränderten Rollenbilder bzw. der Gleichberechtigung der Frauen sind daher schürzentragende Frauen in der Werbung nicht mehr präsent.

Hausfrauenmodels in den gegenwärtigen Werbeaktivitäten tragen auch keine Stöckelschuhe, sie stehen leger gekleidet in einer aufgeräumten Küche oder sitzen spielend mit ihrem Kind als optischer Aufputz der Werbekompositionen.

Die eher bescheidene Werbung auf Plakaten, in Zeitungen und Zeitschriften der 1950er Jahre konzentrierte sich im Besonderen auf die aufwändigste und ohne Einsatz einer Waschmaschine schwerste Arbeit der Hausfrauen: die Waschmittelwerbung, in deren Brennpunkt das *„weißere Weiß“* stand. Eine absatzorientierte Werbung versuchte und versucht nach wie vor das Sauberkeitsempfinden der Frauen zu beeinflussen und zu steuern. Geputzt wird um die Wohnung sauber zu halten. Das „Heim“ muss nicht glänzen, denn die berufstätige Hausfrau braucht ihrem Partner nicht beweisen, dass sie tagsüber mit Haushaltsarbeiten beschäftigt war, wenn er abends müde von der Arbeit heimkommt; sie kommt ebenso erschöpft von ihrer Arbeitsstelle und vielleicht noch später als er nach Hause. Im Zentrum der gegenwärtigen Werbung steht die *perfekte* Hausfrau, die *Superfrau*, die so perfekt ist, *„dass nicht das Geringste* [an ihr] *auszusetzen ist“*.[1106] Diese Perfektion ohne Mühen zu erreichen versucht die Werbung täuschend den Frauen zu vermitteln. In emotional besetzten Bildern wird der berufstätigen (Haus)-Frau – wenn sie die beworbenen Produkte verwendet – eine raschere und leichtere Erledigung der Hausarbeit, mehr Freizeit und ein neues Lebensgefühl versprochen.

[1104] Gaugele E., Schurz und Schürze,. 2002, S. 255.
[1105] Vgl. ebd.
[1106] Duden Bedeutungswörterbuch, Bd. 10, 2004, S. 484.

10 AUSWERTUNG DER FRAGEBOGEN

Der Fokus meiner Arbeit richtete sich im ersten Teil – nach einem kurzen Abriss zum fachlichen Zugang und der Reflexion über theoretische Begriffe im Konnex benachbarter Fachinstitutionen in den Kapiteln 6 bis 9 – auf die Auswertung der Berichte zum Schreibaufruf *„Haushalt“*, *„Arbeit ist das halbe Leben“* (soweit sie relevante Anmerkungen zur Thematik beinhalten) und auf die in den Kapiteln 5.8 und 5.9 angeführten autobiografischen Manuskripte. Entlang der Darstellungen der „Lebenswelten“ der Schreibpartnerinnen in den Berichten lassen sich die gesellschaftlichen, sozialen und wirtschaftlichen Veränderungen seit Ende des Zweiten Weltkrieges verfolgen. In einzelnen Präsentationen zeigt sich (wie beispielsweise anhand der partnerschaftlichen Beziehung), dass diese „Alltagslebenswelten“ teilweise unabhängig von den allgemein geprägten Verhaltensweisen im jeweiligen Zeitrahmen individuell gelebt wurden.

Im zweiten nun folgenden Teil meiner Arbeit analysiere ich als Gegenpol bzw. ergänzend zu den Erkenntnissen aus den Berichten zu den erwähnten Schreibaufrufen und den autobiografischen Texten eine weitere Quellengruppe, die – spontan – ohne thematische Hinweiszeichen gegebenen Stellungnahmen in den anonymisierten Fragebögen. Die Auswertung des Materials basiert auf einer inhaltlichen Strukturierung nach Mayring, sie extrahiert und fasst bestimmte Inhaltsbereiche zusammen.[1107]

10.1 Die Forschungsfragen

Der von mir konzipierte Fragebogen enthielt folgende Fragestellungen; sie lauten

1. Welche sozialen und gesellschaftlichen Veränderungen haben die Aufgaben der Frau in der Familie verändert?

2. Die Technisierung und der Einsatz organisatorischer Hilfsmittel haben die Hausarbeit zweifellos physisch erleichtert; ist die Hausarbeit aber tatsächlich leichter, respektive einfacher geworden?

3. Hat sich in der Familie die patriarchalische zur partnerschaftlichen Beziehung weiterentwickelt?

[1107] Vgl. Mayring Philipp, Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. 11., aktualisierte u. überarbeitete Auflage. Weinheim [u.a.], 2010, S. 94.

4. Hat sich bzw. wie hat sich die gesellschaftliche Sichtweise zur „Nur-Hausfrau“ und zur berufstätigen Hausfrau seit Kriegsende geändert?
5. Wie hat sich das Bild der Hausfrau in den Medien gewandelt, und mit welchen Argumenten versucht die Werbung, die Frau für Produkte des Alltags zu gewinnen?

10.2 Zur formalen Struktur der Befragung

Um den Überlegungen der Adressatinnen und Adressaten einen breiten Konnex zu geben, wurden beispielsweise Begriffe wie „organisatorische Hilfsmittel“ und „Medien“ nicht präzisiert. Zu den „organisatorischen Hilfsmitteln“ zählt für Frauen jüngerer Jahrgänge z. B. das Mobiltelefon, das verständlicherweise in den Stellungnahmen der befragten Probandinnen keine Erwähnung fand. Mit dem Terminus „Medien“ sollte nicht nur die Darstellung der Frau in Werbeaktivitäten angesprochen werden, sondern ebenso auf ihre mediale Präsentation in den Printmedien unter dem Aspekt gesellschaftlicher Perspektiven rekurriert werden. Im Hinblick auf die Geburtsjahrgänge der Probandinnen und der Probanden, die Familie im traditionellen Sinn und nicht in der Vielfalt der Partnerschaften der Gegenwart gelebt haben, wurde ebenso von einer präzisen Definition des Begriffes Familie abgesehen.

Nach Mitterauer bezieht sich der Terminus „Familie“ im Wesentlichen *„auf die in einem Haushalt zusammenwohnenden, miteinander verwandten Personen“*. Eine exakte Definition fehlt ebenso in der Rechtsprechung, sie arbeitet mit dem Begriff *„Verwandtschaft“*. [1108]

Eine auf quantitativen Daten beruhende historische Untersuchung unterscheidet zwischen *„Kernfamilien“* (jene Form, die in den Berichten aufscheinen), *„erweiterten Familien“* und *„komplexen Familien“*.[1109] Einen *„Prototyp der modernen Familie“* gibt es nicht, sondern *„ein Nebeneinander unterschiedlicher Leitbilder“*.[1110]

Die demoskopische Untersuchung umfasst zwei Forschungskomplexe. Die anonymen Fragebögen bilden die Basis für den ersten Teil, die Arbeitsgrundlage für den zweiten Teil stellen die Kommentare der Autorinnen des Schreibaufrufs dar.

[1108] Mitterauer, Michael: Die Familie als historische Sozialform**.** In: Mitterauer, Michael u. Reinhard Sieder: Vom Patriarchat zur Partnerschaft. München 1991, S. 21-45. Hier S 27
[1109] Mitterauer, Sozialgeschichte der Familie. Kulturvergleich und Entwicklungsperspektiven. (= Basistexte Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Bd. 1). Wien, 2009, S. 97.
[1110] Bolognese-Leuchtenmüller, Zwischen Anforderungen Anpassungen …, In: Das ewige Klischee, S. 132)

Die Distribution der „anonymen“ Fragebogen in Form eines A4-Bogens erfolgte mit der Hilfe von Freundinnen und Bekannten, die diese Bögen zum Teil – unter Zusicherung die Antworten nur anonym auszuwerten und keinesfalls persönliche Daten bekanntzugeben – im Schneeballsystem weitergaben. Der Bitte um Angabe des Geburtsjahrgangs zum auswertenden Vergleich der Antworten nach Dezennien sind nicht alle Frauen nachgekommen. Den Empfängerinnen und Empfängern stand es frei, die Fragen schriftlich (unter Verwendung eines beigefügten frankierten Kuverts) oder per Email zu beantworten.

Von den 40 persönlich an Interessentinnen übergebenen Fragebogen wurden 29 von Frauen (postalisch, persönlich und per Email) und drei von Männern (2 per Email, einer postalisch) beantwortet und retourniert, ein Proband hat nur zu den Fragen 2 und 3 Stellung genommen. Zwei außerdem persönlich angesprochene Männer zeigten zwar Interesse ihre Ansichten zu den gesellschaftlichen Veränderungen in den Familien festzuhalten, ihre Antworten blieben jedoch aus. (Aus organisatorischen Gründen erfolgte eine durchgehende Nummerierung der beantworteten Fragebögen bzw. der per Email eingegangenen Antworten. Diese Nummer wird nach den Zitaten in Klammern neben dem jeweiligen Geburtsjahrgang angegeben.)

Die Geburtsjahrgänge der Teilnehmerinnen und Teilnehmer teilen sich wie folgt auf:

1927: 1 Probandin	1940: 3 Probandinnen
1934: 1 Probandin	1941: 4 Probandinnen
1935: 1 Probandin	1942: 3 Probandinnen
1936: 2 Probandinnen	1945: 1 Probandin
1937: 2 Probandinnen	1946: 2 Probandinnen
1938: 3 Probandinnen	1947: 1 Probandin
1939: 1 Probandin	1957: 1 Probandin

Keine Angabe des Geburtsjahres: 3 Probandinnen

Aus den Jahrgängen 1930 – 1939 rekrutieren sich 10 Teilnehmerinnen,

aus den Jahrgängen 1940 – 1957 14 Teilnehmerinnen.

Die älteste Probandin ist 1927, die jüngste 1957 geboren.

Die Geburtsjahrgänge der männlichen Probanden sind 1936 und 1947.

Im Gegensatz zu den Schreibpartnerinnen und Schreibpartnern des Schreibaufrufes kannten die Adressatinnen und Adressaten der anonymen Befragung den Schreibaufruf nicht. Ihre Angaben verfassten sie daher gestützt auf ihre Erinnerungen ohne die Hinweise aus dem Schreibaufruf. Die am PC verfassten und per Email eingegangenen Stellungnahmen waren zumeist umfangreicher als die am jeweiligen Fragebogen

handschriftlich vermerkten Ansichten. Eine Adressatin zog es vor, ihre Meinungen auf einem beigelegten karierten A4-Blatt beidseitig handschriftlich festzuhalten. Drei Probandinnen der Geburtsjahrgänge 1941, 1945 und 1946 ergänzten ihre Antworten zu den Fragen mit den persönlich erlebten Erfahrungen der sozialen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Veränderungen seit Ende des Zweiten Weltkrieges. Diese drei sowie eine 1940 und eine 1957 geborene Adressatin akkumulierten im Anschluss an die Beantwortung und ihre biografischen Anmerkungen zusätzlich noch *„allgemeine Nachträge“* mit weiterführenden Gedanken und Vergleichen der sich veränderten Lebensweise.

Die Gründe für den Umfang der *„allgemeine*[n] *Nachträge“* sind nicht mit Bestimmtheit festzustellen. Ob der Personal Computer einen physisch leichteren Zugang zum Schreiben ermöglichte und daher die Worte schneller fließen ließ, ob die Fragen zum biografischen Rückblick anregten oder ob es an der Schreibkultur der oder des Einzelnen liegt, bieten sich als Argumentationen an.

Die Schreibpartnerinnen erhielten die zuvor genannten Fragen mit dem Dankschreiben für ihre Einsendungen zum Schreibaufruf und der Bitte bei Interesse zu den Fragen ergänzend zu ihren Berichten Stellung zu nehmen. Der Umfang der Antwortschreiben variierte zwischen kurzen Erklärungen zu einzelnen Fragen und umfassenden Stellungnahmen, die sich auf historische Ereignisse und persönliche Erlebnisse bezogen. Nicht alle Autorinnen beantworteten alle fünf Fragen. Eine Schreibpartnerin begründete dies z. B. mit der Anmerkung, dass einzelne Fragen *„durch die Beantwortung des Schreibaufrufes abgedeckt sein“*[1111] dürften. Da bei der Analyse autobiografischer Texte auch Unerwähntes zu reflektieren ist, habe ich über Themen, die sich während des Auswertens der Berichte ergaben und von den Frauen nicht erwähnt wurden – wie z. B. das Feiern des Muttertages – einige Schreibpartnerinnen um ihre Meinungen per Email gebeten.

10.3 Zur inhaltlichen Strukturierung

Die Beantwortung der Fragen erfolgte in neutraler Diktion teilweise in vollständigen Sätzen, zum Teil in Schlagworten. Persönliche Erfahrungen – wie die Probandinnen und Probanden die sozialen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Umbrüche selbst

[1111] Gertrud, Brief vom 10.3.2010, S. 1.

erlebten – haben sie nicht angemerkt. Einige wenige Antworten basieren auf subjektiv beeinflussten Feststellungen wie z. B. die positive Antwort auf die Frage nach der Weiterentwicklung von der patriarchalischen zur partnerschaftlichen Beziehung in der Familie, die eine Teilnehmerin mit *„Natürlich"* beurteilt und dieses Urteil aus der Sicht ihrer persönlichen Situation begründet: *„ich bin 1941 geboren, mein Partner war kein Patriarch mehr!"* Eine andere Teilnehmerin sieht die Entwicklung zwar *„dank echter Gleichberechtigung"* ebenfalls positiv, restringiert ihre Meinung jedoch gleichzeitig mit der ergänzenden Anmerkung *„Aber nur in meiner Familie"*. Den praktischen Nachweis für die sich durchsetzenden partnerschaftlichen Beziehungen sieht eine Probandin in der *„Lebensführung"* ihrer Tochter und deren Ehemann, die für sie den Beweis erbringen, dass *„in dieser Generation ein Übergang von der patriarchalischen zur partnerschaftlichen Beziehung stattfindet"*.[1112]

Um die Wertigkeit einzelner Aussagen hervorzuheben, beenden rund ein Drittel der anonymen Probandinnen ihre Antworten oft mit einem oder mehreren Rufzeichen; die Präferenz für die Hervorhebungen zeigt sich unabhängig davon, ob die Beantwortung handschriftlich oder am PC verfasst wurde. Eine im Jahr 1934 geborene Teilnehmerin setzte nach jedem Satz ein Rufzeichen, ob sie damit besonders die für ihren Jahrgang gravierenden gesellschaftlichen Veränderungen markieren wollte, kann weder angenommen noch ausgeschlossen werden. Nach ihren Anmerkungen zur Entwicklung der partnerschaftlichen Beziehung in der Familie verstärkten zwei Frauen ihr zustimmendes *„Ja!"* bzw. ihr *„Definitiv, Ja!"* zur positiven Wende jeweils mit einem Rufzeichen. Die Entrüstung über die Tatsache, dass eine Hausfrau und Mutter, die berufstätig werden wollte, *„ihren Ehemann um Erlaubnis bitten!"* musste, unterstreicht eine Probandin ebenfalls mit einem Rufzeichen. Zwei andere Teilnehmerinnen pointieren ihre Anmerkungen zur praktisch gelebten partnerschaftlichen Beziehung innerhalb der eigenen Familien ebenso mit einem Ausrufungszeichen, womit sie einesteils betonen wollen, dass sie emanzipiert sind und andererseits darauf hinweisen, dass der positive Wandel noch nicht in allen Familien praktiziert wird. Ebenfalls mit einem Rufzeichen bestärkt hat eine Probandin ihr zustimmendes *„Definitiv: Ja!"* zur

[1112] Wie weitreichend die Konsequenzen der Nichtbeteiligung von Ehemännern an der Haus- und Versorgungsarbeit auf Grund der gesetzlichen Bestimmungen (Familienrechtsreformen der 1970er Jahre) oftmals gehen können, hat Hildegard Steger-Mauerhofer in ihrer Diplomarbeit festgehalten: Geschlechterbild in Scheidungsurteilen österreichischer Richterinnen. Genderspezifische Analyse von Scheidungsurteilen. Wien, 2008.)

Frage, ob die Hausarbeit leichter geworden ist. Im Konnex der Berufstätigkeit der Frauen weist eine Teilnehmerin auf das Problem der Betreuung der Kinder hin, das sie wie folgt formuliert und mit zwei verschiedenen Satzzeichen markiert: *„Wohin mit den Kindern, wenn Mama und Papa nicht zuhause sind?!* Die Kombination von Fragezeichen und Rufzeichen bringt die Überzeugung der Probandin zum Ausdruck, dass die Berufstätigkeit beider Partner im 21. Jahrhundert ein gesellschaftliches Faktum ist und das Problem der Kinderbetreuung gelöst werden muss, das zumeist im Aufgabengebiet der Frauen liegt. Ausrufezeichen setzen die Probandinnen auch in ihren Stellungnahmen zur Frage des Bildes der Hausfrau in den Medien und zu den Argumenten der Werbung, die an Frauen gerichtet sind. Mit drei Rufzeichen und dem Unterstreichen kritisiert eine Teilnehmerin, dass in Werbeaktivitäten immer noch die Frau als für *„Haushaltsaufgaben“* zuständig angesprochen wird, wo doch diese Tätigkeiten ebenso Aufgaben *„des Mannes!!!“* sind. Mit *„Hinweise auf Erleichterung und auch 100%ige Ergebnisse“* skizziert eine Probandin Werbeschlagworte. Als Beweis führt sie den Werbespruch *„Nicht nur sauber sondern rein!!“* an, den sie mit zwei Rufzeichen beendet und mit dem sie möglicherweise auf die Verkettung zweier Begriffe hinweisen möchte. *„Sauber“* bezieht sich vordergründig auf die materielle Ebene, *„rein“* ist mehrfach konnotiert; wir sprechen z. B. von einem *„reinen“*, jedoch nicht von einem *„sauberen“* Gewissen. Die Werbung bedient sich in der genannten Sentenz eines hochwertigeren Begriffs um an den Ehrgeiz der Frauen zu appellieren. Das Versprechen der Werbung, dass Hausarbeit, so ferne sie mit den beworbenen Produkten erledigt wird, *„easy“* ist, verdichtet eine Probandin zu drei Worten: *„alles kein Problem!“*. Um die unrealistische Vorstellung zu betonen, setzt sie nach dieser Aussage ein Ausrufungszeichen. Für eine Teilnehmerin sind Werbungen *„nicht immer in Ordnung“*. Ihrer Überzeugung, dass *„in Wirklichkeit … oft Hausmittel das beste!“* sind, unterstreicht sie ebenfalls mit einem Nachdruck verleihenden Satzzeichen. In der *„Schönheitsindustrie!“* sieht eine Probandin die treibende Kraft, dass die *„Medien noch immer das Image der hübschen, gepflegten Frau, die abends ihren gestressten Mann verwöhnt“* unterstützt. Gegen absatzfördernde Interessen von Industriezweigen sind Konsumenten (mehr oder weniger) machtlos, das von der Autorin gesetzte Rufzeichen ist als symbolischer Protest gegen Unternehmungen und Werbestrategen, die mit unrealistischen Darstellungen versuchen Umsätze bzw. Gewinne zu optimieren, gedacht. Eine andere Möglichkeit Kommentare hervorzuheben, bietet die

Großschreibung oder das Unterstreichen von Worten. Eine Probandin beantwortet die partnerschaftliche Beziehung betreffende Frage mit *„Zum größten Teil NEIN“*, und möchte damit betonen, dass teilweise noch patriarchalische *„Strukturen weiter bestehen“*. Um die Dynamik, mit der die Frauen den Darstellungen mancher Werbespots zufolge die Haushaltsarbeit erledigen, hervorzuheben, bedient sich eine Autorin ebenfalls in ihrer Formulierung der Großbuchstaben: *„Sie* [die Hausfrau] *erledigt alles mit ‚LINKS U. HÜFTSCHWUNG‘ …“*. Aufgefallen ist einer Probandin, dass im Werbespot eines Möbelhauses *„die ganze Familie“* wirbt – eine Konstellation, die nicht nur in diesem Werbespot eingesetzt wird – für sie, deren *„TV-Konsum ziemlich eingeschränkt ist“* jedoch eine Seltenheit darstellt und die Probandin daher das Adjektiv *„ganze“* mit dem Unterstreichen hervorhebt. Von den beiden Probanden betont lediglich der Jüngere seine Antwort zur Frage der partnerschaftlichen Beziehung mit einem: *„eindeutig JA“*. Ohne Akzentsetzung in ihren Stellungnahmen kommen zwei Drittel der Probandinnen aus.

(Die Angabe des Geburtsjahrganges erfolgt um die Antworten aus der Sicht verschiedener Generationen vergleichen zu können, die Nummer danach dient der organisatorischen Erfassung.)

10.4 Auswertung der anonymen Fragebögen

10.4.1 Zur Frage 1: Prägende soziale und gesellschaftliche Veränderungen

Welche sozialen und gesellschaftlichen Veränderungen haben die Aufgaben der Frau in der Familie verändert?

Die *„Berufstätigkeit“* der Frauen – in verschiedenen Benennungen und Ergänzungen – bezeichnen 19 von 29 Probandinnen als die gesellschaftlich folgenreichste Veränderung seit Ende des Zweiten Weltkrieges wie folgende Beispiele zeigen:

„Berufstätigkeit und Mitsprache auch im öffentlichen Leben“ (Jg. 1927, 1),

„Berufstätigkeit, Doppelbelastung“ (Jg. 1940, 5),

„Berufstätigkeit der Frau, Gleichstellung der Frau im beruflichen und gesellschaftlichen Leben“ (Jg. 1938, 6),

„Berufstätigkeit“ (Jg. 1942, 22),

„Berufstätigkeit der Frau“ (Jg. 1939, 9),

„Berufstätigkeit der Frau“ (Jg. 1937, 11),

„Berufstätigkeit der Frau“ (Jg. 1937, 25),

„Berufstätigkeit, staatl. bzw. kommunale Einrichtungen“ (ohne Angabe des Geburtsjahrganges, 8),

„Berufsmöglichkeiten, Ausbildung, Emanzipation“ (Jg. 1942, 4),

„*Möglichkeiten bzw. Notwendigkeit einer eigenen Berufslaufbahn“* (Jg. 1940, 3),

„Beruf und Fortbildung“ (Jg. 1942, 10),

„permanenter Anstieg der Frauenerwerbstätigkeit“ (Jg. 1946, 20),

„erzwungene und später freiwillige Berufstätigkeit der Frau“ (Jg. 1940, 15),

„von der Hausfrau zur Arbeit gehen lassen“(Jg. 1941, 14),

„haben beruflich dieselben Möglichkeiten wie ihre Männer“ (Jg. 1938, 21),

„vermehrte Berufstätigkeit“ (Jg. 1945, 17),

„wird ein Beruf ausgeübt“ (o. A., 7),

„Frauen sind fast immer berufstätig“ (Jg. 1941, 16) und

„Frau ebenso wie der Mann zum Familieneinkommen einen beträchtlichen Teil beiträgt“ (Jg. 1943, 23).

Die Berufstätigkeit als die gravierende Veränderung, die das Aufgabengebiet der (Haus-)Frauen modifiziert hat, scheint für vier Frauen nicht erwähnenswert auf. (Jg. 2x1941, 1946, 1947).

Nur wenige Probandinnen weisen auf die Relevanz einer besseren Allgemein- und Berufsausbildung für Mädchen und Frauen hin:

„Bessere schulische und berufliche Ausbildung der Mädchen erhöht deren Anspruch auf qualifizierte Berufstätigkeit“ (Jg. 1945, 17),

„Vielfaltsmöglichkeiten der Berufsausbildung, Bestreben zur Bildung generell – immer mehr studierende Frauen“ (Jg. 1938, 18),

„vor allem Beruf und Fortbildung“ (Jg. 1942, 10),

„durch gute Ausbildung im Beruf aufgestiegen“ (Jg. 1941, 16),

„Unabhängigkeit der Frauen durch bessere Ausbildung und Berufstätigkeit“ (Jg. 1942, 22),

„viel mehr Frauen studieren und anschließend einen qualifizierten, zeitaufwendigen Beruf ausüben“ (Jg. 1937, 25),

„Ausbildung“ (Jg. 1942, 4).

Ein anderer Terminus, der mehrmals in den Antworten genannt wird, betrifft die Gleichstellung der Frauen. Die Befragten thematisieren die Diskrepanz zwischen der

gesetzlich verankerten Gleichberechtigung und der erlebten gesellschaftlichen Realität wie folgt:

„Gesetzliche Gleichstellung Mann/Frau!“ (Jg. 1934, 26),

„Die Frau ist nicht mehr unterwürfig. Sie ist mit dem Mann gleichgestellt.“ (Jg. 1941, 27),

„*Gleichstellung der Frau im beruflichen und gesellschaftlichen Leben“* (Jg. 1938, 6),

„Emanzipation“ (Jg. 1942, 4),

„besonders die fortschreitende Emanzipation der Frau“ (Jg. 1938, 18),

„Gleichberechtigung bzgl. Kindererziehung, Haushaltsführung, Geldverwaltung, Entscheidung über Freizeitgestaltung wie Urlaub, kulturelle Unternehmungen und vor allem Beruf und Fortbildung“ (Jg. 1942, 10),

„Durch die fortschreitende Gleichberechtigung der Frau entsteht auch eine gleich berechtigte Aufgabenverteilung zwischen Mann und Frau. Das zeigt sich im Beruf, der Kindererziehung und dem Familienleben. Diese Gleichberechtigung ist in verschiedenen sozialen Schichten unterschiedlich, i. a. ist sie in den bildungsfernen Familien weniger entwickelt.“ (Jg. 1941, 13),

„hat sich die soziale und gesellschaftliche Stellung der Frau weitgehend verbessert (Selbständigkeit, Mitspracherecht, Gleichstellung der Partner)“ (Jg. 1937, 11),

„Die – leider nur bedingte Gleichstellung der Frau. Man kann auch ohne ‚Pappi‘ Kinder groß ziehen.“ (Jg. 1939, 9),

„Die Rollenauffassung hat sich verändert.“ (Jg. 1945, 17).

Eine größere Entscheidungsbefugnis für Frauen innerhalb der Familie, wie sie eine Probandin als eine der gesellschaftlichen Veränderungen sieht, verpflichtet sie dafür zur Übernahme höherer Verantwortung:

„Mehr Verantwortung in der Familie gegenüber, heute bestimmt die Frau wesentlich mehr in der Familie als früher.“ (Jg. 1947, 29)

Ein Thema, das in den Kommentaren vielfach angesprochen wird, sind die Gründe, die zu einer Berufstätigkeit der Frauen und damit zu einem erweiterten Aufgabengebiet führen, das von den Probandinnen als *„Doppel-, Dreifach- oder Mehrfachbelastung“* definiert wird:

„Nur Hausfrau nicht mehr aktuell, daher häufige Doppelbelastung von Frauen“ (Jg. 1936, 2),

„weitgehend übliche Doppelbelastung in der Familie bleibt meist zum großen Teil an ihr hängen“ (Jg. 1937, 11),

„Notwendigkeit des „Mitverdienens“ der Frau, Dreifachbelastung: Haushalt, Job, Kinder“ (Jg. 1938, 18),

Die Kosten dafür [erhöhte Ansprüche] *sind von einem Einkommen nicht zu bedienen. Die Frau hat somit Mehrfachbelastung zu tragen“* (Jg. 1935, 12),

„Male-breadwinner-Modell reicht oft nicht zur finanziellen Absicherung einer Familie“. (Jg. 1945, 17),

„Frauen sind fast immer berufstätig, Familie und Beruf unter einen Hut bringen, was für sie oft ‚stressig ist‘“ (Jg. 1941, 16),

„permanenter Anstieg der Frauenerwerbstätigkeit, für die Frauen bedeutet dies aber Doppel- bzw. Dreifachbelastung“ (Jg. 1946, 20).

„Die Notwendigkeit des Mitverdienens“ von Frauen begründen einige Informantinnen präziser:

„Der Wohlstand und die Leistbarkeit von Luxusgütern (Auto, Urlaub)“ (Jg. 1941, 14),

„Steigender Wohlstand bedeutet mehr Geld für Konsum und Werte wie Immobilien, Urlaub, Kinder.“ (Jg. 1938, 18),

„Höhere finanz. Ansprüche vielfach durch Werbung initiiert od. verstärkt, dadurch Druck auf Frauen zum Mitverdienen.“ (Jg. 1936, 2),

„Im Laufe der Zeit haben sich die sozialen und gesellschaftlichen Ansprüche verändert. Familien wünschen mehrfach Urlaube im Jahr, wünschen Wohnkomfort, zum Teil Markenkleidung und Restaurantbesuche.“ (Jg. 1935, 12),

„Die wirtschaftlichen Voraussetzungen: Lebenskosten, Konsumdenken, Karrierewünsche etc. freiwillig oder unfreiwillig (‚man will immer mehr haben‘), aber natürlich auch der Wunsch der Frau jedenfalls unabhängiger zu sein und nicht ‚nur‘ als Sklave des Mannes zu agieren.“ (Jg. 1957, 24),

Eine Konsequenz für mitverdienende Frauen, führt – nach der Meinung einer Probandin – zu ihrer Statuserhöhung: *„Ist das Gesamtfamilieneinkommen nicht ausreichend, hat sie jedenfalls Einfluss auf die soziale und gesellschaftliche Stellung.“* (Jg. 1935, 12).

Der finanzielle Wert in der Berufstätigkeit von Frauen liegt nicht nur im Beitrag zum Familieneinkommen, sondern sichert für die Zukunft der Frauen – wenn auch in vielen Fällen nur geringfügig – den Pensionsanspruch. Diese „Absicherung“ thematisiert eine Probandin wie folgt: *„Größtenteils Frauen in der Familie auch abgesichert durch eigene, wenn auch ‚nur‘ Halbtagsbeschäftigung!“* (Jg. 1934, 26).

Als hilfreiche Maßnahmen zur Vereinbarung von Familienaufgaben und einem Beruf nannten die Frauen die Möglichkeit außerhäusliche Dienste in Anspruch zu nehmen oder einer Teilzeitbeschäftigung nachzugehen. Aufgaben an den Partner zu delegieren erwähnt nur eine im Jahr 1941 geborene Probandin. Ebenso wies nur eine im Jahr 1936 geborene Probandin auf die im Laufe der Jahrzehnte von politischen Entscheidungsträgern per Gesetz reduzierte Arbeitszeit hin:

„Die Vereinbarkeit von Beruf und Familie konnte nur unter den Bedingungen, wie Erleichterung im Haushalt durch neue technische/maschinelle Haushaltsgeräte einerseits und andererseits durch steigende Angebote bei der Kinderbetreuung teilweise unterstützt werden." (Jg. 1946, 20),

„Die Aufgaben der Frau in der Familie sind nach wie vor die gleichen; es gibt allerdings die Möglichkeiten zu delegieren (Fremdbetreuung von Kindern, Alten, Kranken, Ernährung durch Fertigprodukte, usw.) Stattdessen wird ein Beruf ausgeübt oder eine (meist wenig qualifizierte) Tätigkeit außer Haus angenommen." (keine Angabe des Geburtsjahres, 7),

„vergrößertes Angebot an außerhäuslichen Betreuungseinrichtungen für Kinder" (Jg. 1936, 2),

„staatl. bzw. kommunale Einrichtungen" (keine Angabe des Geburtsjahres, 8),

„Der Staat errichtet und finanziert (ganz oder teilweise) Tagesbetreuung an Schulen, Horte und Kindergärten. Beruf der Tagesmutter wird immer aktueller, Betriebskindergärten werden als soziale Einrichtungen in großen Unternehmungen errichtet." (Jg. 1938, 18),

„Teilzeitarbeit spielt auch eine Rolle." (Jg. 1937, 25),

„a) die Verkürzung der Arbeitsstunden im Beruf, Möglichkeit einer vorübergehenden Teilzeitarbeit, oder b) variabler Arbeitsbeginn" (Jg. 1936, 28),

„Halbtagsbeschäftigung" (Jg. 1934, 26),

„daher sollten die Männer einen guten Teil der Familienaufgaben übernehmen (teilweise haben sie es gelernt, aber es funktioniert noch lange nicht zufrieden stellend)" (Jg. 1941, 16).

In den umfangreichen Antworten indizieren die Probandinnen den Zweiten Weltkrieg als einen entscheidenden Wendepunkt für gesellschaftliche Veränderungen, die besonders evident die Stellung der Frau beeinflussten und die demographische Entwicklung von der (kinderreichen) Großfamilie zur Kleinfamilie einleiteten:

„Die entscheidendste Veränderung seit dem Ende des 2. Weltkrieges ist wahrscheinlich in den ersten Jahren die erzwungene und später freiwillige Berufstätigkeit der Frau außerhalb von Heim und Familie. Inzwischen ist die sogenannte Nur-Hausfrau zu

einem negativ besetzten Begriff geworden – ob zu Recht oder zu Unrecht – wäre ein separates Diskussionsthema." (Jg. 1940, 15),

„Nach dem 2. Weltkrieg herrschte Wiederaufbau: die Frauen wurden wieder aus dem Arbeitsprozess zurück in das Hausfrauendasein gedrängt. Erst die Frauenbewegungen und die damit verbundenen neuen gesetzlichen Bestimmungen haben die Rolle der Frau in der Familie verändert." (Jg. 1946, 19),

„Viele Frauen mussten nach dem Krieg ihre Familie allein versorgen, da der Gatte gestorben war. Der Wohlstand und die Leistbarkeit von Luxusgütern (Auto, Urlaub) haben viele Frauen von der Hausfrau zur Arbeit gehen lassen. Somit ist die Rolle der Frau nicht mehr auf die 3 Ks (Kinder, Kirche, Küche) beschränkt." (Jg. 1941, 14),

„Die Aufgaben der Frau haben sich meiner Meinung nach sogar erweitert. War die Frau vor 1945 eher nur in Ausnahmefällen für das Familieneinkommen zuständig, so wird heute sogar erwartet, dass die Frau ebenso wie der Mann zum Familieneinkommen einen beträchtlichen Teil beiträgt. Die Politik fördert sogar die Erhöhung der Erwerbsquote bei Frauen." (Jg. 1943, 23),

„Die gesellschaftlich gewachsene Großfamilie wurde mehr und mehr von der Kleinfamilie abgelöst. Die familialen Aufgaben verteilten sich auf weniger Personen im Haushalt. Die Arbeitsbelastung traf hier im hohen Maße wiederum Frauen." (Jg. 1946, 20).

Nach der *„erzwungenen und später freiwilligen Berufstätigkeit"* der Frauen versucht die Politik seit zwei Jahrzehnten mit Initiativen wie beispielsweise dem „Töchtertag" Frauen für technische Berufe bzw. zum Studium der MINT-Fächer (Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften, Technik) zu interessieren. Spät, aber doch haben politische und wirtschaftliche Entscheidungsträger erkannt, dass auch Frauen auf diesen Gebieten reüssieren können. Auf diese Entwicklung beziehen sich folgende Aussagen:

„Die Berufstätigkeit der Frauen, die immer mehr zunahm und zunimmt, ist eine wesentliche Veränderung in der Familie und im gesellschaftlichen Bereich. Die große Veränderung ist aber, dass viel mehr Frauen studieren und anschließend einen qualifizierten, zeitaufwendigen Beruf ausüben, in Männerdomänen vorstoßen und vermehrt dadurch auch Karriere machen." (Jg. 1937, 25),

„Auch das technische Wissen der Frauen ist größer geworden. Sie sind jetzt keine kleinen Dummchen mehr, die einen intelligenten Mann brauchen der ihnen Sachen repariert. Sie können so heute auch technische Berufe wahrnehmen." (Jg. 1941, 14),

„mehr Bestreben zur Bildung generell – immer mehr studierende Frauen" (Jg. 1938, 18).

Das im 19. Jahrhundert getragene Korsett haben die Frauen seit geraumer Zeit abgelegt; es scheint jedoch, dass sie sich in ein von den Männern neu generiertes zwängen lassen – den Wahn zu Fitness und ewig jugendlichem Aussehen. Während Männer Netzwerke

pflegen und bei einem Bier Seilschaften bilden, die zum gegebenen Zeitpunkt dazu verhelfen, den eigenen Arbeitsplatz zu erhalten oder Karriere zu machen, verausgaben sich Frauen im Fitnesscenter oder vergeuden Zeit bei kosmetischen Behandlungen, Maniküren oder der nie endenden Suche nach dem perfekten Outfit bei einer Tagesration von 1500 Kalorien. Eine Probandin hält ihre Gedanken zu den neuen Forderungen an das persönliche Erscheinungsbild der Frauen wie folgt fest:

„die Frau soll aus der Sicht des Partners und der Freunde mehr Zeit f. persönl. Pflege wie Kosmetik, Fitness oder Friseur haben auch ihre Erscheinung durch Mode verändern“ (Jg. 1936, 28).

Im folgenden Zitat weist eine Adressatin darauf hin, dass die Frau vielfach als dem Mann unter-, maximal nebengeordnet angesehen und eher als „Anhängsel“ denn als eigenständiges Subjekt behandelt wird. In Beratungen zwischen einem Verkäufer und einem Paar oder politischen Diskussionen wird das Gespräch immer wieder zwischen den Männern über den Kopf der Frau hinweggeführt:

„Wenngleich die Einsicht, jeden Menschen als Individuum zu betrachten sich politisch immer noch nicht durchgesetzt hat.“ (Jg. 1957, 24)

Aus der normativen Sicht einer überzeugten Sozialdemokratin stellt sich die Entwicklung der letzten Jahrzehnte folgendermaßen dar:

„Für alle FRAUEN gibt es in dieser Periode die größten Veränderungen. Und alle sind eine Erleichterung des Lebens. Durch die Politik der SPÖ wurden Frauen gleichberechtigt, dürfen Vormund ihrer Kinder werden und haben beruflich dieselben Möglichkeiten wie ihre Männer. Daher mussten sie sich nicht mehr alles gefallen lassen. Mit Kraft und Selbstbewußtsein [sic] *haben sie in Österreich ALLE Möglichkeiten.“* (Jg. 1938, 21).

10.4.1.1 Subsumierte Erkenntnisse

Zu den entscheidenden Faktoren, die die Aufgaben der Frauen in der Familie verändert haben zählen die Adressantinnen

1. **die *Berufstätigkeit*,**

ermöglicht auf Grund:

besserer ***Ausbildung***, *Bestreben zur Bildung generell – immer mehr studierende Frauen,*

die Ausübung *qualifizierter Berufe,*

außerhäuslicher Betreuungseinrichtungen für Kinder,

steigender Delegierbarkeit (Fremdbetreuung von Kindern, Alten),

der Verkürzung der Arbeitsstunden im Beruf,

der *Möglichkeit einer vorübergehenden Teilzeitarbeit oder b) eines variablen Arbeitsbeginnes,*

der Vereinbarkeit von Beruf und Familie,

der Möglichkeit, einen qualifizierten, zeitaufwendigen Beruf auszuüben, in Männerdomänen vorzustoßen und vermehrt dadurch auch Karriere zu machen.

Die Berufstätigkeit erfolgte zumeist

um zum Familieneinkommen beizutragen,

zur Verbesserung *wirtschaftlicher Voraussetzungen*, *der Leistbarkeit von Luxusgütern (Auto, Urlaub) oder*

um als *Frau unabhängiger zu sein.*

Die Berufstätigkeit brachte

Die ***„Doppel-, Dreifach- oder Mehrfachbelastung“***,

mehr Verantwortung in der Familie und

eine gleich berechtigte Aufgabenverteilung zwischen Mann und Frau.

2. Die *Frauenbewegungen* trugen bei zur

gesetzlichen Gleichstellung Mann/Frau und damit zur *Mitsprache auch im öffentlichen Leben und*

zur *fortschreitenden Emanzipation der Frau.*

3. Die Infragestellung der Rollenbilder führte zur

Veränderung der *Rollenauffassung.*

4. Gesellschaftliches und Soziales:

Die G*roßfamilie* wandelte sich *mehr und mehr* zur *Kleinfamilie. Die Aufgaben der Frau haben sich sogar erweitert. War die Frau vor 1945 eher nur in Ausnahmefällen für das Familieneinkommen zuständig,* gilt im 21. Jahrhundert das Gegenteil.

10.4.2 Zur Frage 2: Einfluss der Technisierung und des Einsatzes organisatorischer Hilfsmittel

Die Technisierung und der Einsatz organisatorischer Hilfsmittel haben die Hausarbeit zweifellos physisch erleichtert; ist die Hausarbeit aber tatsächlich leichter respektive einfacher geworden?

Nur eine Probandin – Geburtsjahrgang 1927 – verneint, dass die Hausarbeit leichter bzw. einfacher geworden ist.

Einer physisch leichter und einfacher gewordenen Erledigung der Hausarbeit seit Ende des Zweiten Weltkrieges stimmen

acht Frauen bedingungslos mit *„ja“* (Jahrgänge: 1934, 1936, 1938, 1939, 1940, 2 x 1940, o. A.) zu.

Zwei Frauen pointierten ihr *„ja“* mit dem Wort *„definitiv“*, das im Sinne von „ganz sicher“, „unwiderruflich“ verstanden werden darf.

„Definitiv: ja! (Jg. 1942, 10) und

„Die Hausarbeit ist definitiv einfacher geworden. Die techn. Hilfsmittel sind leicht zu bedienen. Die ***körperlich schwere Arbeit von Seinerzeit wurde stark erleichtert.****“* (Jg. 1935).

Die ergänzenden Sätze der zweiten Antwort schließen jedoch nicht aus, dass die Probandinnen primär an die physische Belastung bei der Beurteilung dieser Frage gedacht haben.

Drei Probandinnen begründen ihr *„ja“* mit Hinweisen, die sich auf die Erleichterung der physischen Belastung und der Zeitersparnis beziehen, gesellschaftliche und wirtschaftliche Veränderungen berücksichtigen sie dabei jedoch nicht:

„Ja, geringerer Zeitaufwand (z.B. Waschen, Geschirr), (keine Angabe des Geburtsjahrganges, 8),

„Ja, z.B. Fußboden u. Ausstattung der Sanitärräume sind viel leichter u. schneller zu reinigen. (Jg. 1936, 28),

„Auf alle Fälle braucht sich die Frau nicht mehr so manuell anstrengen wie früher.“ (Jg. 1941, 27).

Die Gegenüberstellung der physischen Entlastung der Frauen bei der Hausarbeit mit der psychischen Stressbelastung in Folge veränderter Bedingungen in der Haushaltsführung findet sich in folgenden Passagen:

*„**Körperlich leichter jedoch technisch und gesellschaftlich anspruchsvoller**.“* (Jg. 1942, 22),

„Die Hausarbeit ist sicher leichter geworden, der Stress und die Anforderungen (auch selbst gestellte) jedoch auch, sodass es oft den Anschein hat, es sei nicht so und man hätte immer mehr zu tun.“ (Jg. 1957, 24).

„Ja“ und *„nein“* lautet die Antwort zweier Probandinnen. Ihre Feststellungen begründen sie mit folgenden Faktoren:

„*A) Ja. Die Hausarbeit kann schneller erledigt werden.*
Nein. Früher war die Hausarbeit Hauptbetätigungsfeld, heute hat sie zusätzlich zu einer Erwerbstätigkeit zu erfolgen. Dass es nun neben der Vollzeitarbeit geschehen kann, ist nur möglich, weil zum einen die Hausarbeit durch technische Hilfsmittel schneller erledigt werden kann, zum anderen aber auch erst durch einen wirtschaftlichen Wandel möglich gemacht wurde. Waren zum Besorgen von Milch, Eier, Brot, Wurst und Salat früher der Besuch mehrerer Geschäfte notwendig (Milchfrau, Bäcker, Fleischer, Grünzeugmarkt), so ist dies nun heute alles effizient und zeitsparend in einem Supermarkt zu besorgen.“ (Jg. 1941, 14),

„ja und nein. Sie ist zwar einfacher geworden, aber auch mehr, früher gabs keinen Dampfgarer und viele andere techn. Hilfsmittel. Heute ist das ganze vielschichtiger.“ (Jg. 1947, 29)

Andere Stellungnahmen betonen zwar die Bedeutung technischer Hilfsmittel zur Erleichterung der Hausarbeit, weisen jedoch ergänzend auf die damit verbundenen Abhängigkeiten und Einflüsse im Umfeld und in Hinsicht auf die Berufstätigkeit der betroffenen Frauen hin:

„Technische Mittel, man denke nur an Waschmaschine, Staubsauger, Mikrowelle etc. haben die Arbeit erleichtert. Sie sind jedoch an die finanzielle Lage der Familie gekoppelt und verlieren teilweise ihren Wert, weil für die typische Frau heute für dieselbe Arbeit weniger Zeit zur Verfügung steht.“ (Jg. 1941, 13),

„Über die physische Erleichterung der Hausarbeit durch den Einsatz technischer Hilfsmittel besteht kein Zweifel. Aber: können sich alle Hausfrauen bzw. deren Partner die wirklich hilfreichen Geräte leisten? Der positive Effekt der technischen Hilfsmittel wird durch die zusätzlichen außerhäuslichen Verpflichtungen der Frau zum Teil aufgehoben. Zumindest ist die Hausarbeit durch die Verlängerung der Urlaubszeiten und Verkürzung der täglichen Arbeitszeit für berufstätige Hausfrauen gesamt gesehen physisch leichter geworden.“ (Jg. 1940, 15),

„Die Hausarbeit ist für die Frauen technisch leichter geworden, aber dafür ist ihre ***Zeit für Hausarbeit durch Berufsarbeit kürzer geworden.*** *Nur wenige Frauen können sich eine Putzfrau leisten, und viele der neuen techn. Hilfsmittel sind auch teuer und daher für viele Frauen zu kostspielig und oft auch zu umständlich zu bedienen, so dass sie letztendlich im Kasten bleiben und man zu den einfachen alten Haushaltsdingen zurückkehrt.“* (Jg. 1941, 16),

„Durch die diversen technischen Haushaltsgeräte wurde zwar Erleichterung geschaffen, jedoch mit den Ansprüchen betreffend Sauberkeit (häufiges Waschen, Putzen ...) sowie einem vermehrten ***Konsumverhalten*** *wuchs auch eine Spirale des ‚Immermehr, Immerbesser' ... damit wurde Stress erzeugt".* (Jg. 1946, 20),

„Die Hausarbeit ist in der Hinsicht erleichtert worden, dass es nach 1945 immer mehr technische Hilfsmittel gibt, welche die physische Belastung dabei verringert (Waschmaschinen, Staubsauger). Die Belastung ist jedoch vielfältiger geworden und vor allem, dass sie neben der Berufstätigkeit stattfinden muss." (Jg. 1943, 23),

„Neben Hausarbeit wird Beruf erwartet, dadurch ohne techn. Hilfe nicht möglich." (Jg. 1940, 3.).

Der Einsatz von technischen Hilfsmitteln erleichtert die Hausarbeit – nach dem Kommentar einer Probandin –

„nicht unbedingt, denn technische Hilfsmittel bedeuten nötiges Know-how, dazu oft kostspielige Wartung und auch Zeitaufwand (z.B. Reinigen einer elektr. Saftpresse). Weiters hoher finanzieller Aufwand durch vom Hersteller programmierte Lebensdauer ‚der Geräte', Platzbedarf der Geräte in der Wohnung. Der Hang der Industrie zur Innovation bedeutet durch ‚Must have' – Verkaufs- und Werbestrategien psychologischen Zwang um in der Gesellschaft anerkannt zu werden; Müllberg durch Altgeräte." (Jg. 1938, 18)

Rückblickend auf ihre im Elternhaus erlebte Situation nach dem Zweiten Weltkrieg beurteilt eine Probandin die Bedeutung bzw. den Einsatz technischer Geräte zur Erleichterung der Hausarbeit in eingegrenzter Form im Vergleich zu den Antworten in den Fragebögen anderer Frauen:

„Eine Erleichterung brachte ein Eiskasten und eine Waschmaschine in den späten fünfziger Jahren sowie die Anschaffung eines Gebrauchtwagens. Die Plätze für die angeführten Geräte waren nicht ideal, der Wäschekorb musste rauf- und runtergetragen werden ... Die angeführte Erleichterung war sicher nicht nennenswert, vielleicht eine bessere Zeiteinteilung. Auch wurde nach der besseren Versorgung in den Geschäften und Märkten der Obst- und Gemüseanbau eingeschränkt, wohl wurden von der Mutter Marmeladen, Säfte, Powidl und Gemüse verarbeitet.
Zukunftsmusik ist noch eine Technologie im Haushalt, die leistbar ist und die im weiteren Sinne die Führung eines Haushaltes für deren Mitglieder gleichberechtigt physisch leichter und einfacher gestalten wird." (Jg. 1946, 19)

Eine Beantwortung thematisiert die persönliche Einstellung zu *„allem"* und die unübersehbaren Möglichkeiten, die den Alltag in den vergangenen Jahrzehnten beeinflusst haben:

„Schwieriger ist nur geworden, dass die Möglichkeiten so vielfältig und technisch sind. Aber alles ist einfacher geworden, wenn wir es annehmen, und uns damit auseinander setzen.“ (Jg. 1938, 21)

Die folgende Aussage beantwortet die Frage nach der Entlastung der Frauen auf Grund des Einsatzes von technischen Hilfsmitteln weder positiv noch negativ. Im Fokus der Probandin stehen die veränderten Perspektiven in der Gestaltung der alltäglichen Hausarbeit:

„Die Hausarbeit hat sich insoferne verändert, als sie anspruchsvoller geworden ist. Durch Zeiteinsparung aufgrund der Hilfsmittel, wird mehr Gewicht auf Optik, Ausstattung und Esskultur gelegt.“ (Jg. 1937, 25)

Drei Adressatinnen weisen in ihren Angaben neben einer partiellen Erleichterung der Hausarbeit ebenso auf die Veränderungen im Zuge der Berufstätigkeit von Frauen, geänderte Alltagsgewohnheiten und wechselnde Tendenzen in den Ernährungsgewohnheiten hin:

„Ohne die technischen Hilfsmittel ist die Hausarbeit fast nicht mehr zu bewältigen. Die ***Ansprüche an den Leistungen sind gestiegen****, die Anforderungen an die Familie sind größer und die Auswirkungen in der Praxis können sogar komplizierter sein.“* (Jg. 1937, 11),

„Das Vorhandensein von technischen (elektrischen) Haushaltsgeräten reduziert – nach meinem Dafürhalten – den Arbeitsaufwand beträchtlich. Müsste man beispielsweise die Wäsche von Hand waschen, stünde der zeitliche Aufwand einer ganztätigen Berufstätigkeit entgegen.“ (Jg. 1945, 17),

„Die Hausarbeit ist einfacher geworden. Sie wird nebenbei gemacht. Der Waschtag wurde vom besonderen Tag zu einer Alltäglichkeit. Jetzt kann die Frau dadurch ohne Hilfe berufstätig sein, wird jedoch psychisch mehr belastet, da die durch Maschinen erleichterte Arbeit nicht anerkannt wird.
Ich glaube, man muss zwischen Waschen und Kochen einen wesentlichen Unterschied machen. Das Waschen wurde in den Haushalt sozusagen ‚eingelagert‘, es gibt keine Wäscherinnen mehr, das Kochen durch die Fertiggerichte und Fast Food ausgelagert. Außerdem ist der ganze Komplex ‚Kochen‘, ‚Küche‘ so mit dem Essen verbunden, dass man das nicht trennen kann. Jetzt geht die Tendenz wieder zum Vegetarischen, vor kurzem kam ein Buch heraus, in dem sich jemand rühmte, ein Jahr lang sich nur von rohem Gemüse ernährt zu haben.“ (Jg. 1948, 30).

„Eiskasten und eine Waschmaschine“ (Jg. 1946, 19) sowie *„Waschmaschine, Staubsauger, Mikrowelle, etc.“* (Jg. 1941, 13) zählen zu den dezidiert von den Frauen angeführten Geräten, die zur Erleichterung bzw. Zeitersparnis der Hausarbeit beigetragen haben.

10.4.2.1 Subsumierte Erkenntnisse

Die Hausarbeit ist mit dem Einsatz technischer Hilfsmittel

- ***„körperlich leichter jedoch technisch und gesellschaftlich anspruchsvoller“*** geworden.

Der Zeitaufwand für die Hausarbeit ist

- *geringer* geworden und
- *durch Zeiteinsparung aufgrund der Hilfsmittel, wird mehr Gewicht auf Optik* gelegt.

Die Hausarbeit war

- ***früher Hauptbetätigungsfeld, heute hat sie zusätzlich zu einer Erwerbstätigkeit*** *zu erfolgen,*
- *für dieselbe Arbeit* steht daher *weniger Zeit zur Verfügung.*

Eine Berufstätigkeit neben der Hausarbeit ist

- *„ohne techn. Hilfe nicht möglich“.*

Die wichtigsten technischen Geräte sind

- *Die Waschmaschine, der Staubsauger, die Mikrowelle, etc.*

Die **Aufgaben der berufstätigen Hausfrauen sind**

- ***vielschichtiger* geworden.**
- Gestiegene *Ansprüche betreffend Sauberkeit* und
- *vermehrtes Konsumverhalten erzeugen Stress* (was eine psychische Belastung impliziert).

10.4.3 Zur Frage 3: Veränderung der patriarchalischen zur partnerschaftlichen Beziehung

Hat sich in der Familie die patriarchalische zur partnerschaftlichen Beziehung weiterentwickelt?

Nur eine Probandin verneint *„zum größten Teil“* – im Gegensatz zu den anderen Adressatinnen – die Abkehr von patriarchalischen Denkmustern:

„zum größten Teil NEIN. Die patriarchalischen Strukturen bestehen weiter, wenn auch vielleicht in anderer, abgeschwächter Art und Weise.“ (Jg. 1957, 24)

Mit einem knappen zustimmenden *„ja“* (Jg. 1927, Nr. 1; 1940, Nr. 5; 1938, Nr. 6 und 1942, Nr. 10) bestätigen andere Autorinnen, dass sich die Beziehung in den Familien seit Ende des Zweiten Weltkrieges von einer patriarchalischen zur partnerschaftlichen entwickelt hat, der Wandlungsprozess zum Positiven jedoch noch nicht abgeschlossen ist:

„Eindeutig haben sich die Beziehungen in Richtung Partnerschaft entwickelt.“ (Jg. 1937, 11),

Weiterentwicklung ja, Entwicklung ist aber noch nicht abgeschlossen“ (Jg. 1940, 3),

„Ja, aber wahrscheinlich nicht generell.“ (Jg. 1942, 22).

Diesen zuletzt genannten und den einsilbigen „Ja“- Antworten stehen umfassende Darstellungen gegenüber. Prinzipiell bestätigen die Verfasserinnen von komplexen Stellungnahmen ebenfalls eine positive Umkehr zur partnerschaftlichen Beziehung, sie sehen die gelebte Praxis jedoch abhängig von der sozialen Schicht und dem kulturellen Umfeld:

„Ja eindeutig. In unserer Generation waren wir die Vorreiter mit mehr oder weniger Erfolg. Bei unseren Kindern wechselt die patriarchalische mehr und mehr zugunsten der partnerschaftlichen Beziehung. Allerdings kann es noch Unterschiede in den einzelnen Bevölkerungsschichten geben.“ (Jg. 1937, 25),

„Ja! Es gibt keinen Haushaltsvorstand mehr! Die partnerschaftliche Beziehung entwickelt sich immer stärker! Mann bei Geburt dabei, Vater-Urlaub, Kochen, Hilfe bei der Hausarbeit! Natürlich trifft dies nicht auf alle Männer zu!“ (Jg. 1934, 26),

„Ja, schon, wahrscheinlich aber doch soziale Schichtbezogenheit“ (Jg. 1942, 4),

„Definitiv ja! Aber nicht in dem Ausmaß wie in anderen europäischen Ländern. Besonders bei besser verdienenden Männern gilt noch häufig das Prinzip: ich stehe den ganzen Tag lang im harten Berufsleben und die bist für die Kinder und den klaglosen Lauf des Haushalts zuständig.“ (Jg. 1941, 13),

„Dies ist kulturabhängig. In Österreich kann dies bemerkt werden, Frauen sind mittlerweile gleichgestellt und haben Mitspracherecht. Zu Hilfe kommen zweifelsohne Organisationen wie: Frauenhaus ... Missstände gelangen schneller an die Öffentlichkeit, dies hat auch zum Umdenken bewogen.“ (Jg. 1935, 12),

„Es hat sich wirklich oft eine partnerschaftliche Beziehung entwickelt, die für Frauen von Vorteil ist, aber sicher nicht in jedem Fall. Die Männer haben immer noch viel zu wenig Zeit und viel zu viele Ausreden etwas für die Familie zu tun. Obwohl ich (72 Jahre) mit Genugtuung sehe, wie auf einmal ganz selbstverständlich die Männer einkaufen gehen oder auch den Kinderwagen schieben, was früher undenkbar war.“ (Jg. 1941, 16),

„Nicht generell, aber tendenziell ja. Hängt von Bildung, Herkunft (Zuwanderung – Machogehabe etc.) ab. Die Tendenz der Männerkarenz ist steigend, allerdings auf niedrigem Niveau. Da der Großteil der Frauen mitverdient, unterstreicht dies auch ihren berechtigten Anspruch auf ein partnerschaftliches Miteinander in der Familie.“ (Jg. 1938, 18),

„Das ist in den Familien unterschiedlich. Bei den Migranten wahrscheinlich wenig. (ohne Angabe d. Geburtsjahres, 7).

Rückblickend auf die eigenen Erfahrungen vertreten die Probandinnen der folgenden Zitate die Ansicht, dass sich die Praxis einer partnerschaftlichen Lebensweise abhängig von den Geburtsjahrgängen entwickelt hat, wobei die Männer in der Regel Arbeiten mit technischen Geräten bevorzugen und den Frauen nach wie vor sisyphoshafte Arbeiten zugedacht werden:

„In der Generation ab 1945 hat sich eine Entwicklung zur Partnerschaft vollzogen, Berufstätigkeit und Kindererziehung vor allem führten zu einer mehr oder minder gerechteren gleichen Arbeitsteilung, wobei die Männer/Väter die Waschmaschinen betätigten, das Bügeln blieb bei den Frauen, der Einkauf je nach Situation von Beiden vorgenommen, das Kochen blieb meistens eine Domäne der Frauen.“
„Hausaufgaben mit den Kindern blieben oft an den Frauen hängen, der Sport bei den Männern/Vätern.“ (Jg. 1946, 19),

„Bei den jungen Familien bemerke ich sehr wohl, dass eine partnerschaftliche Beziehung selbstverständlicher geworden ist. Die jungen Familienväter in meinem Bekannten- und Verwandtenbereich bemühen sich zumindest, eine aktive Beziehung zu den Kindern her zu stellen. Auch übernehmen sie einen größeren Teil der Hausarbeit, als das vorher zu beobachten war.“ (Jg. 1943, 23),

„Natürlich: ich bin 1941 geboren, mein Partner war kein Patriarch mehr!“ (Jg. 1941, 27),

„Nicht generell zu beantworten, wobei eine Weiterentwicklung bei der jüngeren Generation eher zu beobachten ist (heute ca. 30jährige)“ (Jg. 1936, 2),

„Bei der Lebensführung meiner Tochter (33 Jahre) und deren Ehemann (49 Jahre) sehe ich, dass in dieser Generation ein Übergang von der patriarchalischen zur partnerschaftlichen Beziehung stattfindet.“ (Jg. 1945, 17).

Ein positiver Wandel im Umgang der Partner in der Familie geht ebenso aus der folgenden Stellungnahme hervor. Die Autorin verweist jedoch ergänzend auf den Widerstand besonders vieler älterer Männer die geänderten Rollenbilder zu akzeptieren, hin:

„Ja. Doch aber viele Männer können das nicht verkraften und akzeptieren, speziell die ältere Generation.“ (Jg. 1947, 29)

Eine nur teilweise Entwicklung von der traditionell patriarchalischen zur partnerschaftlichen Lebensart sehen zwei Probandinnen. In einem der folgenden Zitate wird nicht nur auf die Vorbildwirkung im Elternhaus, sondern ebenso auf die Mithilfe, die in einzelnen Familien seitens der älteren Generation praktiziert wurde, hingewiesen[1113]:

„Zum Teil“ (Jg. 1939, 9),

„Teilweise z.B. wenn der junge Partner ev. schon im Elternhaus ähnliche Erfahrung oder Vorbild erlebt hat, sonst kommt oft der Opa selber um zu helfen. (Jg. 1936, 28).

Die Basis für einen positiven Wandel zur Gleichberechtigung der Frauen haben nach der Meinung zweier Probandinnen politische Aktivitäten geschaffen, von einer für die Frauen zufriedenstellenden Beteiligung der Männer an der Hausarbeit in der Praxis kann jedoch noch nicht gesprochen werden. Eine gerechte Aufteilung der Hausarbeit kann seitens der Politik zwar gefördert, aber nicht umgesetzt, sie muss gesellschaftlich akzeptiert und damit in das Alltagsleben integriert werden. Während vor der Familienrechtsreform und den effizienteren Berufsmöglichkeiten eine Scheidung für Frauen zumeist aus finanziellen Gründen nicht möglich war, zeigen Fälle aus der juristischen Praxis, dass die Veränderungen im weiblichen Lebenszusammenhang wie z. B. wirtschaftliche Unabhängigkeit den Frauen in der Gegenwart erlauben, aus der Ehegemeinschaft u. a. auch auszubrechen, wenn sich Ehemänner weigern zur Haus- und Versorgungsarbeit beizutragen:

„JA durch Halbe, Halbe und viele Errungenschaften der SPÖ sind die jungen Männer modern und helfen wo sie können bei Kindern und im Haushalt. Aber es wird immer Matchos und andere geben. Und Bildung ist das Wichtigste sonst kann sich gar nichts ändern.“ (Jg. 1938, 21),

„Aufgrund gesetzlicher Bestimmung (Familienrechtsreformen der 1970er Jahre: das partnerschaftliche Prinzip in der Ehe wurde verankert) wurde eine Basis geschaffen, jedoch in der Praxis ist die Beteiligung beider Geschlechter an der Haus- und Versorgungsarbeit von Halbe/Halbe noch weit entfernt. In meiner Diplomarbeit zu Scheidungsurteilen konnte nachgewiesen werden, dass die Nichtbeteiligung von Ehemännern an der Haus- und Versorgungsarbeit oftmals die Ursache für eine Scheidung darstellt.“ (Jg. 1946 , 20).

[1113] Wobei in manchen Familien die Großväter emanzipierter waren als ihre Schwiegersöhne.

Aus zwei Sichtweisen beurteilt eine Probandin die Veränderungen im Zusammenleben der Familien. Sie unterscheidet zwischen politischen Gesetzesinitiativen, die die Gleichheit der Partner in den Familien festlegten und der praktisch gelebten partnerschaftlichen Teilung der Familien- und Hausarbeit:

„Theoretisch ist dies zutreffend. In der Praxis scheint es in den meisten Familien nicht sehr partnerschaftlich zuzugehen, besonders was die Hausarbeit betrifft.
Ein Beispiel für die Entwicklung weg vom patriarchalischen System aus nicht allzu ferner Vergangenheit: Vor etwa 30 Jahren musste eine Hausfrau und Mutter, die berufstätig werden wollte bzw. nach der Kindererziehung in den Beruf zurückkehren wollte, ihren Ehemann um Erlaubnis bitten!“ (Jg. 1940, 15)

Erziehung und kulturelle Einflüsse beeinflussen nach Ansicht einer Probandin das partnerschaftliche Leben in der Familie. In ihren Ausführungen weist sie zugleich auf den gesellschaftlichen Wandel im Rahmen des Zusammenlebens hin. Der Terminus Familie entspricht in der in den Nachkriegsjahrzehnten üblichen Definition einer Gemeinschaft von Eltern und Kindern in der Gegenwart nicht mehr der gelebten Praxis. In den sich neu bildenden Familienkonstellationen kommt es immer wieder zu veränderten Personengruppierungen:

„Die Prozentzahlen (Häufungen) haben sich verschoben. Je nach Erziehung helfen die Männer auch mit. Heute ist im Vormarsch, dass es wenige intakte Familien, und auch viele Singles gibt. Siehe auch der moderne Ausdruck ‚Lebensabschnittpartner‘. Außerdem haben wir in Österreich viele Menschen aus anderen Kulturkreisen. Dort ist der patriarchalische Hintergrund mehr als nur Vorhanden (dass ich meine Frau töte ist mein Recht). Es ist das gleichzeitige Vorhandensein von verschiedenen Lebensentwürfen. Was allerdings extrem geworden ist: Was ist mit Familie gemeint? Die Großfamilie von früher gibt es nur noch äußerst selten. Es wird immer normaler, dass Ehen zerbrechen. Patchworkfamilien mit Patchworkstrukturen sind nun normal.“ (Jg. 1941, 14)

Eine 1957 geborene Probandin nach deren Ansicht *„patriarchalische Strukturen“* weiter bestehen, *„wenn auch vielleicht in anderer abgeschwächter Art und Weise“* ergänzt ihre Antwort unter dem Vermerk *„Allgemein“* mit folgender an (weibliche) Erziehungstätige gerichtete Kritik:

„Der Spruch: ***„AUCH MÄNNER WERDEN VON FRAUEN ERZOGEN!!!*** *- erscheint mir in diesem Zusammenhang mehr als passend.*
Solange noch immer Unterschiede in der Erziehung gemacht werden und Buben zu ‚Patriarchen‘ herangezogen werden, wird sich die Situation niemals ändern. Andererseits solange Mädchen dermaßen erzogen werden irgendwann mal Dienerinnen zu sein und sich unterzuordnen kann man auch ‚den Männern‘ nicht eine unmittelbare Schuld daran geben, da sie es ja auch so vorgelebt bekommen und darauf vorbereitet wurden.

Gut daran zu sehen, dass wir heute Frauen in allen Positionen wiederfinden, in jeglichen Ausbildungen etc. etc., aber in Beziehungen und Partnerschaften agieren sie immer noch wie vor 50 Jahren, obwohl hierfür gesellschaftlich und auch großteils [sic] *finanziell absolut keine Notwendigkeit mehr gegeben ist.*
WARUM?
Ein Kreislauf jedenfalls. Tiefer verwurzelt wie wir alle glauben.“

In dieser ergänzenden Argumentation verweist die Probandin auf die von der Soziologin Ursula Scheuch angesprochene Erziehung respektive den Umgang mit den Rollenbildern in der Familie. Nach Ansicht der Probandin sollten sich die Frauen des bewussten und unbewussten Einflusses in erzieherischen Funktionen bewusst werden.[1114]

10.4.3.1 Subsumierte Erkenntnisse

Die Ansicht der Adressatinnen zum positiven Wandel von der patriarchalischen zur partnerschaftlichen Entwicklung in der Familie geht aus den folgenden Zitaten hervor. In einigen Passagen weisen die Probandinnen gleichzeitig darauf hin, dass diese Evolution jedoch noch nicht abgeschlossen und von kulturellen und sozialen Einflüssen abhängig ist:

Eindeutig *haben sich die Beziehungen* ***in Richtung Partnerschaft entwickelt*** (Jg. 1937),

Weiterentwicklung ja, Entwicklung ist aber noch nicht abgeschlossen (Jg. 1940),

Ja, aber wahrscheinlich nicht generell (Jg. 1942),

Ja eindeutig. In unserer Generation waren wir die Vorreiter mit mehr oder weniger Erfolg. Allerdings kann es noch Unterschiede in den einzelnen Bevölkerungsschichten geben. (Jg. 1937),

partnerschaftliche Beziehung entwickelt sich immer stärker*!* (Jg. 1934),

Natürlich trifft dies nicht auf alle Männer zu!“ (Jg. 1934),

Ja, schon, wahrscheinlich aber ***doch soziale Schichtbezogenheit*** (Jg. 1942),

Definitiv ja! (Jg. 1941),

In der Generation ab 1945 *hat sich eine Entwicklung zur Partnerschaft vollzogen* (Jg.1946),

Dies ist ***kulturabhängig*** (Jg. 1935),

Es hat sich wirklich oft eine partnerschaftliche Beziehung entwickelt, die für Frauen von Vorteil ist, aber sicher nicht in jedem Fall. (Jg. 1941),

---

[1114] Vgl. Scheuch Wir werden nicht …, 1992, S. 123.

Nicht generell, aber tendenziell ja. Hängt von Bildung, Herkunft (Jg. 1938),

***Bei den jungen Familien** bemerke ich sehr wohl, dass eine partnerschaftliche Beziehung selbstverständlicher geworden ist.* (Jg. 1943),

Nicht generell zu beantworten, wobei eine Weiterentwicklung bei der jüngeren Generation eher zu beobachten ist (heute ca. 30jährige) (Jg. 1936),

„Ja. Doch aber viele Männer können das nicht verkraften und akzeptieren, speziell die ältere Generation.“ (Jg. 1947).

Diesen Zitaten stehen die Meinungen zweier Adressatinnen, die keine bzw. nur eine in der Theorie bestehende Entwicklung zum partnerschaftlichen Zusammenleben in der Familie sehen, entgegen:

*zum größten Teil NEIN. Die **patriarchalischen Strukturen bestehen weiter**, wenn auch **vielleicht in anderer, abgeschwächter Art und Weise.*** (Jg. 1957),

***Theoretisch ist dies zutreffend**. In der Praxis scheint es in den meisten Familien nicht sehr partnerschaftlich zuzugehen, besonders was die Hausarbeit betrifft.* (Jg. 1940).

Zu den Gründen, die diesen gesellschaftlichen Wandel ausgelöst respektive gefördert haben, zählen nach Meinung der Probandinnen primär Gesetzesänderungen und von der Politik initiierte Aktionen:

*JA durch **Halbe, Halbe und viele Errungenschaften der SPÖ** sind die jungen Männer modern und helfen wo sie können bei Kindern und im Haushalt. Aber es wird immer Matchos und andere geben. Und Bildung ist das Wichtigste sonst kann sich gar nichts ändern* (Jg. 1938),

*Aufgrund gesetzlicher Bestimmung (**Familienrechtsreformen der 1970er Jahre**: das partnerschaftliche Prinzip in der Ehe wurde verankert) wurde eine Basis geschaffen. Je nach Erziehung helfen die Männer auch mit.* (Jg. 1941),

***Frauen** sind mittlerweile **gleichgestellt und haben Mitspracherecht**.* (Jg. 1935),

Da der Großteil der Frauen mitverdient, unterstreicht dies auch ihren berechtigten Anspruch auf ein partnerschaftliches Miteinander in der Familie. (Jg. 1938),

Missstände gelangen schneller an die Öffentlichkeit, dies hat auch zum Umdenken bewogen. (Jg. 1935),

Berufstätigkeit und Kindererziehung vor allem führten zu einer mehr oder minder gerechteren gleichen Arbeitsteilung (Jg. 1946).

10.4.4 Zur Frage 4: Sichtweisen zur „Nur-Hausfrau“ und zur berufstätigen Hausfrau seit Kriegsende

Hat sich bzw. wie hat sich die gesellschaftliche Sichtweise zur „Nur-Hausfrau“ und zur berufstätigen Hausfrau seit Kriegsende geändert?

Im überwiegenden Teil der Stellungnahmen zur Veränderung der gesellschaftlichen Perspektive zur „Nur-Hausfrau“ und zur berufstätigen Hausfrau vertreten die Probandinnen die Ansicht, dass das Prestige der im Beruf stehenden Frau gestiegen ist, während die „Nur-Hausfrau“ an Stellenwert verloren hat wie folgende Beispiele zeigen:

„Nur Hausfrau heute ohne Prestige, berufstätige Hausfrauen werden zur Norm bzw. Erhöhung zum „Recht“ auf Berufstätigkeit von Frauen (trotz oftmals unqualifizierter Tätigkeiten mit geringer Entlohnung)“ (Jg. 1936, 2),

„Ja, die gesellschaftliche Sichtweise zur „Nur-Hausfrau“ hat sich leider nur zum Teil positiv verändert. „Nur-Hausfrau“ lässt bei manch oberflächlicher Betrachtung diese Frauen als wenig „intelligent“ erscheinen! Berufstätige Frauen schneiden immer besser ab! (Jg. 1934, 26).

Ob sich in den Zitaten persönliche Erfahrungen spiegeln oder ob die Kommentare auf Grund der öffentlichen Meinungen gebildet wurden, dass *„Nur-Hausfrauen keinen Stellenwert in der Gesellschaft“* besitzen, „*während die berufstätige Hausfrau vielmehr anerkannt ist“.* kann nicht beurteilt werden:

„Nur-Hausfrau wird großteils [sic]*abwertend beurteilt“.* (Jg. 1940, 3),

Heute gilt die „Nur-Hausfrau“ als Abwertung. Es gilt nicht nur für die Hausarbeit; sondern auch für alle ehrenamtlichen Tätigkeiten in kirchlichen Organisationen, Vereinen etc. (bringt kein Geld). Der erreichte Wohlstand will verdient werden um erhalten zu bleiben. Als oftmalige Alleinerzieherin und ohne Rückgriff auf Großfamilienstrukturen (Betreuung der Kinder) ist die Frau nun eine Managerin, die Nachmittagsaktivitäten der Kinder und deren Betreuung sowie Beruf unter einen Hut zu bringen hat.“ (Jg. 1941, 14),

„auf die Nur-Hausfrau wird z. T. „herabgesehen“, während die berufstätige Hausfrau vielmehr anerkannt ist.“ (Jg. 1938, 6),

„Hat sich sicherlich negativ verändert, eine „Nur-Hausfrau“ besitzt keinen Stellenwert in der Gesellschaft – jedenfalls größtenteils. Auch das [ist] *darauf zurückzuführen, dass eine Frau oder auch ein Mann als „Nur-Hausfrau“ nicht als Individuum gesehen wird und auch nicht als solches betrachtet geschweige denn bezahlt und daher immer vom anderen Partner finanziell abhängig* [ist]*.“* (Jg. 1957, 24).

Drei Probandinnen beantworten die Frage, ob sich die gesellschaftliche Sichtweise verändert hat, mit wenigen Worten. Die kürzeste Antwort lautet:

„Natürlich sehr“ (1941, 27).

Darin kommt mit Vehemenz prägnant zum Ausdruck, dass sich eine drastische Entwicklung vollzogen hat. Eine andere Probandin sieht ebenfalls neue Sichtweisen zu den zuvor genannten Rollenbildern, die jedoch von der jeweiligen sozialen Gesellschaftsschicht abhängig sind:

„ja, abhängig von sozialer Schicht“ (Jg. 1942, 4).

Eine Probandin bemerkt positive Veränderungen, die in ihren eigenen vier Wänden den Anfang genommen haben, vermisst aber deren Ausbreitung in konzentrischen Kreisen in die Gesellschaft hinein:

„Ja dank echter Gleichberechtigung. Aber nur in meiner Familie!“ (Jg. 1942, 10),

Neben diesen kurz gefassten Antworten beschreiben zwei Teilnehmerinnen dieses Fragenkomplexes ausführlich die die sozialen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Bedingungen beeinflussenden Faktoren in der Zeit vor, während und nach dem Zweiten Weltkrieg:

„Bis zum Krieg sah man die traditionelle Geschlechterrolle als Norm. Man sah den Mann als alleinverdienenden Familienerhalter. Die Aufgabenstellungen in der Familie waren klar umrissen: Der Mann fungierte als Ernährer, der Frau obliegt der Haushalt und die Kindererziehung. Das waren Ideale der „gutbürgerlichen Familie“. Dementsprechend war auch die gute schulische und weiterführende Ausbildung für Knaben – den späteren Familienerhalter – unabdingbar.
In Arbeiterschichten waren die Idealvorstellungen des Bürgertums kaum in die Realität umzusetzen, da die niedrigen Löhne meist nicht zur Sicherung des Lebensunterhaltes ausreichten. In dieser sozialen Schicht war man auf den Zusatzverdienst der Frauen wie Putzen in fremden Haushalten, Nähen etc. angewiesen.
Während des Krieges wurden viele Frauen gezwungenermaßen zu Alleinverdienern, um die Ernährung für sich und ihre Familie sicherzustellen. Mit Kriegsende mussten oftmals die Frauen den Arbeitsplatz, den sie in Abwesenheit der Männer gut ausgefüllt hatten, den Heimkehrern räumen.
Jedoch konnten viele Männer nach den Jahren an der Front nicht unbeschadet im Berufsleben Fuß fassen. Sei es, dass sie den Anschluss an ihre berufliche Tätigkeit verloren, ihr Studium nicht abgeschlossen hatten oder durch ihre Nähe zur NSDAP Berufsverbot hatten. Das mag auch ein Anstoß gewesen sein, dass sich die familiäre Rollengestaltung nach dem Krieg sukzessive änderte.“ (Jg. 1945, 17),

„Während des Krieges haben die Frauen fast immer die gesamte Arbeit alleine verrichtet, weil die Männer im Krieg waren. Nach dem Krieg mussten die Männer erst wieder Fuß fassen und wollten dann die Frauen in ihre Rolle als Nur-Hausfrauen zurückdrängen. Viele Frauen- haben sich gefügt, aber viele wollten nicht mehr in die

alte Rolle zurück. Durch den wirtschaftlichen Aufschwung waren Arbeitskräfte Mangelware und daher konnten die Frauen langsam in die Rolle der berufstätigen Frauen schlüpfen. Außerdem gingen viele Ehen in die Brüche und die Frauen mussten für die Kinder sorgen. Die junge Generation nach dem Krieg war und ist auch besser ausgebildet und die Frauen konnten sich im Beruf besser behaupten. Leider ist es in der heutigen Zeit noch lange nicht so gut, vor allem die Gehälter der Frauen sind immer noch viel kleiner als die der Männer." (Jg. 1941, 16),

„In Kriegsjahren war die Frau an den „Herd gebunden" und hatte kaum andere Orientierungsmöglichkeiten. Die Frau war für Haushalt und Kinder da. Dies war auf Grund der Situation gängig, niemand stieß sich daran oder dachte darüber nach. Die Frau blieb meist ohne besondere Bildung.
Heute wird den Frauen trotz beruflicher Tätigkeit auch Bildung und jegliche Weiterentwicklung ermöglicht. Im Grunde ist das Hausfrauendasein, Dank der modernen Haushaltstechnik, nicht mehr tagesfüllend. Nehmen Hausfrauen keine Bildungsangebote wahr, ist der Wiedereinstieg in das Berufsleben mit qualifizierter Tätigkeit kaum mehr möglich. Einst lebten mehrere Generationen unter einem Dach, Mehrkinderhaushalte waren die Regel. In heutiger Zeit arbeiten auch die Großeltern, Mehrkinderhaushalte gibt es kaum mehr. Nur Hausfrauen sind in heutiger Zeit nicht gerne gesehen." (Jg. 1935, 12) .

In immer wieder periodisch auftretenden Diskussionen gerät die Berufstätigkeit von Frauen in den Fokus der Gesellschaft sowie der interdisziplinär forschenden Wissenschaften. Die Palette der Argumente reicht – abhängig von den jeweils politisch und/oder wirtschaftlich gültigen Kriterien – vom „braven Hausmütterchen" über die chinesische Tigermutter bis zur als Rabenmutter verschrienen sich selbstverwirklichenden Karrierefrau. Fünf Probandinnen sprechen diese gesellschaftlich und wirtschaftlich bedingten Abfolgen und Einstellungen an:

„In der gesellschaftlichen Sichtweise auf die Rolle der berufstätigen Hausfrau schein es in 10- bis 20-jährigen Zyklen immer wieder zu Änderungen zu kommen; derzeit scheint die Gesellschaft wieder mehr Verständnis für die Nur-Hausfrau und -Mutter zu haben. Die Frage lässt sich nicht generell beantworten." (Jg. 1940, 15),

„Es gab hier immer wieder einen Streitpunkt. Tatsache ist, dass eine bürgerliche Sichtweise die Frauen lieber zu „Hause bei Kind und Herd" sehen wollen und dies auch politisch immer wieder bevorzugen. Andererseits hat sich durch die emanzipatorische Entwicklung die Selbständigkeit der Frauen in der Gesellschaft mehr und mehr etabliert. Das Problem mit der Vereinbarkeit von Berufstätigkeit und Familie ist allerdings nach wie vor gegeben." (Jg. 1946, 20),

„Wesentlich. Früher war die „Nur-Hausfrau" die einzig richtige Rolle für die Frau. Wenn sie berufstätig war, weil sie musste, galt sie als „Rabenmutter" oder als familienfeindlich. Heute ist es eher umgekehrt, die moderne Frau hat einen Beruf, sie trägt zum Familieneinkommen bei und in den meisten Fällen wird dann der Haushalt und die Kinderbetreuung partnerschaftlich geregelt. „Nur-Hausfrauen" werden meist

als nicht gleichwertig angesehen. Allerdings gestaltet sich das häufige Los der alleinerziehenden Mütter in den meisten Fällen nicht so erstrebenswert." (Jg. 1937, 25),

„Berufstätige Frauen schneiden immer besser ab! Berufstätigkeit d. Frau ist jetzt normal, früher – Rabenmutter" (Jg. 1940, 5),

„Gesellschaft ist auch hier gespalten: für manche eine Rabenmutter, für andere ein role model[1115] *für die Kinder."* (Jg. 1946, 19).

Für eine Probandin hat sich nicht nur die gesellschaftliche Sichtweise im Sinne der zuvor skizzierten Problematik programmatisch geändert, sie definiert die Frauen nach den gesellschaftlich-sozialen und wirtschaftlichen Entwicklungen nicht mehr nach ihrer Haushalts- und/oder Berufsarbeit, sondern vereint beide Funktionen zur „berufstätigen Hausfrau":

„Auf alle Fälle. Die berufstätige Hausfrau wurde – Gott sei Dank – aufgewertet." (1939, 9).

Auf die in der Gegenwart bestehende (zum Teil scheinbare) Wahlfreiheit der Frau einen Beruf neben den Pflichten der Familienarbeit auszuüben weist folgender Standpunkt hin:

„Es hat sich total geändert, da es sich die Frauen aussuchen können, und es Ihnen [sic] *nicht befohlen wird."* (Jg. 1938, 21),

„Die Nur-Hausfrau war einige Zeit negativ besetzt. Heute entscheidet die Frau aber ohne Diskriminierung selbst, ob sie das Nur-Hausfrau-Sein dem Berufsleben vorzieht." (Jg. 1937, 11).

Einige Probandinnen vertreten die Meinung, dass die *„Nur-Hausfrau"* als Folge der steigenden Berufstätigkeit der Frauen nur mehr in bestimmten sozialen Schichten tätig sein wird:

„Nur-Hausfrauen sind selten, Hausfrau abgewertet, Frau = berufstätig -> Kinderkrippe, Kindergarten ... Erziehung verstaatlicht; Ehe + Kinder = Auslaufmodell" (keine Angabe des Geburtsjahres, 8),

„Nur-Hausfrauen sind selten, hängt auch von Arbeitsmöglichkeiten ab. Es gibt aber auch finanziellen und gesellschaftlichen Druck zur Berufstätigkeit." (Jg. 1942, 22),

---

[1115] role model: „Definition of role model: a person whose behavior in a particular role is imitated by others" (https://www.merriam-webster.com/dictionary/role%20model, [Zugriff 7.2.2017].

„Nur-Hausfrauen kenne ich in meinem jüngeren Bekannten- und Verwandtenbereich gar keine mehr. Die Berufstätigkeit der Frau mit Familie hat sich hier eher zur Norm entwickelt.“ (Jg. 1943, 23).

Diesen Zitaten steht die Ansicht einer Probandin, die auf die Relevanz der Hausfrau für die Betreuung der Kinder hinweist, gegenüber:

„Nur eingeschränkt je nach Klasse: die Hausfrau ist noch immer diejenige, die sich um alles kümmert, wenn die Kinder bereits mittags von der Schule heimkommen. Der Vater ist voll im Berufsleben. Bei den berufstätigen Müttern: diese kämpfen um eine halbe-halbe Lösung in einer Partnerschaft.“ (Jg. 1946, 19).

Abhängig von den finanziellen Gegebenheiten und der kulturellen Herkunft – *„unterschiedlich“* – bezeichnen zwei Adressatinnen die Stellung der „Nur-Hausfrau“ und der berufstätigen Familienfrau:

„Unterschiedlich es kommt auf den kulturellen Hintergrund in der Familie an, ausschlaggebend ist auch stark die finanzielle Situation in der neuen Familie. War der Arbeitsplatz einer jungen Frau für sie früher befriedigend, geht sie umso lieber nach Familiengründung wieder dorthin zurück. (Jg. 1936, 28),

„Nur-Hausfrauen sind hauptsächlich bei den Migranten anzutreffen, eventuell auch noch in der gehobenen Einkommensschicht. Eine (auch wenig qualifizierte) Tätigkeit außer Haus wird als Eigenständigkeit und ‚Selbstverwirklichung‘ angesehen und ist in Geld meßbar [sic]*“.* (keine Angabe des Geburtsjahres, 7).

In den beiden folgenden Kommentaren wird auf die Rolle der Frau in der Wirtschaft eines Staates (nicht aber auf die Wertschöpfung ihrer Arbeit als Hausfrau) hingewiesen und die teilweise noch fehlende Förderung durch die Politik:

„Frauen sind gesellschaftl. als wichtiger Wirtschaftsfaktor anerkannt.“ (Jg. 1927, 1),

„ja hat sich viel verändert, schon alleine viele Frauen in gehobenen Positionen und werden auch von der Gesellschaft akzeptiert, wenn sie tüchtig sind und ‚ihren Mann stehen‘“. (Jg. 1947, 29),

„Die fortschreitende Gleichberechtigung von Mann und Frau führen dazu dass die Gesellschaft, Wirtschaft und Politik auch den volkswirtschaftlichen Nutzen von berufstätigen Frauen erkennen. Leider hinkt die Politik mit der Herstellung der Rahmenbedingungen für berufstätige Frauen hinterher.“ (Jg. 1941, 13),

„Die Durchschnittsfamilie kommt ohne die berufstätige Frau heute finanziell nicht über die Runden, auch weil die Ansprüche an das Leben immer höher werden. Immer mehr Frauen studieren, sind gut ausgebildet, bekommen aber weder dieselben Gehälter wie Männer, noch haben sie die gleichen Jobchancen. Der Grund: ein Mix aus Männerdominanz in Unternehmenshierarchien, staatlichen Einrichtungen (übrigens europaweit) und parteipolitischen Einstellungen/Doktrinen.“ (Jg. 1938, 18).

10.4.4.1 Subsumierte Erkenntnisse

Die befragten Frauen sind der Ansicht, dass sich die Sichtweise der „Nur-Hausfrau“

sicherlich negativ verändert hat,

eine *„Nur-Hausfrau“ besitzt* ***keinen Stellenwert in der Gesellschaft*** *(*Jg. 1957),

die *„Nur-Hausfrau“ wird großteils* ***abwertend beurteilt*** (Jg. 1940),

„Nur-Hausfrauen“ sind selten (Jg. 1942),

*„Nur Hausfrau“ heute ohne Prestige (*Jg. 1936),

„Nur Hausfrauen“ sind in heutiger Zeit nicht gerne gesehen“ (Jg. 1935, 12),

„Nur-Hausfrauen“ werden meist ***als nicht gleichwertig angesehen*** (Jg. 1937),

„Nur-Hausfrau“ erscheint oberflächlich betrachtet *als wenig „intelligent“* (Jg. 1934),

„Hausfrau abgewertet (keine Angabe des Geburtsjahrganges).

Die Frau entscheidet heute *ohne Diskriminierung selbst, ob sie das Nur-Hausfrau-Sein dem Berufsleben vorzieht.“* (Jg. 1937).

Die ***berufstätige Hausfrau***

wurde – Gott sei Dank – ***aufgewertet*** (Jg. 1939),

wird *vielmehr* ***anerkannt*** (Jg. 1938, 6),

wird *zur* ***Norm*** (Jg. 1936),

schneidet *immer besser ab!* (Jg. 1940),

ist jetzt normal, früher – Rabenmutter (Jg. 1940, 5),

gesellschaftl. als ***wichtiger Wirtschaftsfaktor*** *anerkannt* (Jg. 1927, 1941).

Die **Berufstätigkeit** *(Tätigkeit außer Haus)* wird

als ***Eigenständigkeit und „Selbstverwirklichung“*** *angesehen und ist in Geld meßbar* [sic] (keine Angabe des Geburtsjahrganges),

unverzichtbar *auch weil die* ***Ansprüche an das Leben*** *immer* ***höher*** *werden (*Jg. 1938).

10.4.5 Zur Frage 5: Das Bild der Hausfrau in den Medien

Wie hat sich das Bild der Hausfrau in den Medien gewandelt, und mit welchen Argumenten versucht die Werbung, die Frau für Produkte des Alltags zu gewinnen?

Die Werbung im Radio, die in den 1950er und 1960er Jahren Überlegungen zum alltäglichen Leben und Dialoge zu Alltagsbezügen zum Thema hatte, fand in den Beantwortungen keine Resonanz. Primär steht die Darstellung in der Fernsehwerbung

im Fokus der Antworten. Die visuelle Präsentation der Hausfrau in den Medien wird von den Frauen individuell beschrieben.

Die Fernsehwerbung begann im Jahr 1959.[1116] Erst Mitte der 1960er Jahren, als Fernsehgeräte vom Luxusgut zum Gebrauchsgut wurden, stieg das Interesse der Werbebranche für Werbesendungen in diesem Medium.

Zwei Probandinnen beziehen sich in ihren Stellungnahmen auf Werbesendungen der ersten Stunde und dem darin vermittelten traditionellen Rollenbild der Frau:

„Erst seit Aufkommen des Fernsehens (1960-1970) kam die Hausfrau überhaupt in die Medien. Bis dorthin – es gibt eine Hausfrau, aber man redet nicht darüber." (Jg. 1941, 14),

„Mann erklärt Frau neues Gerät = früher; Bedienung durch Frau" (keine Angabe des Geburtsjahrganges, 8).

Mit dieser kurzen Notiz skizziert eine Probandin die in den ersten Jahren der Fernsehwerbung übliche Präsentation neuer Geräte: Das neue Haushaltsgerät wird einer Frau von einem Mann erklärt – sozusagen unter männlicher Hegemonie –, danach darf sie es bedienen und wird von ihm mit anerkennenden Worten für die richtige Anwendung gelobt. Ähnliche Sendungen – z. B. über richtiges Bügeln – liefen in der zuvor beschriebenen lehrreichen Form in diesen Jahren ebenfalls im Fernsehen.

Die Werbefachleute fokussieren ihre Aufmerksamkeit heute nicht nur auf den Verkauf von Produkten, sondern verweisen besonders auf die in diesen Waren angeblich mittransportierten Sinngehalte, die z. B. den Konsumentinnen und Konsumenten ein neues Lebensgefühl oder ein elitäres Geschmackserlebnis versprechen (sollen). Für die Hausfrauen bieten sich daher Werbemaßnahmen an, die eine leichter zu bewältigende Hausarbeit in Aussicht stellen. Spülmittel werden gleichzeitig als Pflegemittel angepriesen und modifizieren das Geschirrspülen für die Familie zur persönlichen Wohltat. Mit dem Hinweis darauf, wie wichtig gesunde Ernährung sei, wird das schlechte Gewissen der Frauen geweckt und auf gesunde Produkte gelenkt. Belehrt werden die Frauen zwar nicht mehr über die Bedienung von Geräten oder Hausarbeiten, aber beim Einkaufen hat die Firma Billa bis September 2016 mit einem als Mann personifizierten *„Hausverstand"* die Hausfrauen beraten. Diese und weitere versteckte

[1116] Vgl. Sandgruber: Wohnen … In: Wie wir wohnten, S. 107.

Werbeslogans, mit der die Werbebranche Frauen einen Haushalt, in dem alles *„wie von Zauberhand erledigt“* wird, vorgaukeln, werden von den Probandinnen angeführt:

„Hinweise auf Erleichterung und auch auf 100%ige Ergebnisse (nicht nur sauber sondern rein!!)“ (Jg. 1942, 22),

„Die Werbung verspricht in versch. Produkten vor allem jugendl. Aussehen, mehr Lebensqualität, auch erleichterte Hausarbeit u. Mittel zur Bewältigung der Anforderungen in Beruf, Familie u. Freizeit.“ (Jg. 1927, 1),

„BILLAs ‚Hausverstand‘[1117] *ist männlich. Werbung verspricht glückliche Familienmitglieder durch Kauf v. Fertigprodukten etc. und gepflegte, strahlende, stressfreie Hausfrauen u. Mütter, die der Realität kaum gerecht werden.“* (Jg. 1936, 2) ,

„Sie erledigt alles mit „LINKS u. HÜFTSCHWUNG“ und das Geschirr kennt seinen Weg in den Kasten oder das Fach allein. Ist der Wohnraum nach Besuchen von Fremden und Kindern etwas durcheinander oder verwüstet holt man sich einfach im Möbelhaus eine neue Ausstattung und der Verkäufer ist auch gleich der neue Freund. Kinder kommen vor sind auch seltener verletzt oder krank.“ (Jg. 1936, 28),

„Die Hausfrau ist der Star in den Medien, ob eben Hausfrau, Mutter oder berufstätig. Sie ist der erste Ansprechpartner in der Werbung. Die Argumente sind ‚alles ist so easy‘. Sei es die Wohnung putzen, kochen, einkaufen, im Garten arbeiten, mit den Kindern spielen oder sich selbst zu pflegen und schön zu sein. Laut Werbung – mit den entsprechenden Produkten und Hilfsmitteln ‚alles kein Problem‘!“ (Jg. 1937, 25),

„Die ‚herkömmliche‘ Hausfrau gibt es in den Medien praktisch nicht mehr. Es wird mit Produkten geworben, die der Frau vermitteln, daß [sic] *Hausarbeit ja keine Arbeit mehr ist (Fertigprodukte ...)“* (Jg. 1938, 6),

„Keine ‚Nur-Hausfrau‘ mehr, ‚Superfrau‘ schafft problemlos Berufstätigkeit, Haushalt und Kinder. Mit den beworbenen Produkten macht sich der Haushalt von allein.“ (Jg. 1940, 5),

„Jugend, Fitness und leichte Hausarbeit wird suggeriert. Kaum sieht man eine müde, überforderte Hausfrau in den Medien (Werbung). Alles scheint ganz einfach und wie von Zauberhand erledigt.“ (Jg. 1935, 12),

„Argumente der Werbung in Schlagworten: Praktisch, hygienisch, schnell, umweltgerecht, energiesparend, ökologisch, PH neutral, sauber, ausgiebig, duftend, leicht zu handhaben, gründlich, billig (2+1gratis) und vor allem Gütesiegel (AMA) BIO etc.“ (Jg. 1941, 14),

---

[1117] Im September 2016 änderte die Firma BILLA ihre Werbelinie; seither präsentiert „eine Frau“ die Angebote. Der weibliche *„der Hausverstand“* rät *„aus weiblicher Sicht auf andere Dinge zu achten: etwa die Achtsamkeit. Die Zuneigung. Die Nachhaltigkeit. Die Liebe zum Detail“* und stellt fest, dass es *„eigentlich >die> Hausverstand heißen“* müsste.“ (Billa-Prospekt: Angebote gültig vom Do., 22. September bis Mi., 28 September 2016)

„Werte und Anerkennung durch Partner u. Kinder“ (Jg. 1940, 3),

„Die Medien mussten die Änderung der Frau zur berufstätigen Frau akzeptieren und die Werbung sprang natürlich gleich auf das Thema auf und versuchte so viel wie möglich technische Neuerungen an die Frau zu bringen. Die Werbung verstand es mit ihren Produkten, die das Leben der Frau erleichtern sollten, die Frauen für sich und ihre Produkte zu gewinnen.“ (Jg. 1941, 16),

„Mit Bio Produkten und gesundes Essen. Die Werbung ist nicht auf Hausfrauen ausgerichtet, sondern auf Menschen.“ (Jg. 1938, 21).

Die Probandin des zuletzt angeführten Zitates verweist auf eine Veränderung der Zielgruppenausrichtung der Werbung, die nicht mehr monolateral auf Hausfrauen ausgerichtet ist, sondern multilateral auf die gesamte Bevölkerung. Genau genommen deutet sie mit ihrem obigen Zitat allerdings (unbewusst) an, dass Hausfrauen eine der Spezies *„Menschen“* nicht zugehörige Personengruppe darstellen.

Die Leichtigkeit, mit der die Frauen den Haushalt erledigen, wird ebenso in den folgenden Passagen thematisiert, jedoch mit dem Hinweis, dass diese Werbeversprechen nicht der Realität entsprechen:

„Die Hausfrau in den Medien erledigt mit oder ohne Hilfe des Partners und der Kinder alles zufriedenstellend (eine Illusion die der Wirklichkeit natürlich nicht entspricht). Die Werbung erweckt den Anschein, daß [sic] *mit den richtigen Produkten das Alltagsleben ohne Probleme gemeistert werden kann.“* (Jg. 1937, 11),

„Das Bild der Hausfrau in den Medien ist wenig realistisch, die Werbung verheißt Möglichkeiten zur Erreichung eines Ideals.“ (o. A., 7),

„Die Argumentation der Werbung für Produkte des Alltags ist auf Gewinn von Freizeit orientiert – z. B. mit baumelnden Beinen auf einer Schaukel sitzen, in einem Märchen-Garten mit vielen bunten Blumen und Schmetterlingen; aber der Alltag sieht für die meisten Frauen, mit oder ohne die angebotenen Produkte, ganz anders aus.“ (Jg. 1940, 15),

„Die Werbungen sind nicht immer in Ordnung, jeden Tag wird alles immer besser und besser angeboten. In Wirklichkeit sind oft Hausmitteln das beste!“ (Jg. 1941, 22).

Nach den Meinungen zweier befragter Frauen hat sich das Bild der Hausfrau in den Medien

„im Grunde nicht so sehr“ (1942, 4) geändert bzw.

„kaum verändert. (Jg. 1942, 10).

Verantwortlich zeichnet die *„männlich dominierte Medienlandschaft“*, dass die Hausfrau

„immer noch als diejenige Person vom Mann betrachtet“ wird, *„die alle unangenehmen Haushaltsaufgaben erledigen muß* [sic] *wie Putzen, Kochen, Einkaufen, Pflege und Erziehung der Kinder – und des Mannes!!?“.* (Jg. 1942, 10).

Mit der abschließenden Bemerkung in dieser Passage *„und des Mannes!!?“*, die mit dem Unterstreichen und den die Aufmerksamkeit weckenden Interpunktionszeichen betont wird, weist die Probandin offensichtlich darauf hin, dass manche Männer nicht nur ihren Partnerinnen keine Hilfe sind, sondern in die Rolle einer unselbständigen Person flüchten und ihren Frauen zusätzliche Pflichten aufbürden.

Eine geänderte Sichtweise auf die Hausfrau, die fallweise noch immer von der Werbewirtschaft verwendeten *„Klischees aus der Vergangenheit“* und das in Werbesendungen gezeigte Bild der Hausfrau, das nicht der Realität entspricht, wird in den folgenden Stellungnahmen thematisiert:

„In den Medien bemerke ich zumindest ein Bemühen, die Rolle der Frau nicht mehr einseitig nur als „Hausfrau“ zu sehen, sondern sie in allen Bereichen allgemein einzubeziehen. Familienplanung ist ganz stark durch die Willensbildung der jungen Frauen geprägt. Die Werbung verfällt jedoch immer wieder in das Klischee aus der Vergangenheit, Produkte des Alltags eher an die Frauen verkaufen zu wollen, als Männer dabei anzusprechen. Hier spiegelt sich die gewisse Selbstverständlichkeit der gleichmäßigen Rollenverteilung in den jungen Familien noch nicht.“ (keine Angabe des Geburtsjahrganges, Jg. 23),

„Die Hausfrau in den Medien ist quasi nicht mehr präsent – mehr „die Frau“ als Hausfrau, Mutter und Berufstätige, am besten als Managerin… Die Produkte des Alltags beziehen sich auch darauf – die Werbung zielt nicht auf ‚die Hausfrau‘, sondern wiederum auf die sogenannte Doppelbelastung der Frau – wie kann sie das alles schaffen und trotzdem noch attraktiv zu wirken. Usw. usw.“ (Jg. 1957, 24),

„Meiner Ansicht nach ist das Bild der Hausfrau in den Medien vielfach unrealistisch: ich kenne keine Hausfrau, die mit vollem Makeup, lackierten Fingernägeln, frisch vom Friseur tatsächlich Hausarbeit macht, vielleicht gerade noch einen Geschirrspüler füllen bzw. eine Waschmaschine in Gang setzen.“ (Jg. 1940, 15).

Zwiespältig sieht eine Probandin die mit dem dichotomischen Rollenbild verhaftete Darstellung der Frauen:

„Sie wird – nicht immer – als selbständig denkendes Individuum dargestellt. Trotzdem sind zumeist nur die Frauen für ‚weiß Wäsche‘ und blitzblanke WCs zuständig.“ (Jg. 1939, 9).

Doppelsinnig preisen Unternehmen in einigen Werbeeinschaltungen z. B. Spülmittel und Putzmittel an. Immer öfter erscheinen am Bildschirm Geschirr abwaschende oder Boden reinigende Männer und führen den im Hintergrund stehenden Frauen nicht nur die Wirksamkeit des Produktes, sondern ebenso die Simplizität dieser Hausarbeiten vor. Hinter derartig inszenierten Werbeaktionen versteckt sich eine zweite Botschaft an die Frauen, dass Hausarbeit aus männlicher Sicht nicht als Arbeit bewertet werden kann:

„*Bei der medialen Werbung gibt es meines Erachtens zwei Schienen: eine Ebene versucht die Produkte für die Haushaltsführung so anzupreisen, als dienen diese nur der Erleichterung und würden den zeitlichen Aufwand extrem reduzieren. Weiters gibt es auch immer wieder Werbeeinschaltungen, die Männer bei der Hausarbeit zeigen, die dann diese Produkte mit Leichtigkeit präsentieren.“* (Jg. 1946, 20).

Kritisch beurteilen Probandinnen die Implikation von Frauen in der Rolle von Animateurinnen zur Generierung von Konsumbedürfnissen sowie die Infantilisierung in Werbesendungen. Die vermittelten Verhaltensmuster verzerren die Realität und prägen Bilder und Vorstellungen von Frauen, die unbewusst für unmündige Konsumentinnen als Vorbilder dienen können. Die Werbung lenkt die Aufmerksamkeit nicht mehr auf das beworbene Produkt, den Kaufanreiz sollen die mit dieser Ware assoziierten Gefühle und Lebensstile auslösen:

„Die Frau wird immer mehr als Verkaufsvehikel eingesetzt, als Aufhänger für Produkte in der Werbung, es gibt viele Promi-Testimonials für Produkte aus der Welt der Frau und der Familie. Kinder werden zur Motivation der Mütter eingesetzt um Produkte zu kaufen (Mama, das will ich haben/das Beste für mein Kind). Die Werbung verspricht mehr Freizeit und Bequemlichkeit durch Convenience-Produkte (z.B. Packerlsuppen, Dosen, Tiefkühlware, Fertiggerichte…) Typische Argumentation: ‚Das gönn‘ ich mir / weil ich es mir wert bin‘/ Stärkung des Selbstwertgefühls.“ (Jg. 1938, 18).

Eine ähnliche Version der zuvor genannten Werbestrategie geht aus den folgenden Stellungnahmen hervor. Die beiden Probandinnen schildern den Inhalt von Werbespots, die sich auf die Zubereitung von Halbfertigprodukten beziehen, in denen den Frauen mit dem Beispiel der „kochenden“ Männer vorgeführt wird, wie einfach diese Hausfrauenaufgabe zu erledigen ist. Bewusst lassen Werbestrategen Kindern in diesen Spots mitwirken, um einesteils das Bild der glücklichen Familie darzustellen und anderenteils die Werbebotschaft Kindern und Jugendlichen frühzeitig nahezubringen.

„Schaue wenig Werbung im Fernsehen, um dieses Medium als Beispiel zu nehmen. Mir fällt auf, dass beim Vorstellen von neuen vor allem Fertigprodukten eine ambivalente Haltung vorherrscht: Mann bekocht seine Freundin, die zu Besuch kommt, Mann/Vater

probiert eine neue Suppe für seine Lieben (Frau/Mutter mit zwei Kindern).“ (Jg. 1946, 19),
„Ich besitze keinen Fernseher, daher ist mein TV-Konsum ziemlich eingeschränkt. Auffallend ist für mich die Lutz-Werbung. Für die Anschaffung neuer Möbel wirbt die ganze Familie. Auch Putzmittel, Fertigsuppen etc. stürzen alle Familienmitglieder in helle Begeisterung. Es wird also nicht mehr ausschließlich die ‚Frau des Hauses‘ in der Werbung angesprochen.“ (Jg. 1945, 17).
Eine der jüngeren Adressatinnen vertritt die Meinung, dass

„die Frau viel empfänglicher und aufgeschlossener für Werbung und für neue Produkte offener“ ist. (Jg. 1947, 29).

Nicht nur auf die Rolle der Frau in den Werbesendungen im Fernsehen, sondern auf ihr Erscheinungsbild in den Medien allgemein beziehen sich die folgenden Stellungnahmen:

„Werbung zielt bewusst auf Frauen für selbständiges Einkaufen von Geräten bzw. Produkten des Alltags ab! Auch die „Sexual-Bedürfnisse“ der Frauen werden hemmungslos (Medien, Spira-Alltagsgeschichten, Bücher, Zeitschriften) ausgeschlachtet!“ (Jg. 1934, 26),

„Die Medien lieben es in Gremien (Regierungen, Vorstandsetagen etc.) die ‚Frauenquote‘ zu thematisieren. Auch bei medialen Ereignissen sind Frauen oft häufiger ‚sichtbar‘ als gleich qualifizierte Männer. Andererseits versuchen die Medien (Schönheitsindustrie!) noch immer das Image der hübschen, gepflegten Frau, die abends ihren Mann verwöhnt, zu unterstützen.“ (Jg. 1941, 13),

„Mit Staunen sehe ich Zeitschriften, die sich mit speziellen aufwändigen Hobbies wie Gärtnern, Handarbeiten, Kochen, Weihnachtsvorbereitungen etc. beschäftigen, denen eine berufstätige Frau in diesem Umfang nicht nachgehen kann. Dazu zählt auch die Spezialseite ‚Gartenkralle‘ in der Presse. Wächst die Sehnsucht nach der heilen Welt?“ (Jg. 1945, 17).

Die Darstellung der Frau in der Werbung korreliert mit der Entwicklung der Werbebranche. In den 1950er Jahren gestalteten Graphiker die Werbeplakate und Werbeanzeigen. Wirtschaftlich große Firmen verfügten über eigene Werbeabteilungen. Die Gründung erster selbständiger kleinerer Agenturen ausschließlich von Männern fiel in die 1960er Jahre. Einige dieser neugegründeten Agenturen vergrößerten sich in den 1970er Jahren, außerdem etablierten sich die ersten internationalen Werbekonzerne in Wien bzw. Österreich. Bis in die 1970er Jahre war es für eine Frau kaum möglich, sich mit einer Agentur selbständig zu machen. Während die Frauen – entsprechend dem für sie festgeschriebenen Rollenbild der Hausfrau und Mutter – in den 1950ern und 1960ern in den Agenturen nicht präsent waren, boten größere Werbefirmen den Frauen die Stellung einer „Product Managerin“ an, in der sie ein bestimmtes oder mehrere

Produkte eines Kunden zu betreuen hatten und die Wünsche und Vorstellungen des Kunden bis zum Plakat, Werbefolder oder TV-Spot auf Agenturebene umsetzen mussten. Die Führungspositionen waren noch reine Domäne der Männer. Erst in den 1980er Jahren machten sich die ersten Frauen der zweiten Ebene in den Agenturen selbständig wie z. B. die Agentur „Prima“. [1118]

10.4.5.1 Subsumierte Erkenntnisse

Die Mehrheit der Adressantinnen ist der Ansicht, dass das Bild der *„Superfrau“* die Darstellung der traditionellen Hausfrau in den Medien abgelöst hat. Nach der Meinung zweier Probandinnen hat sich das Bild der Hausfrau in der Werbung

„im Grunde nicht so sehr“ (Jg. 1942) geändert bzw.

„kaum verändert. (Jg. 1942).

Die Mehrzahl der an der Befragung teilnehmenden Frauen nahmen folgende Präsentationen wahr:

„*Die Hausfrau ist der **Star** in den Medien, ob eben Hausfrau, Mutter oder berufstätig. Sie ist der erste **Ansprechpartner** in der Werbung.“* (Jg. 1937),

*„keine ‚Nur-Hausfrau‘ mehr, **‚Superfrau‘** schafft problemlos Berufstätigkeit, Haushalt und Kinder“* (Jg. 1940),

„kaum sieht man eine müde, überforderte Hausfrau in den Medien (Werbung)“ (Jg. 1935),

*„die Hausfrau in den Medien ist quasi nicht mehr präsent – mehr ‚die Frau‘ als Hausfrau, Mutter und Berufstätige, am besten **als Managerin**…“* (Jg. 1957),

„die ‚herkömmliche‘ Hausfrau gibt es in den Medien praktisch nicht mehr“ (Jg. 1938),

*„das Bild der Hausfrau in den Medien ist **wenig realistisch**“* (o. A.),

„Bild der Hausfrau in den Medien vielfach unrealistisch“ (Jg. 1940),

„in den Medien bemerke ich zumindest ein Bemühen, die Rolle der Frau nicht mehr einseitig nur als ‚Hausfrau‘ zu sehen“ (Jg. 1943),

*„die Frau wird immer mehr als **Verkaufsvehikel** eingesetzt, als Aufhänger für Produkte in der Werbung“* (Jg. 1938),

*„sie wird – nicht immer – als **selbständig denkendes Individuum** dargestellt“* (Jg. 1939),

---

[1118] Email von Traute Molik-Riemer vom 19.10.2016.

„die Medien mussten die Änderung der Frau zur berufstätigen Frau akzeptieren“ (Jg. 1941).

Nach Ansicht der befragten Frauen arbeiten die Werbefachleute mit folgenden **Argumenten und Schlagworten:**

*„Hinweise auf **Erleichterung** und auch auf 100%ige Ergebnisse“* (Jg. 1942),

„alles ist so easy, alles kein Problem!“ (Jg. 1937),

„glückliche Familienmitglieder** durch Kauf v. Fertigprodukten etc. und gepflegte, strahlende, **stressfreie Hausfrauen u. Mütter“ (Jg. 1936),

*„Werbung für Produkte des Alltags ist auf **Gewinn von Freizeit** orientiert, mit den richtigen Produkten* kann *das **Alltagsleben ohne Probleme** gemeistert werden“* (Jg. 1937),

*„Werte und **Anerkennung durch Partner u. Kinder**“* (Jg. 1940),

„Praktisch, hygienisch, schnell, umweltgerecht, energiesparend, ökologisch, PH neutral, sauber, ausgiebig, duftend, leicht zu handhaben, gründlich, billig (2+1gratis) und vor allem Gütesiegel“ (AMA) BIO etc. (Jg. 1941),

*„verspricht vor allem jugendl. Aussehen, **mehr Lebensqualität, auch erleichterte Hausarbeit** u. Mittel zur Bewältigung der Anforderungen in Beruf, Familie u. Freizeit“* (Jg. 1927),

„***Kinder werden zur Motivation der Mütter eingesetzt** um Produkte zu kaufen“* (Jg. 1938),

bewusstes Ansprechen der *„Frauen für selbständiges Einkaufen von Geräten bzw. Produkten des Alltags“* (Jg. 1941).

10.5 Auswertung der Stellungnahmen der Schreibpartnerinnen

10.5.1 Zur Frage 1: Prägende soziale und gesellschaftliche Veränderungen

Welche sozialen und gesellschaftlichen Veränderungen haben die Aufgaben der Frau in der Familie verändert?

Den Krieg als den *„Vater aller Dinge“* sehen drei Schreibpartnerinnen als Auslöser für die sozialen und gesellschaftlichen Veränderungen für die Haushaltsführung und der Familienarbeit respektive für die Neudefinition des Rollenbildes. Da während des Krieges und danach männliche Arbeitskräfte fehlten, mussten die Frauen auch in

Berufen, die bisher Männern vorbehalten waren, arbeiten. Diese politisch-wirtschaftlich forcierte Berufstätigkeit stärkte das Selbstvertrauen der Frauen. Bessere Ausbildungsmöglichkeiten einerseits und erhöhte wirtschaftliche Ansprüche führten in den folgenden Jahrzehnten zur steigenden Berufstätigkeit der Frauen.

Wilhelmines Rückblick skizziert mit drastischen Worten die Lebensbedingungen der Frauen *„in früheren Zeiten“*, deren Lebenslauf zumeist von der natürlichen Bestimmung – nach der Verehelichung bzw. Gründung einer Familie den Haushalt zu führen und die Kinder zu erziehen – bestimmt waren. Die während des Krieges erzwungene Berufstätigkeit war nach Meinung der Probandin ein Anreiz für die Frauen, sich beiden Aufgabengebieten zu *„stellen“* und *„fast alles in ihre Hände zu nehmen“*, womit sie ihre *„Selbstständigkeit und Gleichberechtigung“* erreichten.

„In früheren Zeiten waren Frauen nur Dienerinnen der Familie, der Mann war der Hausherr und das Oberhaupt der Familie (Natürlich mit Ausnahmen). Ein wöchentliches Kostgeld für die Familie musste ausreichen. Das meiste Geld von seinem Lohn verbrauchte der Mann für seine Bedürfnisse. Rauchen, eventuell ein Gasthausbesuch, Frauen etc. … Die ganze Arbeit zu Hause blieb der Frau über. Der Haushalt wurde händisch erledigt. Kinder versorgen, einkaufen, Wäsche waschen, kochen, Strümpfe stopfen und nähen. Abends, wenn der Mann von der Arbeit heim kam, müde und abgespannt, verlangte auch er seine Ruhe und Aufmerksamkeit. Die Frau musste oder sollte immer fit bleiben. Krank sein? Dieses war bereits eine Katastrophe gewesen. Die Mutter im Bett? Das geht nicht. Die Pflichten mussten erledigt werden … Und heute? Im Krieg 38-45 mussten die Frauen ihren Mann stellen. Sie wurden gefordert. Sie übernahmen die Arbeiten der Männer in jeder Sparte und es ging. Die Frau stellte ihren Mann und nebenher auch noch die Hausarbeit und Kinderbetreuung. Und nach dem Krieg erlernte so manche Frau das Autofahren! Für die Herren der Schöpfung war es der reinste Horror! Die Frauen wurden belächelt, und nannte sie [sic]*: Ungeheuer am Steuer. Dabei stellte sich heraus, dass Frauen viel besser und vorsichtiger fahren als Männer. Vielleicht weil sie Angst hatten und Bedenken hatten? Jedenfalls hatte man es keiner Frau zugetraut, wo sie doch immer nur ein liebes Tschopperl war (ein Dummerl). Die Frauen erreichten ihre Selbstständigkeit und Gleichberechtigung. Arme Männer! Sie nahmen fast alles in ihre Hände …“* (Jg. 1923, Brief 26.10.2009, S. 1.).

Ilse blickt in ihrer Stellungnahme noch eine Zeitepoche weiter zurück. Für sie erwirkte die Einführung des Wahlrechtes für die Frauen eine erste entscheidende Korrektur ihres sozialen Ranges. Die Autorin konzipiert sachlich die Situation der Frauen vor der Novellierung des Familienrechtes und ihre Rollendefinition über den Ehemann. Während für Wilhelmine primär die politisch initiierte Berufstätigkeit der Frauen in und nach den Kriegsjahren die gesellschaftlichen und sozialen Veränderungen auslöste, sieht Ilse *„Berufsausbildung und Kriege“* als essentielle Faktoren für diesen Wandel:

„Der Stellenwert der Frau hat sich durch das Wahlrecht der Frau (in Österreich seit 16.2.1919) und die Selbstverwaltung des in die Ehe mitgebrachten Vermögens erhöht.
Der Ehemann konnte früher Wohnort und Wohnung bestimmen und hatte das Entscheidungsrecht in allen das gemeinschaftliche eheliche Leben betreffenden Angelegenheiten. Die Ehefrau hatte die Pflicht, seiner Entscheidung Folge zu leisten und sie war verpflichtet, das gemeinschaftliche Hauswesen zu leiten.
Sie musste mit dem ihr zugeteilten Haushaltsgeld wirtschaften; jetzt hat sie Mitbestimmungsrecht bei Entscheidungen, die bis dahin nur der Ehemann traf. Sie war nicht mehr auf die berühmten „3K" = Kirche, Küche, Kinder – reduziert, sondern durfte als gleichwertige Partnerin bei der Erziehung der Kinder, Schulwahl und Wohnungssuche mitbestimmen. Es bleibt seitdem ihre Entscheidung, ob sie ins Arbeitsleben einsteigen oder darin weiter tätig sein möchte. Davor bestimmte darüber ihr Mann.
Allein als Nur-Hausfrau kletterte sie auch die persönliche Karriereleiter hinauf, indem sie zur gleichberechtigten Partnerin des Mannes aufstieg und nicht nur über Küche und Keller herrschte – wie damals die „Schlüsselgewalt" der Frau definiert wurde.
Zwei Kriterien haben ihr dabei sehr geholfen: Berufsausbildung und Kriege. ‚Der Krieg ist der Vater aller Dinge' (Zitat von Heraklit). In diesem Fall wurde aus der Not eine Tugend gemacht, indem der Staat gezwungen war, Berufszweige, die von Männern ausgefüllt wurden, durch Frauen zu besetzen. Ausgesprochene Männerberufe wurden von Frauen unterwandert (z.B. Straßenbahn-Schaffnerinnen) und in der Familie war die Erziehung, auch der Knaben, ausschließlich den Frauen überlassen.
Man sah langsam ein, daß [sic] *auch Mädchen die gleiche schulische Ausbildung wie die Burschen brauchten. Es gingen zunehmend immer mehr Mädchen in die berufsausbildenden Schulen. Studentinnen eroberten die Hörsäle; Verkäuferinnen drängten in die immer größer werdenden Kaufhäuser und Geschäfte.*
Und das war gut so, denn zwei Generationen junger Frauen blieben gezwungenermaßen Singles (wie das Modewort dafür lautet – früher hießen sie ‚alte Jungfern') durch den Verlust von Millionen Gefallener und Vermißter [sic]. *Und die das Glück hatten, einen Ehemann zu ergattern, halfen nach Kräften beim Wiederaufbau mit. Das steigerte das Prestige und den Stellenwert der Frau immens."* (Ilse, Jg. 1929, Email, 14.1.2010, S. 1.).

Die wirtschaftlich notwendige Berufstätigkeit während und nach dem Zweiten Weltkrieg veränderte die Rollenauffassung der Frauen und begründete den Wunsch nach *„Selbstständigkeit"*. Ihre Biografien sollten sich nicht mehr ausschließlich nach den Vorgaben der männlichen Hierarchien gestalten; die belohnte Berufsarbeit gewährte eine – zumindest teilweise – wirtschaftliche Unabhängigkeit. Als zweiten relevanten Faktor für die Lebensplanung der Frauen führt Traute die medizinische Entwicklung der *„Pille"* an, deren Anwendung die Geburtenkontrolle ermöglichte. Mit ihrem Schlusssatz weist die Autorin auf die noch immer aktuelle Diskrepanz von Theorie und Praxis im Leben einer berufstätigen Hausfrau hin. Sie setzt diesen Satz zwischen zwei Parenthesen und beginnt mit ihm einen neuen Absatz. Offensichtlich ist es ihr wichtig, diese Einschränkung des Idealzustandes nicht unerwähnt zu lassen, sie möchte jedoch

dieses Faktum von den vorangegangen Aussagen separieren – sozusagen als das Wissen der allgemein bekannten Tatsache, dass Theorie und Praxis wie so oft nicht kongruent sind:

„Ich sehe – so fürchterlich der Anlass war – den Beginn der sozialen und gesellschaftlichen Veränderungen und damit auch die Veränderung der Aufgaben der Frau schon im 2. Weltkrieg begründet. Mit dem Mann an der Front oder in Gefangenschaft waren mehr Frauen als früher gezwungen zu arbeiten. Diese neue Selbständigkeit wollten sie nicht aufgeben als die Männer heim kamen, oder sie mussten sie beibehalten, wenn nicht. [sic] *Mit der Arbeitstätigkeit der Frau war eine umständliche Haushaltsführung nicht mehr vereinbar. Das heißt, die Industrie (und auch die Medizin mit der Pille!) musste reagieren: Staubsauger, Waschmaschinen, Geschirrspüler, Tiefkühlkost. Die Frau war nicht mehr Sklavin eines Haushaltes. Sie musste ihre Zeit zwischen Verdienstarbeit und Haushalt einteilen und damit den Haushalt umorganisieren. Sie wurde – auch – zu einer Art Managerin, delegierte Arbeiten an Mann und Kinder, bzw. setzte eine Hilfskraft ein, wenn ihr Verdienst hoch genug war.*
(So sieht zumindest das Ideal aus, aber wir wissen beide, dass es nicht ganz so ist …)“ (Traute, Jg. 1942, Email 6.6.2012, S. 1).

Wenig Veränderung für Familienfrauen sieht Eva, die sich an der Situation ihrer Tochter orientiert. Sie glaubt,

„…, dass sich die Aufgaben der Frau in der Familie nicht sehr verändert haben. Sie trägt noch immer die Verantwortung für Haushalt und Kinder. Meine Tochter mit 3 Kindern beklagt sich öfter, dass ihr Mann gar nichts hilft, alles auf ihr lastet.“ (Eva, Jg. 1944, Email 8.10.2009, S. 1).

Ingried erwähnt die Ereignisse der Kriegszeit und der Zeit danach, die für die Frauen zu bedeutsamen Veränderungen führten, nicht – sie erlebte diese Zeitepoche als Flüchtling. Die Berufstätigkeit der Frauen sieht Ingried einesteils als Absicherung ihrer wirtschaftlichen Unabhängigkeit und andererseits als eine Notwendigkeit zur Finanzierung der gestiegenen Ansprüche der Familie beizutragen:

„Die Nachfolgegeneration ist berufstätig, die Frauen durch ihren Verdienst weitgehend unabhängig. Es wird von den Frauen der heute aktiven Generation sehr viel erwartet, die Anforderungen sind in allen Lebensbereichen gestiegen, auch die Ansprüche, ganz abgesehen von der Verteuerung der Lebensführung, vor allem Miete, Erwerbung von Eigentum, Fortbildung.“ (Ingried, Jg. 1934, Bf. 30.9.2009, S. 3).

10.5.1.1 Subsumierte Erkenntnisse

Nach der Ansicht der Schreibpartnerinnen veränderten folgende politische, gesellschaftliche und soziale Prozesse das Aufgabengebiet und den Lebensplan der Frauen. (Nicht erwähnt haben die Adressatinnen die Familienrechtsreform, die eine essentielle Grundlage für die Gleichberechtigung der Frauen ist):

das ***Wahlrecht der Frau,***

die ***Kriege*** *(Männerberufe wurden von Frauen unterwandert,* Mithilfe beim *Wiederaufbau),*

steigerten Prestige und Stellenwert der Frau,

die *gleiche* ***schulische Ausbildung*** *wie die Burschen,*

die ***Berufsausbildung,***

die ***Pille!***

Die ***Verteuerung der Lebensführung*** und

die ***gestiegenen Anforderungen*** *in allen Lebensbereichen.*

Diese Faktoren führten zur

Selbständigkeit und Gleichberechtigung der Frauen

und zu *weitgehender Unabhängigkeit.*

Die Frauen wandelten sich von

Dienerinnen der Familie zu gleichwertigen Partnerinnen bei der Erziehung der Kinder, der Schulwahl und Wohnungssuche,

von Sklavinnen des Haushaltes zu einer Art Managerinnen

und mussten

die umständliche Haushaltsführung umorganisieren.

10.5.2 Zur Frage 2: Einfluss der Technisierung und des Einsatzes organisatorischer Hilfsmittel

Die Technisierung und der Einsatz organisatorischer Hilfsmittel haben die Hausarbeit zweifellos physisch erleichtert; ist die Hausarbeit aber tatsächlich leichter, respektive einfacher geworden?

Der physischen Erleichterung der Hausarbeit durch den Einsatz technischer Hilfsmittel stimmen alle Schreibpartnerinnen zu. Die Mehrzahl der Adressatinnen weist jedoch gleichzeitig auf die gestiegenen hygienischen Ansprüche sowie auf die veränderten Lebensstile und die damit entstehenden neuen Verpflichtungen für die Mütter hin. Jene Zeit, die Frauen mit dem Einsatz technischer Geräte gewonnen haben, dient nicht zu ihrer Regeneration, sondern wird nach Meinung der meisten Autorinnen zur Erledigung neuer Aufgaben eingesetzt.

Die Schreibpartnerinnen nehmen zur Erleichterung der physischen Hausarbeit sowohl in kurzen Statements als auch in umfassenden Berichten Stellung.

In den folgenden Zitaten heben die Autorinnen vorrangig technische Maschinen und Fertigprodukte als Hilfen bei der Hausarbeit und die Möglichkeit Kinder in öffentlichen Institutionen während der Berufstätigkeit betreuen zu lassen, hervor:

„Leichter ist die Hausarbeit, vor allem durch die Waschmaschine und den Staubsauger, auf jeden Fall geworden." (Erika A., Jg. 1925, Bf. v. 28.10.2009),

„So hatte auch die Hauswirtschaft ein anderes Gesicht bekommen. Kochen? Man bekam Fertiggerichte. Nähen? Das ließ man der Schneiderin über. Und das Geschirrwaschen dem Geschirrspüler. So einfach ist das heut zu Tage." (Wilhelmine Jg. 1923, Bf. v. 26.10.2009, S. 1),

„Die Organisation des Haushaltes läuft bestens durch das Vorhandensein hilfreicher Maschinen und Angestellter. Die Kinder werden wenigstens halbtags in Kindergärten oder teilweise von Großmüttern betreut." (Ingried, Jg. 1934, Bf. v. 30.9.2009, S. 3).

Für Hanni tragen nicht nur technische Geräte zur physisch leichter gewordenen Hausarbeit bei, sie ist der Meinung, dass die Entwicklung zur Kleinfamilie ebenso beigetragen hat, dass die Frauen berufstätig sein können:

„Die Waschmaschine, der Elektroherd, die Kühltruhe u. die diversen kleinen Geräte haben die Hausarbeit gewaltig erleichtert. Natürlich sind auch die Familien kleiner geworden, nur so können die Frauen heute einer Berufsarbeit nachgehen. Wieviel man früher gearbeitet hat, kann sich heute niemand mehr vorstellen u. auch wie schwer die Arbeit war." (Hanni, Jg. 1926, Bf. v. 28.1.2010, S. 3).

Erika konstatiert, dass die Maschinen die Hausarbeit zwar erleichtern, dass das Aufgabengebiet der Frauen jedoch nicht kleiner geworden ist:

„Sie [technische Hilfsmittel] *erleichtern uns natürlich die Hausarbeit, aber wir sind auch großzügiger mit unserem Verbrauch, ob es sich um Wäsche oder Geschirr handelt. Auch die Wünsche sind vielfältiger, der Lebensstil aufwändiger. Die Freizeitaktivitäten, besonders die der Kinder müssen unterstützt werden und da sind die Eltern (vorwiegend die Mütter) gefordert, Engagement und Zeit aufzuwenden.*
Deshalb bin ich der Meinung, dass die Arbeit einer Hausfrau nicht weniger geworden ist, nur etwas leichter." (Erika, Jg. 1932, Email 20.2.2010, S. 1).

Für Traute steht die physische Entlastung der Hausfrauen *„absolut"* fest. Als einzige Probandin thematisiert sie nicht die für die Frauen neu hinzugekommenen Aufgaben, sondern vergleicht die mentale Leistung der Hausfrauen unter wirtschaftlich schwierigen Bedingungen und in Zeiten des materiellen Überflusses. Sie ist der Meinung, dass sich das psychische Leistungspotenzial der Frauen nicht wesentlich

verändert hat und sie lediglich ihre Entscheidungen an neue Voraussetzungen anpassen müssen:

„Die Hausarbeit ist körperlich leichter geworden! Dieser Meinung bin ich absolut. Es war auch früher eine Menge Überlegung nötig, um einen z.B. kinderreichen Haushalt gut zu organisieren (allein die Überlegung, wie kann ich mit wenig Geld alle Mäuler stopfen, wenn nur Saisongemüse zur Verfügung steht?) Heute gilt die Überlegung einer großen Auswahl an Möglichkeiten, die aber alle relativ leicht verfügbar sind. Ich glaube also, die mentale Leistung ist in etwa gleich nur anders gelagert.“ (Traute, Jg. 1942, Email 6.6.2012, S. 1)

Eine gegenteilige Ansicht vertritt Ilse im Hinblick auf den Umfang der Hausarbeit. Nach ihrer Meinung ist die Arbeit einer berufstätigen Hausfrau nicht weniger geworden – sie hat sich *„verdoppelt“*. Der Einsatz von technischen Hilfsmitteln um die Hausarbeit zu erleichtern war und ist für die Autorin eine Voraussetzung um Frauen den Einstieg in das Berufsleben zu ermöglichen. Gleichzeitig hält sie fest, dass diese Geräte nicht selbständig arbeiten und zu ihrer Bedienung bzw. Reinigung viele Handgriffe nötig sind. Wie zeitraubend diese unsichtbaren Arbeiten sind, wissen nur die Ausführenden – und das sind fast immer nur die Hausfrauen. In ihrer ausführlichen Stellungnahme weist sie auf die Verkettung wirtschaftlicher Interessen und forcierter weiblicher Berufstätigkeit hin. Als eine ergänzende Voraussetzung für die Berufsausübung von Frauen sieht die Probandin die Schaffung öffentlicher Institutionen zur Kinderbetreuung. Für Ilse führte die honorierte Berufstätigkeit zur Selbstständigkeit und Unabhängigkeit, zur *„wahren Emanzipation“*:

„Ich bin in dem Alter, um sagen zu können, dass die Hausarbeit leichter wurde. Sie musste es werden, denn sonst hätte es diese Entwicklung nicht gegeben zur berufstätigen Hausfrau. Andererseits ist die Frau aber auch gezwungen arbeiten zu gehen, will sie sich diese Unmengen an technischen Hilfsmittel (dazu zähle ich auch ihr Auto!) leisten zu können und die vielen Geräte und speziellen Pflegemittel für den Haushalt und nicht zuletzt die Fertigprodukte bei der Ernährung, die ihren Preis haben. Ein ganzer Industriezweig lebt davon, Geräte ‚die den Haushalt erleichtern‘ an den Mann (=Frau) zu bringen.
An dieser Umwälzung hat nicht nur die Industrie einen großen Anteil sondern auch die öffentlichen sozialen Einrichtungen, die sukzessive immer umfangreicher und besser wurden. Ohne leistbare Krabbelstuben, Kindergärten, Horte und Tagesschulen wäre die berufstätige Hausfrau gar nicht in der Lage, eine Doppelbelastung zu verkraften. Frauen haben genauso wie Männer einen Führerschein und besitzen in vielen Fällen einen Zweitwagen, mit dem sie die Einkäufe nach Hause schaffen können.
Selbst das schmutzige Geschirr muss nicht mehr abgewaschen werden; das besorgt ein Geschirrspüler für uns (nur das Ein-, Aus- und Wegräumen nimmt noch immer niemand für uns ab!)

Welche Erleichterung, als die Kunststoffböden aufkamen! Nicht schön, aber pflegeleicht. Kein Vergleich dazu die schönen versiegelten Holz- oder Laminatböden – ebenfalls mit Wasser zu reinigen. Der Waschtag ist kein Thema mehr.
Ihre Arbeit wurde verdoppelt. Sie wurde erleichtert, macht sich aber nicht von allein. Die vielen Handgriffe, die eine Hausfrau tagtäglich zu leisten hat, nimmt ihr keine Maschine ab. Aber dafür, dass ihre halbe Arbeitskraft, die sie zur Verfügung hat, honoriert wird, hat sich die Hausfrau eine Selbständigkeit erobert, eine Unabhängigkeit, die die wahre Emanzipation ist." (Ilse, Jg. 1929, Email,14.1.2010).

Einige der neu hinzugekommenen Anforderungen an die (berufstätigen) Hausfrauen beschreibt Eva in ihrem Bericht[1119]:

„Ich glaube, dass uns die Technisierung zwar körperliche Erleichterung gebracht hat, dafür aber hat sie alle Nischen der Freizeit mit anderen Dingen vollgefüllt.
Man muss Anleitungen studieren, bis man das Handy bedienen kann, bis der Telefonanrufbeantworter funktioniert, bis man den neuen E-Herd mit dem unpraktischen Touch-screen betätigen kann, bis man sich beim Mikrowellenherd auskennt, bei der neuen Waschmaschine. Und kaum hat man alles ein wenig im Griff, gibt das Gerät seinen Geist auf und man muss von Neuem lernen. Den Computer habe ich fast vergessen, der auch seine Manderln macht und nicht immer so tut wie man möchte. Wieviel Zeit damit verloren geht!
Ja, und dann hat man ein Auto, das auch immer wieder Defekte hat, jedes Jahr das Pickerl …
Bei uns im Ort wird jeder Müll (Bio, Papier, Restmüll) zu einer anderen Zeit geholt … man muss den Kalender immer im Blick haben, vorher alles sorgfältig trennen, Flaschen und Dosen entsorgen … kostet auch Zeit.
Meine Kinder durften, wenn sie nur 1 Stunde zwischen Nachmittags- und Vormittagsunterricht frei hatten, nicht in der Schule bleiben (ich durfte es). So musste man sie abholen und wieder hinbringen --- wieder ein Zeitverlust." (Eva, Jg. 1944, Email, 8.10.2009, S. 1).

Den nicht unerheblichen Zeitaufwand für die Mütter um ihre Kinder in die Schule zu bringen bzw. nach dem Unterricht wieder abzuholen, erwähnt ebenso Gertrude:

„Es war in den 60-iger Jahren – zumindest am Land – durchaus üblich, dass die Kinder allein in die Schule gingen, auch schon in die 1. VS. Und auch am späten Nachmittag noch in die Musikschule, wo es im Winter dann einen Heimweg im Finstern gab. Heute sind die Mütter damit sehr unter Druck, die Kinder in die verschiedenen Schulen zu führen, zu holen …" (Gertrude, Jg. 1933, Email 16.10.2009, S. 1.).

Den physischen Erleichterungen der Hausarbeit stimmt auch Elisabeth zu. Inwieweit die oder der Einzelne das Leben mental als leichter empfindet, möchte sie nicht *„generell mit Ja"* beantworten. Gestiegene Ansprüche materieller und immaterieller Art sowie die

[1119] Die Aufzählung umfasst keinesfalls alle in Frage kommenden Angelegenheiten und könnte wie folgt ergänzt werden: Arztbesuche mit Kindern, Terminvereinbarungen mit Versicherungsvertretern, Rauchfangkehrern usw.

vielfältige Wahl an Möglichkeiten zur persönlichen Verwirklichung einerseits und das Fehlen von Normen beeinflussen und erschweren oft die Lebensplanung:

„ … möchte ich sagen, dass die Hausarbeit sicher leichter geworden ist, sei es durch Maschinen aber auch durch zahllose Halb- und Fertigprodukte im Essbereich. Ob es leichter geworden ist wage ich nicht generell mit ‚Ja' zu beantworten, weil auch die Ansprüche von allen Seiten her gewachsen sind. Dazu möchte ich einen Ausspruch meiner Tochter anführen. In einem bestimmten Zusammenhang sagte ich zu ihr, dass Vieles in der Erziehung heute mehr zum Wohl der Kinder geschieht, als es zu ihrer Zeit (Sie ist 45) war. Sie meinte: ‚das mag zum Teil stimmen, aber es ist ungleich schwerer ein Kind zu erziehen, weil es keine festen Regeln gibt, an die man sich halten kann'.
Ich denke, vieles ist leichter geworden, vieles aber nur anders. Die Vielfalt und die Menge der Einflüsse fordern den Menschen mehr als früher." (Elisabeth, Jg. 1940, Email 25.1.2010)

10.5.2.1 Subsumierte Erkenntnisse

Zu den mehrheitlich vertretenen Meinungen zählten folgende Feststellungen:

Körperliche Erleichterung und teilweise Zeitersparnis durch *hilfreiche Maschinen* wie z. B. die *Waschmaschine,* den *Staubsauger,* den *Geschirrspüler,* den *Elektroherd,* die *Kühltruhe* und die *diversen kleinen Geräte* (Jg.1923, 1925, 1926, 1929, 1932, 1934, 1940, 1942) sowie beim Kochen durch Verwendung von *Fertigprodukten* (Jg. 1923, 1940, 1947).

Die Zeitersparnis dient jedoch nicht der Regeneration der Hausfrauen, sondern um *Freizeitaktivitäten* und *andere Dinge* des Alltags zu organisieren (Jg. 1932, 1933, 1940, 1944).

Außerhäusliche Kinderbetreuung in *Kindergärten, Krabbelstuben, Horte und Tagesschulen*

ermöglicht die Berufstätigkeit der Frauen (Jg. 1929, 1934).

Die Berufstätigkeit der Hausfrauen *verdoppelt jedoch* ihre Arbeit, sie ist *nicht weniger geworden, nur etwas leichter* (Jg. 1929, 1932).

Einige Probandinnen fügten in ihren Stellungnahmen den zuvor übereinstimmend erwähnten Aussagen noch – aus ihrer Sichtweise – andere den gesellschaftlichen Wandel prägende Überlegungen hinzu:

Die *mentale Leistung* der Hausfrauen *ist in etwa gleich, nur anders gelagert* (Jg. 1942),

die Entwicklung zur *berufstätigen Hausfrau ist* nur möglich durch Erleichterung der physischen Hausarbeit (Jg. 1929) und

die *Familien sind kleiner geworden.* (Jg. 1926).

10.5.3 Zur Frage 3: Veränderung der patriarchalischen zur partnerschaftlichen Beziehung

Hat sich in der Familie die patriarchalische zur partnerschaftlichen Beziehung weiterentwickelt?

Bis auf Gertrud sind alle Schreibpartnerinnen der Ansicht, dass sich in den Jahrzehnten nach Kriegsende die Beziehung zwischen Ehepartnern von einer patriarchalischen zu einer partnerschaftlichen Verbindung – wenn auch mit verschiedentlich begründeten Einschränkungen – entwickelt hat.

Gertrud stellt dar, dass – noch bevor sich die patriarchalische Ausrichtung zur partnerschaftlichen Beziehung generell weiterentwickelt hat – Partnerschaften nach einer gesellschaftlich neuen anerkannten Orientierung gelebt werden, die sie „Wegwerf-Beziehung“ nennt:

„In der Familie hat sich meiner Meinung nach die patriarchalische Ausrichtung nicht zur partnerschaftlichen Beziehung weiterentwickelt sondern über diese (wenn nicht gar unter Überspringung derselben) zu der Wegwerf-Beziehung, die der heutigen Wegwerfgesellschaft angemessen ist, [entwickelt]. (Gertrud, Jg. 1929, Bf. 10.3.2010, S. 1)

„Zum Glück“ hat sich die Familie für Traute *„in Richtung Partnerschaft“* – von der hierarchischen untergeordneten zur partnerschaftlichen nebengeordneten Stellung der Frau – entwickelt. Aus dem Beitrag zum Familieneinkommen leitet die Probandin *„ein Recht auf Freizeit und damit auf Hilfe vom Mann“* ab. Die Entwicklung zur partnerschaftlichen Arbeitsaufteilung im Haushalt sieht Traute noch nicht abgeschlossen, wählen doch die Männer zumeist die geräuschvoll mit technischen Geräten zu erledigenden Hausarbeiten statt der lautlosen manuellen Putzarbeiten:

„Die Familie hat sich - zum Glück - weiter entwickelt in Richtung Partnerschaft. Eine Frau die einen wesentlichen Beitrag zum Familieneinkommen beiträgt, stellt sich automatisch auf die Füße und beansprucht ein Recht auf Freizeit und damit Hilfe vom Mann. Dass sich dieser noch immer die technischen und geräuschvollen Arbeiten wählt und nicht das lästige Putzen ist vielleicht eine Erziehungsarbeit wert. Ich weiß allerdings nicht, wie das jetzt in ganz jungen Haushalten gehandhabt wird.“ (Traute, Jg. 1942, Email 6.6.2012, S. 1).

Die positive Entwicklung zur partnerschaftlichen Beziehung in den Familien ist für Erika A. von der gelebten Praxis in den sozialen Schichten und dem Beruf bzw. dem

finanziellen Einkommen der Frau abhängig. Nach ihrer Meinung übt der Macho[1120] (), *„in Arbeiterkreisen“* noch immer die Rolle des bestimmenden Patriarchaten aus:

„Auch die partnerschaftliche Zusammenarbeit wurde intensiviert. Dies aber gilt meist nur bei intakten Beziehungen. Es gibt heute Männer, die kochen oder wäschewaschen, mit Maschinen natürlich. In Arbeiterkreisen ist der Mann oft noch der Matcho [sic], *der auch seine Freizeit mit Freunden im Wirtshaus verbringt. Auch wird eine Akademikerin nicht so leicht ihren Beruf aufgeben, wenn Kinder kommen. Sie kann sich Hilfskräfte leisten, die sie im familiären Bereich unterstützen.“* (Erika A., Jg. 1925, Bf. 28.10.2009, S. 1).

Die Frage zur Entwicklung des Rollenbildes in einer Partnerschaft beantwortet Ilse weder zustimmend noch ablehnend. Wie zuvor Erika A. ist sie der Ansicht, dass der nicht partnerschaftlich agierende *„Macho“* noch vereinzelt im städtischen Bereich zu finden ist. Eine positive Entwicklung weg vom Patriarchat hingegen sieht die Probandin in der *„Bauernschaft“* auf Grund des Wandels des agrarischen Arbeitsmarktes. Nicht unerwähnt lässt die Autorin die Situation der Männer, die den Konkurrenzdruck der Frauen in der Berufswelt misstrauisch verfolgen. Im Bestreben der Frauen nach Selbständigkeit und Gleichstellung sahen die Männer ihren Status und auf Grund der Doppelbelastung der Frauen ihre Bequemlichkeit gefährdet:

„Und das Zeitalter der Doppelbelastung begann – eindeutig auf Kosten der Frau. Der Status des Mannes änderte sich kaum. Je leichter er sich umstellte und die Frau nicht als Konkurrenz am Arbeitsmarkt betrachtete, desto leichter tat er sich mit dem nicht mehr ‚schwachen Geschlecht‘. Der ‚Macho‘ hatte es immer schwerer und ich würde mir wünschen, dass es eine aussterbende Spezies wird. Das Patriarchat hielt sich m. E. noch am längsten in der Bauernschaft, was aber mit dem Aussterben der landwirtschaftlichen Arbeiter – sprich Mägde und Knechte – auch ein Ende genommen hat.“ (Ilse, Jg. 1929, Bf. 14.1.2010, S. 1f.).

„Sicher weiterentwickelt“ in der Gesellschaft haben sich für Erika die partnerschaftliche Beziehung und die Selbständigkeit der Frauen. Gegenseitige Kompromissbereitschaft ist nach Ansicht der Probandin die Voraussetzung für eine funktionierende Partnerschaft. Sie selbst konnte in einer partnerschaftlich ausgerichteten Familie auch als *„Nur-Hausfrau“* während der beginnenden Diskussionen über Rollenstereotype völlig selbständig agieren.

Die Schreibpartnerin schließt ihre Stellungnahme mit einem kritischen Gedanken: Ihrer Meinung nach werden *„die Kinder noch immer zu sehr geschlechtsspezifisch erzogen“*

[1120] Spanisch: ein übertrieben maskulin auftretender Mann, der sich von Frauen gerne bedienen lässt.

wofür zumeist – immer noch – die Mütter verantwortlich sind. Neben der Erziehung ist das Vorbild der Partner in der Familie von eminenter Bedeutung:

„Für mich selbst kann ich sagen, dass ich es als „Nur-Hausfrau" ausgehalten habe, weil ich völlig selbständig sein konnte, auch in finanziellen Belangen. Ich habe noch erlebt, dass Frauen um ein Paar Strümpfe fragen oder gar bitten mussten.
Die partnerschaftliche Beziehung hat sich sicher weiterentwickelt. Frauen sind selbständiger geworden, wollen sich nicht bevormunden lassen. Da kommt es darauf an, wie einsichtig ist der Partner, welche Kompromisse können gemacht werden. Oft genug gelingt dies nicht und es kommt zur Scheidung.
Ich bin der Meinung, dass die Kinder noch immer zu sehr geschlechtsspezifisch erzogen werden. Und das machen meist die Mütter." (Erika, Jg. 1932, Email 20.2.2010, S. 1).

10.5.3.1 Subsumierte Erkenntnisse

Die Mehrzahl der Schreibpartnerinnen vertritt die Ansicht,

dass sich die ***„partnerschaftliche Beziehung weiterentwickelt"*** hat und

die Entwicklung „von der ***sozialen Schicht und der Einsicht des Partners abhängig*"** ist (Jg. 1925, 1929, 1932).

Zu der thematisch im Zusammenhang stehenden 3. Frage erwähnen zwei Autorinnen außerdem folgende Hinweise:

Die „noch immer zu ***sehr geschlechtsspezifische"*** **Erziehung** der Kinder (Jg. 1932).

Das beginnende ***„Zeitalter der Doppelbelastung"*** im Hinblick auf die Berufstätigkeit der Frauen (Jg. 1929).

10.5.4 Zur Frage 4: Sichtweisen zur „Nur-Hausfrau" und zur berufstätigen Hausfrau seit Kriegsende

Hat sich bzw. wie hat sich die gesellschaftliche Sichtweise zur „Nur-Hausfrau" und zur berufstätigen Hausfrau seit Kriegsende geändert?

Nach den Stellungnahmen der Schreibpartnerinnen hat seit Kriegsende die „Nur-Hausfrau" an gesellschaftlicher Wertschätzung verloren, das Ansehen der berufstätigen Hausfrau hingegen ist gestiegen oder zur *„Selbstverständlichkeit"* geworden. Die Autorinnen beurteilen diesen Wertewandel als unumkehrbar und nicht als positiv. Sie begründen ihre Ansichten kritisch aus verschiedenen biografisch bedingten Perspektiven.

Erika A. spricht in ihrem Zitat den eminenten Wandel in der Lebensgestaltung von Frauen seit Ende des Krieges an. Bis in die 1960er Jahre arbeiteten viele Frauen – oft in

gesellschaftlich mit wenig Prestige behafteten Tätigkeiten – um zum Familieneinkommen beizutragen und damit die Schaffung materiellen Wohlstandes zu ermöglichen. Ein gerechterer Zugang zur Bildung bot den Frauen die Gelegenheit in die Berufswelt der Männer einzudringen. Die Dominanz der traditionellen Familie – der Ehemann sorgt für das Einkommen, die Ehefrau führt den Haushalt – wurde in Frage gestellt. Die (Haus-)Frauen wollten nicht mehr über den Partner definiert werden und ihre Biografie nach ihren Vorstellungen gestalten:

„Als ich im Jahr 1960 meinen Beruf aufgab, beneideten mich viele Kolleginnen und fanden das Zuhausebleiben bei den Kindern begehrenswert. Diese Ansicht hat sich total geändert. Wenn ich heute wem erzähle, dass ich auf meine gute Stellung verzichtet hatte und später auch keine eigene Pension zu erwarten hatte, greifen sich die Frauen an den Kopf.
Ich selbst hatte eine Mutter, die immer um uns Kinder war und wurde durch diese positiven Erlebnisse geprägt. Diese Generationen waren anspruchslos und bescheiden." (Erika A., Jg. 1925, Bf. 28.10.2009, S. 1).

Eva kritisiert Mütter, die – um ihren Beruf nach der Geburt eines Kindes weiter ausüben zu können – außerfamiliäre Betreuung für ihr Kleinkind in Anspruch nehmen. Mit dem Zitat *„dass man Zweijährige schon in Kinderkrippen abgibt"* markiert die Probandin die von ihr empfundene Lieblosigkeit des Handelns dieser Mütter. Gleichzeitig schränkt sie ihre Kritik mit dem Hinweis auf potenziell existente finanzielle Erfordernisse ein. Die Doppelbelastung der berufstätigen Frauen respektive die ungenügende Mithilfe des Partners sieht Eva als ein Kriterium der rückgängigen Geburtenzahl:

„Die Gesellschaft schätzt die Nur-hausfrau heute gar nicht, obwohl ich sehe, dass viele Kinder unter ihren karrieresüchtigen Müttern leiden und ich persönlich finde es nicht richtig, dass man Zweijährige schon in Kinderkrippen abgibt, obwohl manche es aus finanziellen Gründen vielleicht nötig haben.
Eine Frau, die heute Beruf und Haushalt und Kinder unter einen Hut bringen will und in allen Bereichen ‚gut' sein will, hat für sich persönlich keine Zeit mehr und ist unter Dauerstress. Vielleicht entscheiden sich deshalb so wenig Eltern für Kinder?" (Eva, Jg. 1944, Email 8.10.2009, S. 2).

Mehr Verständnis für Frauen, die *„so bald wie möglich"* nach der Geburt eines Kindes wieder berufstätig sein möchten, bietet Erika in ihrer Stellungnahme auf. Wie zuvor Eva thematisiert sie die finanzielle Situation der Familien, die auf das Einkommen der Frauen nicht verzichten können. Positiv vermerkt die Probandin die Mithilfe junger Väter und die Unterstützung von Großeltern:

„Sehr viele gibt es ja nicht mehr und ich glaube, dass die Gesellschaft keine große Notiz von den wenigen nimmt.

Haben die Frauen Kinder, sind in Karenz und gezwungenermaßen Hausfrau, wollen sie doch so bald wie möglich wieder in den Beruf, was ich gut verstehe. Will man doch, was man gelernt oder studiert hat auch in die Praxis umsetzen. Es geht auch um Geld verdienen, heutzutage kann ein sogenannter Alleinverdiener kaum eine Familie versorgen. In meinem Umfeld sehe ich schon, dass sich junge Väter auch einbringen, doch meistens geht es nicht ohne die Unterstützung der Großeltern. Hier wäre auch die Gesellschaft gefragt mit mehr Akzeptanz gegenüber jungen Familien." (Erika, Jg. 1932, Email 20.2.2010, S. 1).

Aus einer anderen Perspektive – jedoch ebenfalls auf die familiäre finanzielle Situation bezogen – beurteilt Elisabeth die veränderte Kommunikation vieler junger Frauen und kritisiert ihre fehlende Eigenverantwortlichkeit:

„Geht man heute an einem Wochentag vormittags in die Stadt, ist in den Kaffeehäusern schon buntes Treiben. Viele junge Frauen mit Kinderwagen finden sich dort ein, treffen sich mit Freundinnen, wie sich junge Frauen ehemals bei der Bassena trafen. Man gönnt es ihnen, dass sie es sich leisten können. Aber können sie es wirklich? Die verschuldeten Haushalte sprechen eine andere Sprache. So denke ich, hat die Verführung zum Konsum schon viele Opfer gefordert." (Elisabeth, Jg. 1940, Email 25.10.2010, S. 1).

Finanzielle Gegebenheiten beeinflussen nach Ilses Ansicht wesentlich die Wahl einer Frau, ob sie doppelt belastet Beruf und Haushalt managt oder als (Nur)-Hausfrau tätig ist. Für die Autorin ist die (Nur)-Hausfrau nur mehr in wirtschaftlich besser gestellten Kreisen zu finden. Karitative Tätigkeiten respektive die damit verbundenen gesellschaftlichen Pflichten schmälern den Nimbus der (Nur)-Hausfrau bzw. dienen als eine andere Art der Berufung:

„Der Stand der berufstätigen Hausfrau gegenüber der Nur-Hausfrau hat sich schon so eingebürgert und ist zu einer solchen Selbstverständlichkeit geworden, dass die nicht-berufstätige Frau nur mehr in betuchteren Kreisen zu finden ist – wie ich vermute. Auch diese Damen der Gesellschaft haben ihre gesellschaftlichen Pflichten die sie beanspruchen oder sind karikativ tätig." (Ilse, Jg. 1929, Email 14.1.2010, S. 2.)

Für Ingried *„wird der „Beruf" der Hausfrau kaum mehr in Erscheinung treten."* (Ingried, Jg. 1934, Bf. 30.9.2009, S. 3)

Medienberichte, die beweisen sollen, dass Frauen neben der Führung eines Haushalts und der Erziehung der Kinder eine führende berufliche Position erreichen bzw. ausüben, betrachtet Traute als unseriöse Informationen. Hinter diesen *„Karrierefrauen"* steht zumeist ein Partner, der den Haushalt versorgt, oder Großeltern respektive außerfamiliäre Hilfskräfte übernehmen die Organisation des Alltags:

„Die Sichtweise zur ‚Nur-Hausfrau' hat sich verschlechtert, die Achtung vor der berufstätigen Frau, die gleichzeitig einen Haushalt ‚schupft', hat sich sehr erhöht. Medienberichte, die vorgaukeln, Prominente Frau XY mache eine makellose Karriere, führen einen perfekten Haushalt und erziehe [sic] *noch 3 oder 4 Kinder nebenbei zu Genies, sind allerdings Seifenblasen. Hinter solchen Frauen steht eine ‚Frau Klum senior' und ein Aufgebot an bezahlten Helferlein. Auch bewundernswert, denn immerhin muss Karriere-Frau diesen Aufwand managen."* (Traute, Jg. 1942, Email 6.6.2012, S. 1).

Mit den geänderten gesellschaftlichen Wertvorstellungen hinsichtlich der Stellung der „Nur-Hausfrau" wurde Herta, als sie ihren Beruf aus familiären Gründen aufgab, wie viele andere „Nur-Hausfrauen" konfrontiert. Während Eva die außerhäusliche Betreuung von Kleinkindern kritisiert, missbilligt Herta das Verhalten von Müttern, die ihren älteren Kindern – nach Meinung der Probandin – Freizeitaktivitäten aufdrängen und ihnen damit regenerative Pausen vorenthalten. Der Autorin ist es ein Bedürfnis ihre Wertschätzung für alte Frauen, die nachdem sie ihre Aufgaben als „Nur-Hausfrauen" und Mütter erfüllt und auf eine eigene Lebensplanung verzichtet haben, sich im folgenden Lebensabschnitt ihren eigenen Interessen zuwenden und offen für Themen gegenwärtiger und zukünftiger Perioden sind, festzuhalten:

„In manchen Jahren wurde ich als nur Hausfrau oft über die Schulter angesehen. Viele Frauen hören mit der Schule auf sich für mehr als Mode und Reisen zu interessieren. Sie fungieren oft nur als bessere Taxilenkerinnen ihrer Kinder, um sie zu den verschiedenen Zusatzangeboten zu bringen. Sie sind getrieben von der Sucht nichts auslassen zu können, die Kinder haben keinen Ruhepol mehr, dadurch können sie sich nur mehr schwer konzentrieren. Ich glaube, ich bin nicht nett zu meinen Geschlechtsgenossinnen, aber ich stehe voll Hochachtung vor alten Frauen, die sich noch für alles interessieren, auch wenn sie nur Hausfrauen und Mütter waren." (Herta, Jg. 1935, Bf. v. 11.10.2009, S. 2f.).

Während Eva und Herta die (ihren Ansichten nach) personell getätigten falschen Entscheidungen von berufstätigen Frauen in Bezug auf die Kindererziehung kritisieren, missbilligt Hanni die Diskreditierung der Haus- und Erziehungsarbeit. Ihrer Meinung nach sollte jeder Frau bewusst sein, dass vielfältige Kenntnisse aus Berufen wie z. B. dem Tätigkeitsbereich einer Köchin oder einer Erzieherin erforderlich sind, um einen Haushalt zu führen. Sie *„ärgert"* sich, dass *„gerade die Frauen"* den Beruf einer Hausfrau herabwürdigen:

„Ich kann mich manchmal ärgern, wie gerade die Frauen diesen Beruf herabsetzen. Jede Arbeit ist scheinbar interessanter u. dabei ist gerade der Hausfrauen- u. Mutterberuf so vielseitig u. erfordert ganz verschiedene Kenntnisse u. Talente". (Hanni, Jg. 1926, Bf. 28.1.2010, S. 3).

10.5.4.1 Subsumierte Erkenntnisse

Die Schreibpartnerinnen stellten folgende Veränderungen fest:

die **Sichtweise *zur „Nur-Hausfrau"* hat sich *„verschlechtert“*** (Jg. 1926, 1935, 1942, 1944),

die *„Gesellschaft schätzt die Nur-Hausfrau heute gar nicht“* (Jg. 1944),

die „Gesellschaft“ nimmt „*keine große Notiz von den wenigen“* (Jg. 1932, 1934),

der „Beruf der Hausfrau [wird] *kaum mehr in Erscheinung treten“* (Jg. 1934),

die gesellschaftliche ***„Achtung vor der berufstätigen Hausfrau hat sich sehr erhöht“*** (Jg. 1942),

die berufstätige Hausfrau ist zu einer Selbstverständlichkeit geworden (Jg. 1929, 1942).

Additional stellten die Adressatinnen Themen, die sich mit der Berufstätigkeit der Frauen ergeben haben, zur Diskussion:

„Finanzielle Notwendigkeit“: *„Alleinverdiener“* kann *„kaum eine Familie versorgen“* (Jg. 1944, 1932),

„Kritik an berufstätigen Müttern“: „*Kinder“* leiden *„unter ihren karrieresüchtigen Müttern“* (Jg. 1935),

„nicht richtig, dass man Zweijährige schon in Kinderkrippen abgibt“ (Jg. 1944).

„*Die Ansicht*“ der Berufstätigkeit der Frauen

„hat sich total geändert“: In den 1960ern fanden Frauen *„das Zuhause-Bleiben bei den Kindern begehrenswert“* (Jg. 1925).

Abqualifizierung der „*Nur-Hausfrau“:*

„wie gerade die Frauen diesen Beruf herabsetzen“ (Jg. 1926),
„als nur Hausfrau oft über die Schulter angesehen“ werden (Jg. 1935).

10.5.5 Zur Frage 5: Das Bild der Hausfrau in den Medien

Wie hat sich das Bild der Hausfrau in den Medien gewandelt, und mit welchen Argumenten versucht die Werbung, die Frau für Produkte des Alltags zu gewinnen?

Die zum Teil ausführlichen Stellungnahmen der Schreibpartnerinnen beziehen sich primär auf die Fernsehwerbung. Während zwei Probandinnen (der Jahrgänge 1929) ihre Ablehnung respektive ihr Desinteresse an der Werbung dokumentieren, beurteilt die 1942 geborene und beruflich *„in der Werbebranche glücklich gewordene“* Traute

dieses Metier zwar kritisch, betrachtet es gleichzeitig aber als wichtige Informationsquelle.

Gertrud bringt in ihrem Statement ihre Abneigung gegen die Dominanz der Marken und gegen jedwede Beeinflussung zum Ausdruck:

„Zum Wandel des Bildes der Hausfrau in den Medien kann ich nichts sagen, weil ich dieser den Rücken kehre, und was die Argumente der Werbung betrifft, so gehen auch diese unbeachtet an mir vorüber: ich entnehme dem Werbematerial bloß die einseitig bedruckten Blätter, um sie als Notizpapier zu verwenden, der Rest kommt senkrecht ins Altpapier. (Gertrud, Jg. 1929, Bf. 10.3.2010, S. 1).

Ähnlich wie Gertrud steht auch Ilse der Werbung ablehnend gegenüber. Da sie jede Werbung im Fernsehen *„verweigert“*, kann die Autorin die Frage zum Thema Werbung *„nicht wirklich beantworten“*. Die Probandin vergleicht Werbeaktionen in der *„Vorfernsehzeit“* und in der *„Nachfernsehzeit“*, und stellt informativ-statische Werbemittel unruhigen und wenig informativen Werbespots gegenüber, die sie *„abscheulich“* findet und daher nicht konsumiert. Das Bild der auf den Plakaten *„brav gekleideten Hausfrau mit adretter Schürze“* ist für sie gegenwärtiger als die in Fernsehspots gezeigte unrealistische Präsentation der modernen Hausfrau:

„Die letzte Frage zum Thema ‚Werbung‘ kann ich nicht wirklich beantworten. Früher gab es nur eine bescheidene unspektakuläre Werbung – gemessen an der heutigen. Ich unterscheide in Vorfernsehzeit – Nachfernsehzeit. Die wieder gesuchten – Emailschilder vor den Länden v. F. beschränkten sich auf einige wenige Markenprodukte mit kurzer Information. Die Plakate auf den Litfaßsäulen oder Bretterzäunen zeigten höchstens eine brav gekleidete Hausfrau mit adretter Schürze neben einem Waschmittel (Persil) oder Gasherd. Die Betonung liegt auf brav.
Aber immer noch besser als die Werbung n. F., die ich teilweise abscheulich finde. Sie informiert nicht, sie will nur auffallen, übertrumpfen, ist marktschreierisch, wobei jedes Mittel recht ist. Ich verweigere jede Werbung im Fernsehen, schalte auf leise und lese, wenn sie kommt. Diese Wiederholungen finde ich unerträglich und ich möchte wissen, wie viele Frauen/Leute sich davon angesprochen fühlen. Aber vielleicht bin ich dafür schon zu alt. Was ich so mit bekomme fällt das Wort ‚Hausfrau‘ schon lange nicht mehr.“ (Ilse, Jg. 1929, Email 14.1.2010, S. 3).

Traute bezieht sich in ihrer folgenden Stellungnahme auf *„Medienberichte“*, die ein Bild einer haushaltsführenden Karrierefrau ohne *„bezahlte Helferlein vorgaukeln“*, das nicht der Realität entspricht, und skizziert die *„Wahlmöglichkeiten“* einer berufstätigen Hausfrau. Die Werbung ist ihrer Meinung nach jenes Informationsinstrument, das die Frauen fortwährend über neue Innovationen der Nahrungsmittelindustrie bzw. über neue technische Geräte zur Erleichterung der Hausarbeit informiert:

„Das Bild der Frau in den Medien tendiert - leider - zu der [zuvor] *genannten Darstellung. Der Normalfrau, die keine aufopferungsvolle Mutter und nicht das Geld für Dienstboten hat, wird dadurch nahe gelegt, ihren Haushalt mit billigeren, käuflichen Hilfen leichter zu machen: Geräte, Fertig-Kost, event. Lieferservice. Es ist klar, dass diese käuflichen Hilfen sehr viel von dem Geld verschlingen, das eine Frau durch Berufsarbeit verdient. Fast jede Frau kann sich aber heute entscheiden, ob sie ihre Arbeitskraft lieber dazu einsetzt, das Familienessen mit viel Aufwand selbst zu kochen oder ob sie z. B. als Buchhalterin so viel arbeitet, dass sie sich teurere Fertigprodukte oder Restaurantbesuche leisten kann. Allein diese Wahlmöglichkeit sehe ich schon als Fortschritt. Viele Talente und berufliche Fähigkeiten von Frauen sind früher verkümmert, weil es keine Wahl gab. (Der Haushalt war durch mangelnde Technisierung so aufwändig, dass man nur geringe Möglichkeiten hatte dazu zu verdienen.) Die Argumente der Werbung für Produkte, die den Haushalt erleichtern, zielen also auf diesen Gewinn an Lebensmöglichkeiten und Lebensqualität ab. Solange es Werbung gibt, gibt es keinen Zwang – und das allein schon ist ein Fortschritt."* (Traute, Jg. 1942, Email 6. 6.2012, S. 2).

Die Argumente der Werbung für Produkte zur Erleichterung der Hausarbeit bzw. der Produkte für Körperpflege und zur Optimierung des persönlichen Erscheinungsbildes beurteilt Erika unter anderen Aspekten. Kritisch sieht sie Werbesendungen, die *„gesunde"* Nahrungsmittel anpreisen und bewusst nur auf Frauen zielen, um sie auf ihre hohe Verantwortung für die Gesundheit ihrer Familienmitglieder hinzuweisen. Die Autorin vertritt die Ansicht, dass diese Darstellung den Rollenbildern nicht mehr entspricht, da auch Männer, – zwar selten – den Einkauf oder das Kochen erledigen, und daher angesprochen werden sollten. Mit ironischem Unterton sieht Erika die Präsentation von Produkten für Hausarbeiten und zur Körperpflege, die Konsumentinnen (und Konsumenten) zu unrealistischen Erwartungen animieren:

„Sie [die Werbung] *ist nicht mehr so naiv, wie seinerzeit die Waschmittelwerbung. Heute macht man den Frauen ein schlechtes Gewissen, wenn sie ihrer Familie all die angepriesenen ‚gesunden' Nahrungsmittel und Schleckereien vorenthalten. Warum spricht man dabei nur Frauen an? Männer gehen doch auch einkaufen und kochen sogar gern.*
Auch der Haushalt ist nur ein Klacks mit all den tollem Wasch- und Wischhilfen. Und schließlich wird man noch schön wie ein Fotomodell, wenn man nur fleißig die richtigen Cremen und Shampoos verwendet. Wie es aussieht, scheint die Strategie der Werbung aufzugehen." (Erika, Jg. 1932, 20.2.2010, S. 1).

Wilhelmine bezieht sich in ihrer Antwort auf die für Frauen ihrer Meinung nach in der Werbung interessanten (und scheinbar frauenspezifischen) Artikel. Zum Inhalt der Präsentation nimmt sie keine Stellung:

„Was die Werbung betrifft für Frauen: Das sind meist Kosmetikartikel, für die Wäsche das beste Waschpulver oder der letzte Schrei für die Bekleidung. So etwas interessiert die Männer kaum …“ (Wilhelmine, Jg. 1923, Bf. v. 26.10.2009, S. 1).

10.5.5.1 Subsumierte Erkenntnisse

Nicht alle Schreibpartnerinnen stehen den Werbeaktivitäten positiv gegenüber, sie verweigern bzw. lehnen Fernsehwerbung, die sie *„teilweise abscheulich“* und nicht informativ finden, ab.

Die Adressatinnen, die Werbesendungen verfolgen, thematisieren primär die **Argumente der Werbung** als das in der Werbung gezeigte Bild der Hausfrau. Zwei Leitlinien, die den Umsatz eines Produktes steigern sollen, sind aus den Stellungnahmen der Probandinnen erkennbar. Die Werbestrategen versuchen einerseits unbewusste Wünsche der Frauen zu aktivieren und andererseits Bedürfnisse der Hausfrauen zu simplifizieren, ihre Lebensgefühle zu verbessern oder ihnen zu einem neuen Persönlichkeitsstil zu verhelfen – sofern sie die beworbenen Produkte verwenden – wie folgende Zitate zeigen:

*„Die Argumente der Werbung für Produkte, die den Haushalt erleichtern, zielen also auf diesen **Gewinn an Lebensmöglichkeiten und Lebensqualität** ab“,*

„… und schließlich wird man noch schön wie ein Fotomodell, wenn man nur fleißig die richtigen Cremen und Shampoos verwendet.“

Rollenbilder und Wertvorstellungen dienen den Werbefachleuten ebenso als Werbebotschaften, sie wenden sich dabei an die Gefühlswelt der Frauen um Emotionen zu wecken:

„Heute macht man den Frauen ein schlechtes Gewissen, wenn sie ihrer Familie all die angepriesenen ‚gesunden‘ Nahrungsmittel und Schleckereien vorenthalten.“

Auf die **Darstellung der Hausfrau** in der Werbung beziehen sich zwei Zitate. Die Plakatwerbung der Vergangenheit zeigte neben einem beworbenen Produkt eine

„brav gekleidete Hausfrau“ mit einem dem weiblichen Rollenbild zugeschriebenen Attribut – der *„adretten Schürze“*.

Die Fernsehwerbung der Gegenwart, stellt nach Ansicht einer Probandin die

***„Normalfrau**, die keine aufopferungsvolle Mutter und nicht das Geld für Dienstboten hat“*, dar.

10.6 Die Auswertung der anonymen Fragebögen der Männer

10.6.1 Zur Frage 1: Prägende soziale und gesellschaftliche Veränderungen

Welche sozialen und gesellschaftlichen Veränderungen haben die Aufgaben der Frau in der Familie verändert?

Mit Argumenten, wie sie zuvor in den Stellungnahmen der Frauen zu finden waren, führen ebenso die männlichen Probanden soziale und gesellschaftliche Gründe zum Wandel des Aufgabengebietes der Frauen an. Während der im Jahr 1947 geborene Proband die ***„berufliche Entwicklung, Selbständigkeit und vor allem Unabhängigkeit“*** (Proband 2, Jg. 1947) als entscheidenden Faktor für den Wandel des Aufgabengebietes der Frauen anführt, zeigt der im Jahr 1936 geborene Adressat die historischen, wirtschaftlichen und sozialen Gründe für diese Veränderungen in einzelnen miteinander verflochtenen Entwicklungsschritten auf. Wie zuvor einzelne Probandinnen sieht auch dieser Autor die in Kriegszeiten erzwungene außerhäusliche und entlohnte Berufstätigkeit der Frauen als den für zukünftige Entwicklungen durchgreifenden Agens an:

- ***„Kriegsbedingte*** *Abwesenheit der Männer führte zum* ***vermehrten Einsatz von Frauen*** *im bezahlten* ***außerhäuslichen Arbeitsbereich****.*
- *Die Armut in der Zeit der Industrialisierung und nach dem 1. Weltkrieg zwingt Frauen, zum Familienverdienst beizutragen.*
- *Mit* ***zunehmender Bildung von Frauen*** *drängen diese nach gesellschaftlicher Anerkennung auch im Beruf*
- *In der Nachkriegszeit musste Verlorenes wieder geschaffen werden, das verlangte zusätzliche finanzielle Mittel.*
- ***Anspruchsdenken steigt*** *(Urlaub, Fernseher etc.), das Haushaltseinkommen reicht nicht, mit den Bedürfnissen bzw. den Nachbarn Schrittzuhalten“*. (Proband 1, Jg. 1936)

10.6.2 Zur Frage 2: Einfluss der Technisierung und des Einsatzes organisatorischer Hilfsmittel

Die Technisierung und der Einsatz organisatorischer Hilfsmittel haben die Hausarbeit zweifellos physisch erleichtert; ist die Hausarbeit aber tatsächlich leichter respektive einfacher geworden?

Für alle drei Probanden steht fest, dass die Hausarbeit zwar physisch leichter geworden ist, sich jedoch gleichzeitig das Aufgabengebiet verändert und erweitert hat:

„nein, sie ist anders geworden,

- *„Management- du Koordinierungsfähigkeiten sind gefragt*
- ***Die Hausarbeit ist nur physisch leichter geworden, die Anforderungen aber eher mehr**.“* (Proband 1, Jg. 1936)

„Die Hausarbeit ist durch die Technisierung eindeutig ***leichter geworden, doch einfacher aufgrund der vielen technischen Neuerungen eher nicht.*** *Immerhin gibt es in den Haushalten nun auch Geschirrspüler, Mikrowellenherde, Mixer, Elektroherde, oft auch Dampfgarer zu bedienen. Nicht zu reden von Kühlschränken, Gefriertruhen, Staubsaugern, Espressomaschinen und sonstige Haushaltstechnik. Das verlangt aber auch, dass man weiß, wie diese Geräte funktionieren und zu bedienen sind. Wir haben einen Ordner voll mit Bedienungsanleitungen.“* (Proband 3, Jg. 1936)

„es ist sicher ***einfacher geworden, jedoch sind einige Aufgaben dazu gekommen****, techn. Verständnis, wenn Geschirrspüler kaputt ist etc. (nur als Beispiel)“* (Proband 2, Jg. 1947)

Die physische Erleichterung durch den Einsatz technischer Geräte steht für alle Probanden außer Frage. Differenzierter beantworten die Männer die Frage, ob die Hausarbeit *„leichter respektive einfacher“* erledigt werden kann. Einer der älteren Probanden betont, dass die Hausarbeit *„leichter“*, jedoch aufgrund der technischen Neuerungen *„eher nicht einfacher“* geworden ist, da die Bedienung der Geräte Kenntnisse voraussetzt, die erst erworben werden müssen. Für den jüngeren Teilnehmer gestaltet sich die Hausarbeit *„einfacher“*, das technische Wissen bzw. das *„technische Verständnis“* zur Handhabung der Haushaltsgeräte zählt er zu den Aufgaben, die für die Frauen zu den Hausarbeiten neu hinzugekommen sind.

10.6.3 Zur Frage 3: Veränderung der patriarchalischen zur partnerschaftlichen Beziehung

Hat sich in der Familie die patriarchalische zur partnerschaftlichen Beziehung weiterentwickelt?

Alle Probanden sehen einen positiven Wandel in den Familien von der patriarchalischen zur partnerschaftlichen Lebensweise. Während der 1947 Geborene sein zustimmendes „JA“ mit Großbuchstaben und einem seine zustimmende Meinung betonenden Adjektiv festhält, sehen die 1936 geborenen Teilnehmer die gesamtgesellschaftliche Situation realistisch-kritischer und verweisen auf den pädagogischen Einfluss. bzw. den generationsabhängigen Einfluss:

„eindeutig JA“ (Proband 2, Jg. 1947),

„ja und nein, *das hängt auch mit dem „Geprägtwerden“ in der Ursprungsfamilie zusammen.“* (Proband 1, Jg. 1936),

„Meine Erfahrung zeigt, dass besonders die Frauen der ***älteren Generationen*** *stark dazu neigen, das* ***patriarchalische System immer noch anzuerkennen****. Sie fühlen sich für die Verpflegung der Familie, für Mahlzeiten, für die Wäsche und die Haushaltsreinigung immer noch hauptverantwortlich. Bei den jüngeren Generationen ist die partnerschaftliche Beziehung schon weiter entwickelt.“* (Proband 3, Jg. 1936)

„Der Beginn dieser Veränderung liegt“ nach Meinung dieses Probanden *„etwa in den Dreißigerjahren des 20. Jahrhunderts“*. Er begründet seine Ansicht mit einem *„kleine*[n] *Beispiel aus dieser Zeit“*: Einer seiner Onkel fuhr mit ihm, *„dem etwa Einjährigen, im Kinderwagen durch die Kleinstadt. Der Onkel wurde zum Stadtgespräch.“* Über *„diese Ausnahmeerscheinung“* wurde in seiner Familie noch geredet, als er *„bereits ein Volksschulkind war“*. (Proband 3, Jg. 1936)

10.6.4 Zur Frage 4: Sichtweisen zur „Nur-Hausfrau“ und zur berufstätigen Hausfrau seit Kriegsende

Hat sich bzw. wie hat sich die gesellschaftliche Sichtweise zur „Nur-Hausfrau“ und zur berufstätigen Hausfrau seit Kriegsende geändert?

Für beide Probanden hat sich die gesellschaftliche Sichtweise der Rollenbilder der Frau geändert. Während ein Adressat die negativ konnotierte Wertung des Terminus der „Nur-Hausfrau“ anspricht, bezieht sich der zweite Autor auf das gegenwärtige Frauenbild. Beide Männer verweisen darauf, dass die Frauen um Haushalt und Beruf vereinbaren zu können auf die außerhäusliche Betreuung von Kindern respektive auf die Mithilfe der Großeltern angewiesen sind. Nach der Ansicht des 1947 geborenen Probanden führen *„mehr Freiheiten“* zu beruflichen Erfolgen der Frauen. Ob er mit den *„Freiheiten“* die fluiden Rollenfestlegungen und hybriden familienähnlichen Formen des Zusammenlebens im Gegensatz zu den traditionellen Rollenbildern und dem Bild der Kernfamilie anspricht, bleibt offen. Mehr als in den 1950ern bis 1960ern wertet er die umfassenden Aufgabenfelder und Tätigkeitsbereiche der Frauen, was sich im Terminus *„familiäre MANAGERINNEN“* abbildet:

*„**ja – einschneidend***

- *die Aufgaben der Frau werden teilweise an den Staat delegiert: z.B. Kinder- und Altenbetreuung.*

- *schon die **Formulierung „nur“ Hausfrau zeigt die Abwertung** dieses Bereiches.“* (Proband 1, Jg. 1936),

*„Frauen nehmen immer mehr die Karriere in die Hand und schaffen es aber trotzdem mit Hilfe von älterer Generationen Erziehung und berufl. Werdegang alles unter einem Hut zu bringen. Werden fast zu **familiären MANAGERINNEN** …, mehr Freiheiten“* (Proband 2, Jg. 1947)

10.6.5 Zur Frage 5: Das Bild der Hausfrau in den Medien

Wie hat sich das Bild der Hausfrau in den Medien gewandelt, und mit welchen Argumenten versucht die Werbung, die Frau für Produkte des Alltags zu gewinnen?

Während der ältere Adressat das in der Werbung gezeigte Bild der berufstätigen Hausfrau und Mutter skizziert, bezieht sich der jüngere Proband auf den Konnex zwischen den Frauen und der Werbung. Nach Ansicht des 1936 geborenen Probanden soll mit den in der Werbung präsenten Frauen das Kaufinteresse der weiblichen Ansprechpartnerinnen gefördert werden:

- *„die **Hausfrau ist schick und gestylt**, schafft dank der beworbenen Dinge die Doppelaufgabe Beruf – Haushalt spielend*
- *die **Frau ist eine „gute“ Frau oder Mutter**, wenn sie dieses oder jenes Materielle kauft, bringt oder schenkt, immaterielle Werte werden gefragt“* (Proband 1, Jg. 1936)

***„laufende Präsenz der Frau in der Werbung**, massenhafte Angebote in der Werbung für die Frau und vor allem kann die Frau auch in der Familie entscheiden, wenn sie was sieht und es gefällt ihr in der Werbung, war früher nicht so, hat der Mann entschieden. Frauen werden mehr von der Werbung beeinflusst, bzw. sind aufmerksamer für neue Artikel etc. etc. (Mode, Neuheiten eben für den Haushalt, was auch immer“* (Proband 2, Jg. 1947)

10.7 Vergleichende Auswertung

SOZIALE UND GESELLSCHAFTLICHE VERÄNDERUNGEN:

Als die wichtigste soziale und gesellschaftliche Veränderung hinsichtlich der Aufgaben der Frauen in den Familien bestimmen die „anonymen" Probandinnen und Probanden die BERUFSTÄTIGKEIT der FRAUEN.

Sie wird unabhängig vom Geschlecht und den jeweiligen Geburtsjahrgängen der Probandinnen und Probanden genannt. Dass die Berufstätigkeit nicht von allen Frauen erwünscht und in weiterer Folge aus verschiedenen Gründen akzeptiert werden musste oder angestrebt wurde, lässt sich aus den folgenden Zitaten extrahieren. Eine Probandin (Jg. 1940) hält die *„erzwungene und später freiwillige Berufstätigkeit der Frau"* fest, eine 1941 Geborene verweist darauf, dass *„der Wohlstand und die Leistbarkeit von Luxusgütern (Auto, Urlaub) ... viele Frauen von der Hausfrau zur Arbeit gehen"* ließen. *„Die Notwendigkeit des Mitverdienens"* auf Grund höherer finanzieller Ansprüche als Begründung für die Berufstätigkeit nennen Probandinnen der Geburtsjahrgänge 1935, 1936, 1938, 1941 und 1957. Ob diese Frauen ihren Weg in die Berufstätigkeit aus den zuvor genannten Gründen erlebt haben oder ob diese Meinungen auf den Beobachtungen ihres Umfeldes beruhen, bleibt offen. Die Finanzierung des steigenden *„Anspruchsdenken*[s] *(Urlaub, Fernseher, etc.)"* hält auch ein Proband fest.

Beigetragen zum leichteren Zugang für Frauen in die Berufswelt hat die verbesserte AUSBILDUNG der Mädchen.

Nicht alle Probandinnen, für die die Berufstätigkeit die gravierendste Veränderung war, rekurrieren auf eine der Voraussetzungen dafür: die *„bessere schulische und berufliche Ausbildung"*. Hingewiesen auf diesen Aspekt haben wesentlich mehr die in den 1940er Jahren als die in den 1930er Jahren Geborenen. Die Jahrgänge teilen sich wie folgt auf: 1937, 1938, 1941, dreimal 1942, 1945. Ein Proband sieht in der *„zunehmende*[n] *Bildung von Frauen"* und ihrem *„Drängen"* in die Berufstätigkeit den Wunsch *„gesellschaftliche Anerkennung auch im Beruf"* zu erlangen.

Die GESETZLICHE GLEICHBERECHTIGUNG sowie die EMANZIPATION der Frauen werden von mehreren Probandinnen als eines der entscheidenden Kriterien in Bezug auf die Aufgabenstellung der Frauen innerhalb der Familien genannt. Ein Vergleich der Geburtsjahrgänge zeigt, dass diese Ansicht sowohl 50 Prozent der in den

1930er Jahren, als auch 50 % der in den 1940er Jahren Geborenen vertreten: 1934, 1937, zweimal 1938, 1939, zweimal 1941, zweimal 1942, 1945.

Die „DOPPEL-, DREIFACH- oder MEHRFACHBELASTUNG als Folge der Berufstätigkeit der Frauen erwähnen mehrfach die damit konfrontierten Probandinnen aus den Geburtsjahrgängen 1935, 1936, 1937, 1938, 1941, 1945, 1946, nicht aber die Probanden.

Eine kleine Anzahl der Probandinnen fügten ihren Kommentaren folgende Hinweise, die ihrer Meinung nach die Berufstätigkeit der Frauen beeinflussten bzw. ermöglichten, hinzu:

„neue gesetzliche Bestimmungen“,

„Verkürzung der Arbeitsstunden“,

„Teilzeitarbeit“,

„steigende Angebote bei der Kinderbetreuung“,

„die Großfamilie wurde mehr und mehr von der Kleinfamilie abgelöst“ und

„die Rollenauffassung hat sich geändert“.

Die Schreibpartnerinnen sehen die den Lebensplan der Frauen beeinflussenden gesellschaftlichen, sozialen und wirtschaftlichen Veränderungen nicht nur in der BERUFSTÄTIGKEIT der Frauen, sondern in weiter zurückliegenden Ereignissen. Dazu zählen sie das WAHLRECHT für Frauen und die KRIEGE. Die bessere „schulische“ AUSBILDUNG der Mädchen bewerten sie – wie auch die anonymen Probandinnen und Probanden – als eine essentielle Voraussetzung für den Einstieg in qualifizierte Berufe und die *„Verteuerung der Lebensführung“* als eine für viele Frauen zwingende Notwendigkeit zum Familieneinkommen beizutragen. Zu den weiteren von den Autorinnen der Schreibaufrufe angeführten und die Biografie der Frauen verändernden Fakten zählen übereinstimmend mit den Antworten der „Anonymen“ die SELBSTÄNDIGKEIT und GLEICHBERECHTIGUNG der Frauen.

Eine für die weibliche Selbstbestimmung wichtige Entwicklung der Medizin, die *„Pille!“*, erwähnt im Gegensatz zu den anonymen Probandinnen nur eine Schreibpartnerin.

Die Dimension der HAUSARBEIT beurteilen die Probandinnen und Probanden zusammengefasst wie folgt: Sie ist *„körperlich leichter jedoch technisch und gesellschaftlich anspruchsvoller“* geworden respektive nach der Aussage eines Probanden: *„sie ist anders geworden“*.

Der gesellschaftlichen Ansicht, dass die technischen Geräte eine physische Entlastung der Hausarbeit brachten, stimmen die Frauen – bis auf die 1927 geborene Probandin – zu, gleichzeitig weisen sie in ihren Ausführungen auf durch den Anstieg des Zeitdrucks und der höheren hygienischen Ansprüche verursachte neu entstandene psychische Belastungen hin. Das Argument, dass die technischen Geräte die Hausarbeit nicht nur körperlich erleichtern, sondern auch Zeit ersparen, entkräften die Frauen mit dem Hinweis auf das infolge der Berufstätigkeit für die Erledigung der Haushaltsarbeiten verkürzte Zeitkontingent. Das *„Hauptbetätigungsfeld“* der Frauen hat sich zur Nebenbeschäftigung gewandelt. Die Probandinnen empfinden die Hausarbeit mit Hilfe der technischen Geräte – vor allem durch den Einsatz der automatischen Waschmaschine – zwar als physisch leichter, aber das gesamte Spektrum der Hausarbeit in seiner Vielseitigkeit als diffiziler.
Die Schreibpartnerinnen sind übereinstimmend mit den anonymen Probandinnen und Probanden der Ansicht, dass die Hausarbeit physisch leichter geworden ist, aber sich auf Grund der Berufstätigkeit und der gestiegenen Ansprüche materieller und immaterieller Art *„verdoppelt“* hat bzw. *„anders gelagert ist“.* (Proband 1)

Positiv hat sich die patriarchalische zur PARTNERSCHAFTLICHEN BEZIEHUNG in der Familie nach den Sichtweisen der Mehrzahl der Probandinnen und Probanden entwickelt. Nur die 1957 geborene Adressatin beurteilt die Entwicklung mit *„zum größten Teil NEIN“*. Eine 1940 Geborene sieht die Veränderung nur *„theoretisch“* zutreffend und ist der Meinung, dass es *„in der Praxis“* in den *„meisten Familien nicht sehr partnerschaftlich“* zugehe. Vier Adressatinnen beantworten die betreffende Frage mit einem knappen *„ja“*, die verbleibenden Teilnehmerinnen ergänzen ihre Zustimmung mit ihrer Ansicht nach beeinflussenden Faktoren wie z. B. der *„soziale*[n] *Schichtbezogenheit“*, der *„Kulturabhängigkeit“* und der *„Bildung“*. Vereinzelt weisen die Frauen darauf hin, dass die positive Entwicklung noch nicht abgeschlossen ist und in *„jungen Familien“* selbstverständlicher gelebt wird. Die persönlich erlebte partnerschaftliche Beziehung thematisiert nur eine Probandin in ihrer Antwort: *„Natürlich: Ich bin 1941 geboren, mein Partner war kein Patriarch mehr!“* Während der 1947 geborene Proband die Frage mit *„eindeutig JA“* beantwortet, schränkt der 1936 Geborene sein Statement mit *„ja und nein“* ein. Für ihn *„hängt“* der Wandel zur

partnerschaftlichen Beziehung *„auch mit dem ‚Geprägtwerden' in der Ursprungsfamilie zusammen"*.

Die Mehrzahl der Schreibpartnerinnen schließt sich der Ansicht an, dass sich unter Berücksichtigung verschiedentlich begründeter Restriktionen die Beziehung in den Familien zu einem partnerschaftlichen Umgang entwickelt hat. Nur eine Autorin kann dieser positiven Entwicklung nicht zustimmen. Eine Umkehr in der *„noch immer zu sehr geschlechtsspezifische*[n] *Erziehung der Kinder"* ist nach Meinung einer Schreibpartnerin notwendig, um die partnerschaftliche Beziehung in den Familien endgültig durchzusetzen.

Die Basis für einen Wechsel vom patriarchalischen zum partnerschaftlichen Umgang der Lebenspartner haben die Familienrechtsreformen der 1970er Jahren geschaffen, die Realisierung zur alltäglichen Praxis obliegt den jüngeren bzw. kommenden Generationen.

Die gesellschaftliche SICHTWEISE der „NUR-HAUSFRAU" und der BERUFSTÄTIGEN HAUSFRAU hat sich seit Kriegsende nach den Anschauungen der anonymen Probandinnen fundamental verändert. Unabhängig von den Geburtsjahrgängen (1934, 1935, 1936, 1937, 1940, 1942, 1957, ohne Angabe) halten die Frauen fest, dass „Nur-Hausfrauen" nicht nur selten sind, sondern sie außerdem in der Gesellschaft *„keinen Stellenwert"* besitzen, während die berufstätige Hausfrau *„vielmehr anerkannt"* wird. Einige Frauen skizzieren den Wandel der Rollenbilder von der *„einzig richtige*[n] *Rolle"* der *„Nur-Hausfrau"* zur *„familienfeindlichen Rabenmutter"* und weisen auf die zu diesem Thema periodisch immer wieder auftretenden Diskussionen in den Medien hin. Die Berufstätigkeit – jene Veränderung, die von den Frauen als die entscheidende gesellschaftliche Veränderung angesehen wird – beeinflusst(e) auch die Betrachtungsweise der zuletzt genannten Rollenbilder. In diesem Zusammenhang nennen die Probandinnen – wie schon in den Antworten zur Frage 1 – zwei für die Frauen motivierende Faktoren zur Berufstätigkeit: den Beitrag zur Finanzierung der *„immer höher werdenden Ansprüche an das Leben"* und den Wunsch nach *„Eigenständigkeit"* und *„Selbstverwirklichung"*.

Die Ansichten der Probanden divergieren, obwohl beide Männer Frauen in der Rolle der *„Nur-Hausfrau"* erlebt haben. Für den Älteren (Geburtsjahr 1936) hat sich die gesellschaftliche Sichtweise *„entscheidend"* geändert, *„schon die Formulierung ‚nur' Hausfrau zeigt die Abwertung dieses Bereiches"*. Der Jüngere (Geburtsjahr 1947)

bezieht zum Begriff *„Nur-Hausfrau“* keine Stellung und betont dafür die Entwicklung der Frau zur *„familiären MANAGERIN“* und ihr Bemühen *„alles unter einen Hut zu bringen“*.

Die Ansichten der Schreibpartnerinnen stimmen größtenteils mit den Sichtweisen der „Anonymen“ überein: Die *„Nur-Hausfrau“* hat an Wertschätzung verloren, das Ansehen der berufstätigen Hausfrau ist gestiegen und zur *„Selbstverständlichkeit“* geworden. Neben den prinzipiell übereinstimmenden Stellungnahmen schreiben zwei Autorinnen auch über Entwicklungen, die sie als ungerecht empfunden haben bzw. empfinden. Eine Autorin bezieht sich in ihrem Bericht auf die gesellschaftliche Wertung der „Nur-Hausfrau“ und ihre persönlichen Erfahrungen, die sie in manchen Jahren erlebt hat und sie *„als nur Hausfrau oft über die Schulter angesehen“* wurde. Als sie ihren Beruf aufgeben musste, hatte sie die Hausarbeit *„nicht zwangsläufig in die Isolation geführt“* und sie *„war immer am letzten Stand“*. Ihre *„Hochachtung“* gilt daher *„alten Frauen, die sich noch für alles interessieren, auch wenn sie nur Hausfrauen und Mütter waren“.* Verärgert kritisiert eine andere Schreibpartnerin *„wie gerade Frauen“* den *„Hausfrauen- und Mutterberuf“* herabsetzen, der Kenntnisse verschiedener Berufe vereint.

Im Gegensatz zur Mehrzahl der befragten Frauen vertreten zwei 1942 geborene Probandinnen die Ansicht, dass sich das BILD der HAUSFRAU IN DEN MEDIEN *„im Grunde nicht so sehr“* bzw. *„kaum verändert“* hat. Primär konstatieren die Frauen, dass besonders in der Fernsehwerbung nicht mehr die *„herkömmliche Hausfrau“* dargestellt wird, sondern die *„Superfrau“*, die problemlos die Dreifachbelastung – Beruf, Haushalt und Kinderbetreuung – bewältigt. Als *„Star in den Medien“* und *„ersten Ansprechpartner“*, wobei die Autorin nicht differenziert, ob die Frau (in der nicht gendergerechten Benennung als *„der Ansprechpartner“*) *„Hausfrau, Mutter oder berufstätig“* ist, sieht eine 1937 geborene Probandin die Darstellung der Frau in der Fernsehwerbung. Nicht als Star, einen Begriff der in gebräuchlicher Weise nicht mit Hausarbeit verbunden wird, sondern mit dem Fokus auf die arbeitende berufstätige Hausfrau, skizziert eine Autorin (Jg. 1940) das in den Medien vorgestellte Bild der Frau, nachdem es *„keine ‚Nur-Hausfrau‘ mehr“* gibt, sondern die *„Superfrau“*, die *„problemlos Berufstätigkeit, Haushalt und Kinder“* schafft. Ähnliche Präsentationen beschreiben zwei Teilnehmerinnen der Jahrgänge 1938 und 1957, (deren

Geburtsjahrgänge um 19 Jahre differieren), für die es *„die ‚herkömmliche' Hausfrau"* in den Medien *„praktisch nicht mehr"* gibt bzw. diese *„quasi nicht mehr präsent"* ist; gezeigt wird *„‚die Frau' als Hausfrau, Mutter und Berufstätige, am besten als Managerin …"*. Als *„gepflegte, strahlende, stressfreie Hausfrauen und Mütter, die der Realität kaum gerecht werden"* nimmt eine 1936 geborene Probandin das Bild der Hausfrau in der Werbung wahr. Zwei Frauen weisen auf das *„wenig realistisch"* bzw. auf das *„in den Medien vielfach unrealistisch"* präsentierte Bild der Hausfrau hin, *„die mit vollem Makeup …"* Hausarbeiten verrichtet (ohne Angabe d. Jg. sowie Jg. 1940). Diesen Feststellungen entsprechen sinngemäß auch der Aussage einer 1940 geborenen Probandin über gezeigte Werbespots: *„…aber der Alltag sieht für die meisten Frauen … ganz anders aus"* und dem Zitat einer 1935 Geborenen: *„kaum sieht man eine müde, überforderte Hausfrau in den Medien"*.

Einige Probandinnen konzentrierten sich in ihren Antworten auf den zweiten Teil der Forschungsfrage. Sie bezogen sich nicht auf das Bild der Frau in der Werbung, sondern auf die Argumente der Werbung, die gezielt Frauen ansprechen sollen. Zu diesen Frauen zählen die älteste Teilnehmerin (Jg. 1927) und die der folgenden Jahrgänge 1940, 1941, zweimal 1942, 1945, 1946, 1934, 1938 – mehr als ein Drittel der Probandinnen. Als prädominierende Argumente nennen die Frauen *„Hinweise auf Erleichterung"*, *„alles ist so easy"* und *„alles scheint ganz einfach und wie von Zauberhand"* erledigt – vorausgesetzt die Frauen verwenden die *„beworbenen Produkte"*. Diese Aussagen spiegeln sich ebenso in den erwähnten Schlagworten, die in der Produktwerbung eingesetzt werden wie z. B.: *„praktisch, schnell, leicht zu handhaben"* oder in Hinweisen, die auf das Gewissen der Hausfrauen mit dem Fokus auf den schonenden Umgang mit der Natur zielen wie beispielsweise *„umweltgerecht, energiesparend"* und *„ökologisch"*.

Das Bild der Frau in der Gesellschaft und in den Printmedien wird mit wenigen Anmerkungen thematisiert. Dazu zählen nach der Meinung einer 1941 geborenen Probandin die Diskussionen über die *„Frauenquote"* in Gremien. Einer Teilnehmerin missfällt, dass in den Medien, Büchern und Zeitschriften *„die ‚Sexual-Bedürfnisse' der Frauen … hemmungslos ausgeschlachtet"* werden. (Jg. 1934). Eine Autorin kritisiert an Frauen gerichtete Artikel in Zeitungen und Zeitschriften über *„speziell aufwändige Hobbies"*, die jedoch von berufstätigen Hausfrauen aus Zeitmangel nicht ergriffen werden können. (Jg. 1945) Weder das in der Werbung dargestellte Bild der Hausfrau

noch die Werbeargumente, sondern – ihrer Ansicht nach – ein Charakteristikum der *„Frau“*, beschreibt die jüngste (Jg.1947) Probandin, sie stellt fest, dass *„die Frau viel empfänglicher und aufgeschlossener für Werbung und für neue Produkte offener“* ist. Ob sie diese Eigenschaften den Frauen aus persönlichen Erfahrungen heraus zuschreibt oder ob sie damit die Fähigkeit der Frau offener für Neues zu sein, anspricht, bleibt offen.

In der Relation der Anzahl der eingesandten Berichte der Schreibpartnerinnen zu den beantworteten Fragebögen – fünf Ansichten der Autorinnen stehen 29 anonymen Antworten gegenüber – ist das Desinteresse der ersteren an der Werbung höher. Während eine „Anonyme“ (Jg. 1945) festhält, dass sie *„keinen Fernseher“* besitzt und daher ihr *„TV-Konsum ziemlich eingeschränkt“* ist, lehnen zwei 1929 geborene Schreibpartnerinnen Werbeaktivitäten prinzipiell ab. Ihre Negation bringen sie folgendermaßen zum Ausdruck: Für eine Autorin geht Werbung jeder Art an ihr *„unbeachtet vorüber“* und die zweite *„verweigert“* jede *„Werbung im Fernsehen“*, die sie *„teilweise abscheulich“* findet. Kritik übt eine andere Autorin (Jg. 1932) an den Werbespots, die nur an das Gewissen der Frauen und nicht auch an das der Männer appellieren, ihren Familienmitgliedern *„gesunde“* Schleckereien nicht vorzuenthalten, da Männer *„doch auch einkaufen“* gehen. Ausschließlich positiv sieht *„eine, die in der Werbebranche glücklich geworden ist“* Werbemaßnahmen. Für sie zielen die Argumente der Werbung für Produkte, die den Haushalt erleichtern, auf einen *„Gewinn an Lebensmöglichkeiten und Lebensqualität ab“*.

Als eine Konsequenz der veränderten Rollenbilder sieht der jüngere Proband, dass die Frau aus den *„massenhafte*[n] *Angeboten“* selbst wählen kann, wenn ihr etwas gefällt, während *„früher“* der Mann entschieden hat. Außerdem ist er – ähnlich wie eine zuvor genannte Probandin – der Ansicht, dass die Frauen *„mehr von der Werbung beeinflusst“* werden. Eine *„schick*(e) *und gestylt*(e)*“* Hausfrau, die *„dank der beworbenen Dinge … Beruf und Haushalt spielend“* schafft, beschreibt der ältere Proband als eines der von ihm in der Werbung wahrgenommenen Bilder der Frau. Das zweite Bild verknüpft seiner Meinung nach die Darstellung und die Argumente der Werbung, nachdem *„die Frau eine ‚gute‘ Frau oder Mutter ist“*, wenn sie „Materielles“ – beworbene Produkte – *„kauft, bringt oder schenkt“*.

Aus den Stellungnahmen der Probandinnen und Probanden geht hervor, dass die Hausarbeit mit Hilfe technischer Geräte nur physisch leichter geworden ist, die Berufstätigkeit und neue administrative Aufgaben die Frauen jedoch unter Zeitdruck setzen und zu psychischen Belastungen führen können.[1121] Die Frage, ob die Hausarbeit mit dem Einsatz technischer Hilfsmittel leichter zu erledigen ist, kann daher nur im Hinblick auf physische Erleichterungen beantwortet werden. Nur die erhöhte Mithilfe der Partner könnte zur Entlastung der Frauen beitragen.

[1121] Im Gespräch mit einer Internistin erzählte sie mir von den Erfahrungen aus ihrer Praxis: Das sogenannte Multitasking – mehrere Hausarbeiten mit Hilfe technischer Geräte in kurzer Zeit gleichzeitig zu erledigen – belastet die Frauen oft unbewusst; diese Arbeitsweise kann bzw. führt bei manchen berufstätigen Frauen zu Herzrhythmusstörungen.

11 RESÜMEE

Der fundamentalen Forschungsfrage dieser Arbeit, ob die Hausarbeit seit Ende des Zweiten Weltkrieges durch den Einsatz technischer Geräte leichter geworden ist, stimmen die in dieser Arbeit zitierten Probandinnen und Probanden nur bedingt zu. Die **Hausarbeit** wird zwar ihren Aussagen zufolge durch den Einsatz technischer Geräte – primär der Waschmaschine – als **physisch erleichtert** wahrgenommen, sie ist jedoch auf Grund der seit den 1960er Jahren steigenden Berufstätigkeit der (Haus-)Frauen ***„anders geworden“*** bzw. führte zu ihrer ***„Doppelbelastung“***. Der wachsenden Berufstätigkeit lagen bzw. liegen in erster Linie wirtschaftliche Motive zu Grunde, die gerechtere Schul- und Berufsausbildung ermöglicht(e) den Frauen in männerdominierte Berufszweige einzudringen und die tradierten Rollenbilder öffentlich und privat zu hinterfragen. Diese gesellschaftlichen Veränderungen gleichen Gliedern, die sich untrennbar zu einer Kette verbinden und erfordern eine übergreifende Betrachtungsweise.

Zur Beurteilung der Effizienz gesellschaftlicher, sozialer und wirtschaftlicher Wandlungen stellt das praktische Erleben dieser Veränderungen ein entscheidendes Kriterium dar. Die Berichte zum Schreibaufruf *„Hausarbeit“* bieten sich daher als authentische Quellen an. In diesen biografischen Texten beschreiben die Schreibpartnerinnen – wenn auch subjektiv geprägt und in retrospektiver Sicht – ihren Alltag, die für ihre Haushaltsführung vorgegebenen Bedingungen und das von ihnen erlebte Rollenbild. Obwohl die Mehrzahl der Probandinnen einer im Hinblick auf die Geburtsjahrgänge vergleichbaren Generation angehört und sich in den Notzeiten mit ähnlichen Problemen auseinandersetzen musste, erlebten und bewältigten diese Frauen den Alltag individuell. Jene für die Frauen emotional signifikanten Erfahrungen und Ereignisse ihrer Alltagsbiografie stehen im Fokus der Berichte. Ob die Schreibpartnerinnen Erinnerungen bewusst oder unbewusst ausgelassen haben, bleibt wie in allen biografischen Texten, offen. Die Thematik *„Hamstern“* beispielsweise scheint nicht in allen Berichten auf, was aber auch daran liegen kann, dass die betreffenden Autorinnen sich davon distanziert haben. Jene Autorinnen, die diese Tätigkeit beschreiben, stellen *„Hamsterfahrten“* als notwendige Strategie im Kampf *„ums Überleben“* dar und rechtfertigen mit diesem Argument die Nichtbeachtung moralischer Grundsätze. Die in der Privatsphäre stattfindende Hausarbeit trat mit

diesem *„durchaus verständliche*[n] *und verzeihliche*[n] *Tun“* und dem langen Anstellen vor Geschäften um Lebensmittel in die Öffentlichkeit.

Die **körperliche Erleichterung und teilweise Zeitersparnis** durch die Technisierung sowie die Verwendung von **Fertigprodukten** erleichtern nach Ansicht der Schreibpartnerinnen die Hausarbeit. Sie weisen jedoch gleichzeitig darauf hin, dass die **Berufstätigkeit** der Frauen die Arbeit *„verdoppelt“* und von einer Haupt- zur Nebenbeschäftigung, die in wesentlich kürzerer Zeit und in einem oft von den Institutionen vorgegebenen Zeitrahmen erledigt werden muss, geworden ist. Familien- und Hausarbeit implizieren außerdem unvorhersehbare Ereignisse. Abgesehen von den gestiegenen hygienischen Ansprüchen hat sich das Aufgabengebiet der Frauen additional erweitert.[1122]

Folgende politische, gesellschaftliche und soziale Prozesse führten nach Ansicht der Schreibpartnerinnen zur **Veränderung des Aufgabengebietes** und des Lebensplans der Frauen: das **Wahlrecht der Frau,** die **Kriege**, die den beruflichen Einsatz der Frauen in Vertretung der Männer erforderten, und der gerechtere Zugang zur **Schul- und Berufsausbildung** für Mädchen und Frauen. Ergänzend erwähnten die Frauen die **steigenden Lebenskosten,** die **„Pille!“** sowie die **Gleichberechtigung der Frauen**, die zur Veränderung in der Lebensplanung der Frauen beitrugen.[1123]

Einer Weiterentwicklung von der patriarchalen zur **„partnerschaftlichen Beziehung“** verneint nur eine der Autorinnen. Die verbleibenden Schreibpartnerinnen stimmen der relativ durchgängigen positiven Entwicklung mit dem einschränkenden Hinweis auf die **Abhängigkeit** dieser Verbesserung von **der sozialen Schicht,** der Einsicht **des Partners** und der **kulturellen Zugehörigkeit** zu.

Die gesellschaftliche Sichtweise auf die „Nur-(Hausfrau)“ hat sich nach Feststellungen der am Schreibaufruf teilnehmenden Autorinnen verschlechtert. Während in den 1960er Jahren viele Frauen zum Familieneinkommen beitragen mussten und das Zuhause-Bleiben bei den Kindern als begehrenswert ansahen, ist für die Mehrzahl der Frauen in den folgenden Jahrzehnten eine **Berufstätigkeit zur Selbstverständlichkeit** geworden. Vorrangig war die berufliche Arbeit der Frauen noch immer an die Schaffung

[1122] Nicht zu vernachlässigen ist mittlerweile jenes zeitliche Pensum, das für die Reparatur und die Instandhaltung aller im Haushalt befindlichen technischen Geräte periodisch in Anschlag gebracht werden muss.

[1123] Eine essentielle Grundlage für die Gleichberechtigung der Frauen – die Familienrechtsreform – haben die Schreibpartnerinnen nicht erwähnt.

materiellen Wohlstandes bzw. die Deckung der gestiegenen Kosten gebunden. Die verbesserte Bildung ermöglichte den Frauen nicht nur – wie bis in die 1970er Jahre – mit wenig Prestige behaftete Berufe zu ergreifen.

Wenig Resonanz findet die Frage zum **Bild der Hausfrau in den Medien** bei den Schreibpartnerinnen. Die Ansichten rangieren zwischen der Ablehnung des gesamten Werbespektrums, der Fernsehwerbung und der Werbung als Information zur freien Entscheidung bei der Anschaffung bzw. beim Einkauf von Waren. Übereinstimmend finden die Autorinnen die an Hausfrauen gerichteten **Argumente der Werbung**: Sie versprechen den Frauen durch den Einsatz bestimmter Produkte **Zeit und Kraft zu sparen** und damit **Lebensqualität** zu gewinnen. Die zweite Botschaft richtet sich an das Gewissen der Frauen, ihren Familienmitgliedern gesundheitsfördernde Produkte nicht vorzuenthalten.

Dieser komprimierten Zusammenfassung der Feststellungen der Schreibpartnerinnen stehen die Antworten zu den Forschungsfragen der anonymen Teilnehmerinnen und Teilnehmern gegenüber, die über den Schreibaufruf nicht informiert waren. Sie beantworteten wenige Fragen nur mit einem spontanen „Ja“, zumeist gestalteten sie ihre Antworten umfangreicher.

Hinsichtlich der These der **Erleichterung der physischen Hausarbeit** durch den Einsatz technischer Geräte besteht für die Teilnehmerinnen und Teilnehmern – bis auf eine Frau – kein Zweifel. Übereinstimmend mit den Schreibpartnerinnen ergänzen sie ihre Antwort mit den Hinweisen auf die gestiegenen Ansprüche und die kürzere für die Hausarbeit zur Verfügung stehende Zeit, wodurch die Haushaltsführung **gesellschaftlich** und in technischer Hinsicht **anspruchsvoller** geworden ist.

Die **Berufstätigkeit** der Frauen stellt für die Adressatinnen und Adressaten der Fragebögen die beachtenswerteste gesellschaftliche Veränderung dar, die jedoch zu ihrer ***„Doppel-, Dreifach- oder Mehrfachbelastung“*** führte. Neben der ebenso von den Schreibpartnerinnen angeführten besseren Ausbildung der Mädchen und Frauen führen die Probandinnen weitere gesellschaftliche, soziale und wirtschaftliche Aspekte an: die Verkürzung der beruflichen Arbeitszeit, die Möglichkeit der Teilzeitarbeit, die außerhäusliche Kinder- und Altenbetreuung, neue gesetzliche Bestimmungen, die Infragestellung der Rollenbilder im Zuge der Frauenbewegungen und die geringere Kinderzahl in den Familien bzw. Lebensgemeinschaften. Den Krieg sehen die Probandinnen zwar nicht *„als Vater aller Dinge“*, jedoch als einen Faktor, der die

Biografie der Frauen auf Grund der zur Aufrechterhaltung der Infrastruktur erzwungenen Berufstätigkeit während des Krieges nachhaltig beeinflusste.

Eine Probandin sieht *„größtenteils“* keine Weiterentwicklung von der patriarchalen zur partnerschaftlichen Beziehung in der Familie im Gegensatz zu den anderen Teilnehmerinnen, welche die Verbesserung des Umgangs der Partner in den Familien bestätigen. Sie weisen aber gleichzeitig darauf hin, dass die positive Entwicklung noch nicht abgeschlossen und vom sozialen und kulturellen Status abhängig ist. Als *„Vorreiter mit mehr oder weniger Erfolg“* für diesen Wandel bezeichnet sich bzw. ihre Generation eine dem Geburtsjahrgang 1937 angehörige Probandin und für eine 1946 Geborene hat sich die positive Tendenz *„in der Generation ab 1945“* entwickelt. Beigetragen zur Gleichstellung der Frauen haben die **Familienrechtsreformen der 1970er Jahre** und politische Initiativen wie z. B. „Halbe, Halbe“.

Die Stellungnahmen der Probandinnen zu den gesellschaftlichen **Sichtweisen auf die „Nur-Hausfrau“ und die berufstätige Hausfrau** stimmen vielfach mit den Meinungen der Schreibpartnerinnen überein. Für beide Gruppen stehen die **Abwertung der „Nur-Hausfrau“** und die **Aufwertung der berufstätigen Hausfrau** fest; während die Schreibpartnerinnen die Berufstätigkeit der (Haus-)Frauen als *„Selbstverständlichkeit“* bezeichnen, ist sie für die Adressatinnen der Fragebögen *„zur Norm“* geworden. Beide Personenkreise verweisen kritisch auf die Charakterisierung der Frau als „Nur-Hausfrau“ oder „Rabenmutter“, die in periodisch stattfindenden gesellschaftlich und politisch motivierten Diskussionen in den Medien aufscheinen. Ebenso gleichen sich die Ansichten der Adressatinnen mit den Schreibpartnerinnen über die Bedeutung der beruflichen Tätigkeit als Weg zur **Eigenständigkeit und Selbstverwirklichung.** Wenn auch viele Frauen berufstätig sind, um zum Familieneinkommen beizutragen, wird ihr Selbstbewusstsein durch die Entlohnung im Beruf im Gegensatz zur nicht monetär bewerteten Hausarbeit gestärkt.

Die mit den Fragebögen angesprochenen Adressatinnen beziehen sich primär auf die Fernsehwerbung und beurteilen das **Bild der Hausfrau in den Medien** als *„wenig realistisch“* bzw. ***„vielfach unrealistisch“***. Als für den Einkauf Verantwortliche richtet sich die Werbung in erster Linie an Frauen und präsentiert sie als **„Superfrau“** in ihrer dreifachen Rolle als Hausfrau, Mutter und Berufstätige. Diese **Doppel-** respektive **Dreifachbelastung** dient den Werbestrategen zur Anpreisung der Produkte mit dem **Aspekt der Arbeitserleichterung und Zeitersparnis**. Als einzige thematisiert eine der

Probandinnen die politisch und gesellschaftlich bedingten Diskussionen zur Berücksichtigung der **Frauenquote** bei der Besetzung gehobener Positionen in Wirtschaft, Kultur und Politik in den Medien.

Das Interesse sich mit dem Thema der „Hausarbeit“ und den damit verknüpften Veränderungen auseinanderzusetzten, war erwartungsgemäß bei den Männern gering, was sich auch an der geringen Zahl der Teilnehmer respektive ihrer Stellungnahmen abbildet. (Zwei Männer beantworteten alle, ein Mann nur die Fragen 2 und 3). Die **physische Erleichterung der Hausarbeit** steht auch für die an der Befragung teilnehmenden Probanden fest, ebenso der **Anstieg der** mit der Haushaltsführung und Kinderbetreuung verbundenen **Pflichten**. Zu den neuen Aufgaben zählt nach Ansicht eines 1936 Geborenen das technische Wissen über die Funktion und die Bedienung der Geräte. Interessant ist die Ansicht des 1947 geborenen Probanden, der die Lösung technischer Probleme – die eher Männern zugeschrieben wird – dem Aufgabengebiet der Frauen zuteilt.

Zu den prägenden **sozialen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Veränderungen** zählen beide Probanden die auf Grund *„zunehmender Bildung“* ermöglichte und steigende **Berufstätigkeit** der Frauen. Der Ältere verweist in seinen Antworten – wie einige Probandinnen – auf die **kriegsbedingten** wirtschaftlichen und gesellschaftlichen **Entwicklungen** hin, für den Jüngeren stehen neben der Berufstätigkeit die **Selbstständigkeit und Unabhängigkeit** der Frauen im Vordergrund.

Einer **positiven Entwicklung** zur Veränderung von der patriarchalischen zur **partnerschaftlichen Beziehung** stimmt nur der jüngere Proband zu. Die beiden Älteren sehen den Wandel diffiziler, für sie ist der Umschwung **abhängig** von den **Generationen** und dem Einfluss der **Sozialisation** der Individuen.

Nach Ansicht des 1936 geborenen Probanden hat sich die gesellschaftliche Sichtweise zur **„Nur-Hausfrau“** und der **berufstätigen Hausfrau** *„einschneidend“* geändert. Als Erleichterung für die berufstätige Hausfrau weist er auf die außerhäusliche Kinderbetreuung hin; die **Abwertung** der „Nur-Hausfrau“ begründet sich für ihn bereits in der Formulierung. Der 1947 geborene Adressat bezieht keine Stellung zur „Nur-Hausfrau“. Seiner Einschätzung zufolge werden den Frauen *„mehr Freiheiten“* zugestanden; sie streben neben der Haushaltsführung eine berufliche Karriere an. In Anerkennung ihrer Leistungen, allen Aufgaben gerecht zu werden, charakterisiert er die Frau als *„fast familiäre Managerin“*, einem aus einer eher männlichen Domäne

resultierenden Titel, den er daher – unbewusst oder bewusst – mit einem vorgestellten *„fast“* einschränkt.

Alle Erwachsenen sind mit Alltagshandlungen[1124] konfrontiert; sie laufen zumeist automatisch ohne intensive Beteiligung respektive bewusstem Vollzug ab. Die für die Haushaltsführung erforderlichen den Alltag strukturierenden Arbeiten nehmen zumeist nur jene, die diese Tätigkeiten organisieren respektive erledigen, wahr und dies sind noch immer fast ausschließlich Frauen. Ihre Aufgaben haben sich im Prinzip nicht verändert, verändert haben sich jedoch die Bedingungen und Modalitäten, wie sie dieselben erledigen. Die Haushaltsarbeit kann nur bedingt rationalisiert werden, da sie von den individuellen und materiellen Voraussetzungen in den Familien abhängig ist. Ebenso wie in der digitalisierten Außenwelt werden im familiären Alltag rasche Lösungen verlangt, für die Mütter bedeutet das, auf unerwartete Ereignisse und Bedürfnisse angemessen und zeitnah zu reagieren oder umzudisponieren. Die personenbezogene Familienarbeit ist zeitaufwändig und Zeit lässt sich nicht managen.

Eine der wichtigsten Voraussetzungen, um den Frauen die Familien- und Hausarbeit zu erleichtern, wäre daher die Mithilfe des Partners, die von der individuellen Einstellung der Lebenspartner abhängig ist. Gesetzlich festgeschrieben wurde die partnerschaftliche Hilfe in der im Jahr 1975 beschlossenen Familienrechtsreform, praktiziert wurde sie in einzelnen Familien – wie beispielsweise in der Gertrauds – schon in der Zeit vor 1975. Mit der steigenden Berufstätigkeit der Frau und der damit einhergehenden Doppelbelastung rückte die Thematik der Familien- und Hausarbeit in den Fokus gesellschaftlicher Diskussionen. Die doppelte Orientierung der Frau zwischen Beruf und Haushalt erfordert ein stetes Umstellen zwischen den je eigenen psychischen Anforderungen; diese Bedingungen können gesundheitsschädlichen Stress verursachen. Wissenschaftliche Studien beweisen, *„dass die Stresshormone bei erwerbstätigen Frauen mit Familie ansteigen, wenn sie von der Arbeit nach Hause kommen, bei Männern ist es umgekehrt: die Stresshormone sinken sofort ab.*“[1125]

Obwohl sich die Politik seit der gesetzlichen Festlegung der partnerschaftlichen Erledigung der Familien- und Hausarbeit immer wieder mit medialen Aktionen – wie z.

[1124] z. B. Handlungen aus dem Bereich der Körperpflege

[1125] Johansson, Tim: Von Zahlen und „Zahlinnen“: Herz-Kreislauf-Erkrankungen tatsächlich eine Männerkrankheit? In: Zahlenspiele in der Medizin. Eine kritische Analyse. Hg. Claudia Wild und Brigitte Piso. Wien, 2010, S. 212.

B. die von Frauenministerin Dohnal initiierte und von ihrer Nachfolgerin Konrad wieder aufgegriffene Kampagne „Halbe-Halbe“ – bemüht, dieses geänderte Rollenbild der Partner in der Praxis des Alltagslebens zu fördern, war bzw. ist die Beteiligung der Männer an der Haushalts- respektive Familienarbeit für die Frauen noch immer nicht zufriedenstellend.

Ein geschlechtsspezifischer Vergleich der alltäglichen Zeitverwendung von Frauen und Männern dokumentiert eine von der Bundesministerin für Frauen und Öffentlichen Dienst in Auftrag gegebene Studie über den *„zeitlichen Tagesablauf von Personen“.* [1126] Für diese Erhebung führten rund 8.000 Personen ab 10 Jahren freiwillig von Ende März 2008 bis April 2009 ein Tagebuch, indem sie Tätigkeiten, die länger als eine Viertelstunde in Anspruch nahmen, festhielten. Von den 9,7 Mrd. Stunden, die jährlich von den Forschungssubjekten für Hausarbeit, Kinderbetreuung, die Pflege von Kranken oder Gebrechlichen oder ehrenamtliche Mitarbeit erbracht werden, leisten Frauen zwei Drittel und Männer ein Drittel dieser Arbeit. Aus den erhobenen die geschlechtsspezifischen Unterschiede in der täglichen Zeitverwendung betreffenden Daten, geht hervor, dass zwar der *„der Anteil der Männer, die sich an der Hausarbeit beteiligen, gestiegen ist“*,[1127] aber den Großteil der Hausarbeit noch immer Frauen verrichten. Obwohl der Anteil der sich am Haushalt beteiligenden Männer seit Anfang der 1980er Jahre von nicht einmal 25 Prozent auf beinahe 75 Prozent gestiegen ist, stagniert der Zeitaufwand, den Männer für Haushaltsarbeiten aufbringen. Nach den statistischen Aufzeichnungen der Zeitverwendungserhebung 2008/09 wenden die Frauen durchschnittlich für Tätigkeiten im Haushalt täglich 4 Stunden 12 Minuten, Männer hingegen 2 Stunden 46 Minuten auf. [1128]

Ein traditionelles Rollenbild zeigt sich im Vergleich von nicht erwerbstätigen Vätern und nicht erwerbstätigen Müttern: Väter wenden durchschnittlich um mehr als 2 ¼ Stunden weniger für die Hausarbeit und 1 ½ Stunden weniger für die Betreuung der Kinder und Zeit für *„Soziale Kontakte“* [sic] auf als nicht erwerbstätige Mütter. In erwerbstätigen Paarhaushalten beträgt die Zeitdifferenz in den genannten

[1126] Zeitverwendung 2008/2009. Ein Überblick über geschlechtsspezifische Unterschiede. Endbericht der Bundesanstalt Statistik Österreich an die Bundesministerin für Frauen und Öffentlichen Dienst (GZ: BKA-F140.300/0003-II/1/2008) Wien, am 31.7.2009. Adaptierte Fassung, vom 27.10.2009, S. 15.
[1127] Ebd., S. 16.
[1128] Vgl. Ebd., S. 53.

Tätigkeitsbereichen zwischen Männern und Frauen rund 2 Stunden bzw. 57 Minuten.[1129]

Arbeiten, die in die Kategorie *„Aufräumen, reinigen“* fallen, scheinen noch immer primär zum Aufgabengebiet der Frauen zu zählen. Nahezu zwei Drittel der Frauen, jedoch nur ein Fünftel der Männer erledigen täglich die Hausarbeiten wie beispielsweise Staubsaugen oder Sanitärräume Putzen. Ebenso kümmern sich die Frauen vorwiegend um die Reinigung der Wäsche: 29 % der Frauen stehen rund 5 % der Männer gegenüber. Lediglich bei alleinlebenden Männern – die gezwungen sind, die Waschmaschine zu bedienen – erhöht sich der Beteiligungsgrad auf 12 %. Die Datenlage mag ein Beweis dafür sein, dass es nur am Willen der männlichen Individuen liegt, diesen Aufgabenbereich – der allerdings mehr Handgriffe erfordert als nur auf den Einschaltknopf zu drücken – zu übernehmen. [1130]

Keine Werte auf Grund einer zu geringen Fallzahl weist die Statistik für Männer in Bezug auf die Kategorie *„Handarbeiten“*, wozu beispielsweise Tätigkeiten wie nähen, stricken, flicken, stopfen und Knöpfe annähen zählen, auf. Diese Arbeiten werden *„erwartungsgemäß vorwiegend von Frauen ausgeführt“*, die dafür durchschnittlich eine Stunde und 25 Minuten aufwenden. [1131]

Als Domäne der Männer erweist sich die *„Pflege und Reparatur von Fahrzeugen“* soweit sie in Eigenregie ausgeführt werden, mit diesen Tätigkeiten beschäftigen sich fünf Prozent der Männer, aber nur ein Prozent der Frauen. [1132]

Die *„klassische Rollenverteilung“* zeigt sich weiterhin bei der Kinderbetreuung: die Männer widmen sich vorrangig dem Spielen mit den Kindern, während doppelt so viele Frauen wie Männer die Versorgung der Kinder übernehmen. Diese Tatsache bestätigen die erhobenen Daten: Durchschnittlich spielen 13 Prozent der Frauen und 10 Prozent der Männer mit den Kindern. [1133]

Diese statistischen Angaben beantworten nicht die Frage nach dem Ausmaß der Erleichterung der Hausarbeit durch den Einsatz technischer Hilfsmittel, sie sind als Ergänzung zu den subsumierten Erkenntnissen der Probandinnen und Probanden (Kapitel 10) gedacht. Die Erhebungen zu den geschlechtsspezifischen Unterschieden in

[1129] Vgl. Zeitverwendung 2008/2009, S. 17.
[1130] Vgl. Ebd., S. 59.
[1131] Vgl. Ebd., S. 59
[1132] Vgl. Ebd., S. 60.
[1133] Vgl. Ebd., S. 69.

der Zeitverwendung 2008/09 zeigen zwar eine deutliche Steigerungsrate bei mithelfenden Partnern bei der Hausarbeit, die jedoch noch immer nicht einmal die Hälfte des Zeitkontingents erreichen, das Frauen täglich in die Familien- und Haushaltstätigkeiten investieren.

Auf Grund der Bestimmungen des Familienrechtsgesetzes und politischer Aktivitäten wird die partnerschaftliche Verrichtung der Familien- und Hausarbeit immer wieder in den Fokus gesellschaftlicher Diskussionen gerückt; die Wirksamkeit dieser medialen Maßnahmen ist ohne ständiges innerfamiliäres Einfordern allerdings sehr limitiert. Für die auch generationsabhängige Entwicklung zur Entlastung der Frauen stellt eine geschlechtsneutrale Erziehung im Besonderen bei den Haushaltsarbeiten in den Familien bzw. Lebensgemeinschaften einen nicht unwesentlichen Faktor dar.

12 LITERATUR- UND QUELLENVERZEICHNIS

ADA LOVELACE DAY im Technischen Museum Wien. In: forum magazin technisches museum wien. Hg.: Technisches Museum Wien. Nr. 3/2015. Wien, 2015, S. 23.

ALLTAGSKULTUREN. Forschungen und Dokumentationen zu österreichischen Alltagen seit 1945. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 2004 in St. Pölten. Hg.: Olaf Bockhorn [u.a.] (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, N. S., Band 19), Wien, 2006.

ALLTAGSLEBEN BIOGRAFISCH ERFASSEN. Zur Konzeption lebensgeschichtlich orientierter Forschung. Hg.: Manfred Siefert, Sönke Friedreich. (=Kleine Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, Bd. 16), Dresden, 2009.

„ALS DAS LICHT KAM“ Erinnerungen an die Elektrifizierung. Hg. Viktoria Arnold (= „Damit es nicht verlorengeht …“, Bd. 11), Wien, Köln, Graz, 1986.

ALTFAHRT Margit-Wolfgang MADERTHANER-Michael WENUSCH: Wie Phönix aus der Asche – von den Trümmerjahren zum Wirtschaftsaufschwung. Wien in Bildern 1945-1965. Kleinausstellung des Wiener Stadt- und Landesarchiv in Zusammenarbeit mit dem Verein für Geschichte der Stadt Wien. Nachdruck von Veröffentlichungen des Wiener Stadt- und Landesarchivs Reihe B Ausstellungskataloge Heft 82. (= Wiener Geschichtsblätter, Beiheft 3/2010). Wien, 2010, S. 3-22.

AMANN Elisabeth: „Dieses bisschen Glück …“ Stationen einer rastlosen Kindheit und Jugend 1941-1955. (= „Damit es nicht verlorengeht …“, Bd. 61), Wien, Köln, Graz, 2009.

ANDERSCH Alfred: Winterspelt. Roman. Zürich 1974.

APA/beda: Jede zweite Forscherin ohne Kinder. In: Die Presse, Wien, 27.1.2016, S. 12.

APA/hl: Gleiche Leistung, schlechtere Noten. Junge Physiklehrer geben Mädchen schlechtere Noten. In: Die Presse, Wien, 13. Jänner 2016, S. 12.

ARBEITSPLATZ HAUSHALT. Zur Theorie und Ökologie der Hausarbeit. Hg.: Gerda Tornieporth. Berlin, 1988.

ASSION Peter: Arbeiterforschung. In: Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. Hg.: Rolf W. Brednich. 3. Überarbeitete und erweiterte Aufl. Berlin, 2001, S. 255-289.

ASSMANN Peter: Vorwort. In: Wie wir wohn(t)en. Alltagskultur seit 1945. Redaktion: Andrea Euler, Lektorat: Barbara Sinnig. Hg.: Land Oberösterreich, Oberösterreichische Landesmuseen. (Ausstellung 22. Mai – 26. Okt. 2005), (=Kataloge der Oberösterreichischen Landesmuseen N.S., Bd. 26),), Linz, 2005, S. 9 f.

BÄUERINNEN ERZÄHLEN. Vom Leben, Arbeiten, Kinderkriegen, Älterwerden. Hg. Rosa Scheuringer. (= „Damit es nicht verlorengeht…“, Bd. 60). Wien, Köln, Weimar, 2007.

BANDHAUER-SCHÖFFMANN Irene: Gedächtnis - Geschichten – Geschlecht. Erzählmuster und Selbststilisierungen von Frauen in lebensgeschichtlichen Interviews. In: Geschlecht – Klasse – Ethnizität. 28. Internationale Tagung der Historikerinnen und Historiker der Arbeiterinnen- und Arbeiterbewegung. Hg.: Gabriella Hauch. (= ITG-Tagungsbericht, Bd. 29), Wien, Zürich, 1993, S. 115-128.

BANDHAUER-SCHÖFFMANN Irene: Versorgen und Vergessen. Die Hungerjahre im Nachkriegs-Wien. In: Nach dem Krieg. Frauenleben und Geschlechterkonstruktionen in Europa nach dem Zweiten Weltkrieg. Hg.: Irene Bandhauer-Schöffmann, Claire Duchen. (= Forum Frauengeschichte, Bd. 23), Herbolzheim, 2000, S. 85-104.

BANDHAUER-SCHÖFFMANN Irene: Weibliche Wiederaufbauszenarien. In: Inventur 45/55. Österreich im ersten Jahrzehnt der Zweiten Republik. Hg. Wolfgang Kos, Georg Rigele. Wien, 1996, S. 201-231.

BANDHAUER-SCHÖFFMANN Irene, HORNUNG Ela: Trümmerfrauen – ein kurzes Heldinnenleben. Nachkriegsgesellschaft als Frauengesellschaft. In: Zur Politik des Weiblichen: Frauen, Macht und Ohnmacht. Beiträge zur Innenwelt und Außenwelt. Hg.: Graf, Andrea. Wien, 1990, S. 93-120.

BANDHAUER-SCHÖFFMANN Irene HORNUNG Ela: Vom „Dritten Reich“ zur Zweiten Republik. Frauen im Wien der Nachkriegszeit. In: Frauen in Österreich: Beiträge zu ihrer Situation im 19. und 20. Jahrhundert. Hg.: David F. Good, Margarete Grandner u. Mary Jo Maynes. Wien, Köln, Weimar, 1993, S. 225-246.

BAUER Klara: Hauswirtschaftslehre. Eine Einführung in moderne Haushalts- und Wirtschaftsführung. Wien, 1956.

BAUSINGER Hermann: Einleitung: Volkskunde im Wandel. In: Grundzüge der Volkskunde. Bausinger, Hermann, Utz Jeggle, Gottfried Korff, Martin Scharfe. 4. Aufl. Darmstadt, 1999, S. 1-15.

BAUSINGER Hermann: Erinnerung**.** In: Ein Aufklärer des Alltags. Der Kulturwissenschaftler Hermann Bausinger im Gespräch mit Wolfgang Kaschuba, Gudrun M. König, Dieter Langewiesche und Bernhard Tschofen. Mit einem Vorwort von Bernd Jürgen Warneken. Wien, Köln, Weimar, 2006, S. 173-180.

BAUSINGER Hermann: Volkskunde. Von der Altertumsforschung zur Kulturanalyse. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe 1971. (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts Tübingen. Sdbd.), Berlin, Darmstadt, Wien, 1987.

BECK- GERNSHEIM Elisabeth: Das halbierte Leben. Männerwelt Beruf, Frauenwelt Familie. Frankfurt am Main, 1980.

BECK- GERNSHEIM Elisabeth: Was kommt nach der Familie? Alte Leitbilder und neue Lebensformen. 3. Aufl. München, 2010.

BECKER-SCHMIDT Regina: Zur Erkundung von Frauengeschichte. Oral History, narrative Interviewsund themenzentrierte Gesprächsführung. In: Geschlecht – Klasse – Ethnizität. 28. Internationale Tagung der Historikerinnen und Historiker der Arbeiterinnen- und Arbeiterbewegung. Hg.: Gabriella Hauch. (= ITG-Tagungsbericht, Bd. 29), Wien, Zürich, 1993, S. 110-114.

BECKER-SCHMIDT Regina Beate, Gudrun-Alexi KNAPP, Beate SCHMIDT: Eines ist zuwenig, beides ist zuviel. Erfahrungen von Arbeiterfrauen zwischen Familie und Fabrik. 2. Aufl. Hg: Werner Fricke. (=Forschungsinstitut der Friedrich-Ebert-Stiftung. Reihe Arbeit, Sonderheft 2), Bonn, 1984.

BEITRÄGE DER AKTION „SCHREIBEN MACHT FREU(N)DE“. Einsendungen nach einem Schreibaufruf im Dezember 1996. Teil I: Wien/Umgebung. Wien, April 1997.

BEITRÄGE DER AKTION „SCHREIBEN MACHT FREU(N)DE“. Einsendungen nach einem Schreibaufruf im Dezember 1996. Teil II: Bundesländer. Wien, April 1997.

BERNOLD, Monika [u.a.]: Familie: Arbeitsplatz oder Ort des Glücks? Historische Schnitte ins Private. Wien, 1990.

BIFFL Gudrun: Die Arbeitswelt der Frauen in Österreich. In: Frauen in Österreich: Beiträge zu ihrer Situation im 19. und 20. Jahrhundert. Hg.: David F. Good, Margarete Grandner u. Mary Jo Maynes. Wien, Köln, Weimar, 1993, S. 120-145.

BIOGRAPHIEFORSCHUNG. Gesammelte Aufsätze der Tagung des Fränkischen Freilandmuseums am 12. und 13. Oktober 1990 hgg. Von Hermann Heidrich. (=Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilichtmuseums, Band 14), Bad Windsheim, 1991.

BIOGRAPHISCHE METHODEN IN DEN HUMANWISSENSCHAFTEN. Hg. Gerd Jüttemann und Hans Thomas. Weinheim, 1998.

BLAUMEISER Heinz, WAPPELSHAMMER Elisabeth: Sozialhistorische Altersforschung und Altenbildung – Das Modell Ottakring. In: „… und I sitz‘ jetzt allein“. Geschichte mit und von alten Menschen. Hg.: Helmut Konrad, Michael Mitterauer (=Kulturstudien, Bd. 9), Wien, Graz, Köln, 1987, S. 47-69.

BOBEK Susanne: Die Puppenstube für den Buben, ein Gewehr für das Mädchen. In: Kurier, Wien, 6. Dez. 2012, S.8.

BÖSZE Ilse Viktoria: „Ich schrieb und schrieb – Tausende von Seiten“. In: Kinder – Küche – Karriere. Acht Frauen erzählen. (= „Damit es nicht verlorengeht …“ Bd. 67), Wien, Köln, Weimar, 2013, S. 175-200.

BOLOGNESE-LEUCHTENMÜLLER Birgit: „Der Zwang zur Freiwilligkeit“ Zur Ideologisierung der „Frauenerwerbsfrage“ durch Politik, Wissenschaft und öffentliche Meinung. In: Frauen-Arbeitswelten. Zur historischen Genese gegenwärtiger Probleme. Hg.: Birgit Bolognese-Leuchtenmüller u. Michael Mitterauer. (=Beiträge zur Historischen Sozialkunde, Beiheft 3/1993). Wien, 1993, S. 169-190.

BOLOGNESE-LEUCHTENMÜLLER Birgit: Geschichte einer doppelten Verpflichtung. Mütter zwischen Erwerbstätigkeit, Familienökonomie und persönlichen Lebensvorstellungen. In: Produkt Muttertag. Zur rituellen Inszenierung eines Festtages. Begleitbuch zur Ausstellung: Produkt Muttertag. Zur rituellen Inszenierung eines Festtages. 6. April bis 4. Juni 2001. (= Kataloge d. Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. 78), Wien, 2001, S. 133-163.

BOLOGNESE-LEUCHTENMÜLLER Birgit: Vom Zusammenbruch zum Mythos der goldenen fünfziger Jahre. In: Frauen der ersten Stunde. MI Europaverlag GesmbH. Wien, München, Zürich, 1985, S. 220-233.

BOLOGNESE-LEUCHTENMÜLLER Birgit: Zwischen Anforderung, Anpassung und Alternativen – Überlegungen zur gegenwärtigen Rollenverteilung in der Familie. In: Das ewige Klischee. Zum Rollenbild und Selbstverständnis bei Männern und Frauen. Autorinnengruppe Uni Wien. (Autorinnen: Edith Specht [u.a.]). Wien, Graz, 1981, S. 132-154.

BOURDIEU Pierre: Die feinen Unterschiede. 8. Aufl. Frankfurt/Main, 1996.

BREUSS Susanne: Volkskundliche Familienforschung in Österreich. In: Volkskunde in Österreich. Bausteine zu Geschichte, Methoden und Themenfeldern einer Ethnologia Austriaca. Für den Fachverband herausgegeben von Olaf Bockhorn, Helmut Eberhart u. Dorothea JO. Peter. Innsbruck, 2011, S. 617-651.

BRIX Margarete: In: „Als das Licht kam“ Erinnerungen an die Elektrifizierung. Hg. Viktoria Arnold (= „Damit es nicht verlorengeht …“, Bd. 11), Wien, Köln, Graz, 1986, S. 251-254.

BRÖDNER Peter, Detlef KRÜGER, Bernd SENF: Der programmierte Kopf. Eine Sozialgeschichte der Datenverarbeitung. Berlin, 1982.

BRÜHL Ute: Warum Buben schlechtere Noten haben. Studie. Lehrer bewerten nicht nur das Können. In: Kurier, Wien 8. Jänner 2013, S. 19.

BÜHNE Österreichs Theater- und Kulturmagazin, Nr. 11, Wien, 1. November 2014, o. S.

BUONOMANO Dean: Brain Bugs. Die Denkfehler unseres Gehirns. Bern, 2012.

BZ WIENER BEZIRKSZEITUNG LIESING, Ausgabe 42, Wien, 15.10./16.10.2014.

CASPARS Markus: Werbung. Ein Schnellkurs. Köln, 2009.

CERMAK Ursula [u.a]: MiniMax. Zahlen Rechnen. Red.: Doris Rafetseder. Wien, 2015.

CICOUREL Aaron V.: Sprache in der sozialen Interaktion. München,1975.

COUNT Earl W.: Das Biogramm: anthropologische Studien. Frankfurt/Main 1970.

DABRINGER Claudia: Vergangenheit mit Zukunft. Biografiearbeit. In: DiePresse, Wien 21./22. Juni 2014, Beil. S. K9.

DAS EWIGE KLISCHEE. Zum Rollenbild und Selbstverständnis bei Männern und Frauen. Autorinnengruppe Uni Wien. (Autorinnen: Edith Specht u.a.). Wien, Köln, Graz, 1981.

DAS SW-PROJEKT. MÖBEL.ZEIT.FORMGEFÜHL. Redaktion Dr. Elfriede-Maria Faber. 16. November 2005 – 29. März 2006. (=Katalog Nr. 13 des Bezirksmuseums Josefstadt, Wien), Wien 2006, S. 16f.

DAS WERDEN SOZIALER EINSTELLUNGEN IN FAMILIE, SCHULE UND ANDEREN SOZIALFORMEN. Tagungsbericht der 22. Werktagung 1973. Hg. Univ.-Prof. Dr. Hans Asperger u. Univ.-Doz. Dr. Franz Haider. (=Veröffentlichung der Salzburger Internationalen pädagogischen Werktagungen, Bd. XXVIII), Wien, 1974.

DAUSIEN Bettina: Differenz und Selbst-Verortung – Die soziale Konstruktion von Geschlecht in Biographien als Forschungskonzept. In: Erkenntnis und Methode. Geschlechterforschung in Zeiten des Umbruchs. Hrsg.: Brigitte Aulenbacher u. Birgit Riegraf. (= Geschlecht & Gesellschaft, Band 43), Wiesbaden, 2009, S. 157-177.

DE BEAUVOIR Simone: Das andere Geschlecht: Eine Deutung der Frau. (Von Marianne Langewiesche gekürzte u. bearbeitete Sonderausgabe). 3. Aufl. Hamburg, 1960.

DEIST, Hilde u. Liselotte WARLIMONT: Die Methode der analytischen Arbeitsbewertung. In: Der Wert der Hausarbeit. Begriffslexikon und Arbeitsbewertungsverfahren. Hg. Kurt Landau. München 1990, S. 75-110.

DER PRIVATE HAUSHALT IM WISSENSCHAFTLICHEN DISKURS, Hg.: Sylvia Gräbe. (= Reihe Stiftung Der private Haushalt, Bd. 17), Frankfurt/Main, New York, 1993.

DER WERT DER HAUSARBEIT. Begriffslexikon und Arbeitsbewertungsverfahren, Hg.: Kurt Landau. München, 1990.

DIERKS Marianne: Karriere! – Kinder, Küche? Zur Reproduktionsarbeit in Familien mit qualifizierten berufsorientierten Müttern. Wiesbaden, 2005.

DÖRRER Berta. In: Bäuerinnen erzählen. Vom Leben, Arbeiten, Kinderkriegen, Älterwerden. (= Damit es nicht verlorengeht…, Bd. 60). Wien, Köln, Weimar, 2007, S. 177-203.

DUCHÊNE Iris: Technisierungsprozesse der Hausarbeit. Ihre Bedeutung für die Belastungsstruktur der Frau. (= Aktuelle Frauenforschung, Band 21), Pfaffenweiler, 1994.

DUDEN Bedeutungswörterbuch. Hgg. Wolfgang Müller. Bd. 10. 2. Aufl. Mannheim [u. a.], 1985.

DUSCHER Hedwig. In: Mägde. Lebenserinnerungen an die Dienstbotenzeit bei Bauern. Hg. Therese Weber (= „Damit es nicht verlorengeht …“, Bd. 5), Wien, Köln, Graz, 1991, S. 35-53.

EDERER Brigitte: Über die Vereinbarkeit von Beruf und Familie. In: Rahner Sven: Architekten der Arbeit. Positionen, Entwürfe, Kontroversen. Hamburg, 2014, S. 177-190.

EGERER Thomas: Zellen, die verbinden. In: Forschen & Entdecken. Informationen rund um Wissenschaft, Forschung und Innovationen in Wien, Heft 4/2011, Wien, 2011, S. 27.

EGGER Theresia. In: „Als lediges Kind geboren …“ Autobiographische Erzählungen, 1865-1945. (= Reihe „Damit es nicht verlorengeht …“, Bd. 53), Wien, Köln, Graz, 2008, S. 189-203.

EIN AUFKLÄRER DES ALLTAGS. Der Kulturwissenschaftler Hermann Bausinger im Gespräch mit Wolfgang Kaschuba, Gudrun M. König, Dieter Langewiesche und Bernhard Tschofen. Mit einem Vorwort von Bernd Jürgen Warneken. Wien, Köln, Weimar, 2006.

ELKA: Als die Informatik weiblich war. In: htu.info die Zeitung der Hochschülerinnen- und Hochschülerschaft an der TU Wien, Nr. 4/2013. Weihnachtsausgabe. Wien, 2013, S. 6f.

ERKENNTNIS UND METHODE. Geschlechterforschung in Zeiten des Umbruchs. Hrsg.: Brigitte Aulenbacher u. Birgit Riegraf. (= Geschlecht & Gesellschaft, Band 43). Wiesbaden, 2009.

EULER Andrea: „Alltagskultur seit 1945“. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde. (Gesamtserie, Bd. 109, H 2), Wien, 2006, S. 192-204.

FALSCHLEHNER Gerhard: Die digitale Generation. Jugendliche lesen anders. Wien, 2014.

FAMILIE IM 20. JAHRHUNDER. Traditionen, Probleme, Perspektiven. Hg.: Michael Mitterauer u. Norbert Ostermayr. (= Historische Sozialkunde, 9). Frankfurt/Main, Wien, 1997.

FASSLER Martina: Ohne uns geht nichts! 60 Jahre ÖGB Frauen. >Frauen haben Zukunft<. Hg.: ÖGB Frauenabteilung. Wien, 2005.

FASZINATION DES FAHRENS. (= Damit es nicht verlorengeht …, Bd. 50), Wien, Köln, Weimar, 2003.

FELT Ulrike, NOWOTNY Helga, Klaus TASCHWER: Wissenschaftsforschung. Eine Einführung. 2. Aufl. (= Campus Studium Bd. 1086). Frankfurt/Main, New York, 1995.

FEMININE FIFTIES. Museum PSK, Wien. Folder zur Ausstellung vom 13. April bis 22, Mai 2010.

FLOSSMANN Ursula: Frauenrechtsgeschichte. Ein Leitfaden für den Rechtsunterricht. 2. Aufl. (= Linzer Schriften zur Frauenforschung, Bd. 26), 2. Aufl., Linz, 2006.

FORSCHEN & ENTDECKEN. Informationen rund um Wissenschaft, Forschung und Innovationen in Wien, Heft 4/2011, Wien, 2011.

FORSCHEN & ENTDECKEN. Informationen rund um Wissenschaft, Forschung und Innovationen in Wien, Heft 01/2016, Wien, 2016.

FORUM MAGAZIN TECHNISCHES MUSEUM WIEN. Red. Barbara Hafok, Stephan Schulz. Hg.: Technisches Museum Wien. Nr. 3/2015. Wien, 2015.

FRAUEN DER ERSTEN STUNDE 1945-1955. MI Europaverlag GesmbH. Wien, München, Zürich, 1985.

FRAUENALLTAG – FRAUENFORSCHUNG: Beiträge zur 2. Tagung der Kommission Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Freiburg, 22. - 25.Mai 1986. Hg.: Arbeitsgruppe Volkskundliche Frauenforschung Freiburg. Anita Chmielewski-Hagius [u.a.] Frankfurt/Main [u.a.], 1988.

FRAUEN-ARBEITSWELTEN: Zur historischen Genese gegenwärtiger Probleme. Hg.: Birgit Bolognese-Leuchtenmüller u. Michael Mitterauer. (=Beiträge zur Historischen Sozialkunde, Beiheft 3/1993). Wien, 1993.

FRAUEN IN ÖSTERREICH: Beiträge zu ihrer Situation im 19. und 20. Jahrhundert. Hg.: David F. Good, Margarete Grandner u. Mary Jo Maynes. Wien, Köln, Weimar, 1993.

FRAU UND MUTTER. 48. Jahrgang, Erstes Novemberheft 1959. Wien.

GALLER Heinz P., OTT Notburga: Empirische Haushaltsforschung. Erhebungskonzepte und Analyseansätze angesichts neuer Lebensformen. Frankfurt/Main, New York, 1993.

GANTNER Antonia: Kein Witz: Kinderfreunde für Prinzessinnen-Verbot. Mädchen sollen „wilde Kerle“, Buben einmal Antihelden sein. In: Heute. Kein Morgen ohne Heute, Wien, 4. Februar 2013, S. 10.

GAUGELE Elke: Schurz und Schürze. Kleidung als Medium der Geschlechterkonstruktion. Köln, Weimar, Wien, 2002.

GEHRKE Martha Maria: Das praktische Frauenbuch. Ein moderner Ratgeber für Heim und Familie. Unter Mitarbeit von Gitta von Cetto u.a. Erstauflage unter dem Titel „Selbst ist die Frau“ München 1958 mit Genehmigung des Originalverlages den österreichischen Verhältnissen angepasst. Wien, 1965.

GENDER HOUSING geschlechtergerechtes bauen, wohnen, leben. Hrsg.: Christina Altenstraßer, Gabriella Hauch u. Hermann Kepplinger. (= Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung, Bd. 5), Innsbruck, 2007.

GERECHTE AUFGABENTEILUNG. In: Wien.at aktuell, Heft 11/2012, S. 11.

GERNDT Helge: Kulturwissenschaft im Zeitalter der Globalisierung. Volkskundliche Markierungen. (= Münchner Universitätsschriften Bd. 31), Münster, New York, München, Berlin, 2002.

GESCHICHTEN RUND UM DIE „STRASZE DER ERINNERUNG“. Hg.: Verein „Steine der Erinnerung an jüdische Opfer des Holocausts“, Elisabeth Ben David-Hindler. Wien, 2006.

GESCHLECHT – KLASSE – ETHNIZITÄT. 28. Internationale Tagung der Historikerinnen und Historiker der Arbeiterinnen- und Arbeiterbewegung. Hg.: Gabriella Hauch (= ITG-Tagungsbericht, Bd. 29), Wien, Zürich, 1993.

GIBUS-SALZER: Goldener Hausschatz. Ein praktischer Ratgeber für die Hausfrau. Zusammengestellt von einer Arbeitsgemeinschaft unter der Schluß-Redaktion von Frau Dr. Gibus-Salzer. Gmunden, Bad Ischl, 1949.

GLATZER Wolfgang: Die Technisierung der privaten Haushalte – ein fortschreitender sozialer Prozeß. In: Der private Haushalt im wissenschaftlichen Diskurs. Hg.: Gräbe, Sylvia. (= Reihe Stiftung Der private Haushalt, Bd. 17), Frankfurt/Main, New York, 1993, S. 281-301.

GLIEDNER-SIMON Adelheid, JANSEN Mechtild: Kinder, Küche und Karriere. Wie manage ich Familie und Beruf? (= Frauen, Gesellschaft, Kritik, Bd. 14), Paffenweiler, 1995.

GLOSSAR in „Als lediges Kind geboren …“ (= Reihe „Damit es nicht verlorengeht …“, Bd. 53). Wien, Köln, Graz, 2008, S. 299-321

GRANCY Alice: „Mehr muss nicht besser sein“. Interview. Frauen sollen die Zukunft stärker mitgestalten. Mobilität sollte kein Kriterium für eine Karriere in der Forschung sein, sagt Biochemikerin Renée Schroeder. Und sie plädiert für genderneutrale Quoten. In: Die Presse, Wien, 20. Dezember 2014, S. 37.

GREMEL Maria: Mit neun Jahren im Dienst. Mein Leben im Stübl und am Bauernhof 1900 – 1930, (= „Damit es nicht verlorengeht …“, Bd. 1), Wien, Köln, Graz, 1991.

GRUNDRISS DER VOLKSKUNDE. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. 3. Aufl. Hg.: Rolf W. Brednich. Berlin, 2001.

GRUNDZÜGE DER VOLKSKUNDE. Bausinger, Hermann, Utz Jeggle, Gottfried Korff, Martin Scharfe. 4. Aufl. Darmstadt, 1999.

GUGIG Erika: „Dass nichts in Vergessenheit gerät." Blitzlichter aus dem Leben von Erika Gugig. In: Geschichten rund um die „Straße der Erinnerung".. Hg.: Verein „Steine der Erinnerung an jüdische Opfer des Holocausts", Elisabeth Ben David-Hindler. Wien, 2006, S. 8-13.

HÄTTEN SIE'S GEWUSST? Stricknadeln im Hörsaal, In: Forschen und Entdecken. Informationen rund um Wissenschaft, Forschung und Innovationen in Wien, H. 01/2016. Wien, 2016, S. 30.

HAHN Georg, GÖTZ Angelica, MARCHER Brigitte, GÖTZ Friedrich: Kinder, Küche, Kleider. Historische Texte zur Mädchenerziehung. Wien, München, Zürich 1982.

HANNY Luise: „Schaut's euch das Weibsbild an!". In: Faszination des Fahrens. (= „Damit es nicht verlorengeht …", Bd. 50), Hg.: Kurt Bauer. Wien, Köln, Graz, 2003, S 120-125.

HANSLUWKA Harald: Die Wohnungsverhältnisse in Österreich. Herausgegeben von Prof. Dr. Hans Krasensky (= Die Wirtschaft geht jeden an, Heft 49). Wien, 1963.

HARRISON John: Bekenntnisse eines Physikalisten oder Was ist Synästhesie? In: Schaltstelle Gehirn: Denken, Erkennen, Handeln. Hg: Andreas Sentker, Franz Wigger. Heidelberg, 2009, S. 29-46.

HARTMANN Andreas, Die Anfänge der Volkskunde. In: Brednich**,** Rolf W. (Hg.): Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. 3. Aufl., Berlin, 2001, S. 9-30.

HEINRICH Walter: Der doppelte Markt. Die Überwindung des schwarzen Marktes. Kritik und Antikritik. Wien, 1947.

HELLER Agnes: Das Alltagsleben. Versuch einer Erklärung der individuellen Reproduktion. Hgg. von Hans Joas. (=edition Suhrkamp, 805), Frankfurt/Main, 1978.

HISTORISCHE ANTHROPOLOGIE. Kultur – Gesellschaft – Alltag. Hg. Egon Flaig, Jan Peters. Heft 2, 1997. Köln, Weimar, Wien, 1997.

HOFFMANN Ute: Computerfrauen. Welchen Anteil haben Frauen an Computergeschichte und –arbeit? München, 1987.

HORNUNG Ela, STURM Margit: Stadtleben. Alltag in Wien 1945 - 1955. In: Österreich 1945 – 1995. Gesellschaft, Politik, Kultur. Hg.: Sieder, Reinhard [u.a.] 2. Aufl. (= Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik, Bd 60. Wien, 1996, S. 54-67.

INGRISCH Doris: „Ich wollte meiner Mutter wirklich eine Freude machen …“ Impressionen und Reflexionen zu Interviews über den Muttertag. In: Produkt Muttertag, Zur rituellen Inszenierung eines Festtages. Begleitbuch zur Ausstellung: Produkt Muttertag. Zur rituellen Inszenierung eines Festtages. ÖMV Wien, 6. April bis 4. Juni 2001. (= Kataloge d. Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. 78), Wien, 2001, S. 111-131.

INVENTUR 45/55. Österreich im ersten Jahrzehnt der Zweiten Republik. Hg.: Wolfgang Kos, Georg Rigele. Wien, 1996.

„JA, WAS WISSEN DENN DIE GROSZEN …“ Arbeiterkindheit in Stadt und Land. Hg. Peter Gutschner. (= „Damit es nicht verlorengeht …“, Bd. 42), Wien, Köln, Graz, 1998.

JOHANSSON Tim: Von Zahlen und „Zahlinnen“: Herz-Kreislauf-Erkrankungen tatsächlich eine Männerkrankheit? In: Zahlenspiele in der Medizin. Eine kritische Analyse. Hg. Claudia Wild und Brigitte Piso. Wien, 2010, S. 205-219.

KALBSKOPF Edith: Ängste, Wünsche, Aberglauben. Vom Umgang mit dem Jahreswechsel. In: Prosit Neujahr. Zur Kultur der Jahreswende. Begleitband zur Ausstellung Der Stadt Marktredwitz und des Egerland-Museum. 17.12.1999 – 2.2.2000, hgg. von der Stadt Marktredwitz 1999, Marktredwitz, 1999, S. 113-119.

KATSCHNIG-FASCH Elisabeth: Frauenforschung in der Kulturwissenschaft – ein marginales Problem? In: Über Frauenleben, Männerwelt und Wissenschaft. Österreichische Texte zur Frauenforschung. Hg.: Beate Frakele, Elisabeth List, Gertrude Pauritsch. (= Österr. Texte zur Gesellschaftskritik, Bd. 29), Wien, 1987, S. 56-66.

KAUFMANN Jean-Claude: Schmutzige Wäsche. Ein ungewöhnlicher Blick auf gewöhnliche Paarbeziehungen. (Aus dem Französischen übersetzt von Andreas Gipper und Mechtild Rahner.) Konstanz, 2005.

KETTSCHAU Irmhild: Zur Theorie und gesellschaftlichen Bedeutung der Hausarbeit. In: Arbeitsplatz Haushalt. Zur Theorie und Ökologie der Hausarbeit. Hg.: Gerda Tornieporth. Berlin, 1988, S. 98-114.

KINDER – KÜCHE – KARRIERE. Acht Frauen erzählen. (= Damit es nicht verloren geht … Bd. 67), Wien, Köln, Weimar, 2013.

KINDER & CO. Magazin für Eltern und Kinder in Wien, Heft 04/2015. Wien, 2015.

KITTLER Gertraude: Hausarbeit. Zur Geschichte einer „Natur-Ressource“. München, 1980.

KLUGE Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 25., durchgesehene u. erweiterte Auflage. Berlin, 2011.

KLUGER Josefine. In „Als das Licht kam“. Erinnerungen an die Elektrifizierung. Hg. Viktoria Arnold (= „Damit es nicht verlorengeht …“, Bd. 11), Wien, Köln, Graz, 1986, S. 40-46.

KNACK Hartwig: Die Anfänge des >Deutschen Muttertages<. Zur Kooperation von Blumenhändlern und Volkserziehern. In: Produkt Muttertag. Zur rituellen Inszenierung eines Festtages. Begleitbuch zur Ausstellung: Produkt Muttertag. Zur rituellen Inszenierung eines Festtages. ÖMV Wien. 6. April bis 4. Juni 2001. (= Katalog d. Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. 78), Wien, 2001, S. 13-25.

KÖSTLIN Konrad: Der Alltag als Thema der Europäischen Ethnologie. In: Alltagskulturen Forschungen und Dokumentationen zu österreichischen Alltagen seit 1945. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 2004 in St. Pölten. Hg.: Olaf Bockhorn [u.a.] (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 19), Wien, 2006, S. 19-33.

KOTAL Dipl.-Arch.: Das Plattenbaumöbel – ein Industrieerzeugnis. In: Neues Wohnen. Verfasser Otto Niedermoser [u.a.], Idee u. Gestaltung Robert Stern. Wien, 1952, S. 142-146.

KRAUS Doris: Hausfrauen heute: Verzweifelt? Nein! Für immer? Nein! In: Die Presse am Sonntag, Wien, 11. November 2012, S. 36f.

KRAUS Doris: Warum Männer so gerne spielen. In: Die Presse am Sonntag, Wien, 11. November 2012, S. 33.

KRUG Elisabeth: „Ich liebte meine Schützlinge und meine Arbeit …“. In: Kinder – Küche – Karriere. Acht Frauen erzählen. (= Damit es nicht verlorengeht …, Bd. 67) Wien, Köln, Weimar, 2013, S. 201-226.

KURIER. FREIZEIT. MAG. Wien, Nr. 1199, 24.11.2012, S. 114.

KURIER. FREIZEIT. MAG. Wien, Nr. 1205, 5.1.2013, S. 19.

KUTSCH Thomas, Michael-Burkhard PIORKOWSKY, Manfred SCHÄTZKE: Einführung in die Haushaltswissenschaft. Haushaltsökonomie Haushaltssoziologie Haushaltstechnik. Stuttgart, 1997.

LERNER Gerda: Die Entstehung des Patriarchats. (Aus dem Englischen von Walmot Möller-Falkenberg, „The Creation of Patriarchy“). Frankfurt/Main, New York, 1991.

LERNER Gerda: Frauen finden ihre Vergangenheit. Grundlagen der Frauengeschichte. Frankfurt/Main, New York, 1995.

LICHTJAHRE: 100 Jahre Strom in Österreich, Katalog anlässlich der Ausstellung im Künstlerhaus Wien vom 2. Juni bis 31. August 1986. Wien, 1986.

LIEBE UND REIFUNG. Hg.: Universitätsprofessor Dr. Leopold Prohaska (=Veröffentlichung des Institutes für Vergleichende Erziehungswissenschaft Salzburg, Band XVI), Wien, 1963.

LIPP Carola: Geschlechterforschung – Frauenforschung. In: Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. Hg.: Rolf W. Brednich. 3. Aufl., Berlin, 2001, S. 329-361.

LUMETSBERGER Sandra: Die Mathematikerinnen der NASA. Rocket. Girls. In: Kurier, Wien, 12.10.2016, S. 22.

MA-KIRCHER Klaralinda, WINTER Karin: Emanzen, Ikonen und andere Frauen. (= Wiener Geschichtsblätter, Beiheft 2/2011), Wien, 2011, S. 3-21.

MÄGDE. Lebenserinnerungen an die Dienstbotenzeit bei Bauern. Hg. Therese Weber (= „Damit es nicht verlorengeht …“, Bd. 5), Wien, Köln, Graz, 1991.

MAIR Maria: „Als lediges Kind geboren.“ Autobiographische Erzählungen, 1865-1945. In: „Damit es nicht verlorengeht …, Bd. 53), Wien, Köln, Graz, S. 227-246.

MATTL Siegfried: Mother's Little Helper – ausgeträumt. In: Produkt Muttertag. Zur rituellen Inszenierung eines Festtages. Begleitbuch zur Ausstellung: Produkt Muttertag. Zur rituellen Inszenierung eines Festtages. ÖMV 6. April bis 4. Juni 2001. (= Katalog d. Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. 78), Wien, 2001, S. 105-109.

MAYREDER Rosa: Zur Kritik der Weiblichkeit. 3. Aufl. Jena, Leipzig, 1910.

MAYRING Philipp: Psychologie des Glücks. Stuttgart, Berlin, Köln, 1991.

MAYRING Philipp: Qualitative Inhaltsanalyse. Weinheim [u.a.], 2010.

METZ-GLÖCKEL Sigrid: Von der Technikdistanz zur Technikkompetenz. In: Metz-Glöckel, Sigrid, Elke Nyssen: Frauen leben Widersprüche. Zwischenbilanz der Frauenforschung. Weinheim, Basel, 1990, S. 139-194.

METZ-GLÖCKEL Sigrid, Elke NYSSEN: Frauen leben Widersprüche: Zwischenbilanz der Frauenforschung. Weinheim, Basel, 1990.

MEYER Sibylle, SCHULZE Eva: Technisiertes Familienleben. Ergebnisse einer Längsschnittuntersuchung 1950-1990. In: Blick zurück und nach vorn. Hg.: S. Meyer, E. Schulz. Berlin, 1993.

MISOTIC Ludmilla. In: „Als das Licht kam“ .Erinnerungen an die Elektrifizierung. Hg. Viktoria Arnold. (= „Damit es nicht verlorengeht …“, Bd. 11), Wien, Köln, Graz, 1986, S. 168-175.

MITTERAUER Michael: „Das moderne Kind hat zwei Kinderzimmer und acht Großeltern“ – Die Entwicklung in Europa. In: Familie im 20. Jahrhundert. Traditionen, Probleme, Perspektiven. Hg.: Michael Mitterauer u. Norbert Ostermayr. (= Historische Sozialkunde, 9), Frankfurt/Main, Wien, 1997, S. 13-51.

MITTERAUER Michael: Die Familie als historische Sozialform. In: Mitterauer, Michael, Sieder Reinhard: Vom Patriarchat zur Partnerschaft. Zum Strukturwandel der Familie. 4. Aufl., München, 1991, S. 21-45.

MITTERAUER Michael: Lebensgeschichten sammeln. Probleme um Aufbau und Auswertung einer Dokumentation zur popularen Autobiographik. In: Biographieforschung. Gesammelte Aufsätze der Tagung des Fränkischen Freilandmuseums am 12. und 13. Oktober 1990 hgg. von Hermann Heidrich. (=Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilichtmuseums, Bd. 14), Bad Windsheim, 1991, S. 17-35.

MITTERAUER Michael: Sozialgeschichte der Familie. Kulturvergleich und Entwicklungsperspektiven. (= Basistexte Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Bd. 1). Wien, 2009.

MITTERAUER Michael: Vorwort. In: Gremel Maria: Mit neun Jahren im Dienst. Mein Leben im Stübl und am Bauernhof 1900 – 1930 (= Reihe „Damit es nicht verloren geht …“, Bd. 1), Wien, Köln, Graz, 1991, S. 7-10.

MITTERAUER Michael, SIEDER Reinhard: Vom Patriarchat zur Partnerschaft. Zum Strukturwandel der Familie. 4. Aufl. München, 1991.

MÜLLER Günter: >Meine lieben Schriftensammler!< Über interaktive Sammelpraktiken der >Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen< in Wien. In: Alltagsleben biografisch erfassen. Zur Konzeption lebensgeschichtlich orientierter Forschung. Hg.: Manfred Siefert, Sönke Friedreich. (=Kleine Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, Bd. 16), Dresden, 2009, S. 93-108.

MÜLLER Günter: „Vielleicht hat es einen Sinn, dachte ich mir …“. Über Zugangsweisen zur popularen Autobiographik am Beispiel der „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ in Wien. In: Historische Anthropologie. Kultur – Gesellschaft – Alltag, Jg. 1997, H. 2, Köln, Weimar, Wien, 1997, S. 302-318.

MUSEUMSDORF NIEDERSULZ. Folder 2015.

NACH DEM KRIEG. Frauenleben und Geschlechterkonstruktionen in Europa nach dem Zweiten Weltkrieg. Hg.: Irene Bandhauer-Schöffmann, Claire Duchen. (= Forum Frauengeschichte, Bd. 23), Herbolzheim, 2000.

NATMESSNIG Elias: Hier kommt der Kohlenmann. In: Kurier, Wien, 8. Jänner 2012, S. 14.

NEBENBEI. Männer und der Haushalt. Motivation per Fleiß-O-Meter. In: Die Presse, Wien 15. November 2012, S. 11.

NEMSCHAK Franz: Österreichs Wirtschaft in den 60er und 70er Jahren. Rückschau und Ausblick. Hg: Österreichisches Institut für Wirtschaftsforschung. (= Vorträge und Aufsätze, Nr. 28), Wien, 1970.

NOWAK Rainer, PÖLL Regina: >Männer dürfen nicht Ernährer sein<. In: Die Presse am Sonntag, Wien, 8.5.2011, S. 6.

OBLASSER Theresia: „Das Köpfchen voll Licht und Farben …“ Eine Bergbauernkindheit. Bearbeitet v. Annelies Gorizhan u. Günter Müller. (= „Damit es nicht verlorengeht …“, Bd. 58), Wien, Köln, Graz, 2006.

ÖSTERREICH 1945 – 1995. Gesellschaft, Politik, Kultur. Hg.: Sieder, Reinhard [u.a.]. 2. Aufl. (= Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik, Bd. 60), Wien, 1996.

OSTNER, Ilona: Phantom Hausarbeit. In: Arbeitsplatz Haushalt. Zur Theorie und Ökologie der Hausarbeit. Hg. Gerda Tornieporth. Berlin, 1988.

PASSRUGGER Barbara: Steiler Hang. (= „Damit es nicht verlorengeht …“, Bd. 27), Wien, Köln, Graz, 1993.

PAUL Sigrid: Funktionen der Biographieforschung in der Ethnologie. In: Biographische Methoden in den Humanwissenschaften. Hg.: Gerd Jüttemann und Hans Thomas, Weinheim, 1998, S. 24-43.

PAYER Oskar, PAYER Peter: Überlegungen zur Gestaltung der ersten Montagebauwohnungen für die Gemeinde Wien. Wien, 1963.

PAYER Peter, PAYER Oskar: Praktische Wohnungskunde. Den Frauen gewidmet. Hg.: Institut für Wohnungs- und Haushaltsforschung. Wien, [ca. 1964].

PIORKOWSKY Michael B.: Haushaltsökonomie. In: Kutsch, Thomas, Michael-Burkhard Piorkowsky, Manfred Schätzke: Einführung in die Haushaltswissenschaft. Haushaltsökonomie Haushaltssoziologie Haushaltstechnik. Stuttgart, 1997, S. 13-183.

PODALEK Karin: Fitness ohne Studio. Im Alltag kann man ganz einfach etwas für die Figur tun. In: Kronenzeitung. Wien, 30.1.2010, Beilage Gesundheit Nr. 1040, S. 18.

PRODUKT MUTTERTAG. Zur rituellen Inszenierung eines Festtages. Begleitbuch zur Ausstellung: Produkt Muttertag. Zur rituellen Inszenierung eines Festtages. ÖMV Wien, 6. April bis 4. Juni 2001. (= Katalog d. Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. 78), Wien, 2001.

PROHASKA Christine. In: „Ja, was wissen denn die Großen …“ Arbeiterkindheit in Stadt und Land. Hg. Peter Gutschner. (= „Damit es nicht verlorengeht …“, Bd. 42), Wien, Köln, Graz, 1998, S. 319-344.

PROSIT NEUJAHR. Zur Kultur der Jahreswende. Begleitband zur Ausstellung Der Stadt Marktredwitz und des Egerland-Museum. 17.12.19999 – 2.2.2000, hgg. von der Stadt Marktredwitz, 1999.

PSYCHOANALYTISCHE DISKURSE. Über die Weiblichkeit von Freud bis heute. Hg.: Margarete Mitscherlich u. Christa Rohde-Dachser. Stuttgart, 1996.

RAHNER Sven: Architekten der Arbeit. Positionen, Entwürfe, Kontroversen. Hamburg, 2014.

ROHDE-DACHSER Christa: Unbewußte Phantasie und Mythenbildung in psychoanalytischen Theorien über die Differenz der Geschlechter. (1989). In: Psychoanalytische Diskurse über die Weiblichkeit von Freud bis heute. Hg.: Margarete Mitscherlich, Christa Rohde-Dachser. Stuttgart, 1996, S. 115-142.

ROSENBERG Alfons: Die Frau in der zukünftigen Gesellschaft. In: Liebe und Reifung. Hg.: Universitätsprofessor Dr. Leopold Prohaska (=Veröffentlichung des Institutes für Vergleichende Erziehungswissenschaft Salzburg, Bd. XVI), Wien, 1963, S.147-179.

ROSENBERGER Fritz: Töchter können mehr. In: Workshop „Töchter können mehr". Hg.: Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Sport. Wien, 1985, S. 2-4.

ROSENMAYR Leopold: Ist die moderne Familie eine „Problemfamilie"? (Versuch einer differenzierenden Strukturanalyse der gesellschaftlichen Lage der Gegenwartsfamilie und der Erlebniswelten ihrer Mitglieder). In: Das Werden sozialer Einstellungen in Familie, Schule und anderen Sozialformen. Hg.: Univ.-Prof. Dr. Hans Asperger, Univ.-Doz. Dr. Franz Haider. (=Veröffentlichung der Salzburger Internationalen pädagogischen Werktagungen: Tagungsbericht der 22. Werktagung 1973, Bd. XXVIII), Wien, 1974, S. 32-60.

SANDGRUBER Roman: Wohnen mit dem beginnenden Wirtschaftswunder. Ergebnisse der Konsumerhebungen aus Oberösterreich von 1950-1974. In: Wie wir wohn(t)en. Alltagskultur seit 1945. (Ausstellung 22. Mai – 26. Okt. 2005) Hg.: Oberösterreichisches Landesmuseum. Linz, 2005, S. 95-116.

SCHAFFENSFREUDE LEBENSFREUDE. Ausgewähltes lebens- und berufskundliches Lesegut für den Polytechnischen Lehrgang. Adolf Harwalik, Adolf März, Walther Pluhar, Erich Schratzer. Eisenstadt, 1966.

SCHAFFENSFREUDE LEBENSFREUDE. Ausgewähltes lebens- und berufskundliches Lesegut für den Polytechnischen Lehrgang. Adolf Harwalik, Adolf März, Walther Pluhar, Erich Schratzer. Eisenstadt, 1982.

SCHALTSTELLE GEHIRN: Denken, Erkennen, Handeln. Hg.: Andreas Sentker, Franz Wigger. Heidelberg, 2009.

SCHEUCH Ursula: Wir werden nicht als Mädchen geboren – wir werden dazu gemacht. Zur frühkindlichen Erziehung in unserer Gesellschaft. Originalausgabe 1977. (= Fischer TB: Die Frau in der Gesellschaft), Frankfurt/Main, 1992.

SCHLIMMGEN-EHMKE Katharina: Bemerkungen zur Anpassungsfähigkeit des Muttertages seit 1923. In: Frauenalltag – Frauenforschung: Beiträge zur 2. Tagung der Kommission Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Freiburg, 22.-25.Mai 1986. Hg.: Arbeitsgruppe Volkskundliche Frauenforschung Freiburg. Anita Chmielewski-Hagius [u.a.] Frankfurt/Main, [u.a.] 1988, S. 142-152.

SCHMIDLECHNER Karin Maria: Frauen in Österreich seit 1945. In: Über Frauenleben, Männerwelt und Wissenschaft. Österreichische Texte zur Frauenforschung. Hg.: Frakele, Beate, Elisabeth List, Gertrude Pauritsch. (= Österr. Texte zur Gesellschaftskritik, Bd. 29), Wien, 1987, S. 213-224.

SCHRENK Julia: Diskriminierung: „Im Werkunterricht sind Mädchen oft überfordert". In: Kurier, Wien, 12. Dez. 2012.

SCHUSTER Maria: Arbeit gab's das ganze Jahr. Vom Leben auf einem Lungauer Bergbauernhof. (= „Damit es nicht verlorengeht …", Bd. 49), Wien, Köln, Graz, 2001.

SCHWAAR Mare: Stromzeiten. In: Lichtjahre: 100 Jahre Strom in Österreich. Katalog anlässlich der Ausstellung im Künstlerhaus Wien vom 2. Juni bis 31. August 1986. Wien, 1986, S. 177-211.

SILBERZAHN-JANDT Gudrun: Wasch-Maschine. Zum Wandel von Frauenarbeit im Haushalt. Marburg, 1991.

SKREIN-BUMBALLA Christian R.: Vom Linoleum zum Plastik. In: Wie wir wohn(t)en. Alltagskultur seit 1945. (Ausstellung 22. Mai – 26. Okt. 2005). Hg.: Oberösterreichisches Landesmuseum. Linz, 2005, S. 23-28.

SLOTERDIJK Peter: Literatur und Organisation von Lebenserfahrung. Autobiographien der Zwanziger Jahre. München, Wien, 1978.

SOPHIA [Sr. O.S.B.]: Vom Mädchen zur Frau. In: Liebe und Reifung. Hg.: Universitätsprofessor Dr. Leopold Prohaska (=Veröffentlichung des Institutes für Vergleichende Erziehungswissenschaft Salzburg, Bd. XVI), Wien, 1963, S. 101-124.

SPERL Paula. In: Mägde. Lebenserinnerungen an die Dienstbotenzeit bei Bauern. Hrsg. von Therese Weber. 3. Aufl. (= „Damit es nicht verlorengeht …", Bd. 5), Wien, Köln, Graz, 1991, S. 93-104.

SPIEGEL Erika: Neue Haushaltstypen. Einführung. Entstehungsbedingungen, Lebenssituation, Wohn- und Standortverhältnisse. Frankfurt/Main [u. a.], 1986.

SPIEGLER Almuth: Der Mythos der Qualität. In: Die Presse, Wien, 15.12.2013, S. 41.

STADLER Frieda: Für andere sorgen – ein Frauenberuf. In: Schaffensfreude Lebensfreude: ausgewähltes lebens- und berufskundliches Lesegut für den Polytechnischen Lehrgang. Adolf Harwalik, Adolf März, Walther Pluhar, Erich Schratzer. Eisenstadt, 1966, S56-58.

STEGER-MAUERHOFER Hildegard: HALBE/HALBE! Utopie Geschlechterdemokratie? Zur partnerschaftlichen Teilung der Versorgungsarbeit in Österreich. (Mit einem Vorwort von Sieglinde Rosenberger und einem Nachwort von Helene Klaar). Wien, 2007.

STEININGER Hermann: Alltagskultur-Forschungen in Niederösterreich. Forschungsgeschichtliche und thematische Schwerpunkte des Alltags nach 1945. In: Alltagskulturen. Forschungen und Dokumentationen zu österreichischen Alltagen seit 1945. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 2004 in St. Pölten. Hg.: Olaf Bockhorn [u.a.] (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, Neue Serie, Bd. 19), Wien, 2006, S. 113-129.

STEININGER Hermann: Volkskunde in Bewegung. Von alten Konzepten und Sammlungen zur Beobachtung des Alltags. Eine Skizze. In: Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien (MAGW), Bd. 142, Wien, 2012, S. 251-278.

STREISSLER Monika: Theorie des Haushalts. (=Grundwissen der Ökonomie), (= Uni-Taschenbücher, 369), Stuttgart, 1974.

TÄTIGKEITSBERICHT 1962 des ÖGB. 1963, Hg.: ÖGB. Wien, 1963.

TORNIEPORTH Gerda: Vorwort. In: Arbeitsplatz Haushalt. Zur Theorie und Ökologie der Hausarbeit. Hg.: Gerda Tornieporth. Berlin, 1988, S. 7-10.

TOTH Maria: Schwere Zeiten. Aus dem Leben einer Ziegelarbeiterin. (= „Damit es nicht verlorengeht …“, Bd. 22), Wien, Köln, Graz, 1992.

TRÖMEL-PLÖTZ Senta: Vatersprache, Mutterland. Beobachtungen zu Sprache und Politik. 2. überarbeitete Aufl., München, 1993.

TSCHAMMER-OSTEN Berndt: Haushaltswissenschaft. Einführung in die Betriebswirtschaftslehre des privaten Haushalts. (=Uni-TB, 869), Stuttgart, New York, 1979.

TSCHOFEN Bernhard: Vom Alltag. Schicksale des Selbstverständlichen in der Europäischen Ethnologie. In: Alltagskulturen Forschungen und Dokumentationen zu österreichischen Alltagen seit 1945. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 2004 in St. Pölten. Hg.: Olaf Bockhorn [u.a.] (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, Neue Serie Band 19). Wien, 2006, S. 91-102.

TYPISCH MÄDCHEN? TYPISCH BUB? Mit der ‚Education Box 2015‘ werden klassische Rollenbilder hinterfragt. In: Kinder & Co. Magazin für Eltern und Kinder in Wien. Heft 04/2015, Wien, 2015, S. 10.

ÜBER FRAUENLEBEN, MÄNNERWELT UND WISSENSCHAFT. Österreichische Texte zur Frauenforschung. Hg.: Frakele Beate, Elisabeth List, Gertrude Pauritsch. (= Österr. Texte zur Gesellschaftskritik, Bd. 29), Wien, 1987.

ULRICH Silvia: Die Bedeutung des Gleichheitsgrundsatzes für die rechtliche und faktische Gleichstellung von Frau und Mann in Österreich. In: Über Frauenleben, Männerwelt und Wissenschaft. Österreichische Texte zur Frauenforschung. Hg.:Beate Frakele, Elisabeth List, Gertrude Pauritsch. (= Österr. Texte zur Gesellschaftskritik, Bd. 29), Wien, 1987, S. 225-239.

„… UND I SITZ‘ JETZT ALLEIN“. Geschichte mit und von alten Menschen. Hg.: Helmut Konrad, Michael Mitterauer (=Kulturstudien, Bd. 9), Wien, Graz, Köln, 1987.

uni*vie* ALUMNI-MAGAZIN der Universität Wien, Nr. 01/12, Wien, Jänner – März, 2012, S. 20f.

VOLKSKUNDE IN ÖSTERREICH. Bausteine zu Geschichte, Methoden und Themenfeldern einer Ethnologia Austriaca. Für den Fachverband hgg. von Olaf Bockhorn, Helmut Eberhart u. Dorothea JO. Peter. Innsbruck, 2011.

VON SCHWEITZER Rosemarie: Einführung in die Wirtschaftslehre des privaten Haushalts. (=Uni-Taschenbücher 1595), Stuttgart, 1991.

WAGNER Eva: Technik für Frauen. Arbeitszusammenhang, Alltagserfahrungen und Perspektiven der Hausfrauen im Umgang mit technischen Artefakten. (= Technik- u. Wissenschaftsforschung, Band 13). München, 1991.

WAGNER Therese. In: „Als das Licht kam“ Erinnerung an die Elektrifizierung. Hg.: Viktoria Arnold (= „Damit es nicht verloren geht …“, Bd. 11), Wien, Köln, Graz, 1986 S. 183-187.

WASCHSALONS SIND WIEDER IM TREND. In: Österreich, Wien, 7. August 2015, S. 16.

WASS Barbara: Mein Glück, dass ich so klein war. In: Kinder – Küche – Karriere. Acht Frauen erzählen. (= Damit es nicht verlorengeht … Bd. 67), Wien, Köln, Weimar, 2013, S. 227-268.

WEIGL Andreas: Hinter den Kulissen des Wirtschaftswunders. Kommunale Wirtschaftspolitik im „goldenen Zeitalter“ 1953 bis 1973. In: Wiener Geschichtsblätter, Beiheft 1/2011. Wien, 2011, S. 3-21.

WEISS Margarete: Blitzlichter aus meiner Arbeit mit Kindern. In: Kinder – Küche – Karriere. Acht Frauen erzählen. (= Damit es nicht verlorengeht …, Bd. 67), Wien, Köln, Weimar, 2013, S. 269-317.

WIDAUER Maria. In: Bäuerinnen erzählen. Vom Leben, Arbeiten, Kinderkriegen, Älterwerden. Hg. Rosa Scheuringer. (= „Damit es nicht verlorengeht…“, Bd. 60). Wien, Köln, Weimar, 2007, S. 204-225.

WIE WIR WOHN(T)EN. Alltagskultur seit 1945. Redaktion: Andrea Euler, Lektorat: Barbara Sinnig. Hg.: Land Oberösterreich, Oberösterreichische Landesmuseen. (Ausstellung 22. Mai – 26. Okt. 2005). (=Kataloge der Oberösterreichischen Landesmuseen, N.S., Bd. 26), Linz, 2005.

WINROITHER Eva: Hausfrau: Der neue Traumberuf. In der Zukunft sehen sie sich mit Kindern und in der Küche: Laut einer aktuellen Studie ist der Beruf Hausfrau für junge Mädchen durchaus interessant. In: Die Presse, Wien, 29. Mai 2011, S. 33.

WOLFRAM Richard: Das Aufhängeverbot in den Zwölften. In: Blätter für Heimatkunde. Graz, 28. Jg., H1 u. H2. Graz, 1954, S. 49-58.

WONISCH Regina: Verbürgerlichung der Lebenskultur – Zur Ausstellung „Die Frau und ihre Wohnung“ (1950-1960). In: gender housing. geschlechtergerechtes bauen, wohnen, leben. Hrsg.: Christina Altenstraßer, Gabriella Hauch u. Hermann Kepplinger. (= Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung, Bd. 5), Innsbruck, 2007, S. 116-137.

WORKSHOP „TÖCHTER KÖNNEN MEHR“. Hg.: Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Sport. Wien, 1985.

WYSS Hedi Mädchenerziehung In: Schaffensfreude Lebensfreude: Ausgewähltes lebens- und berufskundliches Lesegut für den Polytechnischen Lehrgang. Adolf Harwalik, Adolf März, Walther Pluhar, Schratzer Erich. Eisenstadt, 1966, S. 64-65.

ZAHLENSPIELE IN DER MEDIZIN. Eine kritische Analyse. Hg. Claudia Wild und Brigitte Piso. Wien, 2010.

ZEITVERWENDUNG 2008/2009. Ein Überblick über geschlechtsspezifische Unterschiede. Endbericht der Bundesanstalt Statistik Österreich an die Bundesministerin für Frauen und Öffentlichen Dienst (GZ: BKA-F140.300/0003-II/1/2008) Wien, am 31.7.2009. Adaptierte Fassung, vom 27.10.2009.

ZIMMERMANN Ingelies: Wer’s glaubt, wird selig. Haus- und Sympathiemittel, Aberglaube, Orakel und alte Weisheiten, Liebeszauber, Amulette und Talismane, Lostage, Wetterregeln. Innsbruck, 2004.

ZUR POLITIK DES WEIBLICHEN. Frauen, Macht und Ohnmacht. Beiträge zur Innenwelt und Außenwelt. Hg.: Andrea Graf. Wien, 1990.

10 JAHRE WIENER TÖCHTERTAG. Lektorat Antonia Barboric. Red. Lale Agdari-Moghadam [u.a.] Wien, Mai 2011.

SONSTIGE QUELLEN:

1. BERICHTE ZUM SCHREIBAUFRUF „HAUSHALT“ und (soweit sie die Thematik der Hausarbeit und der Frauenthemen ansprechen) „ARBEIT IST DAS HALBE LEBEN“ im Jahr 2009 (Die Reihung der Autorinnen erfolgte zur besseren Übersicht alphabetisch):

Alice: Eine Geschichte der Hausarbeit seit 1945.
Aloisia: Mein Leben im eigenen Haushalt. Arbeit ist das halbe Leben.
Barbara: Mein Glück, dass ich so klein war.
Cäcilia: Hausarbeit in der Nachkriegszeit.
Elisabeth A.: Arbeit ist das halbe Leben. Mein Einstieg in einen harten Berufsalltag.
Elisabeth: Die Arbeit endete nie.
Erika A: Arbeit ist das halbe Leben.
Erika: Hausarbeit.

Eva, Mag.: Haushalt seine Abwicklung, Geräte, die Arbeitsaufteilung etwa ab 1950.
Gertrud: Der Bereich der häuslichen Arbeitswelt neben der beruflichen. Arbeit ist das halbe Leben.
Gertrud A.: Die Geschichte der Hausarbeit seit 1945.
Gertrude: Hausarbeit und anderes von 1958 – und ein bisschen vorher – bis ???? – immer noch!
Hanni: Hausarbeit im Wandel. Meine Zeit als Verkäuferin 1951-55.
Herta: Erfahrungsberichte über die Arbeiten im Haushalt. Ergänzungen.
Hertha: Lebensgeschichtliche Aufzeichnungen.
Ilse: Hausarbeit – Hausfrau. Arbeit ist das halbe Leben.
Ingelene: Geschichte der Hausarbeit.
Ingried: Geschichte der Hausarbeit seit 1945. Arbeit ist das halbe Leben.
Josefine: Beruf und Haushalt. 2. Bericht: Erinnerungen, Ereignisse, schöne, große, große, kleine und auch traurige, die ich als Mutter und (Nur)Hausfrau in 20 Jahren mit meinen Kindern erlebt habe.
Karin: Hausarbeit. 2. Bericht: Meine Hausarbeit.
Silvia: Alltagsgeschichten – wie es so war in den 50ern. 2. Bericht: Haushalt, Kinder und Beruf.
Stefanie-Eveline: Arbeitswelt einst und jetzt.
Traute: Bericht über meine Beziehung zum Haushalten im Wandel der Zeit (von 1952 bis 2000).
Wilhelmine: Etwas über die Hausarbeit.

2. QUELLEN AUS DEM ARCHIV der „DOKUMENTATION LEBENSGESCHICHTLICHER AUFZEICHNUNGEN“

A) Lebensgeschichten:

Krautschneider Paula: Mein Leben im Rückblick. Wien, 2009.
Mach, Luise: Damals und heute. Wien 1996.
Machovits, Hertha: Eine Familiengeschichte. Wien,
Moder, Josefine: Aufzeichnungen. Wien, 1994.
Planko, Maria: Abendwind. Graz, 1991.
Weninger, Hildegard: Lebenserinnerungen vor einigen Jahren für Urenkelin aufgeschrieben. Wien, 1994.
Eva Wohlmuth: Darstellung, Reflexion gesellschaftlichen Wandels über vier Generationen innerhalb der eigenen. Wien, 1997.

B) Beiträge zum Schreibaufruf: Vom Selbstversorger zum Endverbraucher und Lust und Last des Konsumierens:

Baier, Dr. Gertrud	Frank, Peter	Kollbach, Elisabeth
Blaha, Rosalia		
Dr. Bren, Herta	Ginner, Franz	Linshalm, Elisabeth
Doubek, Günther	Greller, Hermann	Matzlik, Ruth
Dudeschek, Ilse	Hafner, Brigitte	Mag. Novotny, Eva
El Seidy, Eleonora	Jakob, Lucia	Rappensberger, Hans
Farschtschian, Edith	Kellermann, Elfriede	Wörther, Lisl.

C) Beiträage zu „Alltagsgeschichtlichen Themen“:

Hafner Brigitte: Erinnerungen. 2015.
Hinner Wilhelmine: Noch einige Erinnerungen. 2005, Die Reinlichkeit. 2003.
Kindler Wilhelmine: Wie war Wien? – Bürger/innen schreiben Geschichte. 2005.
Öhler Hedwig: Kochen einst und jetzt. 2005.
Weiss Eveline: Vom heimatlosen Habenichtsen zu wirtschaftlichen Wohlstandsbürgern. Ohne Angaben.
Klein Eugen: Alltag der Hausfrau einst und jetzt. 2010.
Wallner Josef: Ein Mutterleben.

D) Texte, die ich von Frauen aus dem privaten Umfeld erhalten habe:

Emilie N.: Hausarbeit. Wien, 12.10.2010.
Ingrid N.: Ein Waschtag Anfang der fünfziger Jahre. Wien, 22.1.2011.
Margarete N.: Welt einer Frau in der Kriegs- und Nachkriegszeit. Wien, 29.11.2011.
Maria N.: Erinnerungen. 2010.
Martha N.: Leben. 3.2.2010.

E) Zitierte Teilnehmerinnen und Teilnehmer zum Schreibaufruf: „Schreiben macht Freu(n)de“ Teil 1:

Bren Hertha	Drösssler Barbara-Ilse	Gebauer Eleonore
Hudler Irene	Jeschek Hedwig	Liska Fritz
Mahler Sepp	Mayer Elly	Oblasser Theresia
Öhler Hedwig	Pribila Vilma	Rohringer Herta
Schmidt Berta	Weninger Hildegard	Zdrazil Walter
Teil 2:	Starker Johanna	

3. INTERNET

http://ma57.homeclients.at/app/.[Zugriff am 15.11.2012]

http://medienportal.univie.ac.at/uniview/professuren/detailansicht/artikel/brigitta-schm... [Zugriff am 10.6.2013], S. 4.

http://wien.museum.at/de/vermittlung/fuer-senioren/gesprächskreise-im-wien-museum.html [Zugriff am 23.5.2015]

http://wirtschaftsgeschichte.univie.ac.at/vereine/doku/entstehung/ [Zugriff am 03.05.2015], S. 1

http://wirtschaftsgeschichte.univie.ac.at/vereine/doku/entstehung/ Zugriff am 19.06.2016], o. S.

http://www.zimd.at/robinas-zoo [Zugriff am 13.5.2016]

www.bildarchivaustria.at

www.frauenstudienzirkel.net

www.freilichtmuseum.at/kindernachmittage [Zugriff am 6.9.2015}

www.museumsdorf.at. [Zugriff am 2.3.2014]

www.spiegel./de/reise/staedte/0,1518,755832,00.html. [Zugriff am 5.3.2012]

www.toechtertag.at

www.4waende-4haende.at

4. PRIVATARCHIV ILSE BACHER

PROSPEKTMATERIAL:

AEG AUSTRIA: Presse Informationen: Waschmaschine, Wien, 17.5.1967; sowie Koffer-Staubsauger, Wien, Februar 1968; P. R. Pressedienst: Geschirrspüler, Wien 15. 6. 1966.

BIPA Werbebroschüre Wien, September 2014, o. S.

INTERSPAR Wien: Katalog Spielzeug gültig vom 10.12.-24.12.2010, o .S.).

LIDL Werbeprospekt, Wien, KW47-1/2012-NF, S. 7.

LIDL Werbung, Wien, NF KW51-2/2014.

SCHLECKER: Das Kundenmagazin für alle! Nov./Dez. 2009, S. 57; Kronenzeitung, Wien, 7.11.2010, o. S.)

SPAR CLUB: Herbstkatalog „Feine Küche“, Wien, gültig von 29.9. bis 31.12.2009.

TCHIBO EDUSCHO Bestell-Magazin, Wien, November 2014.

13 BIOGRAMME

Die angegebenen Orte bzw. Bundesländer beziehen sich auf den jeweiligen zuletzt angegebenen Wohnort der Schreibpartnerinnen. Die Reihung der Autorinnen erfolgte zur besseren Übersicht alphabetisch.

Alice: Wien, Heirat 1954

Aloisia: geb. 1936; OÖ, Haushaltshilfe, Heirat, 3 Kinder

Barbara: geb. 1944, Sbg.; Kindergartenhelferin, Haushaltshilfe; Heirat 1965, 3 Kinder; Kunstgewerbeheimarbeit, Aushilfe in einem Lebensmittelgeschäft.

Cäcilia: Mag. OSTR: geb. 1934, Wien; Studium, Heirat.

Elisabeth A.: geb. 1931, in Wien seit 1947 (davor nach Enteignung der Familie Aufenthalt in einem Konzentrationslager als Angehörige der deutschen Minderheit in der Batschka); Haushaltshilfe, Heirat 1951, 2 Kinder.

Elisabeth, Dr.: geb. 1940; Stmk., Heirat 1964, 2 Kinder. Religionslehrerin, spätes Studium, Doktorat 1996, Lehrbeauftragte an den Universitäten Graz u. Innsbruck.

Emilie N.: geb. 1947 in Wien; Heirat 1967, 1 Tochter; kfm. Büroangestellte.

Erika A.: geb. 1925 in Wien; Besuch einer kaufmännischen Wirtschaftsschule (Handelsschule) Bürokraft, techn. Zeichnerin; Heirat 1946 und Geburt eines Sohnes; nach Scheitern der Ehe 1957 neuerliche Heirat, 1959 Geburt einer Tochter; 1963 Tod des 2. Mannes nach langer Krankheit, danach wieder Alleinerzieherin.

Erika: geb. 1932; Stattegg/Stmk.; Heirat 1954, 2 Töchter, 3 Söhne, einige Berufsjahre als Damenschneiderin, 1958 beruflicher Aufstieg des Mannes und damit Umzug nach Südtirol (jährliches Ansuchen um Aufenthaltsbewilligung und Arbeitsgenehmigung); 1970 Rückkehr nach Graz, um beruflich mehr Sicherheit zu haben und wegen Ausbildung der Kinder; Witwe seit 2001; eigene Wohnung im Haus eines Sohnes, Mithilfe im Haushalt des Sohnes.

Eva, Mag.: geb. 1944, Liezen, Linz, Gablitz; Lehrberuf, Heirat 1968, 1 Tochter, 9 Enkelkinder.

Gertrude: geb. 1934; Mistelbach, Betriebswirtschaftsstudium abgebrochen, Heirat 1958, Mann Bankangestellter; 3 Söhne, keine Berufstätigkeit „außer Haus“, Vervielfältigung von Theaterstücken, die ihre Mutter schrieb

Gertrud A.: geb. 1930; Heirat, 1 Sohn.

Gertrud, Dr.: geb. 1929, Baden; ab 1951 Mittelschulprofessorin, Heirat 1953, 7 Kinder; vor Geburt des 3. Kindes Anstellung einer Frau für die Kinder – „wie die Oma im Haus“ und Mithilfe im Haushalt;

Hanni: geb. 1926, Fulpmes; Hauptschule, 2 Jahre Haushaltungsschule, Verkäuferin von 1951-1955; mit 28 Studium zur Hebamme, erster Einsatz 1957; Heirat 1960, 1961 Geburt eines Sohnes.

Herta: geb. 1935 in Wien; Ausbildung zur Kindergärtnerin und Horterzieherin; Heirat 1957, Beruf des Ehepartners: Kellner; 1958 Geburt einer Tochter, ein halbes Karenzjahr in Anspruch genommen; dann wieder Berufstätigkeit im Hort, Mithilfe der Mutter; lange Dienstzeiten des Mannes führen zur Kündigung im Hort zu Gunsten des Familienlebens; 1968 Geburt eines Sohnes; Betreuung einer älteren Dame sowie später Pflege der Eltern und der Schwiegermutter.

Hertha: geb. 1928, Wien; Heirat, 3 Kinder; berufstätig, dann „Nur-Hausfrau".

Ilse: geb. 1929 in Wien; kaufmännische Angestellte, Schriftführerin beim Landesgericht Feldkirch; 1951 Heirat, 2 Söhne u. 2 Töchter, viermal umgezogen, 1971 Wiedereinstieg ins Berufsleben, Witwe seit 1998.

Ingelene: geb. 1924, Wien; Heirat, 6 Kinder.

Ingried: geb. 1933; 2 Töchter, 1 Sohn; I. stammt aus einer „Mittelstandsfamilie", 1945 aus Nordböhmen vertrieben. Großvater und Vater bauten später neuen Betrieb auf. I. besuchte Oberschule u. Kurs an einer Handelsschule. Berufstätigkeit in verschiedenen Betrieben. Eintritt in den väterlichen Betrieb. Heirat, nach der Geburt zweier Töchter keine berufliche Tätigkeit. Nach der „Übertragung" des väterlichen Geschäftes fallweise Mithilfe im Betrieb.

Josefine: geb. 1937; Fieberbrunn, Heirat 1957, 5 Kinder, 20 Jahre „Nur"-Hausfrau, danach wieder tätig als Verkäuferin u. Änderungsschneiderin bis zur Frühpension aus gesundheitlichen Gründen.

Karin: geb. 1941 in Wien, lebt allein in München, spätes Studium, gearbeitet in sozialen Berufen; häufige Übersiedlungen „durch in den Kriegswirren zerrüttete Familie".

Silvia, Dr.: geb. 1949 in Drtina, aufgewachsen in Knittelfeld, Mürzzuschlag, Studium in Wien (Kommunikationswissenschaft, Publizistik u. Kunstgeschichte), beruflich tätig in Werbe- u. Public-Relations-Agenturen. Neue Heimat in Großraming/OÖ gefunden, freie Journalistin, Mitarbeiterin bei Kulturprojekten.

Stefanie-Eveline: geb. 1951, Mürztal/Stmk; Hauptschullehrerin, Heirat, 1 Tochter, 1 Sohn; Witwe; diplomierte Schriftstellerin.

Traute: geb. 1942 in Kiel; mit 6 Jahren Übersiedlung nach Strasshof, Pflichtschule; Handelsschule, Maturaschule in Wien, Anstellung in einer Anwaltskanzlei, Studium an der Akademie für Angewandte Kunst; Heirat 1960, Geburt eines Sohnes; Zuverdienst als Mannequin, Kontakte zur Werbebranche, ab 1970 freischaffende Graphikerin, nach Ende der Berufslaufbahn 1990 künstlerisches Schaffen (Druckgraphik, Malerei); Initiatorin und Organisatorin des Tagebuchtages.

Wilhelmine: geb. 1923 in Wien; Besuch der Volks- und Hauptschule, Gewerbeschule, Kurse in Aktzeichnen, Malen, Englisch, Stenographie und Maschineschreiben; 1938 Berufstätigkeit – Firma Frixa; 1948 Heirat; 1952 Geburt eines Sohnes; seit 1985 Witwe; 1987 neue Partnerschaft, 1994 Tod des Lebensgefährten.

14 ANHANG

Schreibaufruf „Hausarbeit“

Der Bereich der Hausarbeit wird in seinen vielfältigen Anforderungen und seiner gesellschaftlichen Bedeutung oft unterschätzt. Wir möchten der häuslichen Arbeitswelt hier ausnahmsweise mehr Raum widmen als anderen.

Das traditionelle Aufgabengebiet der „Hausfrau“ umfasst anspruchsvolle Aspekte von Erziehungs- und „Beziehungsarbeit“ sowie vielerlei Versorgungs- und Pflegeleistungen, die den erwerbstätigen Partner entlasten sollen.

Nach Kriegs- und Krisenjahren folgten um die Mitte des 20. Jahrhunderts viele Frauen dem damals propagierten Leitbild und schieden aus dem aktiven Erwerbsleben aus. Etwa eine Generation später war dann bereits wieder die „Doppelbelastung“ der Frauen ein öffentliches Thema, und mittlerweile sind die „Nur-Hausfrauen“ eine nahezu verschwindende Minderheit oder allenfalls noch ein „Modell auf Zeit“.

Trotzdem bewältigen Frauen immer noch den allergrößten Teil der Hausarbeit. Ihr Arbeitsbereich präsentiert sich aber in vieler Hinsicht verändert, und auch das Bild der Frauen, die einen Haushalt „managen“, sowie deren persönliche Lebensperspektiven haben sich gewandelt.

Diese Veränderungen im Haushalt und in der Einstellung der Frauen zur Hausarbeit sind derzeit Thema einer Dissertation am Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien. Die Bearbeiterin des Themas, Ilse Bacher, erhofft sich, auf diesem Weg persönliche Erfahrungsberichte zu erhalten, in denen Frauen (oder auch Männer) über den Alltag der Haushaltsführung und den Stellenwert der Hausarbeit in ihren eigenen Familien erzählen. Besonders erwünscht wären Berichte, die einen längeren lebensgeschichtlichen Zeitraum umfassen und unter anderem **Antworten auf folgende Fragestellungen** enthalten:

Was alles fällt für Sie unter den Begriff der Hausarbeit und wer erledigt/e diese Aufgaben in Ihrem Haushalt? Denken Sie, so weit es Ihnen möglich ist, zurück an die Herausforderungen, denen Frauen vor 50, 60, 70 Jahren gegenüberstanden und vergleichen Sie diese mit den Erwartungen an eine „solide“ Haushaltsführung heute! Welche Arbeiten sind aufgrund technischer Neuerungen oder erweiterter Konsumangebote leichter oder überflüssig geworden (z. B. Herstellung und Konservierung von Lebensmitteln, Hygiene), welche Pflichten einer „guten“ Hausfrau und Mutter sind hinzugekommen oder in den Vordergrund getreten (Sorge um Wohnlichkeit, bestimmte Erziehungsaufgaben u. a.)? Denken Sie auch an die vielen kleinen, „unsichtbaren“ Tätigkeiten, die man als Frau so nebenher erledigt! Welche Arbeiten verrichten Sie lieber als andere? **Skizzieren Sie evtl. einen typischen Tagesablauf von einst und heute!**

Vielleicht können Sie noch nachvollziehen, **wann bei Ihnen einzelne Haushaltsgeräte** (z. B. Kühlschrank, Waschmaschine, Geschirrspüler) **angeschafft wurden** und wie diese den Hausfrauenalltag verändert haben. Gab es auch Neuanschaffungen, die Ihre Erwartungen nicht erfüllt und keinen Nutzen gebracht haben? **Existieren vielleicht noch Rechnungsbücher** oder andere Aufzeichnungen, die Einnahmen und Ausgaben Ihres Familienhaushalts über eine gewisse Zeit dokumentieren? **Oder Tagebücher**, in denen Sie das Aufwachsen Ihrer Kinder dokumentiert haben?

Haben Sie Ihre **Ernährungs- oder Konsumgewohnheiten im Lauf der Jahre** umgestellt? Welche persönlichen Erkenntnisse oder gesellschaftlichen Veränderungen haben dazu beigetragen? Möchten Sie sich für uns in die Zeit Ihrer ersten Haushaltsgründung zurückversetzen und einige Eindrücke festhalten? Woher hatten Sie damals Ihr Wissen über Haushaltsführung? Woher bezieht man/frau heute das nötige Wissen zur Führung eines „modernen“ Haushalts?

Wurden bzw. werden Ihre Leistungen für ein geordnetes Zuhause und für das Wohl Ihrer Angehörigen angemessen gewürdigt? Sehen Sie Ihre Arbeit im Haushalt eher als traditionelle **„Pflicht“ oder** als persönlichen **„Liebesdienst“** gegenüber ihren Angehörigen? Wie gestaltet/e sich bei Ihnen der Umgang mit Haushaltsgeld?

Wie sah bzw. sieht es mit der **Unterstützung durch andere Familienangehörige bei der Hausarbeit** aus? Hatten bzw. haben Sie (auch nur zeitweise) Hilfskräfte (z. B. fürs Putzen, als Kinderaufsicht) angestellt? Was geschah, wenn die Hausfrau einmal krank wurde oder gar eine persönliche „Auszeit“ nehmen wollte?

Haben Sie persönlich **Erfahrungen mit der „Doppel- bzw. Mehrfachbelastung“** gemacht? Wie kompliziert gestaltete sich die Rückkehr ins Erwerbsleben nach längerem Hausfrauen- und Mutterdasein, oder wie sehr vermissten sie umgekehrt währenddessen Ihren Beruf?